This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07596693 1

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Das

Damen-Regiment

an den

verſchiedenen Höfen Europas

in

den zwei letzt vergangenen Jahrhunderten.

Geſchildert

von

Theodor Grieſinger.

Band 2

Erſte Reihe.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1867.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243867
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Die großen franzöſiſchen Vorbilder

oder

Das Damenregiment am Hofe von Frankreich

unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.

Zweiter Band.

Viertes Buch:

Das Zwiſchenreich der Regentſchaft.

Viertes Buch:

Das Zwiſchenreich der Regentſchaft.

Erſtes Kapitel.

Der Amzug nach Paris.

Ludwig XIV. war alt und ſchwach geworden und ſeine Kräfte ſanken mit jedem Tage tiefer. Er magerte furchtbar ab und man ſah wohl, daß ſchon ein ſchwacher Windſtoß ihn umwerfen würde. Doch lag bis tief in den Sommer 1715 hinein keine beſtimmt ausgeſprochene Krankheit vor und ſomit wollten die Aerzte die Hoffnung noch immer nicht ganz aufgeben. Im Juli 1715 ſandten ſie ihn nach Marly hinaus, ob ihn die dortige Luft nicht vielleicht ſtärke; allein Frau von Maintenon überzeugte ſich bald, daß von einer Beſſerung nicht die Rede ſei und ſomit ordnete ſie am 10. Auguſt die Rückkehr nach Verſailles an. Dort angekommen fiel der Monarch in eine große Schwäche und wenn er ſich auch zeitweiſe wieder etwas erholte, ſo verging doch von jetzt an kein Tag mehr, an dem er nicht mehrere Ohnmachten gehabt hätte. Am 24. Auguſt legte er ſeinem Seelſorger Letellier die letzte Beichte ab und nach derſelben ertheilte ihm auf ſein Verlangen der Großalmoſenier, Kardinal von Rohan, die letzte Oelung. Am 26. Auguſt entdeckte man, daß das eine ſeiner mageren Beine brandig geworden ſei, und nun wußte man gewiß, daß er in ein paar Tagen ſterben müſſe. Auch er ſelbſt fühlte es und befahl,

seinen Urenkel und Erben, den nun fünfjährigen Dauphin Louis, den nachherigen Ludwig XV., vor ihn zu bringen.

Es war ein erhebender Anblick! In seinem prächtigen Schlafzimmer, dessen reiches Deckengemälde von Paul Veronese heute noch ein Gegenstand der Bewunderung ist, ruhte Ludwig XIV. in einem weiten Armsessel, die Augen vor Mattigkeit halb geschlossen, silberhaarig, ein todtmüder Greis, aber von Kopf bis zu Fuß ganz der Etikette gemäß angekleidet. Neben ihm, einen Arm auf den Lehnsessel stützend, stand Frau von Maintenon, eine Matrone von offenbar ebenfalls sehr hohem Alter, der man es aber doch nicht ansah, daß sie sogar drei Jahre mehr zählte, als der Greis an ihrer Seite, denn ihre Haltung war stramm aufrecht und ihr Auge blickte fest, als ob ihr Geist noch so frisch sei, wie zu den Zeiten ihrer Jugend. Jetzt öffneten sich die Thürflügel und, geführt von einer ebenfalls nicht mehr jungen, aber sehr würdevoll aussehenden und sehr reich gekleideten Dame, der Frau Herzogin von Ventadour, seiner Gouvernante, trat ein Knabe herein im Alter von kaum fünf Jahren, leicht in weißes Linnen gekleidet und von Gesichtsausdruck wie Statur weich, zart und lieblich. Dieser Knabe, der nachherige Ludwig XV., eilte auf den Greis im Lehnsessel zu und stellte sich hart vor ihm auf, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet, die Hände wie zum Gebet gefaltet. Nunmehr erhob sich der Greis, unterstützt von Frau von Maintenon, aus seiner ruhenden Stellung und seine Augen aufschlagend legte er seine Hände segnend auf das Haupt des Knaben. „Mein Kind," sagte er zu ihm, indem während dieser Rede wieder einiges Leben in seine schon halbtodten Züge kam; „mein Kind, Du wirst nun bald ein großer König sein, wie ich es war; aber ahme mir nicht nach in meiner Lust zum Krieg und meiner Vorliebe für Bauten. Halte Frieden mit allen Deinen Nachbarn, denn nur im Frieden erntet man die Segnungen des Friedens. Folge ohne Unterlaß guten Rathschlägen und erleichtere die Lasten, die ich dem Volke auferlegte. Vor Allem aber gib Gott, was Du ihm schuldig bist und erinnere Dich stets, daß Alles, was Dir wurde, von ihm herrührt." Also sprach Lud-

wig XIV. zu seinem fünfjährigen Nachfolger und wie er dieses gesprochen, winkte er, daß man den Knaben entferne; er selbst aber sank wie vernichtet in seinen Lehnstuhl zurück, denn selbst diese geringe und kurze Anstrengung war weit über seine Kräfte gegangen.

Von genanntem Tage an, dem 26. August, errichtete der Herzog von Guiche in aller Stille einen Staffetendienst zwischen Versailles und dem Palais Royal, und jede Stunde erhielt der Herzog von Orleans die genaueste Nachricht, wie es mit dem Könige stehe. Am Morgen des ersten September endlich, zwanzig Minuten nach acht Uhr, hauchte Ludwig XIV. seinen Geist aus und alsbald ließ der Herzog von Guiche die Garden ausrücken, um alle Aus- und Eingänge des Schlosses von Versailles zu besetzen. Ohne einen eigenhändig von ihm ausgestellten Erlaubnißschein durfte Niemand das Schloß verlassen und insbesondere richtete er sein Augenmerk auf die beiden Brüder, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse. Allein diese waren von dem Tode ihres Vaters allzu erschüttert, als daß sie sich von seinem Sterbebette hätten entfernen mögen, und selbst eine Mahnung der Frau von Maintenon an sie, sich zu ermannen, hatte, für den ersten Augenblick wenigstens, gar keine Wirkung. Um so thätiger erwies sich der Herzog von Orleans — so thätig, so umsichtig und so energisch, daß selbst seine bisherigen Feinde und Verächter ihm in dieser Beziehung den größten Beifall zollen mußten.

Um acht Uhr zwanzig Minuten war Ludwig XIV. gestorben und um halb zehn Uhr rückte schon der Marschall d'Estrées in Paris mit vier Regimentern aus, um alle Straßen, die zum Parlamentspalast führten, sowie den Hof jenes Palastes selbst militärisch zu besetzen. Um dieselbe Zeit erhielt jedes einzelne Parlamentsmitglied durch den Generalprokurator von Aguesseau eine Vorladung, sich so schnell als möglich im großen Sitzungssaale des Parlaments einzufinden, und die meisten, besonders diejenigen, welche schon vorher für den Herzog von Orleans gewonnen worden waren, leisteten augenblickliche Folge. Dem Kanzler Pontchartrain dagegen sowie noch einigen andern Räthen, von denen man wußte,

daß sie fest zu der Maintenonschen Partei hielten, stellte man Wachen vor die Thüre und ein Offizier erhielt den Auftrag, ihnen höflich zu erklären, daß sie besser daran thun würden, der heutigen Parlamentssitzung nicht anzuwohnen. Sie verstanden natürlich den Wink, der Angesichts der Wache auch gar nicht mißverstanden werden konnte, und die Folge hievon war, daß die diesmalige Versammlung des Parlaments fast aus lauter Parteigängern des Generalprokurators d'Aguesseau sowie des Generaladvokaten Joly de Fleury bestand.

Schon um zehn Uhr konnte die Versammlung eine vollzählige genannt werden und genau um dieselbe Stunde sprengte der Herzog von Orleans, gefolgt vom Marschall d'Estrées und verschiedenen andern Offizieren, vor den Palast. Eine Deputation des Parlaments unter Anführung des Raths von Fortia empfing ihn und führte ihn mit seiner Begleitung in den Saal ein; dort stellte er sich neben dem Thronsessel auf und hielt sofort eine längere Ansprache an die Versammlung, in welcher er ohne Weiteres verlangte, daß ihm vom Parlamente die Regentschaft übertragen werde. „Hiezu," rief er mit fester Stimme, „beruft mich meine Geburt und seit Hunderten von Jahren ist es in Frankreich nie anders gehalten worden. Das Gesetz also ist es, welches mich zum Regenten verlangt, und wiederum nur das Gesetz ist es, dem gemäß ich die Vormundschaft über den minderjährigen König beanspruche. So klar aber auch das Gesetz hierüber sich ausspricht, so möchte ich doch die Regentschaft nicht übernehmen, ohne daß diese hochansehnliche Versammlung sich zu meinen Gunsten ausgesprochen hätte; denn in Ihrer Corporation, meine Herren, verehre ich den höchsten Gerichtshof von Frankreich, und es war, wie ich nicht anstehe offen zu bekennen, von dem verstorbenen Könige, meinem Oheim, nicht gut gehandelt, daß er so oft die Ihnen schuldige Achtung auf die Seite setzte. Meine Herren, in Ihren Händen befindet sich ein Testament der verstorbenen Majestät, welches Sie jetzt zu eröffnen verpflichtet sind. Ich kenne seinen Inhalt nicht, allein es ist möglich, daß es Bestimmungen enthält, welche mit meinem Verlangen an Sie im Widerspruch stehen.

Trotzdem lege ich meine Ansprüche getrost in Ihre Hände, denn ich bin fest überzeugt, daß Sie einen Entscheid treffen werden, welcher den Gesetzen dieses Landes entspricht und sich nicht durch Willkürforderungen, selbst wenn sie vom Throne kämen, beirren lassen." In solcher Weise sprach der Herzog von Orleans zum versammelten Parlamente und sein Auge funkelte überaus stolz, als er bemerkte, daß seine Rede einen sichtlichen Eindruck gemacht habe. In diesem Augenblick jedoch überreichte ihm der Marschall d'Estrées, der ihm zunächst stand, einen Zettel, welchen soeben ein Eilbote des Herzogs von Guiche von Versailles gebracht hatte, und wie er den Zettel in aller Eile durchflog, wich plötzlich alles Leben von seinen Wangen. Der Herzog von Guiche schrieb ihm nehmlich, daß er es nicht gewagt habe, den Herzog von Maine, welcher eine Stunde nach Ludwigs XIV. Tod, aus seiner Lethargie erwachend, zu Pferde gestiegen sei, um nach Paris zu reiten, mit Gewalt zurückzuhalten, und daß also der genannte Herzog wahrscheinlich alsbald im Parlamente erscheinen werde, um ihm, dem Herzog von Orleans, Opposition zu machen. Das Erstere war auch richtig; denn eben jetzt riß der Portier die Thüre weit auf, um den Herzog von Maine einzulassen; die Befürchtung einer Opposition von Seiten des Herzogs erwies sich jedoch als unbegründet, indem sich derselbe still und ruhig an seinen Platz setzte, ohne während der ganzen Sitzung auch nur ein einziges Mal seinen Mund zu öffnen. Hatte er den Muth oder den Kopf verloren? Vielleicht Beides oder vielmehr er besaß von Beidem von jeher nicht allzu viel und zu einem energischen, selbständigen Handeln fehlte ihm ohnehin das Zeug. So kehrte denn das Roth auf die Wangen des Herzogs von Orleans zurück und er konnte sich sogar nicht enthalten, dem Bastardprinzen einen Blick der tiefsten Verachtung zuzusenden. „Ich an seiner Stelle," sagte er zu sich selbst, „würde ganz anders aufgetreten sein."

Doch was soll ich nun noch ein Langes und Breites von dieser Parlamentssitzung berichten? Fiel sie ja doch trotz ihrer Wichtigkeit kurz genug aus, indem man so recht eigentlich im Sturmschritt auf das Ziel losging! Gleich nehmlich nach dem

Eintritt des Herzogs von Maine setzte es der Generalprokurator, welchen seine Partei sozusagen durch Dick und Dünn unterstützte, durch, daß sofort das Testament Ludwigs XIV. verlesen wurde; aber es geschah dies absichtlich mit so leiser Stimme und zugleich in solch eiliger Weise, daß die Wenigsten den Wortlaut genau verstanden. Ja Viele besprachen sich während des Verlesens mehr oder minder laut mit einander, so daß man wohl sah, wie dieselben nichts davon verstehen wollten. Nachdem dies geschehen, stellte der Abbé Pucelle den Antrag, über die Forderung des Herzogs von Orleans, daß ihm als dem nächsten Agnaten und ersten Prinzen von Geblüt die Regentschaft sowohl als die Vormundschaft über den minderjährigen König übertragen werde, zu debattiren, denn wenn diese Vorfrage bejaht werde, so falle damit die Diskussion über das Testament und dessen Rechtsgiltigkeit von selbst weg.

„Keine Debatte! Abstimmen!" rief der Intendant von Gaumont und alsbald schrieen einige Dutzend Stimmen das Gleiche.

„Die Debatte ist eröffnet," erscholl's vom Präsidententische her; aber alsbald wiederholte sich das Geschrei: „Abstimmen! Abstimmen!" und zwar diesmal in noch viel entschiedenerer Weise.

So schritt man denn zur Abstimmung über die Frage, ob den Herzog von Orleans seine Geburt zum Regenten von Frankreich berechtige, und dieselbe wurde mit ungeheurer Stimmenmehrheit bejaht.

„Es lebe der Regent von Frankreich!" rief sofort der Präsident von Blamont, und „Er lebe hoch! Und noch einmal hoch! Und zum dritten Mal hoch!" brüllte die ganze Versammlung.

Die Begeisterung wollte gar kein Ende nehmen und Alles drängte sich herzu, um dem neuen Regenten seinen Glückwunsch darzubringen. Er aber schüttelte Jedem die Hand und versicherte ihn seiner allerhöchsten Gnade und Dankbarkeit. Endlich trennte man sich — der Herzog von Maine hatte gleich nach der Abstimmung in aller Stille den Saal verlassen — und wie nun der Regent langsam mit seinem glänzenden Cortége dem Palais Royal zuritt, da stieß er überall in den Straßen auf dichte Volksmassen,

welche ihm ein jubelndes Hurrah entgegenriefen. Wie ein Lauffeuer nehmlich hatte sich die Nachricht von der Ernennung des Herzogs von Orleans zum Regenten in der ganzen Stadt Paris verbreitet und warum hätten also die guten Leute nicht jubeln sollen, da man ja bei jedem Thronwechsel, er mag in der Welt stattfinden, wo er will, immer auf bessere Zeiten hofft?

An demselben Tag gegen Abend fand eine zweite Parlamentssitzung statt und abermals erschien der Herzog von Orleans in derselben. Nunmehr aber sprach er schon als Regent und verlangte von den versammelten Herren, daß sie ihm in einem besondern Edicte die ganze Königliche Gewalt über Frankreich und also namentlich auch die Gewalt über die Armee während der Dauer der Minderjährigkeit Ludwigs XV. zusprächen. Auch sahen die Herren vom Parlament die Richtigkeit dieser Forderung recht gut ein und zauderten deßhalb keinen Augenblick, ihm das verlangte Rescript auszustellen. Ja sie leisteten ihm sofort sämmtlich den Eid der Treue und dasselbe thaten noch am nehmlichen Abend alle höheren Offiziere sowie die Vornehmsten vom Adel zugleich mit der Municipalität von Paris. Nun erst wußte der Herzog, daß ihm die Zügel des Regiments nicht mehr aus der Hand gerissen werden könnten; nun erst fühlte er sich als factischen, wirklichen Regenten! Der Herzog von Maine dagegen — Er, der geliebte Bastardsohn, zu dessen alleinigen Gunsten Ludwig XIV. das Testament abgefaßt hatte — Er, der die Schweizertruppen und die Carabiniers als „Colonelgeneral" kommandirte und welcher zugleich Großmeister der gesammten Artillerie war — Er, dem folglich eine so bedeutende militärische Macht zu Gebot stand, daß, wenn er sich mit der Kraft eines Helden gerührt hätte, es sehr im Zweifel gestanden haben würde, ob der Herzog von Orleans nicht vollständig unterlegen wäre — Er war ein so großer Feind vom Kriegführen, daß er es vorzog, dem Regenten ebenfalls Handtreue abzulegen! Er that es, ohne das Schmachvolle seiner Handlungsweise zu fühlen; aber freilich — seine Gattin lag damals schon seit Wochen schwer am Fieber darnieder, denn sonst würde Alles wohl anders gekommen sein. Doch davon wird ein späteres Kapitel erzählen.

Wie urplötzlich und wie gründlich änderte sich nun die Physiognomie des Hofs in Versailles, zusammen mit der Physiognomie der gesammten Staatsmaschine! Vor Allem ging es an die Belohnung der Getreuen sowie an die Entfernung der Gefährlichsten unter den Feinden, und meistens ging Beides Hand in Hand. So wurde der bisherige Kanzler Pontchartrain, der Vertraute der Frau von Maintenon, sofort entlassen und seine Stelle erhielt der Generalprokurator von Aguesseau. So rückte der Generaladvokat Joly de Fleury in das bisherige Amt Aguesseau's ein und Herr von Fortia wurde Staatsrath. So avancirte der seitherige Polizeilieutenant, Marquis Mac-René d'Argenson, zum Großsiegelbewahrer und erhielt noch überdies die Intendantur des Hauses Orleans. So übertrug der Regent dem Marschall d'Estrées das Ministerium der Marine und dem Herzog von Noailles das Ministerium der Finanzen sowie zugleich das des königlichen Hauses. So wurde dem Kardinal von Noailles das ganze Kirchenwesen von Frankreich untergeordnet und das Präsidium in seinem Conseil erhielt der Abbé von Pucelle. So rückte der Marschall von Villars zum Kriegsminister vor und als seine rechte Hand und erster Referent fungirte der Herzog von Guiche nebst dem Staatsrath Le Blanc. So gab man dem Marschall d'Uxelles das Ministerium des Auswärtigen und die erste Stelle in seinem Rath erhielt der Abbé Dubois. Kurz also, der Regent wußte seine Freunde und alle die, welche ihm bei seinem Staatsstreich hilfreiche Hand geleistet hatten, wie sich's gebührte, zu belohnen, und die Freude unter ihnen war daher eine sehr große. Um so mehr Jammer, Angst und Wuth aber herrschte in dem Lager der Gegner und vor Allem in dem jener frommen Clique, welche seit so vielen Jahren am Hofe den Ton angegeben hatte. Die klügste Partie übrigens ergriff noch Frau von Maintenon; denn einer Verweisung vom Hofe zuvorkommend siedelte sie noch am selben Tage, da Ludwig XIV. starb und der Herzog von Orleans sich zum Regenten machte, nach St. Cyr über und hütete sich von da an gar sehr, sich nur irgendwie in Politik einzumischen. Der Regent ließ sie daher auch ganz unbehelligt in ihrer religiösen Zufluchtsstätte und

hatte sogar nichts dagegen, wenn sich hie und da der Rest der frommen Clique, von der ich oben gesprochen, auch in St. Cyr um sie versammelte. Ein ganz anderes Loos dagegen traf den Pater Letellier, welcher als Gewissenslenker Ludwigs XIV. so viele Jahre lang der böse Genius von Frankreich gewesen war; doch verfuhr man auch gegen ihn immer noch glimpflich genug. Der Regent begnügte sich nehmlich, ihn, nachdem er ihm seine Function als königlicher Beichtvater genommen und diese dem Abbé Claude von Fleury, dem berühmten Kirchenschriftsteller, übertragen hatte, aus Paris zu verbannen, und gab ihm wegen seines künftigen Aufenthalts die Wahl zwischen Amiens, Laflêche und Bourges. Er wählte Amiens, später Laflêche; allein bald erfuhr die Regierung, daß er sich mit den Erzbischöfen von Mecheln und Cöln in hochverrätherische Umtriebe einlasse und sie war eben im Begriff, ihn in Untersuchung ziehen zu lassen, als er noch zu rechter Zeit im Februar 1716 in Laflêche verstarb. Weil nun aber mit der alleinigen Entfernung des Paters Letellier nur halb geholfen gewesen wäre, so mußten ihm noch verschiedene seiner Collegen, wie die Patres Germon, Ducin und Andere, welche sich mit ihm in die Knechtung der französischen Kirche getheilt hatten, in's Exil nachfolgen und wieder Andere exilirten sich freiwillig, damit der Regent sich nicht an ihnen vergreife. Umgekehrt aber nahm man die strengen Dekrete gegen die Jansenisten zurück und öffnete allen Denen, welche wegen Jansenismus-Verdachts im Gefängniß saßen, ohne Weiteres die Thore. Es war also eine offenbar freisinnige Richtung, welche der neue Regent von Frankreich verfolgte, und dafür bürgte besonders auch die Einsetzung der sogenannten Kammer der Justiz, welche alle die vielen Krebsschäden, die sich unter der vorigen despotischen Regierung eingebürgert hatten, zu untersuchen und gegen die Masse von ungetreuen Beamten ohne Rücksicht auf Rang, Reichthum und Geburt einzuschreiten die Verpflichtung erhielt. Hatte ich also nicht Recht, wenn ich oben sagte, daß die Physiognomie des Hofs wie die der ganzen Staatsmaschine mit dem Regierungsantritt des Herzogs von Orleans eine vollständig andere wurde? Doch statt aller Phrasen und Redensarten will

ich dem Leſer mit zwei weiteren Belegen aufwarten, welche ihm die Sache vollends klar machen werden.

Es war am 9. September 1715, als ſich von Verſailles her durch das Boulogner Wäldchen ein langer Leichenzug fortbewegte, um die letzten Ueberreſte Ludwigs XIV. in die Königsgruft von St. Denys niederzulegen. Verſchiedene Hofchargen nebſt den Garden waren dazu kommandirt, die Bahre zu geleiten, und ſie thaten es im vorgeſchriebenen Trauerkoſtüme; aber in keiner Miene las man ein Herzeleid und in keinem Auge erglänzte eine Thräne. Sollte denn Er, dem man im Leben ſchon Bildſäulen errichtet und an den man die Beinamen des Großen, des Unüberwindlichen, des Heros, des Beſiegers der Nationen, des Schreckens der Welt, des Unſterblichen verſchwendet hatte — Er, der in den dreiundſiebzig Jahren, die er auf dem Thron ſaß, Tauſende von Pfründen und Ehrenſtellen vergab und tauſendmal Tauſende von Goldſtücken ganz nach ſeinem Belieben an Günſtlinge verſchwendete — ſollte Er gar Niemanden hinterlaſſen haben, der ihn betrauerte und beweinte? In großen Maſſen ſtrömte die Bevölkerung von Paris dem Leichenzug entgegen und in langen Reihen ſtellte ſie ſich zu beiden Seiten der Straßen auf. Aber was hörte man da aus der Mitte dieſer Neugierigen heraus? Etwa vielleicht das Murmeln von Gebeten oder irgend eine Aeußerung des Reſpekts, der Ehrfurcht, des Mitgefühls? O nein, nichts von allem dem, ſondern auf allen Geſichtern lag's wie Hohn und Spott oder auch wie Haß und Verachtung, und jeder biſſige Hieb, den irgend ein Witzbold dem Todten verſetzte, ward mit lautem Gelächter aufgenommen. Das war das Trauergeleite, welches das Volk von Paris den Ueberreſten Ludwigs XIV. gab!

An demſelben Tage, an dem Ludwig XIV. begraben wurde, eine Stunde, ehe der Leichenzug von Verſailles abging, fuhr der Regent mit dem jungen fünfjährigen Ludwig XV., in Begleitung der Frau Herzogin von Ventadour, ſeiner Gouvernantin, und des Marſchalls von Villeroy, ſeines Gouverneurs, ſowie des Herzogs von Maine und des Grafen von Toulouſe nebſt der nöthigen höheren und niederen Dienerſchaft nach Schloß Vincennes, indem

er zugleich laut verkündete, daß er hier, in Vincennes, mit dem Könige, seinem Mündel, so lange residiren werde, bis die Tuilerien gehörig im Stande seien, um die Hofhaltung aufzunehmen. Damit sprach er also klar und deutlich die Absicht aus, die Hofhaltung nicht in Versailles zu lassen, sondern mit derselben nach Paris überzusiedeln, und damit hierüber Niemand im Zweifel bleibe, gab er zugleich Befehl, mit der Neueinrichtung der Tuilerien augenblicklich zu beginnen. Vergebens sandte die Stadt Versailles, welche unter Ludwigs XIV. Regierung nach und nach beim Schlosse gleichen Namens entstanden war und es bereits auf hunderttausend Einwohner gebracht hatte, Deputationen über Deputationen an ihn, um ihn von diesem Entschlusse wieder abzubringen. Vergebens stellte man ihm vor, daß die Ausführung der Uebersiedlung der Ruin der neuen Stadt sein müßte, weil dieselbe gänzlich vom Hofe lebte und ihre besseren Häuser und Paläste nur von Hofleuten bewohnt waren. Vergebens erinnerte man ihn daran, daß Ludwig XIV. das Schloß Versailles zu dem Zwecke gebaut habe, damit es für ewige Zeiten der Sitz der französischen Könige bleibe. Vergebens endlich machte man ihm klar, daß die Tuilerien, obwohl ein schöner Palast, den Vergleich mit dem majestätischen Versailles gar nicht aushalten könnten, und daß der Hof also am ersteren Orte viel geringer wohnen würde, als am letzteren. Er bestand darauf, daß die Residenz fortan in Paris sein müßte, und in der That brachte er auch am 30. Dezember 1715 den jungen König nebst seinem Staate nach den Tuilerien, während er selbst wieder, wie früher, das Palais-Royal bezog. Er für seine Person wollte einmal unter allen Umständen in Paris leben und somit mußte auch das Königliche Kind mit dahin ziehen, da er keine Lust hatte, dasselbe auch nur einen Augenblick lang außer Augen zu lassen. Natürlich übrigens blieben jetzt die gefürchteten Folgen für die Stadt Versailles nicht aus und die Bevölkerung derselben sank schnell von hunderttausend auf dreißigtausend herab, während der Häuserwerth sich auf ein Viertheil des früheren reducirte. Wie traurig, öde und verlassen sah es nun in dem einst so prächtigen Königssitze aus; aber umgekehrt wie mächtig jubelten die Pariser!

Das ist der erste der Belege, von denen ich oben gesprochen habe; mit dem zweiten verhielt es sich folgendermaßen. Den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse betrachteten die Prinzen von Geblüt, also der Herzog von Bourbon-Condé, gewöhnlich nur „Le Duc“ genannt, der Graf von Charolais, sein Bruder, und der Prinz von Conti, sein Vetter, schon längst mit scheelem Auge, und ganz dieselbe Gesinnung beseelte auch den hohen Adel des Reichs, das ist die Herren Pairs, die einen Stammbaum von Hunderten von Jahren nachzuweisen im Stande waren. Sie hatten es mit ansehen müssen, wie Ludwig XIV. die genannten Bastarde vor allen seinen übrigen Unterthanen bevorzugte; wie er ihnen große Ländereien, Grafschaften und Herzogthümer schenkte; wie er ihnen reiche Sinecuren und hohe Ehrenstellen verlieh; wie er sie als seine Söhne anerkannte und als solche legitimirte; wie er sie endlich gar zu Prinzen von Geblüt erklärte und ihnen durch ein Edikt des willfährigen Parlaments die Thronnachfolgefähigkeit zusprechen ließ. Sie hatten das alles mit ansehen müssen, ohne ein Wort dagegen sagen zu dürfen, denn Ludwig XIV. war ein allmächtiger Herr und duldete keinen Widerspruch. Um so mehr wurmte es ihnen innerlich und sie hätten bersten mögen vor Zorn, daß zwei in gedoppeltem Ehebruch erzeugte Bastarde vor ihnen den Vorrang haben sollten; ja daß jene Zweie seit dem Tode des Herzogs von Berry ganz unbestritten nach dem Könige und der Frau von Maintenon die ersten Personen am Hofe waren. Jetzt aber, nachdem Ludwig XIV. gestorben — sollten sie auch jetzt noch hiezu schweigen? In der ersten Zeit der neuen Regierung thaten sie es, einfach um vorher die Gesinnung des Regenten zu erforschen; doch sobald sie sich überzeugt hatten, daß der Herzog von Orleans den Herzog von Maine hasse, weil derselbe in dem Testamente des verstorbenen Königs ihm so sehr vorgezogen worden war, gaben sie eine Klagschrift bei der Regentschaft ein, worin sie verlangten, daß die zwei Dekrete, das eine betreffend die Erhebung der zwei Bastarde zu Prinzen von Geblüt, das andere betreffend ihre Thronerbfähigkeit, annullirt und zwar deßwegen annullirt würden, weil solche Dekrete zu erlassen gar nicht in der

Machtvollkommenheit des verstorbenen Königs gelegen sei. „Eines Königs Macht und besonders die des Königs von Frankreich," sagten die vornehmen Herren Kläger, an deren Spitze der Herzog von Bourbon, der Graf von Charolais und der Prinz von Conti standen, „sei groß, aber so weit reiche sie nicht, um alle Gesetze des Staates, der Moral und der Religion umzustoßen, und sie halten deßwegen den Regenten für verpflichtet, der beleidigten Moral und Religion Genugthuung zu verschaffen." Damit schloß die Klageschrift und der Regent forderte sofort den Herzog von Maine und seinen Bruder, den Grafen von Toulouse, zur Aeußerung über diese Schrift, eventuell zu deren Widerlegung auf. Natürlich gehorchten die zwei Brüder und gaben eine weitläufige Replik ein. Allein eben so wenig ließen es die Kläger an der Duplik fehlen und dieselbe fiel fast noch schärfer aus als die Klagschrift. Endlich hielt der Regent die Sache für spruchreif und beschloß dieselbe in einem „Lit de Justice," wie man damals die großen Königlichen Gerichtstage hieß, feierlichst zu Ende zu bringen.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1716 traf man im großen Thronsaal der Tuilerien die nöthigen Vorbereitungen, um den Lit de Justice abzuhalten, und in derselben Nacht sandte man zu allen in Paris anwesenden Herzogen und Pairs, so wie zu allen Marschällen des Reichs nebst den Generallieutenanten, überhaupt zu Jedem, der ein Recht hatte, auf den Königlichen Gerichtstagen mitzustimmen, sie sämmtlich auffordernd, mit dem Schlag neun Uhr am Morgen des 2. Juli in den Tuilerien zu erscheinen. Die Meisten, ihrer im Ganzen hundert und zweiundvierzig, kamen und unter ihnen die drei Prinzen von Geblüt, welche ich weiter oben namhaft gemacht habe. Schon vorher, um sechs Uhr Morgens, war von Seiten des Regenten an das so eben sich versammelnde Parlament die kategorische Aufforderung ergangen, alsbald in rother Robe in Corpore nach den Tuilerien zu rücken, dieweil der Regent ein Lit de Justice halten wolle, und damit die Herren Parlamentsmitglieder sich um so gewisser gehorsam zeigten, hatte Seine Königliche Hoheit besondere Vor-

sichtsmaßregeln ergriffen. Die Garden waren um das Palais des Parlaments herum aufgestellt, sowie in der Foire Saint Germain; das Corps der Gensdarmen stand nahe dem Hôtel des Prinzen Soubise; die Chevaulegers und die grauen Musquetiere zu Pferd bildeten eine Linie von der Foire St. Germain bis zum Louvre und den Tuilerien; die schwarzen Musquetiere endlich hatten die Tuilerien selbst besetzt. Es blieb also dem Parlamente keine andere Wahl, als zu gehorchen, und so trat es denn, hundert und dreiundfünfzig Mann stark, im verlangten rothen Festkleide, um neun ein halb Uhr durch die Straße St. Honoré seinen Marsch in die Tuilerien an. Um zehn Uhr konnte dort die Sitzung eröffnet werden und der Großsiegelbewahrer, zu welchem der Polizeilieutenant d'Argenson befördert worden war, that dieß mit besonderer Feierlichkeit. Dann ward die Klage des Herzogs von Bourbon-Condé und seiner Verbündeten gegen die zwei Bastardbrüder, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, nebst der Replik und Duplik verlesen und sofort die Discussion darüber eröffnet. Der erste Präsident, Herr von Lamoignon, verlangte Aufschub, weil die Sache zu wichtig sei, als daß man jetzt in aller Schnelle einen Entschluß fassen könne. Der Großsiegelbewahrer aber trat dieser Ansicht entgegen und erklärte, daß nach dem Willen des Königs und seines Vormunds heute noch über die Klage entschieden werden müsse. Sofort stellte der zweite Präsident, Herr Portail, den Antrag, die beiden Dekrete, durch welche die Bastardprinzen zu Prinzen von Geblüt und für thronerbfähig erklärt worden waren, als ungültig zu cassiren, und dieser Antrag ward so vielfach unterstützt, daß er alsbald zur Abstimmung gebracht werden mußte. Drei Viertheile der Versammelten stimmte für denselben, ein Fünftheil dagegen, und die Uebrigen blieben still sitzen. Der Antrag war also mit großer Mehrheit angenommen und somit sahen sich der Herzog von Maine und sein Bruder, der Graf von Toulouse jetzt plötzlich aller der Ehren und Würden beraubt, deren sie sich in der letzten Zeit hatten erfreuen dürfen. Nichts blieb ihnen als ihre Pairschaft, denn diese konnte ihnen nicht genommen werden, da sie sich auf

die Ländereien, welche sie vom Könige seiner Zeit zum Geschenk erhalten hatten, gründete.

Um zwölf Uhr Mittags hatte der Lit de Justice ein Ende und das Parlament durfte sich jetzt, weil es seine Schuldigkeit gethan, wieder in seinen Palast zurückziehen. Die Prinzen von Geblüt aber nebst dem ganzen hohen Adel jubelten laut auf, denn nunmehr waren doch endlich die Bastardprinzen gedemüthigt. Die Demüthigung war in der That groß und der Herzog von Maine ließ daher noch an demselben Tage packen, um nach seinem Schloß Sceaux überzusiedeln. Auch der Graf von Toulouse verließ den Hof; doch schickte er sich mit viel mehr Resignation in sein Schicksal als sein älterer Bruder und darum fand er auch später wieder Gnade in den Augen des Regenten, während jenen, den Herzog von Maine, wie wir bald sehen werden, ein ganz anderes Schicksal traf.

Zweites Kapitel.

Eine neue Erfindung der Herzogin von Berry.

Man sieht aus dem so eben Erzählten, daß der neue Regent einen guten Anlauf nahm, und es war daher kein Wunder, wenn die Pariser ihm wiederholt zujubelten. Allein was half das redliche Wollen bei Zuständen, wie sie die lange verschwenderische Regierung Ludwigs XIV. hervorgerufen hatte? Die Finanzen des Staats befanden sich in einem wahrhaft verzweifelten Zustande und nicht Wenige, die sich aufs Rechnen sehr gut verstanden, meinten schon damals, hier könne blos ein Radikalmittel helfen: der allgemeine Bankerott. Alle Kassen standen leer, und die Schulden hatten eine solche Höhe erreicht, daß sie den inneren Werth des ganzen Königreichs bei weitem überstiegen. Die Truppen, schon längere Zeit nicht mehr bezahlt, verlangten Geld und dieses ihr Verlangen sprach sich immer heftiger und drohender aus. Das Volk aber war durch die Menge der Abgaben, die auf ihm lasteten, völlig ausgesaugt und es stellte sich als eine reine Unmöglichkeit heraus, ihm noch mehr zuzumuthen. Dagegen hatten sich allerdings verschiedene Intendanten, Finanzpächter, Lieferanten und ungetreue Beamte jeder Art ungeheure Reichthümer zusammengestohlen und diesen schlimmen Blut-

Joh. Lindner in München sc.

Herzogin von Berry.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

igeln hätte natürlich eine ordentliche Aderläſſe nichts geſchadet. Auch fand in der That die „Kammer der Juſtiz," von der ich weiter oben ſchon geſprochen habe, nicht weniger als viertauſend vierhundert und zehn Perſonen des ungerechten Erwerbs für ſchuldig und verurtheilte ſie zu einem Schadenerſatz von zuſammen 712,922,688 Livres; allein die Verurtheilten wandten ſich theils perſönlich, theils durch Dritte — und ſie hatten natürlich als reiche Leute ſehr gute Connexionen — an das milde Herz des Regenten und ſo gedrängt ließ dieſer in den meiſten Fällen Gnade für Recht ergehen. So kam es denn, daß bis zum Schluß des Jahres 1717 von ſiebenhundert und zwölf Millionen noch nicht einmal ſiebenzig in den Staatsſchatz abgeliefert waren, und demgemäß ſchlug auch dieſes Mittel, den Finanzen in Etwas aufzuhelfen, total fehl.

Die Noth war alſo groß und ſteigerte ſich noch mit jedem Tage, ſo daß der Herzog von Noailles gar oft daran verzweifelte, auf den andern Tag auch nur das allernothwendigſte Geld anſchaffen zu können. Da, inmitten dieſer großen Noth, zeigte ſich Einer, welcher dem Regenten verſprach, mittelſt einer von ihm gemachten Calculation nicht nur in kurzem alle Staatsſchulden Frankreichs zu bezahlen, ſondern auch den Hof wie das Volk in einen förmlichen Ueberfluß zu verſetzen, und dieſer Eine war ein Schotte Namens Jean Law de Lauriſton, welcher ſeit kurzem nach Frankreich übergeſiedelt war. Bis jetzt kannte man ihn noch wenig, dieſen Jean Law; allein der Regent ging auf ſeine Anträge ein und ſomit müſſen auch wir uns ein wenig mit ihm beſchäftigen. Und er verdient dies auch in der That, denn er entpuppte ſich alſobald als den großen Erfinder des Papiergeldſchwindels und es gelang ihm durch ſeinen Schwindel eine Zeit lang als der wichtigſte Mann von ganz Frankreich zu glänzen. Freilich nur eine Zeit lang und um damit zu endigen, daß ihn alle Franzoſen als den heilloſeſten Schurken verfluchten.

Geboren anno 1671 zu Edinburg in Schottland, wo ſein Vater ſich als Goldſchmidt und Bankier ein ſo hübſches Vermögen erwarb, daß er ſpäter ſich auf ſein Landgut Lauriſton zurück-

ziehen konnte, erhielt er eine sorgfältige Erziehung und zeigte von Jugend auf viel Talent zu mathematischen Combinationen. Auch verband er damit eine große Kühnheit des Charakters und man weissagte ihm daher schon sehr bald, daß er einmal eine Rolle in der Welt spielen werde. Nach dem Tode seines Vaters ging er zwanzig Jahre alt und mit Geldmitteln wohl versehen nach London, um sich da im kaufmännischen Fache, besonders im Bank- und Geldwesen noch weiter umzusehen; führte aber neben den Studien, die er machte, ein ziemlich ungebundenes Wesen und ergab sich namentlich auch dem hohen Spiele. Einige Jahre später mußte er in Folge eines Duells, in welchem er seinen Gegner tödtete, aus England fliehen, und begab sich sofort nach Amsterdam, woselbst damals schon eine berühmte Bankanstalt florirte. Es war dieß eine reine Giro- und Depositenbank, welche aber ungeheure Geschäfte machte, und Jean Law ruhte nun nicht eher, als bis er in einem größeren Comptoir eine Commisstelle erhielt, die ihm Gelegenheit gab, die Operationen der „Bank von Amsterdam" genau kennen zu lernen. Anno 1700 nach Schottland zurückgekehrt arbeitete er ein eigenes Papiergeldkreditsystem aus und machte dem dortigen Parlamente den Vorschlag, eine auf dieses System gegründete Bank zu errichten. Man unterwarf seinen Vorschlag einer langen und eingehenden Prüfung; lehnte ihn aber schließlich doch ab und veranlaßte dadurch seinen Urheber, sich mit demselben an andere Regierungen zu wenden. Aus diesem Grunde begab sich Jean Law auf den Continent und bereiste Belgien, Deutschland, Italien und Frankreich, überall in den betreffenden Hauptstätten seine Papiergeldkreditplane zu verwirklichen suchend. Nirgends übrigens ging man auf seine Vorschläge ein und an den meisten Orten, selbst in Paris — es ist hier von der Zeit unter Ludwig XIV. die Rede — hielt man ihn für einen Schwindler. Hatte er nun aber in Beziehung auf seine Projekte Unglück, so begünstigte ihn um so mehr Fortuna im Spiele, dem er sich überall, wo er hinkam, mit Leidenschaft ergab, und er gewann sich dadurch ein Vermögen von mehr als zwei Millionen Livres zusammen. Zuletzt sollte es ihm auch noch gelingen, seine Papier-

geldskreditplane in's Werk zu setzen, und zwar bewerkstelligte er dies durch Seine Königliche Hoheit, den Regenten Philipp II. Herzog von Orleans, welchen er nach und nach vollständig für sich zu gewinnen wußte.

Ueber die Law'sche Bank und über das Rechnungsschema, von dem ihr Gründer ausging, sind schon ganze Bände geschrieben worden, und wer etwas Genaueres oder Ausführlicheres darüber erfahren will, den verweise ich an diese Schriften. Zur Aufklärung des Lesers wird es genügen, wenn ich hier zweierlei sage. Zum ersten, daß Law von dem Grundsatze ausging: „ein jeder guter Kaufmann und Privatbanquier mache das Jahr hindurch zehnmal größere Geschäfte, als er mit seinem eigenen Betriebscapitale eigentlich thun könnte, und es beruhe die Möglichkeit dieser Geschäftsausdehnung einzig und allein auf dem Credit, den der besagte Kaufmann oder Banquier genieße." Zum andern, daß Law hieraus den Schluß zog: „wenn ein Regent alles Baargeld seines Landes in einem Bankfond vereinige, so dürfe er ebenfalls einen zehnfach größeren Credit beanspruchen und er könne also ohne irgend welche Gefahr zehnmal so viele Creditzettel ausgeben, als sein Landesbaarfond betrage." Es war eine blendende Vorspiegelung, die in dieser Schlußfolgerung lag, denn wenn sich die Sache bethätigte, so stieg der Nationalreichthum auf einmal um's Zehnfache und es wurden, um ein Beispiel zu gebrauchen, aus jeder einzelnen Million Baargeld ihrer Zehne in Bankzetteln, welche für die Zukunft die Stelle des Silbers und Goldes vertreten sollten. Aber wie, wenn nun auf einmal so viele Zettelinhaber auf die Bank kamen, um ihre Papierfetzen in Baargeld umwandeln zu lassen, daß der Bank das baare Geld ausging, und sie nun nicht mehr bezahlen konnte, wie dann? Ei natürlich, dann mußten die Zettelinhaber von einer gräßlichen Panik ergriffen und die Zettel selbst fast über Nacht auf's tiefste entwerthet werden! Solches alles mußte die nothwendige Folge sein, und es beruhte also das Law'sche Projekt auf dem reinsten Schwindel. Allein wer hätte es damals geglaubt, als Jean Law mit so glänzenden Worten seine Ideen vortrug und dieselben mit Berechnungen unterstützte, welche

er so künstlich aufzubauen verstand, daß man ihre trügerische Grundlage gar nicht gewahr wurde?

Doch was soll ich den Leser mit dieser Finanzaffaire länger behelligen? Genug, am 2. Mai 1716 wurde mit der Genehmigung des Regenten die Law'sche Bank in's Leben gerufen und machte für den Anfang überaus glänzende Geschäfte. Gleich nachher gründete Law, natürlich ebenfalls mit eingeholter höchster Erlaubniß, die Mississippi-Compagnie, das ist eine auf Actien basirte Handelsgesellschaft, welche die Ausbeutung und Colonisirung der ungeheuren Ländereien am Mississippi bezweckte, und auch mit diesen Actien, wie mit den Bankactien wurden ungeheure Geschäfte gemacht. Endlich genehmigte der Regent auch den letzten Plan Law's und ein Edict vom 4. September 1718 verwandelte die ursprüngliche Privatbank desselben in eine Staatsbank, jedoch natürlich unter Law's Oberdirection. O welches Glück nun für Frankreich! Alles schwindelte in Actien! Alles wurde fast wahnsinnig von der Sucht schnell reich zu werden! Am tollsten jedoch schwindelte die Bank, denn sie gab für mehr als vierthalb Milliarden Livres Papiergeld aus, während sie keine halbe Milliarde baar daliegen hatte und das gesammte geprägte Geld Frankreichs, ja das gesammte Baargeld des Staats kaum etwas über 1200 Millionen Livres betrug. Wohl suchte sich das Parlament von Paris, welches fühlen mochte, daß ein solcher wahnsinniger Schwindel zum völligen Ruin des Staats führen müsse, dem tollen Treiben entgegenzustemmen, und es fand deßhalb eine stürmische Sitzung statt; allein der Regent, der sich durch die Erinnerung an das, was das Parlament dereinstens für ihn gethan hatte, keineswegs ködern ließ — der eigene Vortheil ging ihm über die Dankbarkeit — fand schnell ein Mittel, die Rädelsführer und Heißsporne dieses höchsten Gerichtshofes zum Schweigen zu bringen. In der Nacht nehmlich vom 28. auf den 29. Sept. 1718, Morgens ein Uhr, fanden sich vier Requêtenmeister, jeder in einer sechsspännigen Karosse und je von zwanzig Musquetieren zu Pferd begleitet, vor den Wohnungen der Herren Parlamentsmitglieder von Blamont, von Saint-Martin, von Feydeau de Calandes und von Mesmes, ein, verhafteten sie sofort

im Namen des Regenten und führten sie augenblicklich gefangen mit sich fort. Es ging aber nicht nach Vincennes, oder in die Bastille, oder in ein sonstiges nahes Gefängniß, sondern man brachte die vier Herren vielmehr weit weg in die Verbannung — den Herrn von Blamont nach den Hyerischen Inseln, den Herrn von St. Martin nach Belle-Isle, den Herrn Feydeau de Calandes nach der Insel Oleron und den Herrn von Mesmes nach St. Margarithe — und jagte dadurch den übrigen Parlamentsmitgliedern einen so heilsamen Schrecken ein, daß sie von nun an wohlweislich stille schwiegen. Sie fürchteten sich alle, ebenfalls exilirt zu werden, und um das Exilirtwerden ist es eine unangenehme Sache, besonders wenn man das Leben in Paris gewöhnt ist!

Mit der großen Finanznoth hatte es also ein Ende, wenigstens für den Augenblick, denn man besaß ja Geld im Vollauf — so viel, daß man förmlich darin wühlen konnte. Freilich wars blos Papiergeld — nichts als ein elender Wisch, der vielleicht schon in der nächsten Stunde nicht mehr Werth hatte, als einen Fidibus daraus zu machen, allein die Leute nahmen's in gutem Glauben an Zahlungsstatt und was konnte man mehr verlangen? Ach wie froh war dessen der Regent von Frankreich, der lustige Herzog von Orleans! Verschiedene Monate lang hatte er sich dem Ernst der Zeit fügen und Tag und Nacht darüber nachdenken müssen, wie es möglich zu machen sei, ohne Staatsbanquerott das Regiment fortzuführen. Natürlich war ihm da wenig Zeit geblieben, sich seinen gewohnten Vergnügungen zu widmen, und Viele glaubten schon, er habe den früheren Wüstling gänzlich abgelegt. Allein man muß den Tag nicht vor dem Abend loben und namentlich muß man nicht glauben, daß längst eingebürgerte Gesinnungen und Gewohnheiten über Nacht geändert werden können. Uebrigens wenn auch der Herzog von Orleans wirklich den Willen gehabt hätte, die Wege des Leichtsinns und der Sinnlichkeit zu verlassen, den Orgien, durchschwelgten Nächten, überhaupt seinen Ausschweifungen zu entsagen, würde dieß denn seine Umgebung zugegeben haben, vor allem seine Tochter, die Herzogin von Berry?

Der Herzog von Orleans hatte eine ziemlich starke Nachkommenschaft und zwar eine nicht minder starke eheliche als uneheliche. Von den letzteren nannte ich bereits weiter oben den Abbé Charles de Saint-Alban, den Sohn der Sängerin Florence, welcher nach und nach im Kirchendienste bis zum Erzbischof von Cambrai vorrückte, sowie den Chevalier d'Orleans, der in den Malteserorden trat und Großprior desselben in Frankreich wurde. Ein drittes Bastardkind aber darf auch nicht übergangen werden, nehmlich eine Tochter, welche der Herzog mit der kleinen Charlotte Desmarés, Schauspielerin auf dem Theater Français, zeugte, denn zur Zeit seiner Regentschaft fand er für sie in dem Grafen von Segur einen Gemahl und sie wurde auf diese Weise die Stammmutter einer hochberühmten Familie. Unter den sieben ehelichen Kindern des Regenten waren sechs Töchter und nur ein Sohn, und man hätte nun glauben sollen, der Regent werde seine Hauptliebe auf diesen seinen einzigen Sohn Louis übertragen haben. Allein dem war durchaus nicht so, sondern er zog die Töchter vor und am allerliebsten hatte er seine Erstgeborne Marie Louise Elisabeth, welche er anno 1712, als sie sechzehn Jahre alt war, auf Ludwig XIV. Befehl, mit dem Herzog von Berry verheirathete. Zwei Jahre darauf starb der Herzog und seine Gattin, die Herzogin, war nun eine achtzehnjährige Wittwe. Und ach, welche wunderbar schöne Wittwe war sie! So wunderbar schön, daß ihr Vater ihr stundenlang in die Augen sehen konnte, ohne dessen müde zu werden, und daß darum die Leute wissen wollten, er liebe sie mit einer Liebe, welche keineswegs eine väterliche sei! Wie dem nun übrigens sei, so viel ist richtig, sie erlangte von ihm, was sie nur immer haben wollte, und er schenkte ihr zum Beispiel außer dem Palaste Luxembourg nebst seinem herrlichen Parke, sowie außer dem Schlosse Meudon, das dem Leser noch wohl im Gedächtniß sein wird, auch noch das Schloß de la Muette im Boulogner Wäldchen, welches bald ihr Lieblingsaufenthalt wurde, weil man hier, abgeschlossen von aller Welt, sich rein der Lust und der Freude hingeben konnte. Ja wohl, der Lust und Freude und zwar im allerausgedehntesten Maße! So schön sie nehmlich

war, so üppig war sie auch, und nicht blos üppig, sondern auch begehrlich und leidenschaftlich bis zur Ausschweifung, so daß sie, wenn sie nicht damit so unendlich viel Schönheit und Geist verbunden hätte, nothwendig den Männern ein Gegenstand des Eckels hätte werden müssen. Ihre Reize aber waren wie gesagt unwiderstehlich und man konnte ihr nichts abschlagen, sie mochte begehren, was sie wollte, am wenigsten konnte dieß der Regent, ihr Vater, Philipp II., Herzog von Orleans, der sie so ganz außerordentlich liebte!

Gleich nach dem Ableben Ludwigs XIV. war — der an den Höfen Europas herrschenden Etiquette gemäß — vom Regenten auf ein ganzes Jahr lang die tiefste Hoftrauer angeordnet worden, und als daher am 30. Dezbr. 1715 der Hof nach den Tuilerien in Paris übersiedelte, sah man dort nichts als schwarze Roben und schwarze Kleider. Ueberdieß keine Musik, kein Fest, kein Ball; nichts als ein düsteres ewiges Einerlei, vor welchem alle Fröhlichkeit verstummen mußte. Was aber das Allertraurigste war — an eine baldige Aenderung dieses gräßlich langweiligen Zustandes durfte man gar nicht denken, denn man befand sich jetzt erst im fünften Monate der Trauerzeit und dieselbe mußte ein ganzes volles Jahr andauern. Mein Gott, war das nicht zum Verzweifeln, wenigstens für solche, die gerne ein wenig getollt hätten? Eines Tags nun, als der Regent eben von einer sehr ernsten Staatsrathssitzung zurückgekehrt war, in der zweiten Woche, nachdem der Hof in den Tuilerien sich eingerichtet hatte, trat seine Tochter, die Herzogin von Berry, ganz unversehens bei ihm ein und machte ihm eine so tiefe Verbeugung, als wäre sie eine ihm ganz fremdstehende Person.

„Eure Königliche Hoheit," sagte sie dann, indem sie den schwarzen Schleier, in welchen sie fast gänzlich eingehüllt war, ein wenig zurückschlug; „Eure Königliche Hoheit bitte ich tiefunterthänigst um die Erlaubniß, mich vom Hofe zurückziehen und zwar für immer zurückziehen zu dürfen."

„Vom Hofe zurückziehen?" rief der Regent sehr übelgelaunt. „Was soll die Thorheit? Oder," setzte er sofort etwas freundlicher

hinzu, „steckt vielleicht hinter diesem Verlangen eine lustige Ueberraschung?“

„Nein, Königliche Hoheit,“ erwiederte die Herzogin mit immer gleich großem Ernste, „es ist hier von keiner Ueberraschung die Rede, sondern ich will zu meiner Schwester Louise Adelaide nach Chelles, um dort ebenfalls den Schleier zu nehmen.“

„Nach Chelles?“ rief der Regent, indem er laut auflachte, und zugleich die Herzogin, seine Tochter, näher an sich heranzog. „Wahrhaftig du würdest zur Nonne passen!“

„Warum nicht, mein Vater?“ meinte die Herzogin. „Louise Adelaide, meine Schwester, paßt ja auch und ich habe schon von vielen andern Prinzessinnen gelesen, welche ebenfalls den Schleier nahmen.“

„Deine Schwester Louise,“ entgegnete der Regent, „ist ein zartes, sanftes Wesen ohne Leidenschaft und Begehrlichkeit, und ich widersetzte mich daher nicht, als sie den Schleier verlangte, um nach dem Tod der Aebtissin von Chelles deren Stelle zu übernehmen. Uebrigens würde sie, glaube ich, den Schritt gerne wieder rückgängig machen, wenn es nur in der Möglichkeit läge, und wenn nun schon ihr, der leidenschaftslosen Louise, der Nonnenschleier eine kaum erträgliche Bürde ist, wie würde er erst dich drücken? Aber komm, setze dich näher zu mir und sage mir, was dich auf diesen tollen Gedanken gebracht hat.“

„Mein Vater,“ erklärte die Herzogin immer noch sehr ernst, „ein solch' trostlos ernstes, melancholisches Leben, wie wir es wirklich hier in Paris führen, halte ich länger nicht aus! Dagegen bildet das muntere Dasein in Chelles einen wahren Gegensatz und ich komme mir eher hier wie eine Nonne vor. Hier geht alles schwarz vom Kopf bis zur Soole und kein Mensch wagt es öffentlich auch nur laut zu lachen; in Chelles aber ist man fröhlich und guter Dinge und selbst das Tanzen und Lieben hat dort seine volle Berechtigung.“

Die Herzogin von Berry hatte ganz recht, wenn sie so sprach, denn die Nonnen von Chelles, meist vornehmen Geschlechts, kehrten sich von jeher nicht gar zu streng an ihre Clausur und als

vollends die blutjunge Louise Adelaide, Mademoiselle de Chartres, die zweitgeborne Tochter des Regenten, zur Aebtissin dort vorrückte, da gings in jenem großen Kloster ausgelassener zu, als in manchem öffentlichen Hause, das ganz der Frau Venus gewidmet war. Der Herzog von Orleans wußte das auch recht gut, aber nie fiel es ihm ein, dagegen einzuschreiten. Im Gegentheil, er begünstigte offenbar jenes tolle Treiben und ging immer sogleich auf etwas Anderes über, wenn ihm je deßhalb eine Vorstellung gemacht wurde. Auch dießmal that er wieder so und ohne seiner Tochter zu antworten, erhob er sich rasch, um ein paar Mal mit langen Schritten auf und nieder zu gehen.

„Meine Theure," sagte er dann, vor der Herzogin stehen bleibend und ihre beiden Hände, deren Schönheit er so sehr bewunderte, mit Inbrunst ergreifend; „meine Theure, ich glaube dich verstanden zu haben. Das Leben ist kurz, man muß es genießen."

„Das Leben ist kurz, man muß es genießen," rief sofort die Herzogin von Berry mit fröhlicher Stimme. „Jetzt sind Sie wieder Sie selbst, mein Vater, und darum fort mit den schwarzen Roben und Kleidern. Die Trauer hat lange genug gedauert; jetzt wollen wir wieder lustig sein."

„Du hast Recht, mein süßes Leben, zum Teufel die Langeweile!" rief der Herzog von Orleans und sein Auge strahlte vor tiefer innerer Aufregung.

Den andern Tag erschien ein Decret des Regenten, welches die Zeit der Trauer um den verstorbenen Regenten auf die Hälfte reduzirte, und nach kurzem nahm der Hof eine ganz andere Gestalt an, besonders was die Toilette der Damen betraf. Die bunten Farben erschienen wieder und mit ihnen die Blumen im Haar nebst den tief ausgeschnittenen Kleidern. Man sang wieder und tanzte, und Musik ertönte allüberall. Auch wurden die Theater wieder eröffnet, die bislang geschlossen gewesen waren, und die italienische Oper, welche Frau von Maintenon verbannt gehabt hatte, kehrte gleichsam im Triumphe zurück. Kurz, der Ernst, die Düsterheit und besonders die Devotion mit ihrem ganzen schwerfälligen Apparat machten sich zusammen auf die Flucht und was die vom

Regenten veranstalteten Feste anbelangt, so übertrafen sie an Ueppigkeit selbst die üppigsten unter Ludwig XIV. Es fehlte ihnen aber Etwas, und zwar etwas sehr Gewichtiges, nehmlich der altkönigliche Glanz, die majestätische Pracht, welche der verstorbene Monarch um sich zu verbreiten gewußt hatte, und dafür verband man mit ihnen gewisse dissolute Ausschweifungen, welche nicht selten zu edlen Gemeinheiten herabsanken. Vollends dann jene Festabende, welche die Herzogin von Berry Winters in La Muette und Sommers im abgeschlossenen Garten vom Palais Luxemburg veranstaltete — nein, das waren keine Feste mehr, sondern Orgien und Bachanalien, und zwar so tief stehende, schrankenlose Orgien, daß sie keine Zeugen, sondern nur Mitschuldige duldeten. Ein Zeuge wäre beim Anblick dessen, was da vorging, vor Scham in den Boden gesunken!

„Heute Abend um zehn Uhr in La Muette," sagte eines Mittags im Februar 1617 die Herzogin von Berry zu ihrem Vater, den sie jeden Tag aufzusuchen pflegte.

„Aber," erwiederte der Regent, „ich bin, glaube ich, bereits mit Dubois versagt."

„Dann müssen Sie ihm absagen," versetzte die Herzogin mit einem zärtlichen Blicke. „Elisabeth von Berry ist nicht gewohnt, eine Fehlbitte zu thun und Philipp d'Orleans hat mich hundertmal versichert, daß ein Wink meines kleinen Fingers ihn bestimmen könnte, in den Abgrund der Hölle, falls es eine gibt, hinabzuspringen."

„Und Philipp d'Orleans," erwiderte der Regent, „hat noch immer sein Wort gehalten. Er wird also heute Abend präcis zehn Uhr erscheinen und hofft sich königlich zu vergnügen. Aber wen hast du sonst noch geladen, meine Theuerste?"

„Nun vor allem," lächelte die Herzogin, „eine gewisse Marie Madeleine, Tochter meiner ersten Staatsdame de La Vieuville, die drei- und zwanzigjährige Wittwe des Herrn Cäsar von Beaubeau, Grafen von Parabère."

„Du bist unvergleichlich, Elisabeth," rief der Regent, seiner Tochter einen Handkuß zuwerfend; „jetzt hoffe ich nicht mehr, jetzt

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

weiß ich, daß ich mich unterhalten werde und verzichte darauf, die Namen der übrigen Geladenen jetzt schon zu erfahren."

„Natürlich," spottete die Herzogin von Berry, „weil die vielgeliebte Madame de Parabère, welche gegenwärtig das Glück hat, das Herz Seiner Königlichen Hoheit des Regenten von Frankreich auszufüllen, in La Muette anwesend sein wird, ist es Ihnen höchst gleichgiltig, wen ich sonst noch geladen habe. Aber jetzt sollen Sie's gerade wissen, und ich werde Sie um keinen Preis damit verschonen. Also die zweite Dame ist Mademoiselle de Charolais, die Schwester des Duc, und als ihr Kavalier fungirt der junge Jean Antoine de Franquetot, Graf von Coigny. Weiter kommt die Frau Herzogin von Brancas, die so unglücklich ist, ihr Leben an der Seite eines alten, abgelebten, eifersüchtigen Gemahls vertrauern zu müssen, und welcher es daher wohl zu gönnen sein dürfte, einige fröhliche Stunden in unserer und des schönen Marquis de Biron Gesellschaft zu verbringen. Endlich habe ich noch die Frau Gräfin Mazarelli geladen, die schöne Römerin und natürlich durfte ich da den Herzog von Richelieu auch nicht vergessen, denn er ist ja ganz toll von Liebe zu ihr."

„Wie?" rief der Regent nicht ohne Staunen, als seine Tochter hier eine Pause machte. „Das wären die sämmtlichen Geladenen? Aber nein, das kann nicht sein, denn es kämen ja fünf Damen auf vier Herren. Laß einmal sehen! Ja, richtig, Ihren eigenen Cicisbéo auf heute Abend, Frau Herzogin von Berry, haben Sie zu nennen vergessen."

„Habe ich das?" versetzte die Herzogin mit einer Miene, welche die höchste Gleichgiltigkeit ausdrücken sollte — eine Gleichgiltigkeit jedoch, die ihr vor Wollust funkelndes Auge Lügen strafte. „Habe ich das wirklich? Nun dann ist's aus Unachtsamkeit geschehen. Mein Kavalier wird der junge Graf von Riom sein, von welchem der Graf von Argenson erst gestern zu Eurer Königlichen Hoheit gesprochen haben dürfte."

„Riom? Riom?" sagte der Regent, die Hand an die Stirne legend. „Ich kann mich wahrhaftig nicht erinnern und jedenfalls

habe ich diesen Namen noch nicht oft gehört. Was soll denn d'Argenson seinetwegen mit mir gesprochen haben?"

„Nun," rief die Herzogin mit großem Eifer; „hat der Herr Minister Sie nicht gestern Mittag gebeten, dem Grafen von Riom die vacante Hauptmannsstelle in der Königlichen Garde zu verleihen?"

„Ja, ja, jetzt fällt mir's wieder bei," lachte der Regent, „allein ich schlug's ihm rundweg ab, denn der Herr Candidat ist ja ein blutarmer Landjunker und war bis jetzt nichts als Lieutenant im Regiment Broglie in Lyon."

„Aber mein Vater," entgegnete die Herzogin in schmeichelndem Tone, „bedenken Sie doch....."

„Freilich," unterbrach er sie, „wenn ich gewußt hätte, daß der junge Lieutenant dein Schützling ist! Aber bei allen höllischen Geistern, seit wann kennst du ihn denn?"

„Seit ehegestern," erwiderte die Herzogin; „sein Obrist schickte ihn von Lyon mit Aufträgen an den Marschall von Broglie und die Frau Marschallin hat ihn mir vorgestellt."

„Seit vorgestern?" lachte der Regent laut auf. „Nun, da die Bekanntschaft schon so alt ist, so muß ich ihm wohl die Gardehauptmannsstelle geben. Doch was sagt denn der Graf von Nocé zu dieser deiner neuen Flamme? Gib acht, er rennt dem Neuling den Degen in den Leib!"

„Der Graf von Nocé?" versetzte Elisabeth von Berry, verächtlich die Achseln zuckend. „Was geht mich dieser Säufer und Wüstling an? Ich habe ihn nie geliebt, sondern blos geduldet, seit der arme Epinay mir durch den Tod entrissen wurde. Uebrigens er soll nur kommen! Er soll nur anbinden mit dem Grafen von Riom! Zehn solche Nocé's fürchtet er nicht, denn er ist in den Waffen so geübt, wie der berühmte Chevalier de Caux, und an Kraft und Muskulatur übertrifft ihn ohnehin kein Anderer. Doch, daß ich's nicht vergesse, mein Vater; Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben, wenn ich den jungen Grafen zum Gouverneur von Schloß und Park Meudon mache?

„Und zum Intendanten von La-Muette und vom Luxemburg,"

ſetzte der Herzog von Orleans mit abermaligem lauten Lachen hinzu. „Meine liebe Eliſabeth, ich bin von dir gewohnt, daß du etwas ſtark in's Zeug gehſt; aber dießmal will es mir ſcheinen, als ob du mit gleichen Füßen in's Feuer ſpringeſt. Doch ſage mir einmal, da wir nur zu fünf Paaren geladen ſind, was werden wir in La-Muette treiben? Wohl wahrſcheinlich Engliſch ſprechen?"

„Dieß jedenfalls," erwiderte die Herzogin, „denn ich gebe gar keine Geſellſchaft mehr, wo nicht Engliſch geſprochen wird. Allein für dießmal erwartet Sie etwas ganz Ungewöhnliches, etwas noch nie Dageweſenes, eine ganz neue Erfindung von mir, und ich ſchmeichle mir, keine meiner ſchlechteſten."

„Und die beſteht?" fragte der Regent neugierig.

„Wir werden," verſetzte die Herzogin mit großem Nachdruck, indem ſie es verſuchte, ihr Geſicht in ernſte Falten zu legen; „wir werden das erſte Adamsfeſt feiern. Aber nun fragen Sie mich nicht weiter, der heutige Abend wird Ihnen Alles enthüllen."

Adamsfeſt und Engliſchſprechen — was ſoll das ſein? fragt verwundert der Leſer und ſeine Verwunderung iſt ſicherlich eine gerechtfertigte, denn in unſern moraliſch-ſoliden Zeiten kennt man dergleichen Dinge nicht einmal mehr dem Namen nach. Damals aber — nun unter „Engliſchreden" verſtand man die Benennung eines jeden Dings bei ſeiner wahren Bedeutung, bei ſeinem wahren Namen, und man bediente ſich demgemäß in den feinſten Geſellſchaften derſelben Ausdrücke, welche ſonſt nur bei den Fiſchhändlerinnen und in öffentlichen Frauenhäuſern der „letzten Sorte" zu Hauſe waren. Was aber die „Adamsfeſte" anbelangt; mein Gott, dabei handelte es ſich nicht mehr blos um Zoten, ſondern — doch, ich bitte den Leſer, den Herzog von Orleans nach dem Schloſſe La-Muette zu begleiten.

Es war Abends zwanzig Minuten nach zehn Uhr, als Seine Königliche Hoheit dort vorfuhr. Ehrfurchtsvoll von dem Haushofmeiſter der Herzogin von Berry und der Spaliere bildenden Dienerſchaft empfangen, ſtieg Philipp von Orleans die Treppe hinan, an deren Ende ihn die vier andern geladenen Herren, der

Herzog von Richelieu, der Marquis de Biron, der Graf von Coigny und der Graf von Riom mit tiefen Bücklingen begrüßten. Der Herzog dankte ihnen freundlich, sah sich aber etwas erstaunt um, als er keine Damen bemerkte.

„Wo ist meine Tochter, die Herzogin von Berry?" fragte er den Haushofmeister mit etwas scharfer Stimme.

„Die Damen befinden sich im kleinen Musiksaale," erwiderte der Haushofmeister, „und ich habe Auftrag, Eure Königliche Hoheit nebst den andern Herren dahin zu führen."

Mit wenigen Schritten war der Musiksaal erreicht und so wie die Herren eingetreten waren, entfernte sich der Haushofmeister augenblicklich, die Thüre hinter sich schließend. Allein — eigenthümlich, auch hier befanden sich keine Damen und der Salon stand leer. Dagegen war er prächtig erleuchtet und die Wände deckte ein so herrlicher Blumenflor, daß er eher einem Kunstgarten als einem Zimmerraum glich.

„Wissen Sie, was das bedeuten soll?" fragte der Regent die vier Herren, einen nach dem andern fixirend. Doch ehe noch einer von ihnen den Mund öffnete, rauschte zur Seite ein Vorhang auf und es zeigte sich ein Anblick, wie er keinem der Anwesenden noch geworden war.

Sie sahen nehmlich ein Gemach vor sich, das sich wie eine Blumenterrasse in Hufeisenform ausnahm, und den Vordergrund dieser Blumenterrasse füllte eine äußerst malerische weibliche Gruppe aus, die von fünf Damen gebildet wurde. Das Staunenswertheste dabei aber war das Costüme dieser Damen, denn dasselbe bestand bei allen Fünfen gleichmäßig aus grünen Pantöffelchen, einer gelbseidenen langen Schärpe um die Lenden und einem Kranz von frischen Rosen in den Haaren. Im Uebrigen trugen sie sich wie Mutter Eva, als sie der Herr erschuf, und alle Reize ihres Körpers lagen nackt und bloß zur Schau.

Ein Schrei des Entzückens, wohl auch des Staunens entfuhr den fünf Herren; dann brachen sie in das unbändigste Gelächter aus und rannten auf die weibliche Gruppe zu.

Diese aber löste sich sofort auf und eine Minute nachher lag jedem der Herren eine Dame im Arm.

„Komm, Philipp," flüsterte Marie Madeleine, die verwittwete Gräfin von Parabère, dem Regenten zu, indem sie sich hart an ihn preßte; „komm, folge mir in's Paradies und laß dich in Monsieur Adam verwandeln. Oder willst du mir zumuthen, eine alleinstehende Eva zu bleiben?"

Sie riß ihn fort und erglühend folgte er ihr in ein Nebenzimmer. Ganz dasselbe thaten auch die andern Damen mit ihren Herren und in einem Augenblick waren alle fünf Pärchen verschwunden. Nach einer Viertelstunde fanden sie sich sämmtlich wieder ein; allein wie sahen sie nun aus? Die Damen, gerade wie sie gegangen waren, nur vielleicht mit etwas gerötheteren Wangen; die Herren dagegen — nun sie trugen sich jetzt gerade wie die Damen und hatten grüne Pantöffelchen an den Füßen, eine gelbseidene Schärpe um die Lenden und einen Kranz von Rosen in den Haaren. Fünf Adams und fünf Evas — man konnte sich nichts Possirlicheres denken! Sie wollten sich auch ausschütten vor Lachen, diese fünf Pärchen, wenn sie sich in den breiten bis zum Boden reichenden Spiegeln betrachteten, oder wenn sie um einander herumtanzten und sich gegenseitig tiefe Bücklinge machten. Nachdem sie übrigens genugsam gelacht, setzten sie sich an die mit Speisen und Getränken fast überladene Tafel im Nebensaale und diese Tafel hoben sie nicht früher auf, als bis .... Doch nein, den Leser könnte es eckeln, wenn ich diese schamlose Saturnalie — dieses Bacchus- und Venusfest zugleich — noch weiter beschreiben wollte, und somit füge ich nur noch hinzu, daß von nun an keine Woche mehr verging, in der nicht die Frau Herzogin von Berry auf La-Muette oder im Luxemburgischen Garten ein ähnliches Fest gefeiert hätte. Sie spielte gar zu gerne die Eva, wenn der Graf von Riom den Adam vorstellte, denn so wie er hatte ihr noch kein Mann gefallen. Außer seinen Körpervorzügen besaß übrigens der Herr Graf nichts, was ihn empfehlen konnte, und es läßt sich daher vermuthen, daß die geistreiche Herzogin seiner von selbst satt geworden wäre, denn die

herrlichſten Speiſen munden nicht, wenn ihnen Pfeffer und Salz fehlt, und ſo kann auch das üppigſte, ausſchweifendſte, genußſüchtigſte Weib unmöglich in die Länge an dem Umgang eines Mannes ſich ergötzen, dem alle geiſtige Bildung und Begabung fehlt. Ehe es jedoch ſo weit kam, hatte das Schickſal bereits anderweitig über ſie beſchloſſen.

Es war im Anfang des Monats Juli 1719, alſo nicht viel über zwei Jahre nach der Erfindung des erſten Adamsfeſtes. Das Tagesgeſpräch bildete der Graf von Riom, denn der Regent hatte ihn ſo eben zum Obriſt eines Regiments ernannt, das zu der unter dem Marſchall von Berwic gegen Spanien abzuſendenden Armee gehörte, und der neue Herr Oberſt ſah ſich alſo genöthigt, ſofort nach der pyrenäiſchen Grenze abzureiſen. Man fragte ſich übrigens nicht lange, warum der Regent ſo gehandelt habe, indem der Grund nahe genug lag. Eben ſo wenig tadelte man Seine Königliche Hoheit deßwegen, ſondern alle Welt am Hofe erklärte ſich vielmehr damit einverſtanden. Der Herr Graf von Riom nehmlich wurde von ſeinem Glücke, der Geliebte der Herzogin von Berry zu ſein, ſo aufgeblaſen, daß er jeden, der mit ihm in Berührung kam, durch ſeinen Hochmuth beleidigte, und zugleich benahm er ſich, da ihm, wie ſchon geſagt, faſt alle geiſtige Bildung und Begabung abging, ſo roh, plump und gemein, daß man hätte geneigt werden können, ihn eher für einen Roßknecht, denn für einen Cavalier zu halten. Ueber ſolches Betragen nun mußte der Regent nothwendig auf's höchſte entrüſtet werden, und er war auch wirklich mehrmals nahe daran, den unerträglichen Geſellen zum Luxemburgpalais hinauswerfen zu laſſen. Doch begnügte er ſich ſchließlich, um einen allzugroßen Eclat zu vermeiden, damit, ihn durch ſeine Verſetzung zur Armee aus Paris zu verbannen, und mit dieſer Maßregel erklärte ſich, wie ſchon geſagt, alle Welt vollkommen einverſtanden. Natürlich übrigens mit Einer Ausnahme, das iſt, mit der Ausnahme der Frau Herzogin von Berry, denn dieſe kam aus den Thränen nicht mehr heraus und keinerlei Troſtgründe wollten bei ihr anſchlagen. Ja ſie gerieth förmlich außer ſich, als ſie ſah, daß alle ihre Bitten bei dem Regenten,

ihrem Vater, dießmal nichts fruchteten, und in ihrem bis zur Tollwuth gesteigerten Schmerz fuhr sie nach ihrem Schloß Meudon, um sich dort vor der ganzen Menschheit wie in einem Grabe abzuschließen. Niemanden wollte sie mehr sehen, keinen Menschen, und in der That blieb sie auch acht Tage lang förmlich isolirt, mit nichts sich beschäftigend, als mit dem Gedanken an ihn, den Unvergeßlichen, dazwischenhinein aber ihr Gedächtniß in den stärksten Libationen von Wein und Liqueur ertränkend. Da beschloß endlich der Regent, diesem Zustand ein Ende zu machen und ohne irgend ein Gefolge mit sich zu nehmen, begab er sich nach Meudon, dem ehemaligen Lustsitze des Dauphin Louis.

„Ich will Niemanden sehen," schrie die Herzogin von Berry, als man ihr den Besuch ihres Vaters meldete; „kein Mensch soll mich stören, es mag sein, wer es will."

„Aber mich nimmst du hoffentlich aus," entgegnete der Regent, indem er die Thüre fast mit Gewalt aufstieß und dann nach Entfernung des Dieners sogleich wieder hinter sich schloß.

Wie er nun übrigens seiner Tochter gegenüber stand, schreckte er sichtlich zusammen, und es war dieß auch kein Wunder, da sie sich in der kurzen Zeit, während der er sie nicht mehr gesehen, sehr merkbar verändert hatte. Ihre Augen lagen tief eingefallen in ihren Höhlen, während umgekehrt ihre fieberisch brennenden Wangen sich ausnahmen, als wären sie aufgeschwollen; ihr Leibesumfang aber hatte sich bis zu einer häßlichen Corpulenz gesteigert.

„Was starren Sie mich so an, mein Vater?" sagte die Herzogin von Berry, als sie die Blicke des Regenten unverwandt auf sich gerichtet sah. „Ich denke, Sie sollten doch wissen, wie ich aussehe."

„Du bist krank, meine Tochter," erwiderte der Regent in mitleidigem Tone. „Gewiß dein Aussehen zeugt davon, daß du krank bist. Warum hast du mich dieß nicht wissen lassen, da du doch weißt, wie innig lieb ich dich habe?"

„Sie mich lieben?" lachte die Herzogin höhnisch. „O gewiß, das haben Sie erst kürzlich bewiesen, als Sie mir Denjenigen nahmen, ohne den ich nicht leben kann. Ja wohl, so zeigt sich

die wahre Liebe! Was aber meine Krankheit anbelangt, so will ich krank sein, und es ist mir ganz recht, wenn ich immer kränker werde. Ja sterben will ich und begraben werden will ich, und wenn man mich in die Bahre legt, dann können Sie sich rühmen, daß Sie Ihre erstgeborene Tochter ermordet haben."

„Pah, Unsinn," versetzte der Regent in einem Tone, der wegwerfend sein sollte, dem man es aber gar wohl anmerkte, daß es im Innern seiner Seele ganz anders aussah. „Ich werde dir den Doctor Dobard senden oder, wenn du lieber willst, den neuen Leibarzt, den Helvetius, der eben jetzt so viel Glück macht, und mit ein paar Recepten wird deine ganze Krankheit verschwunden sein."

„Ich will keinen Doctor," erklärte die Herzogin mit den Füßen stampfend, „und nehme auch keine Arznei ein. Nichts will ich als den Grafen von Riom, den man mir gestohlen hat."

„Sei vernünftig, Elisabeth," erwiederte der Regent im beschwichtigenden Tone. „Willst du denn dich und uns vor ganz Europa compromittiren? Wahrhaftig, das geht nicht; das Ausland wie das Inland würde mit Fingern auf uns weisen?"

„Ah, es geht nicht?" höhnte die Herzogin mit rollenden Augen. „Aber das geht, daß Sie öffentlich mit der Parabère leben, und zur Abwechselung mit der Sabran, und mit der Averne, und mit der Argenton, und wie diese Vestalinnen, mit denen Sie schon Verkehr hatten, alle heißen. Ja wohl, das geht; aber daß ich einen Einzigen liebe, den Grafen von Riom, nein, das geht nicht, das ist gegen den Anstand, dadurch wird das Haus Orleans vor ganz Europa compromittirt. Freilich, freilich! Doch erfahren Sie, was ich thun werde: Bevor eine Stunde vergeht, reise ich nach den Pyrenäen zu der Armee ab, und mit mir nehme ich meinen Beichtvater, der gewiß glücklich sein wird, daß ich ihn seit Jahr und Tag zum ersten Mal wieder beschäftige. Und wissen Sie, warum ich den Pater mitnehme? Damit er mich auf der Stelle mit dem Grafen von Riom ehelich verbinde. Ich scherze nicht, mein Vater, und zur Bekräftigung meines Entschlusses lege ich hiemit einen feierlichen Eid ab; dann aber, wenn ich copulirt bin, dann, wenn Riom

mein Gatte ist, dann will ich sehen, wer mir ihn fortan streitig machen will."

Sie hatte sich in eine furchtbare Hitze hineingesprochen, und man sah ihr's an, daß es ihr mit dem, was sie sagte, Ernst sei. Der Regent faßte es auch nicht anders auf, wie man deutlich in seinen Mienen lesen konnte.

„Ich glaube, du wärst's im Stande," sagte er, sich unwillig von ihr abwendend. „Uebrigens, wenn du durchaus den Grafen mit den Stallknechtsmanieren wieder haben willst, so sei es darum; ich werde ihn von der Armee zurückberufen, und du magst ihn wieder in deinem Hôtel installiren. Bei Hofe jedoch darf er fernerhin nicht mehr erscheinen."

Die Herzogin von Berry jubelte laut auf. „Darf ich mich darauf verlassen?" rief sie.

„Du darfst es," erwiederte der Regent. „Ich werde den Befehl heute noch ausfertigen."

Er ward auch wirklich ausgefertigt, dieser Befehl; zum Vollzug jedoch kam er nicht. In der darauf folgenden Nacht nehmlich ward die Frau Herzogin plötzlich von einem Schlagfluß getroffen, und obwohl die schnellstens herbeigerufenen Aerzte alles thaten, um sie zu retten, so gelang es ihnen doch nicht. Sie blieb vielmehr von da an fast immer bewußtlos, und wenn sie erwachte, so erwachte sie nur zu den furchtbarsten Schmerzen. Einige Tage später, am 20. Juli 1719, starb sie, noch nicht ganz fünfundzwanzig Jahre alt.

Das war es, was, wie ich oben andeutete, das Schicksal über sie beschlossen hatte!

Drittes Kapitel.

Die große Verschwörung.

Ich habe, indem ich jetzt schon über das Ende der Herzogin von Berry berichtete, meiner Geschichte um mehrere Monate vorausgegriffen und bin deßhalb gezwungen wieder zum Jahr 1718 zurückzukehren. Nicht jedoch zu seinem Anfang, sondern zu seinem Ende, nehmlich zum Monat December, denn in diesem, so wie im Monat Januar 1719, spielt die wichtige Begebenheit, mit der ich nun den Leser zu unterhalten gedenke.

In den letzten beiden Kapiteln erzählte ich, auf welche Weise der Herzog von Orleans zur Regentschaft kam, so wie auch, in welcher Manier er dieselbe in den ersten Jahren führte; durch Beides aber zog er sich nicht wenige Feinde zu, und zwar nicht sowohl Feinde unter dem Volk und den Bürgern, als vielmehr unter den Bevorrechteten und besonders unter den höheren Ständen. Vor allem schrieen die Jesuiten Zeter über ihn und in allen Kreisen, in welche sie drangen, ward er ganz offen als Atheist und Gotteslängner denuncirt. Er hatte ja ihre Alleinherrschaft gestürzt; also mußte er doch nothwendig ein Feind der katholischen Religion sein! Uebrigens auch die Jansenisten waren nicht ganz zufrieden. Sie meinten, ihnen allein verdanke der Herzog von Orleans die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Regentschaft, und da sie in Folge dessen hofften, er werde nun sie allein in der Kirche dominiren lassen, so fanden sie sich sehr unangenehm enttäuscht, als sie merkten, daß Seine Königliche Hoheit dem Priesterregimente überhaupt sehr abhold sei. Nicht minder vor den Kopf gestoßen fühlte sich das Parlament, welches sich ebenfalls und zwar, wie wir weiter oben gesehen haben, nicht mit Unrecht, den Ruhm beilegte, dem Regenten zur Alleinherrschaft verholfen zu haben, und nun, statt mit Dank, mit Undank, ja mit Verachtung und gewaltthätiger Mißhandlung belohnt wurde. Am allermeisten aber gährte es in der Partei der gestürzten Hofcamarilla, welche sich die letzten zwei Decennien hindurch um Frau von Maintenon und die Bastardprinzen gesammelt gehabt hatte, und alle jene hohen Herren und Damen, welche vermittelst der Einhüllung in den weiten Mantel des Bigottismus zu den höchsten Würden emporgestiegen waren, sehnten sich nach nichts mehr, als nach dem Augenblick, wo sie ihrem Grimme gegen den Usurpator, wie sie den Regenten nannten, freien Lauf lassen könnten. Hätten sie nur einen Anführer gehabt, wie gerne würden sie sich zusammengethan haben, den Regenten zu stürzen; allein derjenige, der vermöge seiner Stellung diesen Posten hätte einnehmen sollen, der Herzog von Maine, jener Lieblingsbastardsohn Ludwigs XIV., welchem dieser die Regentschaft zugedacht hatte, war ganz ruhig in die Verbannung nach Schloß Sceaux gegangen und schien überhaupt nicht der Mann zu sein, der er hätte sein müssen, wenn er dem Herzog von Orleans das Heft aus der Hand reißen wollte. Ja freilich, wenn es möglich gewesen wäre, ihm den Muth, die Energie, den Ehrgeiz und den Verstand der Frau Herzogin, seiner Gemahlin, einzuträufeln, dann — ja dann hätte man etwas von ihm erwarten dürfen; doch so wie die Sachen standen, mußte man sich eben in Geduld fassen und das Höchste, was man thun konnte, war, die Hand in der Tasche zur Faust zu ballen.

Auf diese Art vergingen mehrere Jahre, ohne daß es Irgendwer gewagt hätte, dem Herzog von Orleans seine Stellung als Regent streitig zu machen, und dieser fühlte sich daher auch vollkommen sicher. Da, gegen das Ende des Jahres 1718, erfuhr

man in gewissen eingeweihteren Kreisen, daß der Regent mit England und dem Kaiser von Deutschland ein Bündniß anbahne, um das Königreich Spanien zu bekriegen, und zu gleicher Zeit hörte man von einem ganz eigenthümlichen Leben, das eben jetzt auf Schloß Sceaux beginne, einem Leben, bestehend aus lauter Festlichkeiten, wie man deren sonst nie früher in Sceaux gefeiert hatte. Man zerbrach sich den Kopf darüber, was dieß alles bedeuten solle, und ein Gerücht schlug bei Hofe das andere. Mit der Tripel- oder vielmehr Quadrupelallianz (denn auch Holland trat später dem oben genannten Bündnisse bei) hatte es übrigens seine volle Richtigkeit und der Zweck derselben war, Spanien so zu demüthigen, daß sein König, Philipp V., oder vielmehr dessen ehrgeiziger Minister, der Cardinal Alberoni, jeden Gedanken an eine spätere Vereinigung der Kronen Spanien und Frankreich aufgeben müßte. An eine solche Vereinigung dachte man nehmlich in der That in Madrid, natürlich auf den Fall hin, daß der Urenkel Ludwigs XIV., der minderjährige Ludwig XV., welcher als sehr kränklich geschildert wurde, mit Tod abginge, denn in solchem Falle war ja Philipp V. als der zweitgeborne Enkel Ludwigs XIV. der nächste Erbberechtigte. Freilich sprach hiegegen der Umstand, daß Philipp V. beim Antritt der Regierung über Spanien auf alles Erbrecht in Frankreich hatte verzichten müssen; allein eine solche Kleinigkeit dünkte dem Cardinal kein großes Hinderniß und er träumte schon den schönen Traum, daß es ihm gelingen werde, die Weltmonarchie Kaiser Karls V. wiederherzustellen. Daher also die Quadrupelallianz zwischen Frankreich, England, Deutschland und Holland, die sonst eine ganz unnatürliche gewesen wäre. Doch was sollte nun das ganz eigenthümliche Fest-Leben auf Schloß Sceaux bedeuten? Hunderte fragten sich's und konnten es nicht begreifen; allein noch ehe das Jahr 1718 ganz um war, sollte das Geheimniß sich enträthseln.

Am Freitag Morgen, den 9. December 1718, ließen sich zwei Herren, der Großsiegelbewahrer Marquis Marc-René d'Argenson, welchen wir schon kennen, und der neue Polizeilieutenant Louis Charles Machault d'Arnouville, ein für einen solchen Posten noch

sehr junger — er zählte kaum zweiunddreißig Jahre, — dagegen aber auch sehr klug aussehender Mann, beim Herzoge von Orleans, dem Regenten, melden. Sie mußten einen Augenblick warten, denn obgleich die Uhr bereits auf Zehn wies, so war der hohe Herr, der wieder einmal bis tief in die Nacht hinein geschwärmt hatte, doch so eben erst aufgestanden und machte jetzt gerade seine Morgen-Toilette. Er kam übrigens schnell damit zu Ende, weit schneller, als es einem andern Menschen möglich gewesen wäre; allein dafür fehlte ihm auch die Eleganz, auf die Ludwig XIV. so viel gehalten hatte, und sein Gesicht zeigte deutlich genug die Spuren der gestrigen Schwelgerei.

„Schon wieder Geschäfte, d'Argenson?" rief er dem Großsiegelbewahrer entgegen. „Ach wenn ich doch endlich dieser ermüdenden Regentschaft überhoben wäre! Und auch Sie haben etwas auf dem Herzen, Machault?" wandte er sich dann gegen diesen. „Nun ich hoffe, Sie machen es kurz, meine Herren, denn ich kann Ihnen wahrhaftig nur wenig Zeit widmen."

„Wir kommen," nahm der Marquis d'Argenson das Wort, „in einer und derselben Angelegenheit. Doch so sehr rasch können wir sie nicht abmachen. Königliche Hoheit erinnern sich, mit was Sie mich vor acht Tagen beauftragten...."

„Ah," unterbrach ihn der Regent lachend, „Sie meinen die Untersuchung wegen des lustigen Abenteuers in La-Villette? Pah, lassen Sie's gut sein; ich will nichts mehr davon hören."

Mit diesem Abenteuer nun verhielt es sich so. Der Regent kam acht Tage zuvor mit einer hübschen, aber ziemlich berüchtigten Dame La-Vrillière, welche den Beinamen „das große Vielliebchen" führte, in einem gewissen Hause in La-Villette zusammen und in der Nacht fing das Haus Feuer. Eigenthümlicherweise aber ging das Feuer weder von einem Zimmer, noch von der Küche aus, sondern es brannte zu allererst unter der Stiege, und da nun diese sofort verkohlt zusammenstürzte, so mußten alle Insassen des Hauses vermittelst Leitern durch die Fenster gerettet werden. Unter diese gehörte selbstverständlich auch der Regent mit dem großen Vielliebchen, und man kann sich denken, welches Halloh die des

Brandes wegen vor dem Hause versammelte Menge erschallen ließ, als sie Seine Königliche Hoheit erkannte. „Hoch! Der Herzog von Orleans hoch!“ schrieen tausend Kehlen zumal und nicht minder kräftige Hochs schallten dem großen Vielliebchen entgegen. Mit dem Schreien allein aber begnügten sich diese Leute nicht, sondern sie umringten lachend und tanzend das Paar und es kostete den Polizeilieutenant, der selbst alsbald auf dem Brandplatze erschien, große Mühe, den Regenten mit seiner Begleiterin in einem schnell herbeigeführten Gefährte auf die Seite zu bringen. Das war's, was der Regent ein lustiges Abenteuer nannte, von welchem er nichts mehr hören wolle; allein trotz dieses seines Gebots mußte er doch noch etwas davon hören, denn der Großsiegelbewahrer ließ sich nicht so ohne weiteres abweisen.

„Königliche Hoheit,“ erklärte derselbe, „haben mich vor acht Tagen beauftragt, darnach zu forschen, ob das Feuer in La-Villette zufällig entstanden oder absichtlich angelegt worden sei, und wir Beide, der Herr Polizeilieutenant und ich, stellten sofort die genauesten Recherchen an. Da stellte es sich denn heraus, daß allerdings pure Nachlässigkeit an dem Brande schuld war; allein umgekehrt zeigte es sich auch, daß das lustige Abenteuer, wie es Eure Hoheit nennen, von einer gewissen Partei dazu benützt wird, um Ihren Namen geflissentlich mit Koth zu bewerfen.“

„Haha,“ lachte der Regent, „ich kann mir's denken. Die schwarzen Jesuitenkutten werden das Ding einen öffentlichen Scandal nennen und dazu noch verschiedene Schmähungen fügen, von denen eine immer stärker als die andere ist. An das Alles aber bin ich längst allzusehr gewöhnt, als daß es mir Kopfweh machen könnte.“

„Königliche Hoheit,“ ergriff der Polizeilieutenant mit sehr ernster Miene das Wort, „nicht blos die Jesuiten machen sich dieses Vergehens schuldig, sondern auch noch ganz andere Leute, und ich habe Ursache zu glauben, daß der eigentliche Heerd der jetzt so vielfach in Umlauf gesetzten Herabwürdigungen Ihres Ansehens und Namens im Schloß Sceaux zu suchen ist.“

„Schon wieder das alte Lied,“ sagte der Herzog von Orleans

gähnend. „Sie thun meinem Schwager, dem Herzog von Maine, allzuviel Ehre an, wenn Sie der Ueberzeugung sind, derselbe könnte irgend eine Absicht mit Consequenz verfolgen."

„Eure Königliche Hoheit nehmen die Sache viel zu leicht," fuhr der Polizeilieutenant in noch größerem Ernste fort. „Es cursiren derzeit eine Menge Gerüchte über die Lebensgefahr, in welcher Seine Majestät, der minderjährige König, stehen soll, und das eine Mal spricht man von einem Vergiftungsversuch, während das andere Mal gar erzählt wird, man habe ihn im Schlafe ersticken wollen. Die Grundquelle aller dieser tollen Erfindungen aber ist ebenfalls nirgends sonst zu suchen, als in Schloß Sceaux, und der Zweck kann unmöglich ein anderer sein, als die Bürger von Paris gegen Eure Hoheit aufzuwiegeln."

„Pah, Unsinn," rief der Herzog von Orleans mit einem zweiten Gähnen; „der Bruder meiner Frau weiß zu gut, daß ich gar nicht fähig bin, mich an dem Leben des Königs zu vergreifen, und um zu Revolutionszwecken Lügen zu erfinden, dazu ist er zu gutmüthig, oder wenn Sie lieber wollen, zu schwach an Kopf und Willen."

„Aber die Frau Herzogin, seine Gemahlin?" fragte jetzt der Großsiegelbewahrer mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck, indem er zugleich dem Regenten einen durchdringenden Blick zuwarf.

„Nun ja," versetzte der Regent, „an diese will ich keinen so geringen Maßstab legen. Sie besitzt ebensoviel Geist als Kühnheit, und was ihren Stolz anbelangt, so braucht man blos daran zu erinnern, daß sie die Enkeltochter des großen Condé ist. Man sagt," setzte er laut lachend hinzu, „sie habe ihren Gemahl, als er von jener Parlamentssitzung heimkehrte, in der ich mich gegen das Testament meines Oheims zum Alleinregenten erklärte, ohne daß mein Herr Schwager auch nur ein einziges Wort der Opposition gewagt hätte — nun damals soll sie ihren Gemahl, trotzdem sie fieberkrank im Bette lag, mit einer Ohrfeige empfangen haben, und beim Himmel, das sieht dem herrischen Weibe gleich. Doch, was wollten Sie von ihr sagen, d'Argenson?"

„Ich wollte," erwiederte der Großsiegelbewahrer, „Eure Königliche Hoheit blos auf die Festlichkeiten aufmerksam machen, die gegenwärtig Tag für Tag auf Schloß Sceaux gefeiert werden."

„So? Sonst nichts?" meinte der Regent, zum dritten Male gähnend. „Nun gerade aus diesen Festlichkeiten können Sie ersehen, was mein Herr Schwager für ein harmloser Mensch ist. Seine Frau zählt jetzt zweiundvierzig Jahre und seinen ehelichen Bund mit ihr schloß er schon anno 1692, also vor jetzt sechsundzwanzig Jahren. Dennoch hält er es für nöthig, die Wiedergenesung dieser seiner Gattin, welche einige Wochen am Fieber darniederlag, auf's festlichste zu begehen, und jeden Tag wechseln jetzt auf Schloß Sceaux Bälle, Concerte und Banquette mit andern Vergnügungen ab."

„Wie aber," meinte jetzt der Großsiegelbewahrer in trockenem Tone, indem er zugleich auf jedes seiner Worte einen großen Nachdruck legte; „wie aber, wenn die Frau Herzogin von Maine in der letzten Zeit gar keinen Fieberanfall gehabt, überhaupt gar nicht krank gewesen wäre?"

„Gar nicht krank gewesen wäre?" rief der Regent. „Zum Teufel was soll das heißen."

„Wie," fuhr der Großsiegelbewahrer fort; „wie wenn die ganze Krankheit blos vorgeschützt gewesen wäre, um damit eine Reise der Frau Herzogin zu verdecken? Zum Beispiel eine Reise nach den spanischen Pyrenäen, um daselbst mit dem Cardinal Alberoni insgeheim zusammenzukommen?"

„Tod und Hölle!" brauste der Regent auf. Dann stürzte er, ohne ein weiteres Wort hinzuzusetzen, nach dem Glockenzuge und riß daran zwei Male so heftig, daß derselbe fast in Stücke gegangen wäre. Alsbald standen zwei gallonirte Diener vor ihm. „Der Eine von euch," befahl er nun in einer Weise, die zu seiner bisherigen Apathie einen vollkommenen Gegensatz bildete; „der Eine von Euch eilt zu dem Abbé Dubois, der in meinem Privatkabinet arbeiten wird, und bringt ihn augenblicklich hierher. Der Andere holt eine Kanne kalten Wassers, um es mir über den Kopf zu gießen."

Die Diener verschwanden so schnell, als sie gekommen waren, und nach zwei Minuten schon hatte sich der Abbé Dubois eingefunden. In der gleich kurzen Zeit war auch das kalte Kopfbad genommen worden, und die Augen des Regenten glänzten nun so frisch und klar, als ob er noch nie eine Orgie gefeiert hätte.

„Nun lassen Sie hören, was Sie von der Reise der Frau Herzogin von Maine nach Spanien wissen," wandte sich der Regent an den Großsiegelbewahrer.

„Ich constatire," erklärte der Großsiegelbewahrer, „daß ein starker Verdacht vorliegt, die Frau Herzogin sei in der letzten Zeit nicht krank gewesen, sondern sie habe vielmehr, während man sie, unzugänglich für Jedermann, im Bette liegend wähnte, eine Reise nach Spanien gemacht und dort mit dem Cardinal Alberoni conferirt."

„Und worauf stützen Sie diese Behauptung?" fragte der Regent.

„Einer meiner Agenten," ergriff der Polizeilieutenant das Wort, „belauschte zwei Diener des Herzogs von Maine, als sie sich in einem Weinhause hier vertraulich mit einander unterhielten, und aus den abgebrochenen Winken und Reden, die er mir rapportirte, kam ich auf besagten Schluß. Uebrigens wird mein Verdacht durch das, was in der letzten Woche auf Schloß Sceaux vorging, vollkommen bestätigt."

„Sie meinen durch die daselbst abgehaltenen Feste?" sagte der Regent.

„Ja," erwiderte der Polizeilieutenant; „man hält sie blos ab, um gewisse Leute empfangen zu können, deren Besuch sonst nothwendigerweise auffallen müßte."

„Zum Beispiel?" begehrte der Regent zu wissen.

„Man sah," war die kurze Antwort, „man sah den Prinzen von Cellamare zu dreien Malen hintereinander in Sceaux."

„Ha!" rief der Regent. „Der spanische Gesandte, dieser erste aller Ränkeschmiede; das ist allerdings verdächtig."

„Zu gleicher Zeit," fuhr der Polizeilieutenant fort; „zu gleicher

Zeit mit dem spanischen Gesandten fanden sich auch der Cardinal von Polignac und der Marquis de Saint Géniès in Sceaux ein."

„Ha!" rief der Regent abermals. „Der Marquis de Saint Géniès, dieser tolle Abenteurer, der über eine ganze Bande von Spitzbuben gebietet, und der Cardinal Polignac, das Haupt aller Bigotten und der ganzen Jesuitenpartei in Frankreich! Aber weiter, weiter, wer war noch mehr dort?"

„Noch Dutzende aus den verschiedensten Ständen," erwiderte der Großsiegelbewahrer, für den Polizeilieutenant das Wort ergreifend; „Alle entweder blinde Anhänger des früheren Regimes oder Leute ohne Grundsätze, die für Geld zu jeglichem Ding feil sind. Die besondere Aufmerksamkeit Eurer Königlichen Hoheit aber nehme ich für den Abbé Porto-Carrero, den Neffen des Cardinals gleiches Namens, in Anspruch."

„Wirklich!" rief der Regent und seine Stimme zitterte vor Aufregung. „Der Name schon hat einen bösen Klang, und dann reiste er, so viel ich weiß, mit dem Grafen Montaleone, dem Sohne des spanischen Gesandten, zusammen in Einem Wagen von Rom hierher?"

„Nicht sowohl von Rom kam er," entgegnete der Großsiegelbewahrer, „als vielmehr über Rom von Madrid, und er war sicherlich der Ueberbringer von sehr wichtigen Depeschen an den Prinzen von Cellamare. Doch noch wichtiger ist mir der Umstand, daß er, nachdem er acht Tage mit dem genannten Prinzen und dem Herzogspaar von Maine zusammengesteckt, gestern schnellstens nach Madrid abgereist ist, ohne bei irgendwem Abschiedsbesuche zu machen."

„Dahinter steckt ein Geheimniß," mischte sich jetzt der Abbé Dubois in barschem Tone in's Gespräch.

„Dieß war auch meine Meinung," versicherte der Polizeilieutenant, „und ich beauftragte daher einige meiner Leute, ihn auf seiner ganzen Reise nicht aus den Augen zu lassen. Von diesen kehrte nun Einer heute Morgen zurück, um mich von einem ganz auffallenden Umstand zu unterrichten. Der Herr Abbé reist mit Postpferden in einer leichten Calesche, um desto schneller vorwärts zu kommen, und gestern Abend erreichte er Etampes. Eine

halbe Stunde davon führt die Straße über eine Fähre, welche gewöhnlich ganz ohne Schwierigkeit zu passiren ist; gegenwärtig aber hat sich das Wasser in Folge des langen Regens bedeutend gestaut, und man rieth also dem Abbé in Etampes zu übernachten, weil die Ueberfahrt im Augenblicke, besonders bei Nacht, gefährlich ausfallen könnte. Dessenungeachtet ließ er sich von der Weiterreise nicht abhalten und richtig passirte, was man ihm vorausgesagt hatte, das heißt seine Calesche fiel mit sammt den Pferden und ihm selbst in's Wasser. Zum Glück übrigens geschah das Unglück ganz nahe beim Ufer und er erreichte daher dieses mit leichter Mühe. Auch die Pferde arbeiteten sich schnell an's Land und zogen die Calesche hinter sich drein. Nun aber entdeckte der Abbé, daß sein Mantelsack, den er bisher immer äußerst sorgfältig gehütet hatte, nicht mehr da sei, und ein Blick überzeugte ihn, daß derselbe auf dem Wasser schwimme. Bleiben Sie ganz ruhig, sagten ihm einige Umstehende, wir werden ihn gleich mit Rechen herausgefischt haben. Doch der Abbé hörte nicht darauf, sondern mit einem wilden Aufschrei sprang er auf und stürzte sich in den Strom, daß das Wasser hoch über ihm zusammen schlug. Denken Sie sich: er konnte nicht schwimmen und doch stürzte er sich hinein, um seinen Mantelsack zu retten!"

„Und wurde er gerettet?" fragte schnell der Regent. „Ich meine der Mantelsack."

„Beide," erwiderte der Polizeilieutenant, „der Abbé wie sein Reisesack, obwohl nur mit vieler Mühe. Aber ist es nicht auffallend, daß dem jungen Herrn so viel an seinem Felleisen lag?"

„Königliche Hoheit," rief jetzt der Abbé Dubois mit Ungestüm, „es muß sogleich Befehl gegeben werden, den Abbé Porto-Carrero zu verhaften, und Sie, Herr Polizeilieutenant, müssen ihm Ihre besten Leute nachsenden. Er muß her, und wenn hundert Pferde wegen seiner zu Schanden geritten würden."

„Sie meinen?" fragte der Regent.

„Ohne weiteres?" polterte der Abbé Dubois heraus. „Da er sicherlich hochwichtige Depeschen vom spanischen Gesandten an den Mi-

niſter Alberoni in ſeinem Mantelſack verborgen hat; Depeſchen aus denen wir erfahren werden, was wir zu wiſſen nöthig haben."

„Aber," rief der Polizeilieutenant, „das iſt ja eine bloße Vermuthung, und auf eine ſolche hin einen ſo vornehmen Herrn, wie den Neffen des Cardinals Porto-Carrero, zu verhaften, geht durchaus nicht. Es wäre gegen das Völkerrecht und ganz Europa würde einen furchtbaren Lärm aufſchlagen."

Der Abbé Dubois lachte laut auf. „Sie wollen," höhnte er, „Sie wollen Polizeilieutenant ſein und fragen bei einer Verhaftung nach deren Geſetzlichkeit? Doch, Mann des Rechts, ich will Sie beruhigen. Sie erinnern ſich, daß Seine Majeſtät der König von England die franzöſiſche Regierung dieſer Tage angegangen hat, auf einen betrügeriſchen Londoner Banquerotteur, einen gebornen Spanier, Don Valero mit Namen, der ſich wahrſcheinlich auf franzöſiſchen Boden geflüchtet habe, fahnden zu laſſen und ihn im Betretungsfalle an England auszuliefern. Dieſen großen Betrüger nun verwechſeln Sie mit dem Abbé Porto-Carrero, das heißt Sie laſſen den letzteren verhaften unter dem Vorwande, er ſei Don Valero; ſeine Einwendungen aber, daß er der Abbé ſei und nicht der Banquerotteur, überhören Sie vollſtändig. Haben wir dann ſeine Papiere unterſucht und es ſtellt ſich heraus, daß er unſchuldig iſt, was thuts? Es war ein Mißverſtändniß und damit gut. Iſt er dagegen ſchuldig, was nur zu wahrſcheinlich, nun dann haben wir ihn und halten ihn natürlich feſt."

„Dubois hat recht, wie immer," ſagte der Regent, „Alſo vorwärts, Mauchault, und ſchonen Sie weder Menſchen noch Pferde."

Der Polizeilieutenant verbeugte ſich und war die Minute darauf verſchwunden, um die nöthigen Befehle zu geben. Auch der Großſiegelbewahrer eilte fort, nachdem er vorher noch einige beſondere Aufträge des Regenten entgegen genommen hatte, und letzterer blieb mit dem Abbé Dubois allein zurück.

„Was halten Sie von der ganzen Geſchichte?" fragte jetzt der Regent den klugen Abbé.

„Ich habe," erwiderte der andere, „noch keine ganz klare Anſicht gewonnen; aber daß irgend eine Intrigue an-

gesponnen wird, darauf deuten auch andere Anzeichen hin. Die Fillon — nun Eure Hoheit kennen sie ja, da Sie auch schon dort waren ....."

Ehe er seinen Satz vollenden konnte, trat ein Kammerdiener herein und meldete, daß ein junges Mädchen, welches sich durchaus nicht abweisen lasse, den Herrn Abbé sprechen wolle. „Sie hat ein Briefchen an Sie," setzte der Kammerdiener hinzu, „und erklärte beauftragt zu sein, Ihnen dieses unter allen Umständen nur persönlich zu übergeben."

„Laß sie herein kommen," befahl der Regent.

Sofort trat ein Mädchen ein, das höchstens zwölf Jahre zählen mochte; aber es war für sein Alter merkwürdig ausgebildet und in seinem Kopfe saßen ein paar Augen, die man sich nicht klüger und abgefeimter denken konnte.

„Ach du bists, meine kleine Tiannette," rief ihr der Abbé entgegen; „du bringst mir etwas von deiner Tante?"

„Ja," erwiderte das Kind ganz unerschrocken und von der Gegenwart des Regenten nicht im geringsten eingeschüchtert. „Ja, Ma Tante schickt mich. Ich soll diese paar Zeilen hier in Ihre eigenen Hände übergeben."

„Sie kommt," wandte sich der Abbé zum Regenten, indem er zugleich das Briefchen in Empfang nahm; „sie kommt von derselben Frau, von der ich Ihnen eben sprechen wollte. Eure Hoheit erlauben also wohl, daß ich den Zettel durchfliege."

Er las die Zeilen und las sie sogar zweimal durch. Dann griff er in die Tasche und reichte dem Mädchen ein großes Silberstück. „Hier, nimm, meine kleine Tiannette," sagte er, „und melde deiner Tante, daß ich mich heute Abend präcis zehn Uhr bei ihr einfinden werde."

„Aber durch das kleine Pförtchen, läßt Ihnen die Tante sagen," bemerkte das Kind mit einem Knickse; „ich werde selbst dort Wache halten."

So sprechend machte Tiannette auch dem Regenten eine Verbeugung und hatte den Augenblick darauf das Zimmer verlassen.

Allein ich vergaß zu sagen, wer denn eigentlich die „Tante"

Tiannettens war, und ich will es mit wenigen Worten sa gen. Sie war eine damals viel berüchtigte und von ganz Paris gekannte Maquerelle, welche ein öffentliches Haus hielt und eigentlich La Fillon hieß. Doch wurde sie von fast allen ihren Besuchern gewöhnlich nur „Ma Tante“ genannt und dieser Name gefiel ihr besser, als ihr wirklicher.

„Wie sich doch das wunderbar trifft!“ bemerkte der Abbé, als er wieder mit dem Regenten allein war. „Eben wollte ich Ihnen von den Anzeichen berichten, welche darauf hindeuten, daß etwas gegen Sie im Werke sei, und nun kommt mir die Nachricht zu, daß ich Aussicht habe, mir vollständige Gewißheit zu verschaffen.“

„Heraus mit der Sprache!“ rief der Regent; „Ich verstehe mich nicht auf's Räthselauflösen.“

„Alle Teufel,“ fluchte der Abbé, „wenn ich mich ein einziges Mal einer feineren Ausdrucksweise befleissige, so werde ich drob getadelt. Doch lassen wir das jetzt und kommen wir wieder auf die Fillon zurück. Sie wissen, ich bin ein alter Kunde von ihr und sie hält deßhalb große Stücke auf mich. Somit geht im ganzen Hause nichts vor, von dem man mich nicht in Kenntniß setzte, und Alle, die Mädchen wie Ma Tante, behandeln mich als Hausfreund und Herzensvertrauten. Da kommt nun unter Anderen Einer der Secretäre des spanischen Gesandten zu der Fillon, und der Narr ist in eines der Mädchen, in die Suzon, so verliebt, daß er ihr Dinge ausplaudert, die man kaum seinem besten Freunde anvertrauen sollte. Die Suzon aber rapportirt mir stets alles wieder und so erfuhr ich denn schon vor einiger Zeit, daß man eine kleine Intrigue gegen Sie anzuspinnen im Begriff stehe. Doch legte ich anfangs der Sache kein großes Gewicht bei, besonders auch, weil es ziemlich verworrenes Zeug war, was mir die Suzon erzählte. Neuester Zeit aber ist dieß anders geworden, denn der Secretär hat seit vier oder fünf Tagen ein paar Freunde bei der Fillon eingeführt, welche jedenfalls unter falschen Namen laufen und überdem, wenn sie genug geschwelgt und getrunken haben, ganz verdächtiges Zeug ausplauschen sollen. Sie geben sich nehmlich für

spanische Kaufleute aus, welche eine große Salzlieferung hierher machen wollen, und ihre Päſſe ſind, ſcheint's, ganz in der Ordnung; die Fillon dagegen hält ſie für verkleidete Officiere und die Tante hat in der Erkennung der Menſchen einen ſcharfen Blick. Somit war ich begierig, einmal das Thun und Reden der zwei Spanier im Hauſe der Fillon mit eigenen Ohren und Augen zu überwachen, und nahm der Frau das Verſprechen ab, mich ſogleich davon zu benachrichtigen, wenn die beiden Herren und der Geſandſchaftsſecretär wieder eine Nachtſitzung bei ihr anſagen ließen. Das hat ſie denn ſo eben gethan und ich werde demnach heute Nacht von einem guten Verſteck aus alles mitanhören und mitanſehen, was die verdächtigen Geſellen dort machen und ſprechen. Sobald ſich aber mein Verdacht beſtätigt, das heißt, ſo bald ich mich überzeuge, daß dieſelben verkleidete ſpaniſche Officiere ſind, ſo müſſen Sie mir erlauben, daß ich ſie morgen früh in ihren Wohnungen verhaften laſſe, und dann wird man aus ihren Papieren ſchon erfahren, ob ihre Miſſion mit der Sendung des Abbé Porto-Carrero in Verbindung ſteht oder nicht."

„Dubois, du biſt ein verdammt geſcheidter Kerl," ſagte der Regent. „Aber, horch, was meinſt du, wenn ich dich begleiten würde? Vier Augen ſehen beſſer, als zwei."

„Topp," erwiederte der Abbé, dem Regenten die Hand hinſtreckend; „topp, und wir verkleiden uns in ordentliche Pariſer Bürger, damit wir auf alle Fälle nicht erkannt werden."

Dieß alles ging am Freitag Morgen, den 9. December 1718, vor, und am Abend dieſes Freitags begaben ſich der Regent und der Abbé zu Ma Tante la Fillon; am folgenden Tag aber in der Früh verhaftete ein Polizeikommiſſär die beiden ſpaniſchen Salzlieferanten und es zeigte ſich, daß die erfahrene Tante ganz richtig geſehen hatte. Dieſelben waren in der That verkleidete Officiere, der eine ein Spanier mit Namen Don Colingri, der andere ein Franzoſe, der de Raſoir hieß, und beide hatten noch vor kurzem, wie man aus ihren Papieren erſah, eine höhere Charge im ſpaniſchen Heere begleitet. Es war alſo Grund genug vorhanden, ſie in's Gefängniß zu werfen, da ſie falſche Päſſe führten; allein

bald kamen noch ganz andere Enthüllungen zu Tag — Enthüllungen, welche ganz Paris mit einem furchtbaren Schrecken erfüllten und den Regenten berechtigt haben würden, den beiden genannten Officieren, so wie noch verschiedenen andern Herren und Frauen den Kopf vor die Füße zu legen.

In der Nacht vom Sonntag auf den Montag nehmlich ward der Abbé Porto-Carrero unter einer großen Bedeckung, obwohl in aller Stille, gefänglich in Paris eingebracht und der Regent beeilte sich sofort, den Mantelsack desselben zusammen mit dem Abbé Dubois und in Gegenwart des Staatsraths Le-Blanc auf's Genauste zu untersuchen. Auf den ersten Anblick schien es, als ob sich nichts Verdächtiges vorfinde, denn der Sack enthielt blos Kleider, Weißzeug und einige Bücher unschuldigen Inhalts. Da fiel dem Abbé der besonders dicke Einband von einem der Bücher auf und er machte sofort einen Einschnitt in die Decke des Buchs. Nun aber trat der Schatz zu Tage, und — ha, was für ein Schatz! Jede der beiden Bücherdecken enthielt einen schmalen offenen Raum, der als Brieftasche benützt werden konnte, und in jedem dieser Räume lag auch richtig ein Brief. Zwei Briefe also fand man, und zwar zwei lange ausführliche Briefe; beide adressirt an den Cardinal Alberoni, den damaligen allmächtigen Minister Philipps V. von Spanien, und beide geschrieben von der eigenen Hand des Antonio Giudice, Herzogs von Giovenazzo und Fürsten von Cellamare, des spanischen Botschafters in Paris. Das war der Schatz, der zu Tage trat, und daß das ein äußerst wichtiger Schatz sein mußte, das wird sich der geneigte Leser wohl denken können, denn nichtssagende, unbedeutende und gleichgültige Briefe verwahrt man nicht auf eine solch' raffinirt-sinnreiche Weise. Doch wie nun der Regent die Briefe durchlas, und zwar einen nach dem andern langsam durchlas, so daß ihm kein Wort entgehen konnte, mein Gott im Himmel, wie ward ihm da? Er hatte wichtige Aufschlüsse erwartet; aber so etwas wahrhaftig nicht. Nein, so etwas hätte er für rein unmöglich gehalten! „Wenn ich's nicht schwarz auf weiß vor mir sähe," rief er, „so würde ich sogar jetzt noch daran zweifeln, aber lesen Sie, Dubois, lesen Sie, Le-Blanc, und dann danken Sie mit

mir dem Schicksal, daß wir so klug waren, den Abbé Portocarrero verhaften zu lassen."

„Dem Schicksal?" höhnte der Abbé Dubois. „Nun ich denke, das Schicksal war dießmal ich, denn von mir ging die Anordnung jener Verhaftung aus. Aber sehen wir einmal, was in den Briefen steht, und dann handeln wir weiter!"

Eigenthümlich übrigens, selbst der Abbé Dubois ward etwas blaß, als er die ihm vorgelegten Briefe durchflog, und den Staatsrath Le-Blanc ergriff ein förmlicher Schrecken. Doch faßten sie sich augenblicklich wieder und traten sofort mit dem Regenten in eine eifrige Berathung dessen, was geschehen solle.

Etwa zwei Stunden später, zwischen acht und neun Uhr Morgens — es ist immer noch vom Montag dem 12. December die Rede — erhielt der spanische Botschafter, der bereits mehrmals genannte Prinz von Cellamare, ein Billet vom Regenten, dem Herzog von Orleans, worin derselbe aufgefordert wurde, sich sofort in Staatsangelegenheiten zu dem Staatsrathe Le-Blanc zu begeben, und natürlich leistete er dieser Aufforderung sogleich Folge. Auch ahnte er keineswegs etwas Schlimmes, da ihm die Verhaftung des Abbé Porto-Carrero noch nicht bekannt war, und somit fuhr er ganz wohlgemuth bei dem Staatsrathe vor. Als er aber vor dem Hotel des Herrn Le-Blanc ausstieg, däuchte es ihm doch etwas sonderbar, daß im Hofe des Hotels Königliche Musquetiere ihre Pferde angebunden hatten, und noch unangenehmer berührte es ihn, als er im Zimmer des Herrn Staatsraths, außer diesem selbst, auch noch den Abbé Dubois und den Marschall von Bezons vorfand. Mit diesen beiden nehmlich stand er auf einem sehr gespannten Fuße und er konnte also daraus den sicheren Schluß ziehen, daß ihm irgend etwas Unangenehmes eröffnet werden würde. Allein das, was kam, hätte er doch nicht erwartet — nein, sicherlich, auf das war er doch nicht gefaßt.

„Kennen Sie," fragte ihn sofort nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen der Staatsrath Le-Blanc; „kennen Sie die Hand, welche diese Briefe geschrieben hat?"

Mit diesen Worten hielt ihm der Staatsrath die zwei Briefe vor, welche derselbe an den Cardinal Alberoni geschrieben hatte.

Der Botschafter beugte sich vor, um sich die Briefe anzusehen, aber wie entsetzt fuhr er zurück, als er seine eigene Handschrift erkannte.

„Ich weiß in der That nicht," stammelte er in einer gränzenlosen Verwirrung und hierin schon lag der klarste Beweis seiner Schuld.

„Ich verlange ein einfaches Ja oder Nein," sagte nun der Staatsrath in sehr bestimmter Weise. „Haben Sie diese Briefe geschrieben oder haben Sie sie nicht geschrieben?"

Noch eine Minute lang zögerte der Prinz von Cellamare mit der Antwort und Röthe und Bläße wechselten in seinem Gesichte; dann nahm er sich gewaltsam zusammen und erwiederte kurzweg: „die Briefe sind von mir."

„So verhafte ich Sie im Namen des Regenten von Frankreich," erklärte der Staatsrath Le-Blanc, indem er die Hand auf dessen rechte Schulter legte.

Der Prinz von Cellamare senkte den Kopf und ein leises Zittern erschütterte seinen Körper. „Ich füge mich in das Unvermeidliche," flüsterte er mit kaum vernehmlicher Stimme.

Alsbald verließ nun der Abbé Dubois das Zimmer; doch nur, um schon nach wenigen Augenblicken zurückzukehren. Ein Wink sagte dem Staatsrath, daß Alles bereit sei.

„Ich muß Sie bitten, mir zu folgen," wandte sich jetzt Herr Le-Blanc an den Prinzen von Cellamare und dieser schritt an seiner Seite vorwärts die Treppe hinab, auf der sich links und rechts Musquetiere aufgestellt hatten. Hinten drein gingen der Abbé Dubois und der Marschall von Bezons.

Unten im Hofe, auf der hintern Seite des Hotels, stand der wohlverschlossene Wagen des Staatsraths Le-Blanc, bespannt mit vier Pferden. In diesen stiegen der Prinz von Cellamare, der Staatsrath Le-Blanc, der Abbé Dubois und der Marschall von Bezons ein. Dreißig Musquetiere zu Pferd, unter der Führung des Chevalier de Terlon, umringten ihn und vorwärts gings nun

nach dem Hotel Colbert in der Rue Neuve des Petits-Camps, welches damals die spanische Gesandschaft inne hatte. Dort angekommen empfing sie der Großsiegelbewahrer d'Argenson, welcher ihrer bereits seit einer Viertelstunde wartete, und man schritt sofort zur genauesten Hausſuchung. Alle Papiere wurden mit Beschlag belegt und schließlich versiegelte man die sämmtlichen Zimmer mit dem Siegel von Frankreich. Doch nein, nicht sämmtliche Zimmer, sondern Eines wurde ausgenommen, in welches man den Botschafter, bewacht von zwölf Musquetieren und einem Lieutenant, dem genannten Chevalier de Terlon, einquartirte. Dort hielt man ihn als Gefangenen fest, und erlaubte ihm auch nicht die geringste Communication mit der Außenwelt; sein gesammtes Personal aber, vom ersten Gesandschaftssecretär Don Fernando Triviano de Figuerra an, nahm man ebenfalls fest und verwahrte es in dem festen Hintergebäude des Hôtels.

Wie ein Lauffeuer drang die Kunde von der Verhaftung des Prinzen von Cellamare durch die Stadt Paris, und natürlich entstand sofort die größte Aufregung. „Ein Botschafter und Gesandter ist eine geheiligte Person," rief man sich zu; „er ist unantastbar gerade wie der Monarch, dessen Stelle er vertritt, und nur in Einem Falle kann eine Ausnahme statuirt werden, in dem Falle nehmlich, wenn er sich gegen den Hof, bei dem er accreditirt ist, des Hochverraths schuldig gemacht hat. Der Prinz von Cellamare muß also ein Hochverräther sein, ein Verschwörer und Aufwiegler gegen den französischen Thron, denn sonst wäre seine Gefangennahme nicht blos eine durchaus ungerechtfertigte, sondern sogar ein offener Brucht des Völkerrechts." Solches und anderes rief man sich zu und die abenteuerlichsten Gerüchte durchliefen die Stadt.

Bald fanden diese neuen Nahrungsstoff, denn so wie man von Regierungswegen die Papiere des spanischen Botschafters durchgegangen hatte, gab der Regent Befehl, denselben schnellstens über Frankreichs Grenzen nach Spanien zu expediren, und diesem Befehl zu Folge mußte der Herr Prinz schon am Dienstag den 13. Dec. abreisen. Aus besonderer Gnade nehmlich eskortirte man denselben

nicht wie einen Verbrecher, sondern erlaubte ihm, sich seiner eigenen sechsspännigen Caroſſe zu bedienen; dagegen gab man ihm bewaffnete Begleitung mit und der Führer der letzteren, der Sieur Du-Libois durfte ihn keinen Augenblick verlaſſen, bis er die Grenzen des Reichs überſchritten hatte. Mit ihm alſo machte man kurzen Proceß, ſo wie auch mit ſeinem Perſonal, das man ihm einfach in zwei Chaiſen verpackt nachſchickte. Damit aber war keineswegs Alles zu Ende, ſondern das bisher Geſchehene bildete vielmehr nur gleichſam die Introduction und die eigentliche Tragödie ſollte erſt folgen. Plötzlich nehmlich ſtellte es ſich heraus, daß in und um Paris in der Stille eine Menge von Verhaftungen vorgenommen wurden, und zu gleicher Zeit erfuhr man zuverläßig, daß verſchiedene hohe Herrn ihr Heil in der Flucht ſuchten. Sie mußten ſich alſo offenbar ſchuldig fühlen, denn ſonſt würden ſie kein Ferſengeld gegeben haben, und eben ſo ſchuldig waren ohne Zweifel die Verhafteten, da man bald erfuhr, daß der Regent befohlen habe, mit großer Vorſicht zu Werke zu gehen. So ſtieg die Aufregung mit jedem Tage und bald hätte in ganz Paris kein Menſch mehr an's Arbeiten gedacht.

Der Leſer wird nun wohl nicht von mir erwarten, daß ich ihm die Flüchtlinge und Verhafteten alle aufzähle, ſondern er wird ſich vielmehr mit einer kleinen Ausleſe begnügen, und ſo nenne ich ihm denn von den Flüchtigen beſonders zwei, weil ſie ſich durch einen hohen Grad von Undankbarkeit auszeichneten. Dieſe ſind einmal der junge Sohn des Staatsraths Foucault, Henry de Foucault, Marquis de Magny, den der Regent erſt kürzlich mit der Stelle eines Ceremonienmeiſters bei der Einführung der fremden Geſandten ausgezeichnet hatte, und zum andern der Graf von Aydie, welcher bis jetzt, weil er zu dem Grafen von Riom im nächſten Verwandtſchaftsverhältniſſe ſtand (er hatte deſſen Schweſter geheirathet), von der Herzogin von Berry mit Wohlthaten überhäuft worden war — gewiß alſo zwei vortreffliche Charactere, dieſe beiden Flüchtlinge! Der Verhafteten waren es weit mehrere und darunter nicht wenige Perſönlichkeiten von ziemlicher Bedeutung. So der Marquis von Pompadour, Generallieutenant in der Armee

des Königs, und sein Schwager, der Marquis von Courcillon, ein Schwiegersohn des früheren spanischen Gesandten, Marquis von Tangeau. So der Abbé Brigault, ein Mann von eben so viel Geist als Gelehrsamkeit, der es aber ganz mit den Jesuiten hielt, und sein Freund, der Chevalier Dumenil, einer der tapfersten Männer des damaligen Frankreichs. So der Marquis von Saint-Géniès, dessen ich schon weiter oben erwähnt habe, und der Graf von Virion, welcher die hohe Stelle eines Feldzeugmeisters begleitete. Diese Sechse wurden mit noch vielleicht hundert Anderen in die Bastille gebracht und ihre Untersuchung führte dort der Großsiegelbewahrer d'Argenson. Im Ganzen übrigens setzte man nicht weniger als anderthalb tausend Personen fest, von denen man jedoch eine große Anzahl schon nach wenigen Wochen wieder entließ.

Vierzehn Tage lang schon dauerten die Verhaftungen an, und immer noch nahmen sie kein Ende. Auffallend aber dabei war, daß sich darunter zwar viele, ja fast lauter vornehme und dem ältesten Adel angehörige, aber doch keine wirklich hochgestellten, das heißt zu den höchsten Kreisen zählende Personen befanden, und so machte sich bei Vielen die Ueberzeugung geltend, es habe sich bei der ganzen mysteriösen Geschichte doch um nichts Rechtes und Großartiges gehandelt. Allein siehe da, in der Nacht vom 28. auf den 29. December, eine Viertelstunde vor zwölf Uhr, ließ der Regent den Capitänlieutenant der Königlichen Garde, Seigneur de la Billarderie, vor sich kommen, und zur gleichen Minute fand sich auch der Staatsrath von Trudaine, der Vorstand der Pariser Kaufmannsinnung, bei Seiner Königlichen Hoheit ein. Die Beiden erhielten sofort ihre gemessenen Instructionen und genau um Mitternacht ließ der Kapitänlieutenant zwanzig Mann von der Garde und zwanzig von den Musquetieren, lauter auserlesene Leute, aufsitzen, um mit ihnen und dem Staatsrath von Trudaine nach Schloß Sceaux zu sprengen. Morgens um acht Uhr kamen sie daselbst an und der Kapitänlieutenant verhaftete sofort im Namen des Königs den Herzog von Maine, der eben im Begriff war, auf die Jagd zu fahren; der Staatsrath von Trudaine aber belegte alle vorgefundenen Papiere mit Beschlag und versah die Zimmer mit

dem großen Siegel von Frankreich. Dann wurde schnellstens eine wohl verschlossene, sechsspännige Kutsche requirirt und fort ging's mit dem Gefangenen nach dem festen Schloß Doullens, welches gerade mitten inne zwischen Amiens und Arras liegt.

Selbstverständlich mußte diese Verhaftung, mit der man offenbar nur deßwegen so lange gezögert hatte, weil man vorher gravirende Aussagen der in der Bastille Eingesperrten abwarten wollte, einen neuen Schrecken hervorrufen und mit besonders großer Angst sahen alle diejenigen, welche dereinst der Maintenon'schen Parthei zugehörig gewesen waren, der Zukunft entgegen. Allein wie ward ihnen erst, als sie sich überzeugten, daß die Regierung sich mit der Verhaftung des Herzogs von Maine noch nicht einmal begnüge, sondern vielmehr auch seiner Gattin, seinen Kindern und seinem ganzen Hofstaat dasselbe Schicksal zugedacht habe? Noch am nämlichen Tage nehmlich, Donnerstag den 29. Dezember, wurde die Frau Herzogin von Maine, die sich gerade in Paris befand, Morgens eilf Uhr, als sie eben die Kirche „Aux Jacobins" — sie pflegte in dieser die Messe zu hören — verließ, von dem Marquis d'Ancenis, dem Kapitän der Königlichen Garden, der ihrer hier mit einer großen Eskorte wartete, in Verhaft genommen und sofort in eine sechsspännige Carrosse gepackt, um nach dem Schloß Dijon in Burgund geführt zu werden. Dorthin schickte man ihr einige Kammerfrauen nach; sie selbst aber durfte nicht vorher in ihre Wohnung zurückkehren, um das, was man in der Gefangenschaft nöthig hat, mitzunehmen. Vielmehr legte der Finanzrath Fagon im Namen der Regierung Beschlag auf alle ihre Papiere und versiegelte dann die Zimmer des Hôtels nach hergebrachter Weise. Gleich nach der Verhaftnahme der Frau Herzogin faßte man auch ihre Kinder und brachte den damals achtzehnjährigen Prinzen von Dombes noch Bourges, den siebzehnjährigen Grafen von Eu nach Gien, und das noch jüngere Fräulein von Maine nach dem Nonnenkloster von Maubuisson; die ersten Diener und Angestellten des Herzoglichen Paars aber, wie den Herrn von Malezieux, den ersten Rath und Kanzler, das Fräulein von Launay, die erste Hofdame, und die beiden General-Anwälte Davisard und

Barjeton, ſperrte man in die Baſtille, um ſie dort ebenfalls, wie die früher ſchon Eingeſperrten, dem ſtrengſten Verhör zu unterwerfen. Ja noch mehr, man wagte ſich jetzt auch an die Kirche und ihre Diener, und wenn man von den letzteren auch keinen verhaftete, ſo exilirte man ſie doch von Paris und wies ihnen einen beſtimmten Aufenthaltsort an, den ſie nicht überſchreiten durften. Dieſe Maßregel traf beſonders die Cardinäle von Polignac, von Rohan und von Biſſy, deren jeder in eine entfernte Abtei verwieſen wurde, ſo wie auch die Oberhäupter der Jeſuiten, welche für längere Zeit ihre Häuſer gar nicht mehr verlaſſen durften, während man ihre ganze Correſpondenz zur genaueſten Durchſicht mit Beſchlag belegte.

Man ſieht alſo, der Monat December des Jahres 1718 war ein äußerſt aufregender für die gute Stadt Paris, oder wenn man ſo will für ganz Frankreich; das alleraufregendſte dabei aber war das, daß man über alle dieſe Verhaftungen und hauptſächlich über den Grund derſelben nichts Genaueres wußte. Gerüchte genug, Vermuthungen genug, aber keine wirkliche, thatſächliche, auf Wahrheit ruhende Aufklärung! Da endlich, noch vor Eintritt des neuen Jahres, fühlte ſich der Regent bewogen, den Geſandten der fremden Mächte und eben damit auch der übrigen Welt kund zu thun, um was es ſich bei dieſer Affaire gehandelt habe, und es ſtellte ſich nun heraus, daß eine große Verſchwörung angezettelt worden war, deren Ausbruch nur allein durch die energiſchen Maßregeln der franzöſiſchen Regierung verhindert wurde. Als die zwei Hauptanſtifter derſelben figurirten der Cardinal Alberoni in Madrid und die Herzogin von Maine in Sceaux, welche Beide in einer geheimen Zuſammenkunft den Plan feſtgeſetzt hatten; die Ausführung deſſelben aber übernahm der ſpaniſche Botſchafter in Paris, der Prinz von Cellamare, jedoch natürlich nur mit Beihülfe des Hauſes Maine und verſchiedener anderer hervorragenden Perſonen. Es war abgemacht, daß man ſich bei der nächſten guten Gelegenheit, bei einem Feſte oder etwas Aehnlichem, der Perſon des Regenten und des jungen Königs zugleich zu bemächtigen habe, und dieſen Auftrag auszuführen übernahmen die Herren von Colingri und von

Rasoir, welche zu dem Behufe gegen sechstausend kühne Gesellen anwarben und unter allerlei Verkleidungen in und um Paris bereit hielten. Natürlich übrigens wußten die Leute nicht, zu welchem Zwecke sie angeworben seien, sondern sie meinten, es handle sich um eine großartige Schmuggelei oder um irgend einen andern Handstreich, bei dem viel zu gewinnen sei. Hatte man nun übrigens den Regenten und den jungen König gefangen, so wollte man den ersteren wohl verwahrt nach Spanien eskortiren und dort in eine Festung auf Lebenszeit einsperren. Der junge König aber wäre der Obhut des Herzogs von Maine übergeben worden und dieser hätte auch provisorisch im Namen Philipps V., als des Enkels Ludwigs XIV., die Regentschaft von Frankreich übernommen. Das Provisorium würde jedoch nicht lange angedauert haben, denn man setzte zugleich fest, daß alsbald die so lange auf die Seite geschobenen Stände des Reichs einzuberufen seien, welchen man drei Gesetzesentwürfe zur Annahme vorlegen wollte. Erstens: die Annullirung alles dessen, was bis jetzt von dem Herzog von Orleans verfügt worden war, namentlich auch der von ihm angemaßten Regentschaft. Zweitens: Aufhebung des mit England, Holland und dem Kaiser von Deutschland abgeschlossenen Vertrags, welcher ausgeführt für Spanien die nachtheiligsten Folgen haben mußte. Drittens endlich: Thronerbregulirung von Frankreich, dahin gehend, daß, falls der junge König ohne Erben stürbe, der zweitgeborne Sohn Philipps V. auf den Thron von Frankreich käme und das Haus Orleans gänzlich ausgeschlossen bliebe. Ueber diese drei Punkte wollte man die Stände des Reichs abstimmen lassen und damit man ihrer correcten Abstimmung um so gewisser wäre, sollte der Herzog von Maine die Stadt Paris mit einem Armeecorps von fünfunddreißigtausend Mann — deßwegen wurden so viele Generale in die Verschwörung hineingezogen — besetzen, zu welchem nöthigenfalls noch ein schnell über die Pyrenäen herübergeworfenes spanisches Heer stoßen könnte.

Das war der Plan der Verschwörer und sie zweifelten keinen Augenblick, daß sie ihr Ziel erreichen würden. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen und der Regent gab ihnen nun Ge-

legenheit, hinter Schloß und Riegel über ihr verwegenes Beginnen nachzudenken. Uebrigens bewies er auch in dieſem Falle wieder, daß der Grundzug ſeines Charakters die reinſte Milde und Herzensgüte war, denn ſtatt dem Rathe des rückſichtsloſen Abbé Dubois zu folgen, welcher ein blutiges Exempel an wenigſtens Einigen der Hochverräther ſtatuirt wiſſen wollte, begnügte er ſich damit, dieſelben eine Zeitlang im Gefängniß feſtzuhalten. Nach Jahresfriſt jedoch ſchon wurden die Meiſten entlaſſen, und zwar ohne eine andere Strafe, als die Bedingung, den Boden von Paris mit keinem Fuß mehr zu betreten. Sogar gegen das Herzogspaar von Maine erwies er ſich nicht ungnädiger, und es erhielt der Herzog ſelbſt, der ſchon im März 1719 nach der ihm angehörigen Stadt Eu in eine weit leichtere Haft gebracht worden war, im Auguſt 1719 die Erlaubniß, ſich ganz frei daſelbſt zu bewegen. Im October 1719 gab ihm der Regent ſeinen Degen zurück und endlich am 25. Mai 1720 begnadigte er ihn gar vollſtändig. Noch ſchneller ging's mit der Begnadigung der Frau Herzogin, obwohl ihr die Hauptſchuld der Verſchwörung beizumeſſen war, denn nachdem man ſie am 17. April 1719 unter guter Bedeckung nach Chalons-sur-Saône gebracht hatte, geſtattete man ihr bereits im Januar 1720 nach Schloß Sceaux zurückzukehren; doch, wie ich hinzuzuſetzen nicht vergeſſen darf, nur deßwegen, weil ſie ſich dazu verſtand, alle die Intriguen genau zu enthüllen, welche bei der Verſchwörung mitgewirkt hatten. Am längſten entzog der Regent dem Cardinal von Polignac und dem Grafen von Pompadour ſeine Huld, und namentlich blieb letzterer bis zum Schluß des Jahres 1722 in Dangeau confinirt, während erſterer nur nach einer großen Selbſtdemüthigigung im April 1721 die Erlaubniß erhielt, zur Wahl eines neuen Pabſtes — Clemens XI. war ſo eben geſtorben — nach Rom zu reiſen.

Ein ſolches Ende nahm es mit der großen Verſchwörung gegen den Regenten Philipp II. Herzog von Orleans, und daß nun ſofort von Frankreich und ſeinen Verbündeten dem Könige von Spanien der Krieg erklärt wurde, verſteht ſich ſo zu ſagen von ſelbſt.

Viertes Kapitel.

Die würdigen Freunde des Regenten, genannt Roués.

Es ist in diesen meinen wahrhaften Geschichten schon öfters der Name des Abbé Dubois als eines Mannes genannt worden, welcher großen Einfluß auf den Regenten ausübte, und es dürfte daher an der Zeit sein, daß wir uns etwas eingehender mit ihm beschäftigen.

Guillaume Dubois war der Sohn eines Chirurgen, der in einem kleinen Städtchen der Grafschaft Limousin mit Namen Brive-la-Gaillarde sein Geschäft trieb, und wurde dort anno 1656 geboren. Die Mittel des Vaters erlaubten es nicht, dem Sohn eine andere, als die damals auf dem Lande gewöhnliche Erziehung zu geben, und somit hatte es der junge Wilhelm trotz seines hervorragenden Verstandes in seinem dreizehnten Jahre noch nicht viel weiter gebracht, als daß er nothdürftig lesen und schreiben konnte. Jetzt wollte ihn sein Vater förmlich in die Lehre nehmen, um ebenfalls einen Chirurgen aus ihm zu machen; allein der Junge hatte in dem genannten Alter schon so viel vom Schröpfen, Barbieren und Aderlassen weg, daß er wohl einsah, in dieser Lehre nicht viel mehr lernen zu können, und somit machte er sich mit

einigen andern Kameraden auf, um in Paris ein Unterkommen zu finden. Dort war es ja schon so Vielen geglückt, auf irgend eine Weise zu reussiren, warum sollte es ihm denn fehlschlagen? So dachte er, und richtig gelang es ihm auch schon ganz kurze Zeit nach seiner Ankunft in Paris von dem Doctor Dufaur, dem Vorsteher des Collegiums von St. Michel in der Straße von Bièvre als „Bursche", das ist als Laufbube und Bedienter zugleich angenommen zu werden.

Der junge Guillaume war also jetzt placirt, aber freilich vorerst in einer sehr untergeordneten Stellung. Doch es stand nicht lange an, so fand sein Herr aus, daß in dem Kopf seines Burschen viel Grütze stecke, und somit ließ er ihn an den Unterrichtsstunden der übrigen Zöglinge theilnehmen. Dubois machte nun überraschende Fortschritte besonders in den schönen Wissenschaften, in der Geschichte, und sein Brodherr empfand darüber eine solche Freude, daß er ihn von den Dienstleistungen eines Bedienten vielfach dispensirte. „Du wirst mit der Zeit ein guter Lehrer werden," sagte derselbe oft zu ihm und natürlich wurde der junge Dubois dadurch nur noch mehr zum Fleiße angespornt. Leider aber starb Dufaur nach etwa neun oder zehn Jahren und sein Universalerbe, welcher Pfarrer an der Kirche von St. Eustache war, übernahm nun mit den andern Effecten auch den studirten Bedienten. Doch — was mit ihm anfangen? Zum bloßen Diener schien er ihm zu gut und anderweitige Verwendung wußte er nicht für ihn.

Man sieht, es war ein kritischer Zeitpunkt für Meister Guillaume, welcher inzwischen das hübsche Alter von vierundzwanzig Jahren, in Beziehung auf Glücksgüter aber noch gar nichts erreicht hatte. Im Gegentheil, er war immer noch so arm wie eine Kirchenmaus, und doch hätte er des Geldes so überaus nothwendig gehabt, da er mit seiner nunmehr erwachten Sinnlichkeit so gerne mit gleichen Füßen in den Genuß hineingesprungen wäre. Ueberdem konnte er sich auch sonst noch vielfach über das Schicksal beklagen, denn wenn er auch von demselben mit viel Geist und

Genie nebſt einer ganz ungewöhnlichen Arbeitskraft ausgeſtattet war, ſo hatte es ihm dagegen alle körperliche Schönheit verſagt, und zu ſeinem Leidweſen wollte ſeine kleine, magere, unſcheinbare Figur auf die weibliche Welt nicht den geringſten Eindruck machen. Allein gerade jetzt, wo er ſich ſo ſehr unglücklich zu fühlen begann, nahm ſich das Glück am meiſten ſeiner an und verließ ihn ſeit dieſer Zeit bis zu ſeinem Ende nicht mehr. Nicht lange nehmlich nach dem Tode des Doctor Dufaur wurde ein intimer Freund des Pfarrers von St. Euſtache, der gelehrte Herr St. Laurent, als Privatlehrer oder wie man ſich ausdrückte als Untergouverneur — denn der wirkliche Gouverneur und Hofmeiſter mußte natürlich von altem Adel ſein, ohne daß es darauf ankam, ob er etwas verſtand oder nicht — beim Herzog von Chartres, dem Sohne des Herzogs von Orleans (des Bruders von Ludwig XIV.), angeſtellt, und dieſer Saint-Laurent ſuchte einen jungen Mann, der ihm in ſeinem Amte als eine Art von Famulus beiſtehe. Natürlich empfahl ihm Saint-Euſtache den jungen Dubois und da letzterer auf alle Bedingungen einging, ſo war das Engagement bald abgeſchloſſen. So kam denn Dubois in das Haus des Herzogs von Orleans, und ſeine Beſchäftigung beſtand darin, dem jungen Herzog von Chartres das Schreibzeug herzurichten, die Federn zu ſchneiden, ihm das Auswendiggelernte abzuhören und was dergleichen mehr iſt. Nach einigen Jahren, als Saint-Laurent anfing kränklich zu werden, wurde Dubois von Zeit zu Zeit deſſen Stellvertreter und leitete oft Tage lang die Studien des herzoglichen Zöglings ganz allein. Auch wußte er ſie ſo gut zu leiten, daß nicht nur Saint-Laurent, wenn er die gegebenen Aufgaben nachſah, ſich höchlich zufrieden damit erklärte, ſondern daß auch der Zögling ſelbſt ſich zu dem Gehülfen ſeines Untergouverneurs weit mehr hingezogen fühlte, als zu dieſem ſelbſt. Ueberdem wußte ſich Dubois durch ein kluges Benehmen und einige feine Schmeicheleien bei dem Herzoge von Orleans, ſowie bei der Frau Herzogin wohl angeſchrieben zu machen und die Folge hievon war, daß der Herzog ihm die ſogenannten „kleinen Ueberſchlägelchen“ (le petit Collet), das heißt Titel und Rang eines Abbé verſchaffte, damit er doch

wenigstens „präsentirt" werden konnte. Nach Jahr und Tag, als der Herzog von Chartres bereits seine eilf Jahre zählte, starb der Untergouverneur Saint-Laurent plötzlich und nun fragte es sich, ob man die Stelle neu besetzen, oder ob Dubois dieselbe wie bisher fortversehen solle. Weil jedoch der Herzog von Chartres mit großer Bestimmtheit erklärte, daß er durchaus keinen andern Lehrer haben wolle, und da überdem alle Welt im Orleans'schen Hause mit Dubois sehr zufrieden war, so wurde beschlossen, Alles beim Alten zu lassen und so rückte denn der bisherige Gehülfe des Präceptors oder Untergouverneurs stillschweigend zum Untergouverneur selbst vor. Dieß geschah ums Jahr 1685 und der damals neun und zwanzigjährige Chirurgensohn von Brive-la-Gaillarde hatte es also in kurzem doch schon zu etwas nicht Unbedeutendem gebracht.

Dies war übrigens nur der Anfang des Avancements und von jetzt an rückte Dubois noch weit schneller und nachhaltiger vor. Je älter nehmlich der Herzog von Chartres wurde, um so mehr wußte sein Präceptor sich bei ihm zu insinuiren, und das Hauptmittel zu dieser Insinuation war, daß er, als der junge Prinz anfing sich als einen Abkömmling unseres Elternvaters Adam zu fühlen, demselben keineswegs mit strengen Moralpredigten in den Weg trat. Vielmehr bestärkte er ihn, wie ich bereits früher sagte, in dem Grundsatz, sich von den Genüssen, welche uns das Leben bietet, so wenig als möglich entgehen zu lassen, und verschaffte ihm, wenn es nur irgend anging, sogar die Gelegenheit zum Genusse. Mit dem Eintritt des Prinzen ins sechzehnte Jahr übrigens hörte der bisherige Privatunterricht auf und ebendamit wurde der Abbé Dubois als Untergouverneur überflüssig. Allein deßwegen entließ man ihn doch nicht, sondern er trat jetzt als Privatsecretär bei dem Prinzen ein und als solcher begleitete er ihn auch in den Feldzügen, welche derselbe, wie ich früher schon erzählte, mitmachen durfte. Ueberdem war es, wie dem Leser ebenfalls schon bekannt ist, hauptsächlich sein Einfluß, welcher anno 1692 die Heirath des Herzogs mit dem Fräulein Francoise Marie de Bourbon, einer der unehelichen Töchter Ludwigs XIV., zu Stande brachte, und

zur Belohnung hiefür verlieh ihm besagter Monarch die sehr einträgliche Abtei St. Just in der Picardie. Ja noch mehr, er durfte deren Einkünfte beziehen, ohne nöthig zu haben, die Abtsfunktionen zu übernehmen, und um allem die Krone aufzusetzen, ward ihm sogar gestattet, als Attaché zur französischen Gesandtschaft nach London zu gehen, um sich in den diplomatischen Künsten und Ränken umzusehen. Er fand sich bald zurecht und zwar weit besser, als mancher, der von Jugend auf zu solchem Dienste erzogen worden war, denn mit großem Verstand und einer seltenen Menschenkenntniß vereinigte er einen Character, der auch vor den gemeinsten Mitteln nicht zurückbebte, wenn sie ihn nur zum gewünschten Ziele führten, und so kam er bald hinter alle Geheimnisse. Gewiß würde er es also in der diplomatischen Carrière sehr weit gebracht haben, allein er zog es doch vor, der Secretär oder besser gesagt der Geheimerath seines früheren Zöglings zu bleiben, besonders als dieser anno 1701 durch den Tod seines Vaters aus einem untergeordneten Herzog von Chartres in einen mit Reichthümern und andern Gütern großartig ausgestatteten Herzog von Orleans verwandelt wurde. Bei ihm galt er ja alles und dieß war mehr werth, als wenn ihn Ludwig XIV. irgend wo zu seinem Residenten — zu Gesandten beförderte Ludwig XIV. blos Altadelige — gemacht hätte!

Der Herzog von Orleans hatte übrigens auch große Ursache, mit diesem seinem Diener höchlich zufrieden zu sein, denn derselbe hing ihm mit unerschütterlicher Treue an, und nützte alle seine große Talente nur für ihn aus. Was lag also daran, daß der Herr Abbé in religiösen Dingen nicht etwa blos frei und freisinnig, sondern vielmehr geradezu frivol und atheistisch dachte? Der Herzog von Orleans dachte ja gerade ebenso und drückte sich vielleicht nur etwas feiner aus! Was lag daran, wenn der Herr Abbé in gereiztem Zustande wie ein Heide fluchte und wetterte? Der Herr Herzog hätte es auch gerne gethan, wenn er es nicht für unanständig und seiner hohen Stellung unwürdig gehalten hätte! Was lag daran, wenn der Herr Abbé als Säufer und Wollüstling mehr leistete, als ehedem die Leute von Gomorrha,

und wenn er die Worte Schamgefühl und Ehrbarkeit gänzlich aus seinem Gedächtnisse ausgestrichen hatte? Der Herr Herzog übertraf ihn vielleicht noch in allen diesen Dingen und der Unterschied war nur der, daß er es verstand, seine Sünden mit einem Schleier zu bedecken, während Dubois die Nacktheit vorzog. Der Herzog von Orleans und der Abbé Dubois blieben also stets gute Freunde und der erstere versäumte es fast nie, die Rathschläge des letzteren zu befolgen. Auch hatte er nie Ursache dieß zu bereuen, besonders nicht in jenen hochwichtigen Tagen, als eben der König Ludwig XIV. die Augen geschlossen hatte und es sich um die Acquisition der Regentschaft handelte. Noch weniger zu jener gefährlichen Zeit, als die Herzogin von Maine mit dem Cardinal Alberoni zusammen conspirirte und um ein kleines ihr eben so kühn als sein angelegter Plan durchgeführt worden wäre. Für diese seine guten Rathschläge und für den großen Eifer, den er dabei gezeigt, hatte übrigens der Regent seinen bisherigen Secretär auch angemessen belohnt, denn er ernannte ihn gleich in den ersten Tagen der Regentschaft zum Staatsrath im Ministerium des Auswärtigen, gab ihm ein Jahr darauf die Abteien St. Riquier und Bourgueil, welche zusammen mehr als fünfzigtausend Livres eintrugen, und drang, nach dem vereitelten Complott, beim Papste darauf, daß dieser ihm das Erzbißthum Cambrai verlieh. Der neue Herr Erzbischof bezog aber seine erzbischöfliche Residenz gerade so wenig als er früher seine Abtei bezogen hatte, sondern blieb vielmehr — einige Reisen nach Hannover, nach London und nach dem Haag abgerechnet, wo er als „außerordentlicher Botschafter Frankreichs" mit großem Glück in Sachen der Quadrupelallianz wirkte — stets auf seinem Posten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und leitete dieses so zu sagen ganz allein, weil der nominelle Minister Marschall d'Uxelles ihm in Allem und Jedem beistimmte.

So stand's im Jahr 1719 um den Sohn des Chirurgen von Brive-La-Gaillarde und man hätte nun denken können, daß derselbe sich am Ziele aller seiner Wünsche gefunden haben werde. Allein dem war durchaus nicht so, sondern sein Ehrgeiz wollte

noch weit höher hinauf und er schwur sich zu, nicht eher zu ruhen, als bis er zum Premierminister ernannt sei. Dann aber, wenn er dieß war, dann schien ihm auch der rothe Kardinalshut gar wohl erreichbar, denn Richelieu war ja auch Kardinal gewesen und ebenso Mazarin, welch' letzterer ihm, dem Dubois, in Beziehung auf geistige Kraft doch gewiß das Wasser nicht reichte. Solche Pläne hatte der ehemalige Rasirersjunge im Kopfe, und wir werden sehen, ob er damit durchdrang oder nicht. Für jetzt jedoch befinden wir uns noch im Jahr 1719 und bis dahin hatte er's, wie schon gesagt, nur erst zum Staatsrath, sowie zum Erzbischof von Cambrai gebracht.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zu unseren „Geschichten" zurück und constatiren, daß in Frankreich und besonders in Paris alles auf die seit den letzten Jahren her übliche Weise fortging. Zwar allerdings befand man sich jetzt in einem Krieg mit Spanien, allein Frankreich litt nicht darunter, indem der Marschall Berwick mit seiner Armee über die Pyrenäen gedrungen war, und überdem ließ sich aus den siegreichen Waffenthaten dieses Marschalls der Schluß ziehen, daß Spanien bald um Frieden nachsuchen werde. Der Krieg also brachte der französischen Regierung keine Noth und auch die finanziellen Verhältnisse brauchten ihr keine Sorge zu machen, denn der erfindungsreiche Law fabricirte noch immer Papierscheine und die guten Unterthanen fuhren fort, sie für Baargeld zu nehmen. Was hätte also den Regenten von Frankreich abhalten sollen, sich mehr und mehr seiner Lust am Vergnügen hinzugeben und diese Lust sogar bis zu den tollsten Schwelgereien und Ausschweifungen zu steigern? Freilich der Tod seiner geliebten Tochter, der Herzogin von Berry, mußte ihn schmerzlich berühren, allein sollte er sich durch dieses trübselige Ereigniß von seinen alten Gewohnheiten abbringen lassen? „Das Leben ist kurz, man muß es genießen," war bekanntlich seine Parole und dieser durfte er als ein Mann von Consequenz nicht untreu werden. Ueberdem, hatte er denn nicht seinen Freunden, den „Roués" zugeschworen, bis ans Ende mit ihnen auszuharren und ihrem Panier nie untreu zu werden?

Die „Roués", das ist auf deutsch: die „Geräderten" — was soll doch dieser sonderbare Namen bedeuten? Der Herzog-Regent selbst erfand ihn und bezeichnete damit die Genossen seiner Ausschweifungen, lauter hochadelige Herren aus der besten Gesellschaft; allein wie er auf den Namen gekommen sei, darüber hat er nie genauere Auskunft gegeben. Wollte er vielleicht damit sagen, all' diese Herren taugten zu nichts, als gerädert zu werden, oder mit andern Worten, sie seien sämmtlich so schlecht und verdorben, daß sie die Strafe des Rades verdienten? Möglich ists, sogar wahrscheinlich, daß er diesen Sinn mit dem Worte verband; die Wüstlinge selbst aber legten dasselbe ganz anders aus und behaupteten steif und fest, der Regent habe sie wegen ihrer außerordentlichen Anhänglichkeit an ihn so genannt; deßwegen, weil sie bereit gewesen wären, jederzeit sich für ihn aufzuopfern, ja sogar sich für ihn rädern zu lassen. Man sieht, es sind zwei Auslegungen möglich, und ich überlasse es unbedingt dem Leser, sich für die Eine oder die Andere, ganz nach eigenem Belieben, zu entscheiden. Nicht darin liegt ja der Schwerpunkt, wie der Regent dazu kam, seine Genossen in der Ausschweifung Roués zu nennen, sondern darin, daß er wirklich solche Genossen hatte, und daß es keine Woche im Jahre gab, in der er nicht zum mindesten drei Nächte mit diesen seinen Freunden den tollsten Orgien widmete. Die Zahl derselben war keine bestimmt festgesetzte, sondern sie varirte, je nachdem es Seiner Königlichen Hoheit beliebte, für die durch den Tod oder aus andern Gründen Ausgeschiedenen mehr oder weniger neue Mitglieder in die Sippschaft einzureihen. Als Regel galt es ihm dagegen, nur solche Herren zuzulassen, deren Geburt und Erziehung sie zum Umgang mit ihm berechtigten, und es mußte daher immer als eine Ausnahme angesehen werden, wenn er auch Andere, welchen die so eben genannten Eigenschaften fehlten, für würdig erklärte, sich in seiner Gesellschaft bis oben auf mit Wein anzufüllen. Ja es gehörten unter diese letzteren eigentlich nur Zwei, das große Finanzgenie Law, nebst dem unentbehrlichen Dubois, und höchstens wurden hie und da noch einige Poeten und Künstler geladen! Weit weniger schwierig war der Regent in Hin-

ficht der Damen und wenn ein allgemeiner Roué-Abend stattfand, an welchem von jedem der Auserlesenen ohne besondere und specielle Einladung erwartet wurde, daß er erscheinen werde, gab der hohe Festgeber es jedem seiner Gäste frei, eine Genossin ganz nach eigener Wahl ins Palais-Royal mitzubringen. Auch machten die Herren von dieser Erlaubniß den ausgedehntesten Gebrauch, und ihre Gesellschafterinnen bestanden meist aus Dämchen von der Oper, vom Schauspiel oder vom Ballet. Nicht selten stiegen sie sogar noch tiefer herab und mancher von ihnen genirte sich durchaus nicht, eine öffentliche Grisette und Courtisane, wenn sie nur hübsch war und recht tollen konnte, an seinem Arme hinzubringen. An andern Abenden dagegen, wenn der Regent eine bestimmte Anzahl seiner Freunde besonders und namentlich einlud, mit andern Worten, wenn ein Separatrouéfest stattfand, dann war es auch ganz allein der Regent, von dem die Dameneinladungen ausgingen, und man durfte in diesem Fall darauf rechnen, nur solche anzutreffen, welche den besseren Ständen angehörten. Ja nicht blos den besseren, sondern sogar den höheren und allerhöchsten, denn die Herzogin von Berry, so lange sie lebte, war immer gleich bei der Parthie und die jüngeren Marquisinnen und Gräfinnen am Hofe stritten sich mit wenigen Ausnahmen, förmlich darum, als weibliche Rouées die Partnerinnen der männlichen zu spielen. Man hatte es weit gebracht damals in der Liederlichkeit, viel weiter, als in unsern Tagen Viele es nur für möglich halten möchten, und ich erlaube mir daher, den Leser, damit er doch auch einen Begriff von den Ausschweifungen jener Zeit bekomme, zu einer dieser Orgien an einem gewöhnlichen allgemeinen Roué-Abend einzuladen.

Am 17. September 1719 war der große Jean Law, „das Finanzgenie", zu Melun von der protestantischen Kirche in die katholische übergetreten. Daß er es nicht aus religiösem Grunde that, dieß zu versichern, werde ich wohl nicht nöthig haben. Er that es vielmehr, um den Franzosen mit um so sichererem Erfolg Sand in die Augen streuen zu können, indem ein katholisches Volk einem Ketzer doch nie ein vollkommenes Vertrauen schenkt. Doch gleichviel warum Jean Law seinen Glauben zu wechseln für gut fand,

die Hauptsache ist: er that es und der Abbé de Tencin, einer der „Freunde des Regenten", ein Mann aus sehr guter Familie, welcher die Einkünfte der Abtei von Vézelay in Paris verzehrte — derselbe Abbé, der später, trotzdem er früher als einer der größten Religionsspötter bekannt war, bis zum Erzbischof und Cardinal emporstieg —, durfte sich rühmen, diese Bekehrung zu Stande gebracht zu haben. Weil aber nicht lange hernach der berühmte Prediger Boursaut in der Theatinerkirche zu Paris von der Kanzel herab darauf anspielte, daß an dieser Conversion die Religion den wenigsten Antheil haben dürfte, wählte Law gerade diesen Boursaut zu seinem Beichtvater und ging am 10. Novbr. unter großem Eclat zur öffentlichen Communion. Nun konnte Niemand mehr an seiner Katholicität zweifeln und deß freute sich Jean Law so sehr, daß er sich von seinem hohen Gönner, dem Regenten, die unterthänigste Erlaubniß ausbat, an einem der nächstfolgenden Abende ihn und seine Freunde festlich bewirthen zu dürfen. „Ja wohl, ja wohl," hatte ihm der Regent lachend erwiedert; „wir wollen zur Abwechslung einmal einen Rouéabend statt im Palais Royal bei Ihnen feiern und statt meiner sollen Sie der Festgeber sein." So traf denn Jean Law seine Vorbereitungen und am 15. November war er mit denselben fertig; daß er aber dabei in keiner Weise sparte, sondern vielmehr das Geld, was man sagt, mit vollen Händen hinauswarf, darf mir der Leser aufs Wort glauben. Es war ja der große Jean Law, der das Fest gab und er wollte haben, daß man noch lange Zeit von diesem Festmahl spreche!

Der Leser kennt aus einem früheren Kapitel das eben so prachtvolle als großartige Hôtel Soissons. Dasselbe war seit längerer Zeit dem Prinzen von Savoyen-Carignan eigenthümlich zugefallen und dieser hatte es vor kurzem, weil er vor Schulden nicht mehr aus- noch ein wußte, an den Finanzkünstler Law verkauft. Wie hoch sich der Verkaufspreis belief — man sprach von mehreren Millionen — thut hier nichts zur Sache; genug, das fürstliche Hôtel gehörte zur Zeit dem Herrn Jean Law und dieser hatte den ganzen großen Flügel, der gegen den Garten stieß, zur

Aufnahme für seine Gäste hergerichtet. Auf neun Uhr Abends waren dieselben geladen und mit dem Schlag neun Uhr fuhr auch Chaise um Chaise an dem durch Fackeln hell erleuchteten mächtigen Portale vor. Es mochten wohl an die sechzig Carossen sein und jeder derselben entstieg ein aufs feinste gekleideter Herr, begleitet von einer oder auch zwei noch weit prächtiger aufgeputzten Damen. Die Herrn nehmlich brachten ihre Gesellschafterinnen selbst mit, weil heute ein „allgemeiner" Roués-Abend gefeiert wurde, und hieraus kann der Leser den Schluß ziehen, welche Gattung von Frauenzimmern hauptsächlich vertreten war. Unten, wie auf der Treppe standen ganze Schaaren von reich gallonirten Dienern, um den Herrn und Damen hülfreiche Hand zu leisten; oben am Schluß der Treppe aber empfing seine Gäste Herr Law selbst, unterstützt von seiner Freundin, Madame de Tencin. Law, welchen der Leser längst kennt, trug die Uniform eines Staatsraths mit dem Degen an der Seite, denn der Regent hatte ihn vor kurzem zum Generalintendanten des Handels, so wie zum Generaldirector der Bank und der Compagnie von Mississippi mit Sitz und Stimme im Ministerrathe ernannt; Madame de Tencin aber, wie man sie nannte, oder besser gesagt Fräulein Claudine Alexandrine Guerin de Tencin, eine Schwester des Abbé Tencin, von dem ich bereits gesprochen habe, trug ein weißes tief ausgeschnittenes Atlaskleid, das sich des Reifrocks wegen wie ein Ballon ausdehnte, und ihre Schläfe umgab ein Kranz von lebendigen rothen Rosen, obwohl sie als Stiftsdame von St. Rivages von Rechts wegen hätte in einem ganz andern Anzug erscheinen sollen. Allein was kümmerte sie ihre Würde als Stiftsdame, sie, die unter den galanten Damen ihrer Zeit die allergalanteste zu sein sich bestrebte! Sie zählte damals bereits ihre acht und dreißig Jahre und von jugendlicher Schönheit konnte also bei ihr nicht mehr die Rede sein; dagegen hatten ihre Körperbewegungen etwas ungemein Einladendes und ihr großes braunes Auge blickte geistvoll und verlockend zugleich. So wußte sie, trotzdem sie schon eine Menge von Verhältnissen gehabt und auch schon verschiedene Nachkommenschaft aufzuweisen hatte — aus ihrem Umgang mit dem Chevalier Destouches war

ein Sohn, der nachher so berühmt gewordene Mathematiker d'Alembert, ein Name den er im Findelhause erhielt, hervorgegangen —, die Männerwelt immer noch zu fesseln und seit zwei Jahren beherrschte sie den großen Law so sehr, als eine kluge Geliebte überhaupt einen klugen Mann beherrschen kann.

Bis um zehn Uhr ergingen sich die Damen und Herren, nachdem sie sich ihrer Mäntel und Shwals entkleidet hatten, in den verschiedenen Zimmern, Salons und Corridors, indem sie sich gegenseitig grüßten und freundlich mit einander plauderten. Auch hätte während dieser ganzen Zeit ein Fremder, der daselbst eingeführt worden wäre, glauben können, er befinde sich in ganz anständiger Gesellschaft, denn die verschiedenen Paare befleißigten sich der größten Artigkeit gegen einander und höchstens konnte das auffallen, daß die Damen fast ohne Ausnahme die ganze Büste bis tief herab bloß trugen. Punkt zehn Uhr begab man sich auf ein gegebenes Zeichen in den großen Saal, in welchem das Festmahl stattfinden sollte, und Alle staunten über die herrliche Ausstaffirung dieses Raumes. Noch mehr staunten sie über das Festmahl selbst, denn eine solche Verschwendung von Delicatessen aller Art konnte man sonst nicht leicht bei einander sehen. Alles, was Theures und Feines bei den Händlern von Paris aufzutreiben war, hatte der Koch des neugebackenen Herrn Staatsraths aufkaufen müssen, und ebenso überbot sich der Kellermeister im Auftischen der kostbarsten Weinsorten. Hier war für jeden Gaumen, für jede Zunge gesorgt und alle Zonen hatten ihre Erzeugnisse senden müssen um jedes auch das extravaganteste Gelüste befriedigen zu können. Doch ich will es unterlassen, das Festmahl selbst eingehender zu beschreiben, indem ich voraussetze, daß eine solche Beschreibung nur für ganz Wenige Interesse haben dürfte, und somit genüge es an der Bemerkung, daß es ein wirklich Lucullisches Mahl war. Dagegen aber dürften Viele begierig sein zu erfahren, wer denn die Herren und Damen gewesen seien, die an dem Festmahle theilnahmen, und in dieser Beziehung werde ich wohl nicht umhin können, der Neugierde des Lesers wenigstens einigermaßen ein Genüge zu leisten.

Drei derselben sind allzubekannt, als daß es nöthig wäre, noch etwas über sie zu bemerken; ich meine der Regent, der Abbé oder wie er jetzt hieß der Erzbischof Staatsrath Dubois und der Festgeber Law. Außer ihnen waren die Hervorragendsten: Erstens Charles Armand de Gontaut, Herzog von Biron, späterer Marschall von Frankreich, damals aber erst Generallieutenant und zugleich erster Stallmeister des Regenten. Er war verheirathet und zählte zu jener Zeit bereits sechsundfünfzig Jahre. Doch sah er weit jünger aus und erfreute sich trotz seinen Ausschweifungen der rüstigsten Gesundheit. Auch brachte er es zu dem hohen Alter von dreiundneunzig Jahren, denn er starb erst anno 1756, und somit überlebte er seinen Freund, den Regenten, um ein Bedeutendes. Zum zweiten: der Marquis de Canillac, Obrist der schwarzen Musquetiere zu Pferd und ebenfalls verheirathet. Der Regent ernannte ihn zum vortragenden Rathe im Kriegsministerium, allein da er sich mit Dubois, den er verachtete, durchaus nicht stellen konnte, so ward er im Jahr 1720 als Generallieutenant ins Languedoc versetzt und kehrte erst nach dem Tode des Erzbischofs-Staatsraths an den Hof nach Paris zurück. Zum dritten: der Herzog von Brancas, einer der innigsten Vertrauten des Regenten, und von diesem mit dem Hofmarschallamte betraut. Er fehlte fast bei keiner der Orgien, die der Regent feierte, allein in seinem Innern hatte er deßwegen doch viel Anlage zum Bigottismus und als daher der Regent starb, zog er sich sofort in das Camaldulenserkloster von Grosbois nahe bei Paris zurück, um daselbst durch Gebet und strenge Bußübungen seine früheren Sünden gutzumachen. Zum vierten; der Marquis d'Effiat, von dem weiter nicht viel zu sagen ist, als daß sein Vater im Geruche stand, dem verstorbenen Herzoge von Orleans, dem Vater des jetzigen, zu Gefallen, Madame Henriette von England, dessen erste Gemahlin, vergiftet zu haben. Zum fünften: der Marquis von Simiane, oder vielmehr Louis de Simiane, Marquis d'Esparron, erster Cavalier des Regenten und seit 1696 an Fräulein Pauline de Grignan, Enkeltochter der berühmten Madame de Sévigné verheirathet. Er war von Charakter äußerst gerade und Jedermann fürchtete

ihn wegen der freimüthigen Art, mit der er den Leuten die Wahrheit in's Gesicht sagte. Zum sechsten: der Graf von Broglie, damaliger Generallieutenant, nachheriger Marschall und Herzog. Auch er besaß, wie der vorhergehende, eine sehr freimüthige Redeweise und man sagte ihm nach, daß es ihm unmöglich sei, sich zu verstellen. Seine Frau war die Tochter des Herrn von Croizat, eines Mannes von keineswegs altem Adel, dagegen aber eines der reichsten Privatleute von Frankreich, und ihre Mitgift betrug nicht weniger als hunderttausend Livres jährlicher Rente. Zum siebten: Charles Auguste Marquis de La-Fare, Kapitän der Königlichen Garde und bekannt durch seine atheistische Denkungsweise. Auch er hatte eine sehr reiche Heirath getroffen, allein als sein Schwiegervater, der Sieur Paparel, Schatzmeister des Königlichen Hauses, wegen großer Betrügereien, die er begangen, in Untersuchung gezogen und von den Gerichten zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wurde, bekam er einen solchen Abscheu gegen die Gattin, daß er sich sofort unter Herausgabe ihres ganzen Heirathgutes von ihr trennte und nicht ruhte, als bis sie sich in einem Kloster begraben hatte. Zum achten: der Abbé de Tencin, welcher, wie wir gesehen, den Law taufte und bei dem Staatsrath Dubois äußerst wohl angeschrieben war. Zum neunten: der Graf de Nocé, ein erklärter Gegner des Abbé und Staatsraths Dubois, dagegen aber ein Günstling der Frau von Parabère und daher, so lange diese dominirte, eine bei Hofe sehr einflußreiche Persönlichkeit. Nicht lange aber nach ihrer Entfernung setzte es Dubois durch, daß Nocé nach Blois exilirt wurde; doch sowie Dubois gestorben war, rief ihn der Regent mit den kurzen Worten: „die giftige Bestie ist todt, ich erwarte Dich heute Abend zum Souper im Palais Royal" an den Hof zurück und gab ihm zur Entschädigung für die kurze Verbannung neben einem Geschenk von fünfzigtausend Livres eine Pension von zweitausend Gulden in Gold. Der Herr Graf stürzte sich nun von neuem ins ausschweifendste Leben: allein nur auf kurze Zeit, denn schon anno 1732 zog er sich, angeekelt von all' dem vielen Genuß, aus der Welt zurück und trat als Novize bei den Jesuiten ein. Zum zehnten: der Graf Louis von

Clermont, Bruder des Herzogs von Bourbon-Condé, also ein Prinz von Geblüt und später durch seine Kriegsthaten, wie auch durch verschiedene andere Abenteuer berühmt. Er war damals noch sehr jung, kaum dem Knabenalter entwachsen; aber er ließ bei seinem Vetter, dem Regenten, mit Bitten nicht nach, bis dieser ihm vom Jahr 1719 an erlaubte, den Rouésnächten beizuwohnen. Zum eilften: dessen um zwei Jahre älterer Bruder, Charles, Graf von Charolais, geboren anno 1700 und also auch noch ein unbärtiger Jüngling; aber bereits in allen Lastern zu Hause und ein so gräßlicher Trinker, wie Einer. Zum zwölften: Philipp-Jules-François Mancini-Mazarin, Herzog von Nevers, Prinz von Vergagne, der Sohn jenes Neffen des Cardinals Mazarin, welcher, wie wir früher gesehen, das Fräulein von Thianges geheirathet und von seinem Oheim ganz ungeheuerliche Reichthümer geerbt hatte. Geboren anno 1676 verehelichte er sich im Jahr 1709 mit einer Tochter des Herzogs von Spinola, Prinzen von Vergagne, und erhielt dadurch den letzteren Titel. Man nannte ihn aber seines abscheulichen Lebenswandels wegen gewöhnlich nur den Prinzen „Sans-Vergogne", das heißt den Prinzen ohne Scham, und er war anno 1719 durch seine furchtbare Verschwendung — in zwölf Jahren vergeudete er mehr als eilf Millionen Livres — so weit heruntergekommen, daß er so eben erst sein Hôtel in Paris, das bekannte Hôtel Nevers, an den Sieur Chatelain für eine halbe Million Livres verkauft hatte. Zum dreizehnten: der Abbé von Grandcey, der Bruder des Grafen von Grandcey-Medavi, Generallieutenants in der Königlichen Armee, ein ebenfalls noch sehr junger Mann, von dem übrigens nichts Merkwürdiges zu berichten ist, als daß er schon vor seinem dreißigsten Jahre in Folge seiner Ausschweifungen an Erschöpfung starb. Zum vierzehnten: Louis Armand du Plessis, Herzog von Richelieu, ein Enkelneffe des berühmten Cardinals gleiches Namens und obwohl damals erst dreiundzwanzig Jahre alt, doch bereits wegen seiner Galanterieen fast über die Maaßen berühmt. Er hatte nach einander drei Frauen, aber man sagte ihm nach, daß er der Mann aller Frauen, nur nicht der seinigen sei, und mit nicht minderer Gewißheit meinte

man, daß er im Stande wäre, das ganze Königreich Frankreich zu verschwenden, da er sich trotz eines Einkommens von dreimalhunderttausend Livres doch immer von seinen Schulden fast erdrückt sah. Der Herr Herzog, der bis zum Jahre 1788 lebte, wird übrigens in diesen Geschichten noch mehrmals auftreten, und somit enthalte ich mich für jetzt jeder weiteren Bemerkung über ihn.

Das waren die Freunde des Regenten, welche er seine Roués nannte. Freilich nicht alle, sondern nur ein Theil derselben; allein es würde mich zu weit führen, wenn ich sie sämmtlich hier benennen und characterisiren wollte. Eben so wenig darf ich mich zu der Indiskretion verleiten lassen, über die anwesenden Damen und deren Verhältnisse Specielles zu berichten, sondern ich muß mich begnügen, sie dem Leser nach Namen und Stand vorzuführen, um dann höchstens noch hie und da eine kleine Bemerkung anzureihen. Mit dem Regenten waren gekommen Frau von Sabran und ihre Nichte Madame oder besser gesagt Mademoiselle Houelle, denn sie hatte noch keinen Gemahl und bekam auch nie einen, da sie schon sehr jung dem unerbittlichen Tode zum Opfer fiel. Die beiden Weiber waren zwei üppig schöne Gestalten, die eine — die Tante — kaum um zehn Jahre älter, als die Nichte, und sie theilten sich, wie es schien, für jetzt in das Herz des Regenten. Ein Spötter meinte, wenn Monseigneur mit der Frau von Sabran gefrühstückt und mit Madame Houelle zu Nacht gespeist habe, so werde es an diesem Tage für ihn nicht nöthig gewesen sein, auch noch ein Mittagessen einzunehmen; allein obwohl viel Wahrheit in diesem Witzworte lag, so konnte man doch der Herrschaft dieser beiden Damen keine lange Dauer prognostiziren, da aus ihren sinnlichen Gesichtern nur wenig Geist hervorleuchtete. Ebendeßwegen fand man es geradezu auffallend, wie der Regent um dieser Zweien willen die ebenso schöne als gebildete Marie Madelaine von Parabère habe verlassen können, welche er bisher zur anerkannten Maitresse gehabt und offenbar sehr zärtlich geliebt hatte. Doch die Leute täuschten sich; nicht Er hatte die Parabère verlassen, sondern vielmehr war sie es, welche das mehrjährige Band plötzlich auflöste. In einer Predigt nehmlich, welche sie in Boran-sur-Oise

mit anhörte — wie die meiſten Damen ihrer Gattung verſäumte ſie Meſſe und Predigt nur ſelten — zog der dortige Pfarrer eine ſolch' ſcharfe Parallele zwiſchen dem Leben dieſer Welt und demjenigen in der Ewigkeit, daß ſie äußerſt ſchwere Gewiſſensbiſſe bekam; wie nun aber an demſelben Tage ihr Kammerdiener, als er eben den Kaffee ſervirte, vom Schlage getroffen todt vor ihr niederſtürzte, da überkam ſie die Angſt vor der Hölle noch ſtärker und urplötzlich faßte ſie den Entſchluß, den Reſt ihrer Tage in einem Kloſter zuzubringen, mit nichts beſchäftigt, als mit der Reue über ihr bisheriges ſündhaftes Leben. Dieſen Entſchluß führte ſie auch in der Minute aus, denn ſie fürchtete, wenn ſie zögere, wieder von demſelben abzukommen, und der auf dieſe Art ſchnöde verlaſſene Regent fiel nun faſt widerſtandslos den beiden oben genannten Weibern, die mit dem Sturm der aufgereizten Sinne auf ihn eindrangen, in die Hände. So viel von Frau von Sabran und ihrer Nichte der Madame Houelle. Aus der Zahl der übrigen Damen — Madame de Tencin kennt der Leſer ſchon — nenne ich folgende: Erſtens La-Carillon, eine Hetäre aus dem Volk, groß, braunäugig, voll, ſehr freiblickend und mit Manieren, die an ihren Urſprung erinnerten; dagegen aber äußerſt reich, faſt überladen geputzt und von dem Staatsrath Dubois, der ſie zu ſeiner jeweiligen Geſellſchafterin auserkoren hatte, unzertrennlich. Zweitens Mademoiſelle Delisle, eine in der Oper glänzende Ballettänzerin von wunderbar ſchlankem Wuchſe und mit einem zarten lieblichen Geſichte. Ihre Bewegungen waren voll Anſtand, ſo lange ſie nicht getrunken hatte, allein von ihrem Geliebten, dem Grafen von Charolais, verleitet, gab ſie ſich dieſer Leidenſchaft nur allzugern hin und dann war ſie kaum mehr zu erkennen. Der genannte Graf gab viel Geld für ſie aus, wie er ihr denn zum Beiſpiel für eine Rolle, die ſie in der ſo eben erſchienenen Tragödie Pirithous zu ſpielen hatte, ein neues brillantes Kleid machen ließ, das ihn über zwölftauſend Livres koſtete; dagegen aber behandelte er ſie oft, wenn er toll und voll war, auf eine furchtbar rohe Weiſe und als Beleg hiefür möge nachfolgendes Beiſpiel dienen. Sie hatte ihm vor einem Jahr einen Knaben geboren und dieſer wurde,

acht Monate alt, krank. Sofort ergriff der Graf ein großes Glas Branntwein, sogenanntes Danziger Wasser, und schüttete es dem Kinde ein. Die Folge war, daß dasselbe in der Minute starb. „Hoho", schrie nun der betrunkene Vater, „der Bub war nicht von mir, sonst hätte ihn dieser Schluckvoll nicht getödtet." Drittens die „kleine Emilie", wie man sie allgemein nannte, ebenfalls eine Operntänzerin und sehr lieblich anzuschauen. Man sagte ihr nach, daß sie der Abwechslung in der Liebe sehr zugethan sei, aber für jetzt wenigstens hing sie dem Grafen von Broglie an, und kein anderer Mann durfte ihr nahe treten. Viertens Madame La-Boule, die reizende Frau, oder auch, wenn man so will, Wittwe eines verschollenen Gewürzkrämers, den sie durch ihre Putzsucht zu Grunde gerichtet hatte. Sie saß da, als ob sie nicht Fünfe zählen könnte, und wenn ihr Auge den Marquis de La-Fare, ihren derzeitigen Tröster in der Verlassenheit, traf, so lag etwas so Schmachtendes darin, daß Jedermann geschworen haben würde, sie trage Niemanden sonst im Herzen, als ihn und nur ihn allein. Wer sie aber genau betrachtete, konnte bemerken, daß zu gleicher Zeit ihre Hand an ihren andern Nachbar, den Herzog von Richelieu, streifte, so wie daß ihr zartes Füßchen sich fest auf den Stiefel eines Dritten, nehmlich auf den ihres Vis-à-Vis, des Grafen von Broglie, postirt hatte. Fünftens Madame Fargy, ebenfalls eine Wittwe, aber eine wirkliche und offenbar von viel Erfahrung. Eben diese Erfahrung hatte sie, die bereits ihre vierzig Jahre zählen mochte, gelehrt, wie sie es anfangen müsse, um den blutjungen Grafen von Clermont zu ködern, und er hing mit einer Leidenschaft an ihr, als wäre sie eine Unschuld von sechzehn Jahren. Sechstens Madame de St. Sulpice, Ehegattin des Herrn Véret, Sieur de Saint Sulpice, welchen sie verließ, als er sein Vermögen in thörichten Speculationen verloren hatte; ein sehr kokettes Wesen und schamlos in ihrem ganzen Thun und Treiben, ebendeßwegen aber auch zu dem Prinzen „Sans-Vergogne", mit dem sie zur Zeit lebte, sehr wohl passend. Siebtens die Frau Marquise von Alincour, wie sie sich selbst nannte, indem sie eine uneheliche Tochter des Herzogs von Villeroy, Grafen von Alincour zu sein behauptete;

unter ihren Genossinnen führte sie jedoch den Namen „der großen Jeanneton" und dieser Name paßte auch ganz gut zu ihrer etwas derben Erscheinung. Man erzählte sich von ihr, daß sie früher eine sehr gute bürgerliche Parthie hätte machen können; allein ihr Stolz, von einem hochadeligen Vater herzustammen, war zu groß, als daß sie sich zu einer solchen „Mesalliance" herabließ, und sie zog es vor mit diesem oder jenem Grafen oder Baronen, zu Zeiten auch mit hochadeligen Abbé's, wie gegenwärtig — ihr Partner war der Abbé von Tencin, — ein illegitimes Verhältniß zu haben. Achtens Mademoiselle La-Raymond, eine sehr lebhafte Actrice des Theatre Français und von solch blendend schöner weißer Haut, daß der Marquis von Effiat, ihr Bewunderer, darob ihre rothen Haare und ihr schief blickendes Auge gänzlich vergaß. Neuntens Madame Destouches, gewöhnlich „La Destouches-Canon" genannt, denn wenn sie lachte — und sie lachte viel —, so donnerte ihre Stimme gleich einer Kanone. Sie war die Frau eines Conditors in der Rue Neuve des Petits-Champs und hatte die Frechheit, nachdem sie sich von dem Marquis de Canillac hatte entführen lassen, in derselben Straße, schräg gegenüber dem Laden ihres Gatten, eine brillante Wohnung zu beziehen, in der sie die Besuche des Marquis empfing. Zehntens — doch nein, es sei genug an diesen Neunen, denn alle die Uebrigen konnte man als Schwestern, — als Buhlschwestern, wenn man diesen Ausdruck vorzieht — der so eben Geschilderten betrachten, und Buhlschwestern sehen einander, wie Jedermann weiß, sämmtlich mehr oder weniger ähnlich.

Wir kehren also wieder zum Festmahl zurück, und ersehen, daß dasselbe um Mitternacht etwa sein glückliches Ende erreicht hat. In die ungeheuren Quantitäten von Delikatessen, welche die Tische kaum tragen konnten, war eine mächtige Bresche getafelt worden, und von den Hunderten von gefüllten Flaschen standen mehr als drei Viertheile leer auf der Seite. Die Physiognomien der Anwesenden hatten sich daher auch wesentlich verändert, und die Augen der Damen glänzten, als wären sie verkörperte Blitzstrahlen. Die Herren aber — nun die Wangen auch derjenigen, die im Anfang ganz bleich und abgestorben dagesessen

hatten, sahen nun hochgeröthet aus und es herrschte unter ihnen bereits eine mehr als gehobene Stimmung. Ja ihre Zungen, wie die ihrer Damen, hatten sich so wunderbarlich gelöst, daß sie fast keinen Augenblick mehr stille standen, und Viele sprachen schon nicht mehr blos mit Worten, sondern mehr noch mit den Händen und in anderer Weise. Jetzt erhob sich der Regent und gab damit das Zeichen, daß die Tafel zu Ende sei. Schnellstens sprangen also, während die Herrn und Damen paarweise in den Nebenzimmern promenirten oder auch in kleineren Gruppen zusammenstanden, die Laquaien herbei und räumten die große Tafel ab. In einem Nu verschwanden die Reste der Speisen und mit ihnen die halb oder ganz geleerten Flaschen. So wie aber alles fortgeschafft war, bedeckte sich der Tisch abermals mit Speisen, nur dißmal mit kalten, so wie mit Süssigkeiten aller Art zum Naschen, und nicht minder pflanzte man neue Flaschen auf, ein ganzes Heer mit Wein von den verschiedensten Sorten. Auch vergaß man die Liqueure nicht, recht ausgesuchte und starke, unter denen „der Danziger" eine hervorragende Rolle spielte. Kaum war dieß geschehen, so entfernten sich die Bedienten, um sich von nun an nicht mehr sehen zu lassen, und der Festgeber Jean Law schloß eigenhändig die Thüre, damit ja kein Uneingeweihter eindringen könne.

„So," sagte jetzt der Regent. „Nunmehr sind wir unter uns und ich frage also, was wollen wir heute beginnen?"

„Trinken," rief der Graf von Charolais. „Wir nehmen die großen Gläser und bringens einander zu, bis wir alle, wie wir da sind, unter dem Tische liegen."

„Nein, Pfänderspielen und Küssen," erwiderte Madame La-Boule mit einem unendlich zärtlichen Blicke auf den Marquis de La-Fare, während ihre rechte Hand ungesehen an der Seite des Herzogs von Richelieu hinabglitt.

„Ja, ja Küssen," lachte die Destouches-Canon, daß es donnernd an den Wänden wiederhallte; „ich bin immer für's Küssen und Geküßtwerden. Aber hört, hier innen ist's heiß zum Ersticken, und ich muß mir's ein bischen leichter machen."

Mit dieſen Worten rieß ſie das dünne Umſchlagtuch weg, mit dem ſie ſich bis jetzt einen Theil der Schultern bedeckt gehabt hatte, und zugleich lockerte ſie den Gürtel, der ihren faltenreichen Rock zuſammenhielt, ſo ſtark, daß dadurch ihr Leib bis tief hinab bloßgelegt wurde. Augenblicklich ahmten die ſämmtlichen anderen Damen ihr Beiſpiel nach und auch die Herrn machten ſich's zum großen Theil bequem, indem ſie nach Ablegung ihrer Oberröcke die Hemdärmel bis über die Ellenbogen aufſtülpten. Die Geſellſchafft fing alſo an, ſehr ungenirt zu werden.

„Alſo," fragte der Regent, „alſo wollen wir wirklich Pfänder ſpielen?"

„Das dumme Zeug!" rief der Prinz Sans-Vergogne. „Ich bin dafür, daß wir ein Adamsfeſt feiern."

„Einverſtanden!" nickte ihm der Staatsrath Dubois zu, indem er zugleich dem Grafen von Charolais ein volles Glas zutrank. „Zum Teufel mit den Zimperlichkeiten. Wir wollen Adam und Eva ſpielen und dazu trinken, bis uns der Wein zu den Augen herausläuft."

„Pfui, Sacre-Dieu!" — dieſen Beinamen, welcher ſo viel bedeutet als unſer deutſches: Himmeldonnerwetter, gaben die Roué's und ihre Damen dem Herrn Staatsrath und Erzbiſchof in ihren vertrauten Sitzungen und er verdiente ihn auch in der That wegen ſeines fürchterlichen Fluchens — „Pfui, Sacre-Dieu," bemerkte Madame de Tencin, den Kopf mit Mißbilligung zurückwerfend, „in Geſellſchaft von Damen drückt man ſich nicht ſo unanſtändig aus."

„Dieſe Ermahnung wird viel helfen," lachte der Graf von Nocé; „Freund Orleans" — die Vertrauteſten unter den Roués ſtanden auf Du und Du ſowohl zu dem Regenten, als zu einander ſelbſt, und in den „Sitzungen" der ſehr ehrenwerthen Geſellſchaft wurde durchaus kein Rangunterſchied geduldet — „Freund Orleans konnte wohl aus einem Barbierjungen einen Erzbiſchof machen, aber dieſen Erzbiſchof in einen Mann von Bildung umzuwandeln, dieß geht über ſeine Kräfte."

Alle lachten laut auf; um ſo wüthender aber war Herr

Sacre-Dieu. „Höll' und Teufel," schrie er, „das Wort will ich dir gedenken, Gräflein."

„Still," gebot der Regent mit Würde. „Erstes Grundgesetz unserer Sitzungsabende ist, daß Keiner dem Andern etwas übel nehmen darf."

„A propos," sagte jetzt der Marquis von Simiane, sich zu dem Abbé von Tencin wendend, als wolle er dem Gespräch eine andere Wendung geben; „à propos, man sagt ja, daß du dich eben damit beschäftigest, ein größeres Werk zu verfassen?"

„Ich?" entgegnete Abbé verwundert. „Du sagst mir da etwas, wovon ich bis jetzt keine Sylbe gewußt habe."

„O," fuhr der Marquis in gleich ernsthaftem Tone fort, „verstelle dich nur nicht, denn ich kenne ja schon den Titel des Buchs. Er heißt: Die Kunst, Menschen zu bekehren, welche keine Religion haben."

„Auch ich hörte davon," setzte der Graf von Broglie im selben Momente hinzu, „und man sagte mir, du habest das Werk deinem Freunde Law gewidmet."

Wiederum entstand ein lautes Gelächter und aller Augen richteten sich nach dem Festgeber hin. Sie erwarteten nehmlich eine recht bissige Antwort, da Jedermann in der Gesellschaft wußte, daß eine tiefe innere Feindschaft zwischen Law und Broglie bestehe, und in der That ließ die Antwort auch keine Sekunde lang auf sich warten.

„Freund Broglie," sagte Law, „mit deinen Gehörorganen scheint es eben so schlecht bestellt zu sein, als mit deinen physiognomischen Kenntnissen, deren du dich sonst so gern rühmst."

„Was?" rief der Graf von Broglie, den Andern so scharf ansehend, als wolle er ihn mit den Augen durchbohren. „Mit meinen physiognomischen Kenntnissen soll es schlecht stehen? Du täuschest dich, mein Theurer, denn ich bin im Stande, dir dein Schicksal ganz genau vorauszusagen."

„Nun und?" entgegnete Law.

„Ehe sechs Monate vergehen," sagte der Graf äußerst kalt, als hätte er die ganze Sache schwarz auf weiß; „ehe sechs Monate

vergehen, wirst du auf dem Grêveplatz auf Befehl Monseigneurs, des Regenten, wegen Schwindels und Betrugs gehenkt werden."

Zum dritten Male entstand ein Gelächter; aber dießmal kein allgemeines, denn Viele dachten, dieß heiße den Scherz zu weit treiben, und Andere blieben schon deßwegen ernsthaft, weil sie es mit Law, dem großen Geldspender, nicht verderben wollten. Letzterer selbst verzog keine Miene und erwiderte auch keine Sylbe; aber er biß sich auf die Lippen, daß das Blut hervorspritzte.

„Orleans, mein theures Herz," sagte jetzt Madame Houette, ihre volle Brust dicht an seine Seite drückend, „heute ist ein ganz besonderer Geist unter die Freunde gefahren. Aber wollen wir uns nicht lieber mit lustigen Geschichten amüsiren, statt uns mit bissigen Reden zu ennuyiren?"

„Recht so, Geschichten erzählen," rief der Herzog von Richelieu, „und es muß der Reihe nach unter uns umgehen."

„Gut," entschied der Herzog von Orleans, „es sei so; aber vorher füllen wir unsere Gläser bis zum Rande und indem wir sie leeren, sagen wir allem Groll Valet."

Es geschah, wie der Regent es haben wollte, und Alle, selbst die Frauenzimmer nicht ausgenommen, stürzten mit Einem Zuge den vollen Inhalt ihrer mächtigen Kelchgläser hinab.

„Wer will beginnen?" fragte der Regent.

„Ich muß," erklärte der Graf von Charolais in entschiedenem Tone, indem er sich sein Glas von Neuem füllte und es abermalen mit Einem Zug leerte, „ich muß die Geschichte von dem Czar Peter noch einmal hören, denn sie hat mir gar zu gut gefallen. Brancas," wandte er sich an diesen, „du hast ja den Czaren überall herumgeführt und warst bei allen seinen Zechgelagen, also sag', wie ist's in Petit-Bourg zugegangen?"

Der Leser muß nehmlich wissen, daß Peter der Große kurz zuvor Frankreich unter dem Namen eines Grafen von Petersburg durchreiste und dabei längere Zeit in Paris und Umgebung natürlich als Gast der französischen Regierung verweilte.

„Nun zum Teufel, so erzähle doch," wiederholte der Graf von Charolais mit dem Eigensinn eines Halbtrunkenen, denn er

hatte schon so viel in sich hineingegossen, daß er keineswegs mehr nüchtern genannt werden konnte. Ganz wie ihm erging's übrigens auch einigen Andern, Damen wie Herren, und insbesondere war die sonst so anmuthige Deslisle, welche ihrem Geliebten schon in die dutzend Male hatte Bescheid thun müssen, bereits in jenem aufgeregten Zustande, welcher der Zurechnungsunfähigkeit unmittelbar voranzugehen pflegt.

„Das ist bald gesagt," erwiderte der Herzog von Brancas, als ihm der Regent winkte, dem Grafen von Charolais seinen Willen zu thun. „Zuerst fuhren wir nach Versailles, dann nach Trianon, dann nach Marly und endlich nach St. Cyr, die jetzt dort befindliche Menagerie zu besuchen. Da fiel es dem Czaren plötzlich ein, er müsse die kürzlich verstorbene Frau von Maintenon — sie starb den 15. April 1719 — sehen und keinen Widerspruch duldend, schritt er sofort dem Schlosse zu. Frau von Maintenon lag zu Bette und ließ sich mit ihrem Alter entschuldigen. Er aber kehrte sich nicht im geringsten daran, trat ohne Weiteres in's Zimmer, schob die Bettvorhänge zurück, sah sie ohne ein Wort zu sprechen einige Minuten lang starr an, und sich dann spöttisch auf dem Absatze umdrehend verließ er wieder stumm das Gemach. „Das war also die Frau," lachte er dann außen zu seinem Kanzler gewandt, „die einen großen König dreißig Jahre lang beherrscht hat?"

„Nicht das wollt' ich wissen," schrie der Graf von Charolais, sein eben wieder gefülltes Glas auf den Tisch stoßend, daß der Wein weit umherspritzte, „sondern wie der Czar sich in Petit-Bourg betrank."

„Ich komme eben daran," beschwichtigte ihn der Herzog von Brancas. „Also von St. Cyr fuhren wir nach Petit-Bourg, wohin der Herzog von Antin die nordische Majestät mit dero ganzen Begleitung geladen hatte, und dort angekommen setzten wir uns sogleich zu Tische. Die russischen Herren leisteten wirklich Unglaubliches; aber der Czar selbst übertraf sie doch Alle und so oft man sein Glas füllte, so oft war es auch gleich wieder leer. Wie viel er da trank weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß er nach drei

Stunden, als er aufstehen wollte, wie ein Sack umfiel. Man rief also vier Bediente herein und diese trugen ihn in sein Schlafzimmer, wo er sogleich zu Bette gebracht wurde. Hier kam er wieder etwas zu sich und befahl sofort, daß man ihm Champagner und Branntwein bringen solle. Natürlich beeilte man sich, seinem Willen nachzukommen und so wie nun der Wein und der Branntwein, von ersterem vier, von letzterem zwei Flaschen, vor seinem Bette stand, mußte sich sein Kanzler, der Fürst Kourakine, neben ihn setzen, um mit ihm fortzutrinken. Auch wurden sie wirklich mit den sechs Flaschen fertig, aber der Czar war dann so betäubt, daß er volle vier- und zwanzig Stunden lang fortschlief, ohne nur ein einziges Mal aufzuwachen."

„Hast du's gehört, Schatz?" lachte nun der Graf von Charolais wie verrückt, indem er seiner Geliebten das Glas hinhielt, daß sie es ihm wieder fülle. „Der Czar Peter, das ist mein Mann! Den wollen wir uns zum Vorbilde nehmen! Also Champagner her und Danziger darunter! Der Champagner allein schmeckt viel zu fade."

„Trink, Charolais," sagte der Regent, „aber laß uns nun fernerhin unbehelligt. Höre, Richelieu," wandte er sich hierauf an letzteren, „du weißt so gut zu erzählen. Also vorwärts; tisch' uns was Neues auf und damit deine Kehle nicht heiser wird, bring' ich dir's vorher zu."

„Das schlimme Abenteuer," begann sofort der Herzog von Richelieu, nachdem er mit dem Regenten ein Glas geleert, „das kürzlich meinem armen Vetter, dem Herzog von Luxemburg, auf dem Maskenballe zu Marly begegnet ist, das ist wohl allgemein bekannt?"

„Daß ihm," riefen lachend mehrere Stimmen zugleich, „daß ihm der Herzog von Condé eine Maske mit einem Hirschhorn aufgesetzt hat? Ja, ja, das wissen wir!"

Die Roués und ihre Damen wußten also, um was es sich handle; der geneigte Leser aber weiß es wahrscheinlich nicht, und so will ich es ihm denn sagen. Der Herzog von Luxemburg, sonst auch noch François Henry de Montmorency-Bouteville geheißen,

hatte sich herabgelassen, ein Fräulein Clérembault zu ehelichen. Die Familie dieser jungen Dame war der seinigen durchaus nicht ebenbürtig und eben so wenig zeichnete sich dieselbe durch große weltliche Besitzthümer aus. Allein das Fräulein, das mit Schönheit viel Schlauheit verband, verstand sich darauf, bei der Männerwelt Eindruck zu machen und mit einem Worte, was thut man nicht aus Liebe? Er heirathete sie also und hoffte nun, daß sie durch Liebenswürdigkeit, Hingebung und Treue ihre sonstigen Abmängel doppelt und dreifach ersetzen werde. Allein alle diejenigen, welche eine Verbindung „unter ihren Verhältnissen" eingingen, sind noch immer, fast ohne Ausnahme, bitter enttäuscht worden und der Herr Herzog von Luxemburg war vom Schicksal dazu bestimmt, dieselbe bittere Erfahrung zu machen. Seine junge Gemahlin nehmlich betrug sich, statt liebenswürdig, sehr abstoßend gegen ihn, und statt mit Hingebung behandelte sie ihn mit Anmaßung. Was aber die eheliche Treue anbelangt, so stand dieses Wort nicht in ihrem Conversationslexicon und Gott und die Welt erzählten sich bald von ihren Extravaganzen. Er allein, der schwache Mann, merkte nichts und wenn er auch etwas merkte, so glaubte er nicht daran. Darum entschloß sich der Prinz von Condé, ihn endlich einmal seiner Verblendung zu entreißen, und da gerade zu Marly ein Maskenball stattfand, so nahm er ihn mit sich dahin. „Aber ich habe keine Maske," sagte der Herzog von Luxemburg zu ihm. „Ich gebe dir eine," erwiederte ihm der Prinz von Condé. In der That gab er ihm auch eine, aber eine mit einem so riesigen Hirschgeweih geschmückte, daß der Herzog die Zielscheibe des Witzes aller Anwesenden wurde. Nun gingen ihm die Augen auf und die Folge davon war, daß er seine Frau ihren Eltern zurücksandte. So viel zur Verständigung des Lesers!

„Also das wißt ihr?" ergriff der Herzog von Richelieu wieder das Wort. „Aber ist euch auch das Malheur bekannt, das erst heute Mittag der Frau Gräfin von Roucy passirt ist? Nicht? Nun gut, so will ich's euch mittheilen. Also Frau Marguerite Elisabeth, die Tochter des Parlamentsraths Huguet und seit vier Jahren die Ehegemahlin des uns allen gar wohl bekannten Herrn

François de Roye de La-Rochefoucauld, Grafen von Roucy, eine wirklich sehr junge, sehr schöne und sehr artige Dame, hat seit einiger Zeit die thörichte Gewohnheit angenommen, eifersüchtig zu werden, und bringt nun heute früh durch Spionerie in Erfahrung, daß ihr Herr Gemahl, der schlechte Geselle, hie und da einer gewissen Lala, eigentlich Eulalie, einer früheren Zöglingin der Fillon, die sich eben emancipirt und ein eigenes Logement bezogen hat, Besuche abstattet. Voll gerechten Zorns macht sich sofort die Frau Gräfin mit einer Reitpeitsche bewaffnet auf den Weg nach Fräulein Lala's Quartier; allein sie wird abgewiesen, weil das Fräulein, eine Nachtschwärmerin und Spätaufsteherin, noch zu Bette liegt. Mittags tritt die Frau Gräfin ihre Wanderung von neuem an, bringt richtig bei Lala ein und das erste, was sie da erblickt, ist ein goldenes Bracelet mit dem Miniaturportrait ihres Herrn Gemahls. Nun ergreift sie die fürchterlichste Wuth und ohne an die Folgen zu denken haut sie die Lala, die eben aus dem Nebenzimmer hereintritt, ein paar Mal über den Kopf. Lala schreit mörderisch um Hülfe und auf dieses Geschrei hin stürzen vier oder fünf andere Dämchen gleichen Schlags, ihre Freundinnen, welche andere Apartements des gleichen Hauses inne haben, in die Stube. Mit vereinten Kräften gehts nun auf die Gräfin los und dieselbe wird nach kurzem Kampfe überwältigt. „Zum Fenster hinaus mit ihr," schreit sofort eine der Courtisanen und toll, wie sie einmal sind, gehen die Andern drauf ein. Ein Fensterflügel wird aufgerissen; die Gräfin brüllt vor Angst und beißt und schlägt wie eine Wahnsinnige um sich; aber es hilft sie Alles nichts und plumps fliegt sie zwei Stockwerke hoch auf die Straße hinab. Das Alles war das Werk von höchstens fünf Minuten."

„Teufel!" schrie der Regent; „ist sie todt?"

„Nein, nicht ganz," erwiederte der Herzog von Richelieu; „aber ob sie mit dem Leben davon kommen wird, kann ich nicht sagen. Doch wurde ihr die schleunigste Hülfe zu Theil und es scheint einige Hoffnung vorhanden zu sein. Der ganze Spektakel fand nehmlich statt in der kleinen Straße Git-la-Coeur, unweit der Brücke Saint Michel, und da dort der Koth immer massenhaft

aufgehäuft ist, so fiel sie nicht allzuhart auf. Auch wurde ihr Sturz durch den Reifrock etwas aufgehalten und kurz und gut sie liegt jetzt zu Hause unter der sorgfältigsten Pflege."

„Aber, Richelieu," fragte der Regent, „woher weißt du denn das alles so genau?"

„Aus dem eigenen Munde des Polizeilieutenants Machauld d'Arnouville," erwiederte der Gefragte. „Er begegnete mir, wie er eben von Chatelet zurückkam, wohin er die fünf Dämchen, nachdem er sie verhört, vorläufig hat bringen lassen."

„Eine recht nette Geschichte," bemerkte Frau von Sabran, dem Herzog von Richelieu einen huldvollen Blick zuwerfend; „aber das Pistolenduell zwischen den Marquisinnen von Nesle und von Polignac hat mir doch noch besser gefallen."

„Wie? Was?" riefen mehrere Stimmen zusammen. „Davon haben wir ja noch gar nichts gehört."

„Darf ich?" fragte Frau von Sabran den Regenten.

„Gewiß," erwiederte dieser, „denn die Sache läßt sich nicht vertuschen, selbst wenn man auch wollte."

„Also," sagte Frau von Sabran sich in die Positur einer Declamatrice werfend, „also hört, was ich euch verkünden will. Der zweite Sohn des Herzogs von Villeroy, der Marquis d'Alincourt . . . ."

„Das ist mein Bruder," schrie die große Jeanneton dazwischen. „Wir haben Einen Vater zusammen, wenn auch nicht Eine Mutter."

„Wohl, wohl, Jeanneton," fuhr Frau von Sabran nach dieser Unterbrechung fort, „du hast recht und kein Mensch macht dir deine Abkunft streitig. Also der Marquis d'Alincourt ist ein sehr hübscher und sehr kräftiger Junge von höchstens neunzehn Jahren und so ist es denn kein Wunder, daß er bei unserem Geschlechte in hoher Gnade steht. Unter Anderen nun verliebten sich in ihn neuester Zeit auch zwei verheirathete Frauen, die Frau Marquise von Nesle und Madame de Polignac, und diese Liebe nahm jeden Tag an Heftigkeit zu, ob sie gleich beide schon ziemlich hoch in den Zwanzigen stehen und die Eine sogar noch extra fünf lebendigen

Kindern — lauter Mädchen, von denen später noch vielfach die Rede sein wird — das Dasein gegeben hat. Allein was fragt das Herz nach solchen Kleinigkeiten? Einige Wochen, vielleicht auch Monate lang ging alles ohne besondere Abenteuer ab und es scheint, der junge Herr Marquis habe die Gabe besessen, die beiden Damen gleichmäßig zufrieden zu stellen. So kam es, daß jede derselben glaubte, die einzig von ihm Begünstigte zu sein, und sie fühlten sich beide in diesem Glauben unendlich glücklich. Da wollte es das Verhängniß, daß eines Abends die Frau Marquise von Nesle sah, wie ihr junger Freund mit einer Dame am Arm in einem Hause verschwand, wo, wie sie wußte, verliebte Paare zusammenkommen konnten, und dieß mußte ihr natürlich im höchsten Grade verdächtig erscheinen. Resolut, wie sie ist, fuhr sie sogleich in das betreffende Haus, gab der Portière ein gutes Trinkgeld, daß diese sie hinter ihrem Gitter Platz nehmen ließ, und wartete da auf die Wiedererscheinung des Pärchens. Endlich zeigte es sich und — nein wahrhaftig, sie hatte sich nicht getäuscht! Er war es, der geliebte Marquis d'Alincourt, und der meineidige Verräther war schamlos genug, auch jetzt wieder seine Begleiterin aufs zärtlichste am Arme zu führen. Wuth im Herzen wie in den Augen stürzte Madame de Nesle aus dem Portière-Verschlag heraus und warf sich dem Paare entgegen. Aber wie ward ihr, als sie jetzt in der Dame ihre eigene Schwägerin, die Frau Marquise von Polignac, ihre bisherige beste Freundin, erkannte? Sie hätte es noch vor einer Minute nicht für möglich gehalten, selbst wenn man's ihr mit einem heiligen Eide zugeschworen hätte; aber jetzt konnte kein Zweifel mehr herrschen, denn sie stand lebendig vor ihr, die sonst so tugendprahlende Frau Schwägerin, und starrte ihr entsetzt in die glühenden Augen."

Hier hielt die Erzählerin einen Augenblick inne, um sich mit einem mächtigen Schlucke zu stärken, und auch die übrigen Damen und Herrn benützten die Unterbrechung zu demselben Zwecke. „Es muß," fuhr dann Frau von Sabran fort, „ein recht nettes Rencontre gewesen sein; doch waren die beiden Damen so klug, an diesem dritten Orte, der keineswegs des besten Rufs genoß, sich

nicht gegenseitig mit Koth zu bewerfen, sondern sie trennten sich vielmehr, nachdem sie sich lange genug mit den Augen gemessen hatten, stillschweigend, jede den Weg nach Hause einschlagend. Der Sturm sollte übrigens nicht lange auf sich warten lassen, und zwar ein Sturm, wie er sonst unter uns Weibern nicht gewöhnlich ist. Die Frau Marquise von Nesle nehmlich, von der man wohl sagen kann, daß sie den Teufel im Leibe hat, schickte ihrer Schwägerin gleich den andern Morgen eine förmliche Herausforderung auf Dolch und Pistolen zu, und verlangte zugleich von ihrer Gegnerin, daß sie sofort Zeit und Ort bestimme. Das that denn auch die Marquise von Polignac auf der Stelle, denn sie wollte vor ihrer Rivalin an Courage nicht zurückstehen, und vorgestern in der Frühe sollte das Rendez-Vous im Pré-aux-Clercs, auf der Seite gegen das Invalidenhaus, vor sich gehen. Jede der beiden Rivalinnen fuhr in ihrer Equipage dahin und am Platze angekommen stiegen sie aus, dem Kutscher und den Bedienten bedeutend, sie hier zu erwarten. Dann spazirten sie neben einander vorwärts, bis ein ziemlicher Zwischenraum zwischen ihnen und ihren Leuten lag, und nun stellten sie sich, in einer Entfernung von etwa zehn Schritten, die eine der andern gegenüber. „Die Pistolen heraus," commandirte sofort Frau von Nesle und jede zog augenblicklich einen gut geladenen Sackpuffer aus der Tasche. „Den Hahnen auf," commandirte Frau von Nesle weiter und die beiden Hahnen knackten. „Eins, zwei, drei, los," commandirte Frau von Nesle zum dritten Male und „Bum, Bum" erdröhnten zwei Schüsse. Wohin die Kugeln geflogen, ist mir nicht bekannt; getroffen haben sie aber nicht, denn keine der beiden Duellantinnen fühlte sich verwundet. Kaum übrigens überzeugten sich dieselben hievon, als sie auf Einen Ruck jede ein scharf geschliffenes Messer aus der Tasche zogen und damit wie Furien auf einander losgingen. Dießmal wars kein Spaß, sondern sie bluteten vielmehr beide sehr stark gleich nach dem ersten Zusammenstoße und ohne Zweifel hätten sie sich getödtet, wenn nicht ihre beiderseitigen Diener das Aergste noch glücklicherweise abzuwenden im Stande gewesen wären. So bald nehmlich diese die Schüsse hörten, fuhren sie im Galopp nach dem

Kampfplatz, und trennten ihre Herrinnen mit Gewalt, obgleich dieselben sich mit Händen und Füßen dagegen sträubten. Beide wurden sofort nach Hause geführt und da zeigte es sich denn, daß Frau von Nesle zwei Stiche oberhalb der Brust, Frau von Polignac aber einen Stich ins Gesicht und einen andern in den Oberarm hatte. Zum Glück übrigens war keine Wunde besonders gefährlich, und somit werden sie in wenigen Wochen hergestellt sein. Dann aber, wenn sie wieder vollkommen gesund sind, dürfte es auch mit der Heilung ihrer Eifersucht vorwärts gehen, denn es verlautet, daß sie wegen ihres mörderischen Tollhaustreibens auf eine Zeitlang vom Hof sollen verbannt werden, und nichts curirt besser von allen Extravaganzen, als ein derartiges Exil."

„Und der hübsche Marquis von Alincourt?" fragte Madame de St. Sulpice mit einem cynischen Lächeln. „Was ists mit dem?"

„O," erwiederte Frau von Sabran, „den hat inzwischen Madame de Trudaine in Beschlag genommen, und er scheint sich bei dem Wechsel ganz wohl zu befinden."

„Bei diesem Namen," rief sofort die kleine Emilie, „bei diesem Namen fällt mir was ein. Hat denn der Neffe der Frau von Trudaine, der abgebrannte Dragonerofficier Desmarches, den Todtenkopf wirklich geheirathet?"

„Freilich hat er," versicherte der Herzog von Richelieu, „aber noch in der Hochzeitsnacht ist er spurlos verschwunden und man vermuthet, daß er sich in der Seine ertränkt hat."

„Geschieht ihm recht," lachte La-Destouches-Canon mit furchtbarem Getöse, „wer wird auch ein solches Scheusal heirathen!"

„Was ists denn mit diesem Todenkopf?" fragte der kleine Prinz Clermont seine Nebensitzerin Fargy. „Du hast mir hievon nie etwas erzählt."

„Wir hatten Wichtigeres zu thun," lachte diese, indem sie ihm zugleich einen Gluthblick zuwarf; „aber wenn du's durchaus wissen willst, so sollst du's jetzt erfahren. Vor sechs Wochen kam hier in Paris eine verschleierte Dame an und logirte sich im Hôtel Saint-Chaumont bei den Töchtern der ewigen Barmherzigkeit ein. Sie war offenbar noch sehr jung, hatte einen äußerst zier-

lichen Wuchs, und die Dienerschaft, von der sie begleitet wurde, sagte aus, daß sie unermeßlich reich sei. Eins aber fiel höchst widerlich auf, nehmlich das, daß sie stets eine schwarze Maske trug, welche sie vor den Leuten abzulegen durch nichts zu bewegen war, und man konnte sich also wohl denken, daß dahinter ein tiefes Geheimniß verborgen sein müsse. Doch welches, das konnte kein Mensch sagen, bis sie sich endlich der frommen Vorsteherin von Saint Chaumont anvertraute. Und was erfuhr man nun? Sie war eine ungarische Prinzessin, besaß einen wirklich fürstlichen Reichthum und hatte einen untadelhaft schönen Leib. Ihr Kopf dagegen glich vollständig einem Todtenschädel, und Nase, Ohren, Kinn und Lippen nebst allem Fleische fehlten."

„Aber was wollte sie denn in Paris?" rief der Graf von Clermont, als seine Lehrerin in der Liebe hier einen Augenblick schaudernd inne hielt.

„Was sie wollte?" fuhr Madame Fargy fort. „Nun einen Mann wollte sie. Sie sagte, sie sei die letzte ihres Geschlechts und ihre kolossalen Güter würden an eine Seitenlinie fallen, wenn sie selbst keine Nachkommenschaft bekäme. Darum wollte sie heirathen, natürlich aber einen Edelmann von guter Familie, und da sie nun hörte, daß in Paris genug junge adelige Herren ohne Vermögen existirten, welche selbst des Teufels Großmutter, falls sie Geld hätte, zum Altar führen würden, so eilte sie flugs hierher. Auch fanden sich bald verschiedene solche Herren in Saint-Chaumont ein und erkundigten sich nach den näheren Bedingungen. Sie lauteten: hunderttausend Livres baar bei der Hochzeit, und eine Million am Tage, wo der erste Knabe zur Welt kommt; dagegen aber sofortige Abreise auf eines ihrer Schlösser in den Karpathen und vollständig abgesperrtes Leben daselbst. Auf die letzte Bedingung nun wollte keiner eingehen, bis sich endlich der junge Lieutenant von Desmarches dazu entschloß; allein es bekam ihm schlecht, denn als er nach vollzogener Hochzeit den Kopf seiner Frau zum ersten Mal ganz ohne Maske und Schleier sah, da ergriff ihn ein solches Entsetzen, daß er alsbald wie ein Wahnsinniger davonrannte und seither mit keinem Auge mehr gesehen wurde."

So folgte sich Erzählung auf Erzählung, aber wenn ich ehrlich sein will, so darf ich nicht behaupten, daß ihr Inhalt ein derartiger gewesen sei, um sie sammt und sonders in anständiger Gesellschaft wieder preisgeben zu können. Im Gegentheil, je reicher die Libationen waren, welche die Herren Roués mit ihren Gesellschafterinnen in sich hineingoßen, um so mehr befleißigten sie sich, nur recht Piquantes aufzutischen, und als endlich die starken Weine oder gar die Liqueurs und gebrannten Wasser, zu welchen Manche nach dem Weine übergingen, ihre volle Wirkung thaten, da verwandelte sich das Piquante in die eckelhafteste Schlüpfrigkeit.

Ich würde nun gerne den Vorhang fallen lassen, aber ich darf nicht, weil sonst der Schluß fehlte und dieser Schluß war in der That der ganzen Sitzung würdig. Plötzlich nehmlich hörte man einen schweren Fall und als man sich umschaute, lag die Deslisle ihrer ganzen Länge nach auf dem Boden. Sie hatte dem Grafen von Charolais so lange in Champagner und Danziger Bescheid thun müssen, bis sie endlich von der Masse des Genossenen gänzlich überwältigt worden war.

„Das dumme Ding," schrie nun der Graf von Charolais, dessen aufgedunsene Gesichtszüge und stiere weitheraushängende Augen genugsam verriethen, in welchem Zustand er sich selbst befinde; „das dumme Ding kann auch gar nichts ertragen! Aber freilich, der Danziger ist ein wenig·stark, und ich glaube, wir haben zusammen so viel getrunken, als der große Czar Peter von Rußland. Doch wie?" fuhr er schluchzend fort, als er den Leib der zu Boden Liegenden mit dem Fuße anstieß und dieser sofort überkollerte. „Bei den höllischen Quälgeistern, sie ist todt, denn sie gibt kein Lebenszeichen mehr von sich. Sacre Dieu," wandte er sich dann an Dubois, „komm her und consecrire mir die Leiche."

„Donnerwetter," fluchte Dubois, welcher sich eben damit beschäftigte, den Anzug der bereits widerstandsunfähigen Carillon vollends in Unordnung zu bringen; „Donnerwetter, laß mich in Ruh' und wende dich an den Abbé."

„Höre, Sacre Dieu," erwieberte der Graf von Charolais mit jenem rachesüchtigen Grimme, welchen der Rausch in manchen

Naturen erzeugt; „höre, ärgere mich nicht, sonst erzähle ich den Leuten, daß du verheirathet bist, und wenn dann das der Pabst erfährt, so läßt er dich in der Engelsburg einmauern."

„Was?" lachte die Destouches-Canon, daß die Wände erzitterten. „Sacre Dieu, der Erzbischof von Cambrai ist verheirathet?"

„Ja wohl," schrie der Graf; „ein Weib hat er, und Kinder hat er, und ich ruhe nicht, als bis man ihn als Erzbischof abgesetzt und zu ewigem Kerker verurtheilt hat."

Dem Herrn Staatsrath und Erzbischof Dubois schien dieses Gespräch sehr unangenehm zu sein und es war auch Grund genug dazu vorhanden. Wie man nehmlich allgemein annahm, beruhte das Gerücht von seiner Verheirathung keineswegs auf einer leeren Erfindung, sondern man versicherte vielmehr mit Bestimmtheit, daß er sich kurz vor seinem Eintritt ins Haus Orleans bei einem Besuch in seinem Geburtsort Brive-la-Gaillarde mit einem dortigen Mädchen allzutief eingelassen habe, worauf er vom Vater des Mädchens mit Gewalt genöthigt worden sei, demselben die Hand am Altare zu geben; später aber habe er sich mit dieser seiner Frau, die er mit sich nach Paris genommen, aber ohne je einen gemeinsamen Haushalt mit ihr zu führen, durch starke Geldopfer abgefunden und seinem Freunde, dem Herrn von Breteuil, dem Intendanten von Limoges, wohin Brive-la-Gaillarde gehört, sei es gelungen, das betreffende Kirchenregister, worin die Ehe verzeichnet stand, zu vernichten. Dem Monsieur Sacre-Dieu gefielen also die Reden des Grafen von Charolais durchaus nicht und er sprang sofort auf, um auf ihn loszugehen. Mit dem „Gehen" aber wollte es sich nicht recht machen, indem ihm die Füße den Dienst versagten, und so kam es denn, daß er schon nach wenigen Schritten taumelte und hart neben die Deslisle hin zu Boden fiel. Darauf hin erfolgte ein allgemeines Gelächter und Viele klatschten sogar mit den Händen.

„Hoho," rief nun der Gefallene zornig; „lacht nur und klatscht nur! Meint ihr denn, ich sei betrunken? Nein, zum Teufel, sondern ich habe mich freiwillig hingelegt, um die Deslisle besser betrachten zu können. Und wißt ihr, was ich jetzt eben

entdeckte? Sie hat die Lippen bewegt und folglich ist sie auch nicht todt."

„Die Lippen hat sie bewegt?" warf der Graf von Charolais ein. „Nun, wenn sie das that, so muß sie auch etwas gesagt haben. Also sag' mir, was hat sie gesagt?"

„Sie hat," erwiederte Dubois mit einem so boshaften Lächeln, daß es der Teufel selbst nicht boshafter hätte machen können; „sie hat gesagt: Gui-Paul-Jules, ich liebe dich über alle Maßen."

Gui-Paul-Jules war nehmlich der Vorname des Herzogs von Mazarin, oder vielmehr wie er damals noch hieß, des Herzogs von Meilleraie, denn den ersteren Titel erhielt er erst anno 1731 nach dem Tode seines Vaters, und es war bekannt, daß dieser Herr Herzog sich mit großem Eifer um die Liebe der Deslisle bewarb. Ja Einige wollten sogar wissen, daß diese Bewerbung keine ganz fruchtlose sei, und der Graf von Charolais kam daher oft vor Eifersucht ganz außer sich. Auch jetzt war dieß der Fall; doch noch wüthender wurde er über den, welcher ihn so giftig darob verhöhnte.

„Du lügst, Hund," schrie er ihm zu, indem er zugleich nach einem Messer griff; „aber nein," fuhr er in gemäßigterem Tone fort, „es ist wohl möglich, denn ich habe ja von ihr selbst erst kürzlich gehört, daß er ihr ein verführerisches Briefchen geschrieben habe. Ha, was gäbe ich darum, wenn mir Einer ein Mittel angäbe, wie ich mich recht teuflisch an Beiden zugleich rächen könnte."

„Ich wüßte vielleicht ein solches Mittel," sagte der Staatsrath Dubois, indem er es versuchte, sich aus seiner liegenden Stellung emporzurichten.

„Du, Sacre Dieu?" fragte der Graf von Charolais mit einem äußerst mißtrauischen Blicke.

„Ja, ich," versetzte Dubois wie ein Affe grinsend. „Ich würde die besoffene Dirne nackt ausziehen, dann in ein Leintuch so fest einbinden, daß man meinen könnte, es sei ein gefüllter Sack, und drauf den Sack dem Herzog von Meilleraie jetzt gleich

zusenden. Der müßte eine Freude haben, wenn er sein Vielliebchen in diesem Zustand überkäme!"

„Bei den Meergöttern, du bist ein Teufelskerl, Sacre Dieu," jauchzte der Graf von Charolais, „und dein Rath soll sogleich befolgt werden. Oder wie, bist du nicht meiner Meinung, Richelieu?"

„Ganz mit einverstanden," lachte dieser. „Wir wollen sie so ausstaffiren, daß sie, wenn sie erwacht, meinen soll, sie habe eine Zeitlang im Grabe gelegen."

Auch den Andern gefiel der Vorschlag ganz außerordentlich und mit lautem Halloh gingen sie daran, die hübsche Tänzerin in den Zustand der Mutter Eva zu versetzen. Dann nahmen sie zwei große Tafeltücher und wickelten sie fest darin ein; damit sie sich aber nicht herausschälen konnte, umbanden sie den Wickel mit verschiedenen Servietten und machten mit einem Wort ein Ding daraus, das gerade aussah wie ein langes Güter-Ballot. Und merkwürdig, während der ganzen Operation machte sie auch nicht die geringste Bewegung und noch weniger kam sie zum Bewußtsein.

Als nun das Ballot fertig war, öffnete der Herzog von Richelieu die Thüre und rief einige Diener herein. „Nehmt dieses Ballot hier," befahl er ihnen, „und tragt es in die Chaise des Herrn Grafen von Charolais hinab. Dann fahrt ihr damit vor das Hotel Mazarin und zieht dort so lange die Glocke bis der Portier aufmacht. Dem übergebt ihr sofort das Ballot, aber ohne etwas weiteres hinzuzusetzen, als dasselbe gehöre dem jungen Herrn Herzog von Mailleraie, und darauf fahrt ihr so schnell ihr nur könnt wieder hieher."

Die Diener gehorchten natürlich augenblicklich und eine Weile darauf hörte man den Wagen fortrollen. Das Resultat dieses tollen Witzes aber war, wie ich jetzt schon sagen kann, eine jahrelange Feindschaft zwischen dem Herzog von Mailleraie und dem Grafen von Charolais, und überdieß hätte sich deßwegen die Gemahlin des Herzogs, Louise-Françoise, geborne von Rohan, beinahe von ihm scheiden lassen. Doch was kümmerten sich die bei dem Finanzgenie Law Versammelten um die möglichen Folgen! Der tolle Jux

war einmal nach ihrem Geschmack und deßwegen hatten sie ihn unter dem tollsten Gelächter in Vollzug gesetzt!

Einer übrigens war diesem ganzen Thun und Treiben ferne geblieben und dieser Eine war der Herzog von Nevers, genannt der Prinz ohne Scham. Er zog es vor, mit seiner Freundin, der Frau von Saint-Sulpice, zu trinken und zu kosen oder vielmehr sich heftig mit ihr herumzustreiten und bei dieser Gelegenheit sie und sich vollends ganz total betrunken zu machen.

„Ich sage dir, Mam," versicherte er sie mit lallender Stimme, „der Affe sprang gut zwanzig Fuß hoch in die Luft und schnitt dazu solch' jämmerliche Gesichter, daß ich mich vor Lachen fast ausschüttete."

„Ja," replicirte sie mit einer Zunge, die fast noch schwerer war, als die seinige; „ja gelacht magst du haben, denn die Capriolen des Affen, als er lichterloh brannte (es handelte sich um einen Affen, dem man einen Weiberrock anzog, um diesen dann anzuzünden), müssen sich prächtig ausgenommen haben; aber zwanzig Fuß hoch ist er deßwegen doch nicht gesprungen."

„Nicht zwanzig Fuß hoch gesprungen?" rief der Prinz Sans-Vergogne mit Ingrimm; „ich sag' dir, ich hab's selbst gesehen. Willst du mich einen Lügner heißen?"

„Ich glaub's eben nicht," erklärte Frau von Saint-Sulpice mit jener Hartnäckigkeit, welche nur Betrunkenen eigen zu sein pflegt. „Ich selbst, die ich doch wegen meiner Leichtfüßigkeit berühmt bin, könnte nicht so hoch aufspringen."

„So?" rief der Prinz noch ingrimmiger. „Auch nicht, wenn deine brennenden Kleider dir den Leib versengten?"

„Auch dann nicht," erwiederte seine Geliebte, ihn höhnisch ansehend, um ihn wo möglich noch mehr in Wuth zu bringen. „Du führst heute wieder, wie gewöhnlich, das große Messer."

„Das wollen wir gleich sehen," meinte nun der Prinz, indem er sich plötzlich zur größten Kaltblütigkeit zwang und, ein Licht ergreifend, ohne weiteres das gasartig leichte Oberkleid seiner Nebensitzerin in Brand setzte.

„Was machst du, Vieh in Menschengestalt?" schrie die

Frau, als sie seine Handbewegung gewahrte. „Ich glaube gar, du willst . . .“

Weitere articulirte Worte kamen nicht aus ihrem Munde, denn als jetzt ihre Kleider in hellen Flammen aufloderten, sprang sie wie eine Besessene auf und rannte laut brüllend im Zimmer auf und nieder.

Dieß Alles hatte stattgefunden, während die Uebrigen die betrunkene Deslisle in ein Ballot verwandelten, und eben in dem Augenblicke, in welchem der Wagen mit dem Ballot fortrollte, geriethen die Kleider der armen Saint-Sulpice in Brand. Natürlich entstand sofort die furchtbarste Verwirrung, und wenn auch Mehrere bei dem schreckhaften Anblick des brennenden, brüllenden und wie rasend herumrennenden Weibes wie gelähmt in ihre Sessel zurücksanken, so sprangen dagegen die Andern so schnell als es ihnen ihre Betrunkenheit erlaubte, auf die Füße, um dem unglücklichen Wesen Hilfe zu bringen. Viel Sinn und Verstand lag jedoch in ihrem Gebahren nicht, denn wenn dieser aus Mangel an Wasser eine Weinflasche ergriff, um sie über das arme Schlachtopfer auszuschütten, so wollte Jener den Brand mit Branntwein löschen und machte damit das Uebel nur ärger. Endlich winkte der Marquis de La-Fare dem Herzog von Richelieu und Beide, einander schnell verstehend, tauchten ein Tischtuch so tief in Wein, daß es triefte. Dann warfen sie es über die brennende Frau, zogen es fest zusammen, gossen abermalen Wein darauf, und erstickten so endlich die Flamme.

Sie lebte noch, die arme Madame de Saint-Sulpice, aber ihr ganzer Körper war furchtbar verbrannt, besonders die beiden Oberbeine und der Unterleib. Ueberdem litt sie die qualvollsten Schmerzen und ihr entsetzliches Wimmern mußte Jedermann durch die Seele dringen. Dennoch saß der Prinz Sans-Vergogne ganz theilnahmlos da oder besser gesagt, er starrte mit Hohn und Schadenfreude auf sein Schlachtopfer hin, gerade als wäre jedes menschliche Gefühl in ihm erstorben. „Nicht wahr,“ murmelte er indem er das Gesicht zu einem häßlichen Grinsen verzog; „nicht

wahr, ich hab' dich ſpringen gemacht? Und vom Widerſprechen wirſt du auch auf eine Zeitlang curirt ſein."

Mit Abſcheu wenden wir uns von ihm und der Leſer hofft nun wohl, daß ich endlich das häßliche Kapitel ſchließen werde. Aber noch darf ich nicht, denn der Hauptcoup folgt erſt. Nachdem nehmlich die Brandwunden der Frau von St. Sulpice von den Anweſenden unterſucht worden waren, gingen ſie daran, deren Schmerzen zu lindern und verſuchten dieß mit allen möglichen Mitteln; allein bald ſahen ſie ein, daß ſie dazu unfähig ſeien, und ſo traf denn der Regent die Anordnung, daß die ſo ſchwer Verwundete in einem Wagen wohlverpackt nach Hauſe geſchafft wurde, während er zugleich dem Leibarzt La-Peyronie — er hieß mit ſeinem ganzen Namen Frèderic Gigot de La-Peyronie und war vielleicht der geſchickteſte der damals lebenden Chirurgen — den Befehl zuſandte, dieſelbe alsbald in Behandlung zu nehmen. Auch kann ich zur Beruhigung des Leſers gleich jetzt beiſetzen, daß ſie, nachdem ſie lange zwiſchen Leben und Tod geſchwebt hatte, ſchließlich davon kam; ihre volle Geſundheit erhielt ſie aber erſt nach Monaten wieder und die Brandmale verſchwanden natürlich nie mehr.

Nach der Abfahrt der Frau von St. Sulpice ſetzten ſich die Herren und Damen wieder an die Tafel, um die noch vorhandenen Weinflaſchen vollends zu vertilgen; aber die bisherige Laune wollte nicht wiederkehren. „Kinder", ſagte daher der Regent, der durch den letzten Vorfall ziemlich ernüchtert worden war; „Kinder, ich denke, es wäre am beſten, wir würden die heutige Sitzung aufheben und ungeſäumt nach Hauſe fahren."

„Einverſtanden," erklärten darauf die beiden Marquis de La-Fare und de Simiane, welchen ſich alsbald der Graf von Broglie, der Herzog von Brancas und noch einige Andere anſchloſſen.

„Ich aber," rief der Graf von Charolais, „ich ſchlage vor, noch einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, um ſich ein wenig mit den guten Bürgern von Paris zu erluſtiren."

„Ja und mit der Scharwache," schrie der Prinz Sans-Vergogne, indem er sich taumelnd von seinem Sitze erhob.

„Dabei bin auch ich," lachte der Herzog von Richelieu. „Wir müssen noch einen kleinen Spaß haben, ehe wir uns zu Bette legen, denn sonst wachen wir morgen als Duckmäuser auf."

„Hurrah, auf die Straße," stimmte ihm der kleine Graf von Clermont bei und dieselben Worte wiederholten zehn oder zwölf Andere.

„Und wir Damen gehen auch mit," jauchzte die große Jeanneton unterstützt von mehreren ihrer Freundinnen.

So trennte sich denn der Rouésclubb in zwei Parthieen und unter wildem Lachen und Toben stürzte sich der Graf von Charolais mit seinen Anhängern auf die Straße, während der Herzog von Orleans und mit ihm die Vernünftigeren ruhig in ihre Hôtels fuhren. Ueber die Letzteren habe ich also vor der Hand nichts mehr zu berichten; den Ersteren aber wollen wir auf dem Fuße folgen. Arm in Arm marschirten sie vorwärts, sich wegen der Unsicherheit ihrer Füße Einer am Andern haltend, und mehrmals waren sie nahe daran, Alle zusammen über einander zu purzeln. Dieß erhöhte aber ihre Lustigkeit nur noch und das schreckliche Lachen der Destouches-Canon ertönte weithin durch das ganze Viertel, in dem sie sich befanden. Viele Fenster wurden aufgerissen, denn das wüste Treiben der betrunkenen Gesellschaft mußte auch einen Siebenschläfer erwecken; allein man konnte nichts sehen, weil eine furchtbare Finsterniß — die meisten Straßenlaternen wurden um Mitternacht gelöscht und jetzt war es drei Uhr Morgens — herrschte, und die Fenster schlossen sich alsbald wieder. Gleich wie aber die Bewohner der Häuser nichts von den Tumultuanten wollten, so auch die Wenigen, die denselben begegneten; vielmehr schlichen sich diese still auf die Seite, um geschützt von der Dunkelheit jede widerwärtige Begegnung zu vermeiden, und so ging der tobende Zug weiter und weiter, ohne von irgend Wem angehalten oder auch nur angeredet zu werden. Da endlich hart an der Seine, am Quai de la Tournelle, gegenüber dem Erziehungsinstitute der Damen von Miramion, bewegte sich eine hellbrennende Laterne der tollen Rotte gerade entgegen und

beim Scheine dieſes Lichts konnte man eine ältere Matrone erkennen, welche ein noch ſehr junger Mann begleitete.

„Hurrah, ein Liebespaar und was für eins!“ ſchrie der Graf Charolais. „Sie iſt wenigſtens um dreißig Jahre älter als er!“

„Wir wollen ihr Liebesfeuer in der Seine abkühlen,“ brüllte der Prinz Sans-Vergogne.

„Drauf, drauf,“ donnerte die ganze Rotte und rannte wie toll der Matrone und ihrem Begleiter entgegen.

In einem Augenblick war das ungleiche Paar umringt und zehn Hände zumal griffen nach dem jungen Burſchen, um ihn in die Seine zu tauchen. Vergebens wehrte er ſich mit allen ſeinen Kräften; ſeine Angreifer waren ſtärker als er. Vergebens warf ſich die Matrone auf die Kniee nieder und ſchrie, daß dieß ihr Sohn ſei, der ſie, eine Hebamme, zu einer Kreiſſenden geleite; man verſtand ihre Worte gar nicht oder nahm wenigſtens keine Rückſicht auf ſie. Mit Gewalt ward der junge Menſch in die Luft gehoben — ein Klatſch, und er lag in der Seine.

Mit einem gellenden Aufſchrei ſprang die Matrone empor. „Mein Sohn, mein Sohn! Um Gottes Barmherzigkeit willen, er kann nicht ſchwimmen!“

„Aber ich kann's und ich will ihn retten,“ flüſterte ihr der Marquis von Canillac in's Ohr und ſprang gegen das Waſſer hinab. Er war noch der Nüchternſte von Allen und ſomit wurde es ihm klar, daß hier eigentlich ein kaltblütiger Mord begangen werde, wenn er es zugebe, daß der junge Menſch ertrinke.

„Hülfe! Hülfe!“ ſchrie jetzt die Destouches-Canon aus Leibeskräften, als ſie, die bis jetzt dem Marquis von Canillac nicht von der Seite gekommen war, ſah, wie das Waſſer über ihm zuſammenſpritzte, „Hülfe, mein Canillac ertrinkt!“

Nun gab's eine Scene der furchtbarſten Aufregung und Verwirrung. Die Matrone ſchrie nach ihrem Sohne; die Destouches-Canon ſchrie nach ihrem Canillac und die Roués mit ihren Geliebtinnen ſchrieen im Chorus mit. Alle hatten den Verſtand verloren.

„Fackeln her! Fackeln her!“ ließen ſich jetzt einige derbe

Stimmen vernehmen. „Wenn man Ertrinkende retten soll, muß man doch wenigstens auch etwas sehen.“

Die Stimmen gehörten den Quaiwächtern an, welche auf den furchtbaren Lärm herbeieilten und aus den Hülferufen den Schluß zogen, daß einige Menschen ins Wasser gefallen sein müßten.

„Wartet,“ schrie der Graf von Charolais, dessen Pulse noch immer fieberisch schlugen; „wartet, ich will gleich die ganze Scene erhellen.“

In der Seine, dem Ufer entlang, lagen hier durch dicke Seile festgehalten eine große Reihe von Barken oder Marktschiffen, welche alle mit Stroh, Heu, Holz oder Kohlen beladen waren, und eines derselben – zum Unglück auch noch gerade ein bis oben hinauf mit Heu gefülltes — war hart an den Quai de la Tournelle herangezogen worden, wahrscheinlich um es den andern Tag gleich in der Früh auszuladen. Auf dieses sprang der Graf von Charolois zu, doch nicht eher, als bis er die vor ihm auf dem Boden stehende Handlaterne, die dem ins Wasser geworfenen Jungen angehörte, aufgerafft hatte. Wie der Blitz war er am Schiff und wie der Blitz nahm er das brennende Licht aus der Laterne heraus. Kaltblütig hielt er es an eines der Heubündel hin und wie ein blödsinniges Kind lachte er laut auf, als das Heu sofort Feuer fing. In einem Nu stand die ganze Barke in Flammen und es ward nun so hell, als wie am Tage.

Das war der Anfang, dem Anschein nach ein kleiner und unbedeutender, wenn nehmlich der Brand auf das kleine Marktschiff beschränkt blieb; aber es sollte bald was ganz Anderes daraus werden, trotzdem man des Wassers zum Löschen eine Ueberfülle und zwar in der allernächsten Nähe zu Handen hatte.

„Feuer! Feuer! Hurrah ho Feuer!“ schrie der Graf von Charolais und klatschte dazu wie unsinnig in die Hände.

„Feuer! Feuer!“ schrieen die Roué's mit ihren Damen und stellten sich so auf, daß sie das glänzende Schauspiel recht bequem übersehen konnten.

„Feuer! Feuer!“ schrieen die Quaiwächter und rannten fort, um im ganzen Viertel Lärm zu machen.

Hätten nur zehn Hände tüchtig zugegriffen und die Barke unausgesetzt mit Wasser überschüttet, so wäre der Brand in fünf Minuten gelöscht worden oder hätte sich wenigstens nicht weiter ausdehnen können. Unter den gegebenen Verhältnissen aber wuchs das Feuer mit jeder Sekunde höher an und sprang nach ganz kurzem auf ein zweites Schiff über, in welchem etliche Dutzend Klafter Holzes aufgestapelt lagen. Uebrigens selbst jetzt noch würde man das gefährliche Element gar leicht bewältigt haben, wenn nur die Menschen, die jetzt in Masse herbeirannten — Feuerlärm übt bekanntlich eine ungeheure Anziehungskraft, besonders auf die unteren Schichten des Volks, aus — sich etwas eifriger im Handeln, statt im Schreien, gezeigt und namentlich einen verständigen Oberleiter gehabt hätten. An letzterem fehlte es aber gänzlich und ebenso sehr an Solchen, die gerne gehorchten. Derer dagegen, die sich das Commando anmaßten oder wenigstens anmaßen wollten, gab es eine schwere Menge und ich sage daher nicht zu viel, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß selbst dann noch, als schon die Schaarwache in großer Anzahl angerückt gekommen war, die Unordnung auf dem Brandplatze keine größere hätte sein können.

Nun kam noch ein anderer Umstand dazu, der die Ausdehnung des Feuers ungemein förderte. Einige Holzhändler nehmlich, welche auf dem Quai de la Tournelle große Quantitäten von Holz aufgespeichert hatten, befürchteten, das Feuer möchte dieses ihr Eigenthum angreifen und kappten deßhalb die Taue, durch welche die beiden brennenden Barken an's Ufer gekettet waren. Die Folge war, daß nun die sich selbst überlassenen Schiffe den Fluß hinab schwammen, sich sofort am sogenannten Petit-Pont beim Petit-Châtelet festsetzten und die anstoßenden Holzhäuser, die alle in's Wasser herein gebaut waren, entzündeten. Jetzt erst entfaltete sich das fürchterliche Element mit voller Macht und bald bildeten die sämmtlichen zwischen dem Petit-Châtelet und dem Hôtel-Dieu stehenden Häuser nur eine einzige gräßliche Lohe. Ja selbst die gegenüber am andern Seine-Ufer sich hindehnende Häuserreihe ward von den Flammen ergriffen und da also links

und rechts vom Flusse auf eine Länge von wohl zwanzig Minuten Alles zusammen knisterte, so gab dieß ein Flammenmeer, wie man in Paris seit Jahrhunderten kein zweites gesehen hatte. Wohl fanden sich nun die höchsten Notabilitäten der Stadt, wie der Polizeilieutenant Machault, der Criminallieutenant Lecomte, der erste Präsident des Parlaments de Mesmes, der Prévôt der Kaufmannschaft Trudaine und noch viele Andere auf dem Brandplatze ein und gaben vom Hôtel Dieu aus die nöthigen Befehle. Wohl erschienen daselbst auch die Marschälle von Villeroy und von Villars, die Herzoge von Tresmes und von Antin, der Erzbischof Cardinal von Noailles und der Generallieutenant von Contades, kurz eine ganze Menge der vornehmsten Herren und stellten sich den Stadtbehörden zur Verfügung. Wohl waren die Pompiers in voller Stärke ausgerückt und arbeiteten mit über fünftausend Freiwilligen aus allen Kräften an der Unterdrückung des rasenden Elements. Wohl hielten die Scharwachen und Polizeileute alle Zugänge zu dem Brandplatze vollständig abgesperrt und verhinderten so das Eindringen von Dieben und anderem Gesindel. Wohl standen die Königlichen Garden nebst den Musquetiren und Gensdarmen felddienstmäßig unter den Waffen und waren jede Minute bereit aufzusitzen, um, wenn es nöthig wäre, mit Gewalt einzuschreiten. Wohl hatten sich die Franziskanermönche nebst den Kapuzinern und der andern Geistlichkeit in voller Processíon in die Kirchen begeben und beteten da kniefällig zu Gott um ein Wunder zu Dämpfung der furchtbaren Brunst. Wohl geschah dieß Alles, aber deßwegen brannten doch alle Häuser am Petit-Pont, in der Marchè-Neuf, in den Straßen La-Huchette und La-Galande, so wie zwischen dem Pont Saint-Michel und dem Hôtel-Dieu beinahe vollständig ab und der Verlust an Waaren und sonstiger Habe war ein ungeheurer. Auch verschiedene Menschenleben gingen dabei zu Grunde und nicht Wenige mehr wurden durch herabfallende Balken und andere Trümmer auf Zeitlebens verstümmelt. Kurz das Unglück war ein unübersehbares und Dutzende von Jahren mußten darüber hingehen, ehe es als völlig geheilt betrachtet werden konnte. Wem aber hatte die Stadt Paris dieß Alles zu verdanken?

Einzig und allein dem Clubb der Roué's und deren wahnsinnigen Orgien!

Nachträglich bemerke ich noch, daß der Marquis de Canillac, der Oberst der schwarzen Musquetire, sich glücklich durch Schwimmen an's andere Ufer der Seine rettete, sowie daß es ihm auch gelang, den armen Jungen, den Begleiter der Matrone, aus dem Wasser dorthin in Sicherheit zu bringen. Auch von den übrigen Roué's litt keiner Schaden und ebenso ungefährdet kamen deren Begleiterinnen davon, denn durch das, was sie angerichtet, ziemlich nüchtern geworden, entfernten sie sich alle von dem Brandplatze, ehe noch die Straßen dahin abgesperrt waren.

Fünftes Kapitel.

Eine Pariser Straßen-Emeute.

Wenn ein König stirbt, werden im Volk stets große Hoffnungen rege; die größten, wenn der Verstorbene lange Jahre hindurch eine Mißregierung geführt hat. Hieraus mag man einen Schluß darauf ziehen, wie stark angespannt die Erwartungen der Franzosen und insbesondere der Pariser gewesen sein werden, als nach dem Tode Ludwigs XIV. sein Urenkel Ludwig XV. den Thron bestieg. Er war freilich damals noch sehr jung, erst fünf Jahre alt, und also für seine Person zum Selbstregimente noch nicht befähigt, aber man hoffte mit Zuversicht, daß sein Vormund und Stellvertreter, der Regent, an seiner Statt das viele Unkraut, das innerhalb der letzten dreißig Jahre auf Frankreichs Boden wuchernd emporgeschossen war, mit starker Hand ausjäten werde, und man hoffte weiter mit noch größerer Zuversicht, daß eine vortrefflich geleitete Erziehung den jungen Monarchen nothwendig zu einem Mann heranbilden müsse, der alle Tugenden eines Herrschers in sich vereinige. „Ja gewiß," so riefen die Leute, als sie am ersten September 1715 den Hingang des von der Frau von Maintenon beherrschten Ludwigs XIV. erfuhren; „gewiß, Frankreich geht einer

glorreichen Zukunft entgegen und wir werden wieder so glücklich sein, als unter unseren früheren Herrschern." Also riefen die Leute und im Anfang schien es auch, als ob sich alles, was man hoffte, bewahrheiten würde; allein schon wenige Jahre später urtheilte man, wenigstens was den Regenten betraf, ganz anders und daß dieses „andere" Urtheil seine volle Berechtigung hatte, davon wird sich der Leser durch das letzte Kapitel hinlänglich haben überzeugen lassen. Doch, wie stands nun in dieser Zeit, also am Schluß des Jahres 1719 und zu Anfang von 1720, mit den Hoffnungen, die man auf den künftigen Ludwig XV. setzte? Auch hierüber will ich dem Leser klaren Wein einschenken.

Zum Gouverneur des Königlichen Knaben hatte man den Marschall von Villeroy, zum ersten Präceptor desselben den André Hercule de Fleury, Bischof von Fréjus, zum zweiten Präceptor aber den Jean Vittemant, früheren Rector der Universität von Paris, ernannt und von diesem Kleeblatt nun glaubte das Volk etwas wirklich Außerordentliches erwarten zu dürfen. Allein wie sehr man sich nicht täuschen kann! Freilich war Herr François de Neufville, Herzog von Villeroy, Marschall und Pair von Frankreich, ein durch und durch ehrenhafter Mann und auch sein Pflichteifer ließ nichts zu wünschen übrig; allein durch geistige Begabung hatte er sich nie ausgezeichnet und nun, da ihn das Alter drückte, — er war anno 1643 geboren — trat seine vollständige Unfähigkeit erst recht deutlich zu Tage. Als ein Mann ganz anderen Schlags erwies sich der Bischof von Fréjus, derselbe, der nachher Cardinal und Premierminister Ludwigs XV. wurde, denn obwohl anno 1715 auch bereits zweiundsechzig Jahre alt, besaß er doch noch die Rührigkeit der Jugend und an Kenntnissen wie Verstand besaß er ebenfalls hinlänglich genug. Dagegen zeigte es sich bald, daß es ihm um nichts zu thun sei, als darum, sich in der Gunst seines hohen Zöglings recht festzusetzen, um diese dann später zu seinen Gunsten ausnützen zu können, und somit dachte er auch nicht im geringsten daran, den künftigen Monarchen gegen dessen Willen und Neigung zu ernsten Studien anzuhalten. Eben so wenig durfte dieß der frühere Rector Vittemant thun, obwohl derselbe große

Neigung dazu gehabt hätte. Vielmehr befahl man ihm, den jungen Louis auf jede Weise zu schonen, ihm Alles nur spielend beizubringen, und ihn unter keinen Umständen stark anzustrengen. „Seine Majestät," dieß war der ewige Refrain des Bischofs von Fréjus, welchem der Marschall von Villeroy stets unbedingt bestimmte; „Seine Majestät ist sehr schwächlicher Constitution und es muß uns also vor allem daran gelegen sein, die Gesundheit des jugendlichen Prinzen zu kräftigen, indem, wenn er stirbt, der ganze Stamm Ludwigs XIV. ausgestorben ist." So blieb denn die geistige Ausbildung des künftigen Königs so ziemlich brach liegen und es ist also nicht ihm zuzurechnen, wenn er hinter den Anforderungen, welche man sonst an einen Regenten stellt, durchaus zurückblieb; in einigen körperlichen Uebungen dagegen, wie besonders im Schießen, Reiten und Tanzen brachte er es ziemlich weit und man unterließ es nicht, das Publikum hie und da von den Fortschritten, die Seine Majestät hierin machte, zu benachrichtigen. So steht zum Beispiel in dem Mercure de France vom Jahr 1720 wörtlich zu lesen: „Am Montag den 12. Januar begannen im großen Saale der Tuilerien die wöchentlichen Königlichen Tanzabende. Außer dem Hofe hatten nur solche Zutritt, welche einer besonderen Einladung gewürdigt wurden. Der König tanzte zwei Entrées allein und in seinen Bewegungen lag viel Zartheit und Milde. Nur fehlte noch das nöthige Feuer, wie er überhaupt sehr ernst ist. Der Herzog von Chartres tanzte ebenfalls eine Entrée, aber er tanzte weder leicht, noch angenehm. Zwanzig Hofcavaliere, theils im Alter von Seiner Majestät, theils einige Jahre mehr zählend, nahmen auch Antheil und unter diesen zeichnete sich der Marquis de Retz-Villeroy, der Enkel des Herzog-Marschalls, besonders aus. So viel es nun übrigens Herren waren, so viel hatte man auch Operntänzerinnen beigezogen, und der König wechselte unter diesen ab, ohne der Einen oder der Andern den Vorzug zu geben. Auch führte man zum Schlusse der Abendunterhaltung noch eine lustige Komödie auf, den Dom Japhet d'Armenie von dem verstorbenen Dichter Scarron, welche viel zu lachen machte, und es war zu diesem Behufe der Saal in seinem unteren Theile in ein Theater

umgewandelt worden. Aufführung wie Musik ließen nichts zu wünschen übrig."

Also der junge minderjährige König tanzte und zwar tanzte er gut und seine Tänzerinnen waren Mamsellen von der Oper; so viel erfuhren die Pariser von den Fortschritten, welche der künftige Monarch machte. Hatten sie demgemäß nicht volle Ursache, mit großen Hoffnungen in die Zukunft zu sehen? O gewiß, es mußte eine prachtvolle Regierung werden, wenn Ludwig XV. einmal volljährig geworden war, denn er verstand ja zu — — tanzen!!

Inzwischen nun aber der kleine Ludwig XV. tanzen und nebenbei auch schießen und reiten lernte, während seinerseits der Regent mit seinen Roués Orgien feierte oder sich auf Adamsfesten divertirte, erreichte der Papiergeldsschwindel des vortrefflichen Law in Verbindung mit dem andern Schwindel der Mississippiactien seine höchste Höhe und in Folge dessen ging eine solche Wandelung in der Gesellschaft vor, daß man sich in derselben gar nicht mehr auskannte. Leute, die vor zwei Jahren noch gar nichts gewesen waren, Bediente, Gewürzkrämer und Schenkwirthe, ja selbst Frauen aller Art und darunter solche, die öffentliche Häuser hielten, kurz Menschen ohne alle Erziehung und von der niedrigsten Geburt verwandelten sich durch Glück und Risico, dadurch, daß sie an der Bank und in Actien Va-Banque spielten, in Millionäre und kauften sich nun Hôtels, in welchen sie die großen Herren spielten. Freilich oft auf eine sehr lächerliche Weise, denn trotz aller reichen Equipagen, trotz der vielen galonnirten Bedienten und trotz der Verschwendung in ihren Anzügen merkte man ihnen doch die frühere Stellung nur zu gut an und das „Woher" ließ sich keinen Augenblick lang verbergen; allein Millionäre waren sie deßwegen doch. Wirkliche Leute von Stand dagegen und selbst Angehörige der höheren Familien, die früher äußerst anständig von ihrem Vermögen hatten leben können, kamen durch die jetzt gänzlich veränderten Verhältnisse oft in die größte Noth und Viele verloren ihre ganze Habe. So erwarben sich, um nur ein paar Beispiele anzuführen, vier Gebrüder Paris aus dem Dorfe Moras zwischen Lyon und

Grenoble, Söhne eines Schenkwirths, in kurzer Zeit das horrende Vermögen von dreißig Millionen Livres, und wenn auch Gott und Welt wußte, daß sie Schwindler und Spitzbuben waren, so standen sie doch äußerlich im größten Ansehen. So kam ein gewisses Fräulein von Trent, aus einer guten aber sehr herabgekommenen Familie von London nach Paris und machte dem Herrn Law als ihrem Landsmanne ihre Aufwartung. Er fand vorübergehend Gefallen an ihr und gab ihr Gelegenheit, zwei oder drei Millionen zu gewinnen. Da sie nun aber auf diese Art eine sehr gute Parthie geworden war, so heirathete sie der Chevalier von Bouillon, welcher gleich nachher durch eine Erbschaft Prinz von Auvergne wurde, und so verwandelte sich also das blutarme Fräulein von Trent in dem Zeitraum von wenigen Monaten in eine der vornehmsten Damen von Paris. So gelang es einem gewissen Charpentier, einem Ochsenmetzger für's Invalidenhaus, weßhalb er auch den Spitznamen: Des Boeufs erhielt, auf Einen Satz eine halbe Million in die Tasche zu schieben, und da er diese Summe als Aussteuer für seine Tochter bestimmte, so fand es Herr von Breteuil, der frühere Intendant von Limoges und nachherige Staatssekretär, ganz und gar nicht unter seinem Stande, die Metzgerstochter zu heirathen. Weil ihn aber der Regent zugleich zum Gouverneur des Invalidenhauses machte, so erhielt er hier seine Wohnung, und nun dominirte auf einmal Frau von Breteuil da als Herrin, wohin ihr Vater das Fleisch zu liefern froh sein mußte. So — — doch genug nun von diesen Schwindelgeschäften, welche der ganzen Gesellschaft eine veränderte Physiognomie gaben! Genug davon für immer, denn mit dem Jahre 1720 sollte in diese Art von Geschäften eine furchtbare Bresche geschossen werden.

Man machte nehmlich auf einmal die Erfahrung, daß alles baare Geld, Gold wie Silber, aus dem Curs verschwunden war, und doch mußte man in gewissen Fällen, zum Beispiel bei Einkäufen im Ausland, mit klingender Münze zahlen. Man fragte sich also, worin dieser Abmangel von Gold und Silber seinen Grund haben möchte und da gabs nun keine andere Antwort, als die, daß einzelne reiche Leute, weil sie kein Vertrauen zum Papier-

geld hätten, das Metallgeld ansammelten und in ihren Gewölben aufhäuften, oder aber auch, daß sie es ansammelten und heimlich im Ausland in Sicherheit brachten. Beides erwies sich als wahr, und nur allein das Baargeld, das seinen Weg nach Flandern nahm, berechnete man auf hundertfünfzig Millionen Livres; das zu Hause vergrabene aber mochte sich wohl auf die dreifache Summe belaufen. Weiter fiel es im höchsten Grade auf, daß Law selbst, der sich erwiesener Maßen unermeßliche Reichthümer erwarb, alle diese Reichthümer nicht in Actien und sonstigen Papierwerthen anlegte, sondern sich vielmehr die Actien und die Papierwerthe sogleich nach Empfang wieder vom Halse schaffte, um liegende Güter dafür anzukaufen. Es fiel dieß auf, sage ich, und es mußte auffallen, denn er erwarb sich in schneller Reihenfolge das Marquisat von Tancarville für 500,000 Livres, das Hôtel Soissons in Paris für 700,000 Livres, das Palais Montargis und ein anderes anstoßendes Haus für 450,000 Livres, das Palais d'Etang nebst dem Hôtel de La Marche für anderthalb Millionen Livres, das Marquisat von Vieubourg in der Nähe von Rouen für 900,000 Livres, die Seigneurie von Domfront in der Normandie für 220,000 Livres, das Hôtel Rambouillet in Paris für 150,000 Livres und endlich die Seigneurie von Roissy-en-Brie für eine Million Livres. Warum nun legte Er, der Erfinder des Papiergelds und der Mississippiactien, all' sein Geld in Häusern und liegenden Gründen an? Das mußte doch wahrhaftig seine Ursache haben und diese Ursache konnte keine andere sein, als daß er selbst auf das Papiergeld und die Actien nichts hielt! So kam Mißtrauen in die Leute und die Klugen beeilten sich nun, sich auch ihrerseits so schnell als möglich ihrer Actien und ihres Papiergelds zu entledigen, um edles Metall oder liegende Güter dafür zu erwerben. Diesen wenigen Klugen aber ahmten sofort Andere nach und auf einmal stand für Law das Facit da, daß die Bank in kurzem nicht mehr fähig sein werde, die präsentirten Papiernoten mit Silber oder Gold zu honoriren.

Nun war die Noth groß und auf Law's Veranlassung fanden sofort Berathungen über Berathungen im Ministerium statt. Auch

faßte man Beschlüsse über Beschlüsse und die Edicte der Regierung jagten sich förmlich. Allein was für Edicte waren es? So unerhörte, daß der Leser vergeblich sich den Kopf zerbrechen würde, sie zu erfinden. Zuerst decretirte die Regierung, daß von nun an das vorhandene geprägte Gold und Silber zu einem um ein Drittheil höheren Werth an der Bank angenommen werde als bisher, das heißt also, um die Sache durch ein Beispiel klar zu machen: „daß man für ein Zwanziglivresstück in Gold von der Bank dreißig Livres in Papier bekomme.“ Damit bezweckte man, daß die Leute ihr vergrabenes Gold und Silber des Profits wegen zur Bank bringen sollten, und Viele thaten es auch in ihrer Thorheit; allein im großen Ganzen hatte dieß Maneuvre keinen Erfolg und die Noth der Bank verringerte sich dadurch nur für einen Augenblick. Nun erschien ein noch tolleres Decret, das nehmlich, daß man bei hoher Pön Jedwedem verbot, mehr als fünfhundert Franken an Baargeld zu besitzen; alles weitere geprägte Gold und Silber sei zu confisciren. Doch auch dieses Decret hatte keinen wirksamen Erfolg, trotzdem man den Angebern ein Drittheil der zu confiscirenden Summe versprach. Im Gegentheil trachteten die Leute jetzt erst recht darnach, ihre Bankbillets, selbst mit großem Verlust, in Gold und Silber umzuwandeln und letzteres gut verborgen bei sich aufzubewahren. Schließlich griff man nun von Regierungswegen zu einem noch verzweifelteren Mittel und decretirte, daß alles Silbergeschirr sogar bis zu den Eßlöffeln herab, alles Goldgeschmeide, nicht einmal die Eheringe ausgenommen, und alle Edelgesteine an die Bank abzuliefern seien, woselbst man den Werth in Papier ausgewechselt bekomme. Zuwiderhandelnden drohte man auch hier wieder, außer mit Gefängniß, mit Confiscation und sicherte den Denuncianten ein Drittheil zu. Das war denn doch zum Tollwerden und Viele verloren auch darob ihren Verstand, wenn die Regierungsbehörden auf eine Denunciation hin kamen, um sich die Silber- und Goldwerthsachen anzueignen. Allein bekam dadurch die Bank die Mittel in die Hand, um so viel Münze zu prägen, als erforderlich war, um die stündlich in Masse präsentirten Bankbillete einzulösen? Nein, gewiß nicht, sondern die

Leute vergruben nun alle ihre Werthsachen und so steigerte sich natürlich das Uebel immer höher und höher. Bald kam es so weit, daß die Bank täglich sich nur noch auf ein paar Stunden öffnete, das heißt, daß sie anfing, ihre Billete nicht mehr einzulösen; allein jetzt suchte man sich dieser auf andere Weise zu entledigen, wobei man selbst die größten Verluste nicht scheute. Insbesondere kauften die Leute größere Vorräthe von Waaren, als da sind Thee, Kaffee, Zucker, Wein und was dergleichen mehr ist, und zahlten den Händlern gern die vierfachen Preise dafür; natürlich aber nicht in Baarem, sondern einzig und allein in Papier. So entwertheten sich die noch vor kurzem so hoch gepriesenen Bankbillete immer mehr, und in Folge dessen machten sich die Leute nach und nach mit dem Gedanken vertraut, daß die Zeit nahe sei, wo jene Billete zu reinen Papierfetzen degradirt werden würden.

O großer Law, wie viel Glück hast du über Frankreich gebracht! Einzelne Wenige wurden durch deinen Schwindel Millionäre; ihrer Hunderttausende aber geriethen in Armuth und mit jedem Tag deines Wirkens vermehrte sich das Elend! Uebrigens nicht blos Armuth und Elend brachte dein Schwindel über Paris und Frankreich, sondern auch das kam, was immer im Gefolge von Armuth und Elend zu erscheinen pflegt: der Diebstahl, der Betrug, der Mord. Jeden Tag hörte man von einem neuen Verbrechen, immer eines schauerlicher als das andere, und jedes Verbrechen, von dem man hörte, war ein weiterer Beweis gegen die Schändlichkeit deines Schwindels!

Ich könnte nun eine Menge von Beispielen anführen, um die Wahrheit des letzteren Satzes zu erhärten, allein ein einziges möge genügen. Anton Joseph Graf von Horn, ein Angehöriger der berühmten niederländischen Familie dieses Namens, lebte schon seit Jahren in Paris, wo er sich im Hôtel de Flandres einlogirt hatte, und da er mit Madame Duairière — so titulirte man die Mutter des Regenten, eine Prinzessin von der Pfalz, von welcher schon früher die Rede gewesen ist — einigermaßen verwandt war, so galt er natürlich für einen der ersten Cavaliere des Hofs. Dieß hinderte aber nicht, daß

auch er von dem allgemeinen Schwindel hingerissen wurde, und er trieb's in der That so hoch als nur irgend Einer. Eines Tags erlitt er einen großen Verlust und diesen suchte er in einem Spielhaus, deren es damals nicht wenige gab, zu repariren; das Glück war jedoch gegen ihn und so gerieth er durch die doppelte Einbuße in die tiefste Verlegenheit. Da trat der Versucher an ihn in Gestalt von zwei abgedankten Offizieren, deren Einer sich einen Chevalier d'Estampes nannte, während der andere Laurent de Mille hieß. Sie flüsterten ihm zu, wie auf leichte Art eine große Summe Geldes zu erwerben wäre und er, obwohl er sie als Glücksritter und Spieler, vielleicht auch als noch schlechtere Charactere kannte, hörte sie begierig an. Ja, er ging sogar nach kurzem Bedenken auf ihren Vorschlag ein, trotzdem es ein furchtbares Verbrechen war, das sie ihm vorschlugen. Demgemäß begaben sie sich alle Drei am Morgen des 22. März 1720, einem Freitag, in die Straße Quincampoix, wo sich eine Zweiganstalt der Bank befand, und trafen da einen gewissen Bezin, einen Makler, der, wie sie wußten, für mehrere Großhandlungs-Häuser die Geschäfte besorgte. Es ließ sich also annehmen, daß er eine beträchtliche Geldsumme bei sich trage, denn damals konnte man die bedeutendsten Werthe — Papiergeld geht nahe zusammen und es gab ja Bankbillets bis zu tausend Livres — in einem kleinen Portefeuille bergen, und somit luden sie ihn ein, mit ihnen in ein nahes Schenkhaus zu gehen, indem sie vorgaben, sie hätten ihm einen vortheilhaften Antrag zu machen. Der Makler, drei offenbar der besseren Gesellschaft angehörige Herrn vor sich sehend, hegte nicht das geringste Mißtrauen und folgte ihnen in die genannte Schenke, wo sie ein besonderes Zimmer im zweiten Stockwerk nahmen. Dort ward er gebeten, Platz zu nehmen, aber sowie er sich setzte, warf ihm der Graf von Horn ein großes Tuch über den Kopf, und während er dieses fest zusammenzog, um den Mann am Schreien zu verhindern, bearbeiteten die beiden Mitverschworenen das arme Schlachtopfer mit Dolchstichen. Es gelang ihnen richtig, den Mord zu vollbringen und schon griffen sie nach dem Portefeuille, welches die Summe von hundertfünfzigtausend Livres enthielt, als sie eine

Menge von Leuten die Treppe heraufstürmen hörten. Der Ermordete hatte nehmlich gleich im Anfang ein paar furchtbare Schreie ausgestoßen, welche durch das Tuch zwar gedämpft, aber nicht unterdrückt worden waren, und auf diese Schreie hin rannte Alles, was sich in der Schenkstube befand, nach dem zweiten Stockwerk hinauf. Natürlich besannen sich jetzt die drei Mörder nicht lange, sondern rissen ein Fenster auf und sprangen ohne weiteres hinab. Merkwürdigerweise kamen sie ohne besondere Beschädigungen unten an, obwohl der Sturz ein sehr hoher war, und nun rannten sie über Hals und Kopf davon. Doch so schnell sie auch rannten, so schnell waren die Leute aus der Schenke hinter ihnen drein, und nach einem nicht allzulangen Wettlauf, bei dem sich auch noch eine Menge anderen Volks, das sich auf der Straße befand, betheiligte, wurden zwei von ihnen, der Graf von Horn und der Capitän Laurent de Mille, eingeholt. Der dritte, der sogenannte Chevalier d'Estampes, der aber, wie sich nachmals herausstellte, einfach Lestang hieß und ein sehr raffinirter Gauner war, entkam und zwar, wie ich dem Leser lieber jetzt schon sagen will, nach Flandern. Von da schiffte er sich alsbald nach Holländisch-Indien ein und trieb sich hier längere Zeit unter dem Namen eines Sieur de Grandpré herum. Endlich aber, wegen eines neuen Verbrechens gefaßt, bekannte er alle seine Schandthaten und büßte für dieselben mit dem Leben. Doch um auf den Grafen von Horn nebst dem Capitän de Mille zurückzukommen, so nahm das Volk dieselben in die Mitte und brachte Beide dem Polizeikommissär Regnard in der Straße Saint-Martin. Dieser aber ließ sie als über der That ertappt ohne weiteres fesseln und übergab sie sofort dem Criminallieutenant. Nun wandten sich verschiedene vornehme hochstehende Herren, besonders der Prinz von Epinaix und das ganze Haus Chatillon, an den Regenten und seine Mutter, um zu erwirken, daß der Prozeß niedergeschlagen werde, und in dieses Concert stimmte die ganze hochadelige Welt ein. Natürlich, denn der ganze Stand mußte darunter nothleiden, wenn man einen Vetter von regierenden Häusern als einen gemeinen Raubmörder hinrichtete! Umgekehrt aber ward dem Regenten von anderer

Seite klar gemacht, daß kein Mensch künftig mehr Papiergeld in der Tasche tragen würde, wenn an Denjenigen, die sich desselben durch Raubmord zu bemächtigen suchten, nicht ein Exempel statuirt würde, und so befahl denn der Herzog von Orleans, der Gerechtigkeit den Lauf zu lassen. Das Urtheil ließ auch nicht lange auf sich warten, nur drei Tage, und es lautete bei Horn wie bei Mille auf „Lebendig gerädert werden." Noch einmal liefen jetzt die Hochadeligen beim Regenten Sturm und baten wenigstens um Abwendung des Entehrenden in der Strafe, um Verwandlung der Räderung in Enthauptung. Doch Monseigneur blieb auch dießmal fest und so wurde denn der vornehme Graf von Horn, der sich selbst einen Verwandten des Kaisers von Deutschland zu nennen berechtigt war, mit dem Capitän Laurent de Mille am 26. März 1720 auf dem Grêveplatz von Paris lebendig gerädert.

Aehnliche Verbrechen kamen noch Viele vor, wie besonders auch die Ermordung und Beraubung des Juden Levi, und immer ließ sich nachweisen, daß in dem Law'schen Schwindel ganz allein die Grundursache derselben zu suchen sei. Solches sahen auch die Vernünftigeren innerhalb der leitenden Kreise ein und im Bewußtsein dessen, so wie in Betrachtnahme des überhandnehmenden allgemeinen Elends, wagten es Einzelne von ihnen, wie z. B. der Großsiegelbewahrer d'Argenson, dem Regenten ernsthafte Vorstellungen zu machen. Allein was war die Folge? Der Großsiegelbewahrer erhielt sofort — 7. Juni 1720 — seine Entlassung und nun schwiegen die andern Würdeträger. Dagegen unternahm es jetzt Anfangs August die Kaufmannschaft von Paris, dem Regenten die Augen zu öffnen, und es wurde also eine Deputation an ihn abgeordnet, um ihm zu sagen, daß alle Welt banquerott werden müsse, wenn man dem Law'schen Schwindel nicht endlich Gränzen setze. Der Regent ließ die Deputation vor und schenkte ihr eine Zeitlang ein aufmerksames Gehör; wie sie jedoch anfing das Law'sche System mit dem rechten Namen zu benennen, da wurde Monseigneur ganz wüthend, nannte die Kaufleute geborne Spitzbuben und Diebe, und drehte ihnen sofort den Rücken. Schließlich — nur wenige Wochen später — wollte das Parlament die Sache in

die Hand nehmen und durch einen allgemeinen Gerichtsbeschluß dem tollen Treiben einen Riegel vorschieben; allein Monseigneur kam den Herren Räthen zuvor und verbannte sie sämmtlich — am 23. August — nach Pontoise, wo sie nur mit größter Mühe eine armselige Unterkunft fanden.

Vernünftige Vorstellungen halfen also nichts, dieweil der beredte Law den Regenten noch immer in seinem Banne hatte; nicht lange hernach aber sollten diesen dennoch die Augen aufgehen, und zwar auf eine bis jetzt in Frankreich nicht erhörte Weise, das heißt dadurch, daß nunmehr das Volk anfing schwierig zu werden. Man bedenke: „das Volk!" Bis zu dieser Stunde hatte man in Frankreich gar nicht gewußt, daß es ein Volk gebe, sondern die einzigen Menschen, die dort zur Geltung kamen, oder besser gesagt: die man unter die Menschen rechnete, waren die Adeligen, die Priester und höchstens noch die besseren Bürger in den Städten, das ist die reicheren Kaufleute und Gewerbetreibenden. Alles Andere gehörte zur Canaille, gut genug zu Kanonenfutter und um den Boden zu bebauen; aber nie und nimmer ward es als ein besonderer Stand oder gar als ein „berechtigter" Stand, „dem man ebenfalls eine Stimme im Rath zukommen lassen müsse," angesehen. Jetzt aber sollte sich das Volk zum ersten Male regen und zwar regte es sich nur in Folge des Law'schen Schwindels!

Wie es kam, daß die Bankbillets sich nach und nach entwertheten, habe ich schon oben gezeigt. Nun aber war, wie ich ebenfalls auseinandersetzte, fast gar kein anderes Geld in Curs, als nur allein Papiergeld, und man bezahlte also, was man kaufte, besonders was man auf den Leib und in die Haushaltung brauchte, nur mit Papiergeld. Man hätte es nicht auf andere Weise bezahlen können, selbst wenn man gewollt hätte, indem der Bauer, der Arbeiter, der Knecht und der Handelsmann, ja selbst der Angestellte keine andere Geldsorte in die Hände bekam. Nun mußte aber jeder Kaufmann, welcher Kaffé, Thee, Zucker oder irgend eine andere ähnliche, zum Haushalt gehörige Waare vom Auslande bezog, nothwendigerweise Baargeld, das heißt, Gold oder Silber auftreiben, um die Waare bezahlen zu können, und es fragte sich

also für ihn, woher er das baare Geld bekommen könnte. Von der Bank? Diese zahlte aber so spärlich und der Zudrang in den wenigen Stunden, die sie zahlte, war ein so toller, daß man in den meisten Fällen nicht beizukommen vermochte. Es blieb also nichts übrig, als sich an jene Reichen zu wenden, welche das Gold und Silber noch zur rechten Zeit angesammelt und in ihren Kellern verborgen hatten. An sie wandten sich auch die Kaufleute und jene Reichen standen in den meisten Fällen nicht an, dem Verlangen zu entsprechen. Aber — unter welchen Bedingungen thaten sie es? Im October 1720 erhielt man für tausend Livres Papier hundertsechzig Livres Silber oder drei Louisd'or in Gold, und die Hundertlivresbillete standen auf neunzehn baar! So sehr hatte sich das Papier damals schon entwerthet und man konnte mit Sicherheit voraussehen, daß es noch tiefer sinken werde. Was war nun aber die Folge hievon? Einfach die, daß der Kaufmann seinen Verlust beim Einkauf der Waare durch entsprechende Erhöhung des Verkaufspreises deckte und jetzt acht oder zehnmal so viel in Papier dafür forderte als früher. So kostete z. B. jetzt das Pfund Caffé, statt sonst ein Livre zwölf Sous, achtzehn Livres und ganz im selben Verhältniß standen die Preise von allem Andern, wessen man bedurfte, also des Fleisches, des Brods, des Leders, des Tuchs und was dergleichen mehr war. Wie wollten nun die Leute eine solche furchtbare Uebertheuerung aushalten? Sie hätten es nur können, wenn ihr Einkommen sich ebenfalls verzehnfacht haben würde, allein da sie hievon nichts verspürten, so kamen sie, weil sie nicht mehr wußten, wovon leben, bald zur Verzweiflung, und Verzweiflung macht den Menschen zu allem fähig, besonders aber zum Umsturz des Bestehenden.

Am 11. December 1720 stand Morgens früh mit großen Buchstaben am Palais Royal angeschrieben: „Es lebe der König Ludwig XV.; nieder mit dem Regenten, dem Tyrannen!" und zu gleicher Zeit ward gemeldet, daß in einzelnen Quartieren von Paris gefährliche Zusammenrottungen stattfänden. Alsbald ließ der Regent alle in Paris liegenden Truppen, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, unter dem Oberbefehl des Marschalls von Biron auf das große

Feld von Charenton ausrücken und hielt dort große Musterung über dieselben. Ohne Zweifel wollte er die Leute damit einschüchtern, daß sie von jedem Aufstandsversuche abständen; allein zu seinem großen Schrecken mußte er sich überzeugen, daß der Geist der Truppen kein solcher sei, wie er sich ihn vorgestellt hatte. Im Gegentheil, die Soldaten waren wüthend, weil sie ihren Sold ebenfalls in dem entwertheten Papiergeld erhielten, und hatten dessen gar keinen Hehl, daß sie unter Umständen mit den Unzufriedenen in Paris gemeinschaftliche Sache machen würden. Nun sah der Regent ein, daß er einlenken müsse, und erließ sofort eine Proclamation in diesem Sinne. Bei der Proclamation aber blieb es nicht, sondern der Stein des Anstoßes, Jean Law, wurde Knall und Fall, bereits am 12. Decbr., entlassen und an seiner Statt Felix Le Pelletier de La Houssaye zum Generalcontroleur der Finanzen ernannt. Nicht minder berief der Regent das Parlament zur selben Stunde aus seiner Verbannung nach Paris zurück, um auch hierin dem Volkswillen Genüge zu thun, und selbst noch weiter gehende Concessionen stellte er in Aussicht. Allein was sollte dieß alles helfen, so lange man dem Hauptübel, dem Papiergeldssystem, nicht auf den Leib rückte? Es waren eben nur Palliativmittel und wie wenig Werth sie hatten, ersieht man daraus, daß das Papiergeld am Tage nach Laws Entlassung noch mehr herabsank als früher. Man bekam jetzt nur noch zehn Livres Silber für hundert Livres in Papier, und selbst bei diesem geringen Preis fand man sehr schwer einen Liebhaber. In Folge dessen wurde das Volk immer aufgeregter und so wie sich Law sehen ließ, warf man alsbald mit Steinen nach ihm. Ja selbst seine Tochter wurde, als sie von einem Besuche in ihrem Wagen heimkehrte, furchtbar insultirt, und es verlautete jetzt sogar, die Pariser wollten demnächst dem Law'schen Palais einen Besuch abstatten, um sich an dem Schwindler wegen des vielen Elends, das er über Frankreich gebracht, zu rächen. Somit erbarmte sich denn der Regent seiner und verbarg ihn ein paar Tage lang im Palais-Royal, um ihn dann heimlich und wohl verkleidet über die Gränzen des Reichs nach Flandern zu schaffen. Leider aber erfuhr die

Einwohnerschaft von Paris hievon nichts, sondern man glaubte vielmehr allgemein, Law befinde sich seit dem 15. December im Palais Royal, wo ihm der Regent ein Zimmer hart neben seiner Schlafstube habe einräumen lassen, und so steigerte sich das Volk von Stunde zu Stunde in eine immer größere Wuth hinein.

Acht Tage nach der Entlassung des Law, am 20. December Abends, bewegte sich eine große Menschenmasse von der Vorstadt St. Antoine her gegen das Palais Royal zu. Es mochten ihrer zehn oder eilftausend sein, und darunter bestand wohl der dritte Theil aus Weibern. Alle hatten sich auf die eine oder die andere Art bewaffnet, die Wenigsten jedoch mit Schießgewehren, und Viele, darunter ohnehin die Weiber, trugen nur Steine in den Taschen. Unter wildem Geschrei rückte der Zug langsam vorwärts, offenbar darauf rechnend, unterwegs noch recht viele Zuzügler zu bekommen, und dieser Zweck wurde auch vollständig erreicht. Ueberdem gabs mehrmals einen längeren Aufenthalt, wenn man an einem Bäckerladen vorbeikam, denn dieser wurde regelmäßig total ausgeraubt, und wenn der Bäcker sich widersetzte, so nahm man ihm auch noch seine übrigen Habseligkeiten. Sonst jedoch vergriff man sich nicht viel an fremdem Eigenthum und insbesondere wurden alle Privathäuser unbehelligt gelassen; ein Schwertfeger dagegen mußte seine sämmtlichen Vorräthe von Waffen hergeben, wenn er nicht am Leben geschädigt werden wollte, und einigen reicheren Leuten, von denen man wußte, daß sie beim Law'schen Schwindel viel gewonnen hatten, warf man die sämmtlichen Fensterscheiben ein. So kam die inzwischen auf fünfzehntausend Menschen angewachsene Menge dem Palais-Royal immer näher, ohne irgend ernstlichen Widerstand gefunden zu haben; allein als sie jetzt in die Straße Vivienne, ganz in der Nähe vom Palais, einlenkte, fand sie dieselbe von Polizei abgesperrt und der Commissär Daminois trat ihr sofort in voller Uniform entgegen. Der gute Mann glaubte, er dürfe sich blos zeigen, so werde das „Gesindel" alsbald in toller Flucht auseinder stieben; doch siehe da, es kam umgekehrt und das „Gesindel", wie er's nannte, überschüttete ihn und seine Mannschaft mit einem solchen Hagel von Steinen, daß aller Wider-

stand sofort aufgegeben wurde. „Nun vorwärts“, schrie darauf Einer aus der Menge, „vorwärts, nach dem Palais des Tyrannen, daß wir den schottischen Dieb herausholen.“ „„Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem schottischen Diebe!““ brüllte die Menge im Refrain nach und im Sturmschritt gings vorwärts auf das Palais Royal zu.

Selbstverständlich war der Regent gleich beim Ausbruch der Emeute von derselben benachrichtigt worden und die Spitzen der Regierung wie die Municipalität von Paris fanden sich sofort bei ihm ein. Man hielt eine stürmische Berathung, was zu thun sei, und entschied sich auf den Rath des Erzbischofs und Staatsraths Dubois dahin, daß man der Gewalt mit noch größerer Gewalt entgegentreten müsse. Alsobald bot der Polizeilieutenant seine ganze Macht auf und ließ durch dieselbe theils die Straße Vivienne, wie wir gesehen haben, absperren, theils verlegte er sie in das Palais Royal selbst, dessen sämmtliche Zugänge fest verschlossen wurden. Zu gleicher Zeit rief man auch die schwarzen Musquetiere nebst den Königlichen Garden unter die Waffen, tractirte sie fürstlich mit Wein aus den Regentschaftlichen Kellern und vertheilte eine ziemliche Summe baaren Geldes unter ihnen. „Es geschehe“, sagte man ihnen, „zur Ausgleichung des Verlustes, den sie durch das Papiergeld an ihrem Solde erlitten, und man werde es künftig immer so halten.“ Hiedurch erweckte man die größte Begeisterung in ihren Reihen und sie schwuren, ihre Gewehre scharf ladend, daß sie den Regenten mit ihrem Herzblut vertheidigen würden. Nachdem man sich so gehörig vorbereitet, erwartete man die sich heranwälzende Menge mit großer Ruhe und diese Ruhe verschwand selbst dann nicht, als die erste Abtheilung der Polizei vor den Steinwürfen der Aufwiegler in wilder Flucht auseinanderstiebte.

Jetzt waren die Anfänge der wüthenden Masse vor dem Palais Royal angelangt, und mit furchtbarem Gebrüll drückten die Anderen nach, so daß das Gedräng ein ganz entsetzliches wurde. „Heraus mit dem schottischen Diebe! An den Galgen mit dem Hund! Nieder mit dem Regenten und seiner Sippschaft!“ Also schollen die Schreie wirr durch einander, und dazwischenhinein

schrillten auch Schmerzenslaute, wenn der Eine oder der Andere in Gefahr kam erdrückt zu werden. Da, als das Getöse eben am ärgsten tobte, betrat der Herzog von Tresmes, der Gouverneur von Paris, eine sonst nicht unbeliebte Persönlichkeit, den großen Balcon über dem Haupteingang des Palais Royal und winkte mit einem weißen Tuche zum Zeichen, daß er sprechen wolle. Daraufhin trat auch in der That eine verhältnißmäßige Stille ein und man konnte wenigstens so viel verstehen, daß der Herzog sich hoch und theuer verschwor, der Erfinder des Papiergelds, Jean Law, befinde sich längst nicht mehr im Palais Royal, sondern im Gegentheil, derselbe habe sich außer Lands begeben müssen und dürfe nie wiederkehren. Damit verband er die dringende Aufforderung an die Leute, beruhigt nach Hause zu gehen, denn es würde schon in den nächsten Tagen die Bank aufgehoben und das Papiergeld gänzlich zurückgezogen werden. Doch wo hätte je eine bis zur Tollwuth aufgereizte Masse sich durch Worte beschwichtigen lassen und wären diese noch so süß gewesen? „Er lügt!“ schrie Einer aus der Masse. „Ich habe den Law so eben selbst an einem Fenster gesehen.“ Nun ging das Toben von neuem an und zugleich flogen Steine nach dem Herzog, so daß er sich eiligst zurückziehen mußte. „Schlagt die Thore mit Aexten ein!“ brüllte man von der einen Seite. „Legt Feuer an allen vier Ecken an!“ brüllte man von der andern. Bei dem Brüllen allein aber ließ man es nicht bewenden, sondern man machte wirklich Miene, die eben ausgesprochenen Drohungen auszuführen.

Doch horch, was war das? Ein langer Trommelwirbel ließ sich vernehmen und zu gleicher Zeit schmetterten Trompeten mit so furchtbarer Gewalt zum Angriff, daß selbst das gräßliche Getöse der Fünfzehntausende, die hier versammelt waren, darunter verschwand. „Flieht, flieht!“ schrieen jetzt einzelne Stimmen. „Die schwarzen Musquetiere sind im Anmarsch und von der andern Seite brechen die Garden zu Pferde herein.“ „„Wer spricht von Fliehen?“ brüllten Andere. „„Ein Feigling, der das Wort noch einmal in den Mund nimmt! Ihnen entgegen! Wir sind die Mehrzahl! Wir schlagen Alles nieder, was sich uns widersetzt!““ In

dieſem Momente aber ließ ſich das Getrapp von einer anſprengenden Cavalleriemaſſe vernehmen und zu gleicher Zeit erkrachte eine Musquetenſalve, auf welche das Jammergetön von Verwundeten erfolgte. Nicht minder öffnete ſich jetzt auch die große Pforte des Palais Royal und herausſtürzten die dort bereit gehaltenen fünfhundert Policiſten, um ſich mit blanker Waffe auf das beſtürzte Volk zu werfen. Da gabs für dieſes keinen Halt mehr, und es erfolgte ein allgemeines Flüchten, das von einzelnen Wenigen, die einen ernſtlichen Widerſtand verſuchten, natürlich nicht aufgehalten werden konnte. Etwa dreißig bis vierzig der Aufſtändiſchen wurden von den Policiſten und Soldaten getödtet oder verwundet; weit Mehrere fielen auf der Flucht. Nicht aber von den Schüſſen der Musquetiere oder von den Säbelhieben der nachſetzenden Gardiſten, ſondern weil ſie durch das Drängen ihrer Hintermänner zu Boden geriſſen und ſo elendiglich zertreten wurden. Im Ganzen mußten über Hundert das Leben laſſen und ebenſoviele geriethen in die Hände der Polizei, welche ſie ſogleich hinter Schloß und Riegel barg. Dafür waren aber auch ſchon nach einer Stunde die Straßen vollſtändig geſäubert und ſelbſt in der Vorſtadt St. Antoine, wo doch die Hauptmaſſe der Arbeiter von Paris wohnte, ſah es ſo ſtill und ausgeſtorben aus, als ob dort nie ein Wäſſerchen getrübt worden wäre.

So endete die durch den Law'ſchen Schwindel hervorgerufene Emeute, die erſte, welche in der guten Stadt Paris je von der Volksmaſſe ausging. Von oben herab legte man ihr keinen großen Werth bei, wenigſtens keinen politiſchen; doch glaubte man ein Exempel ſtatuiren zu müſſen, und ließ ſieben der gefangenen Aufwiegler gleich den andern Tag, nach einem ſehr ſummariſchen Verfahren, in der Hauptſtraße von Saint-Antoine, in der ſogenannten Grande Rue durch den Henker öffentlich aufknüpfen. Damit meinte man den unteren Volksklaſſen den aufwiegleriſchen Geiſt und die Luſt, ſich dem oberſten Willen des Monarchen zu widerſetzen, für immer und ewig vertrieben zu haben; allein die Zukunft lehrte, daß dem nicht ſo war. Im Gegentheil wurden die Arbeiter ſich jetzt erſt, obwohl geſchlagen, bewußt, daß doch eine Kraft in ihnen

liegen müſſe, und daß ſie, beſſer organiſirt, gar wohl im Stande wären, die Regierungsgewalt zu überwältigen. Ja, die Regierung ſelbſt beſtärkte ſie, übrigens ohne es zu wollen, in dieſem ihrem Bewußtſein, denn ſie machte ſchon drei Tage ſpäter dem Law'ſchen Schwindel für immer ein Ende. Mit andern Worten, ſie ließ die Bank ſchließen, verbrannte das dort noch in Maſſe vorhandene und zur Ausgabe bereite Papiergeld, annullirte das beim Publikum kurſirende und entſchädigte die Inhaber damit, daß ſie ihnen geſtattete, einprocentige Staatsrenten dafür zu nehmen. Jetzt athmete Frankreich wieder neu auf und um dieſem „Neuaufathmen" eine öffentliche Weihe auch von Regierungswegen zu geben, veranſtaltete auf ihr Geheiß die hohe Geiſtlichkeit großartige Prozeſſionen, an denen ſich ſowohl der junge König Ludwig XV. als auch der Regent mit ſeinen Cavalieren perſönlich und zu Fuß betheiligten. Dadurch aber wurden die ungeheuren Verluſte, welche der Staat und die Staatsbürger erlitten hatten, auch nicht um das Geringſte gemindert und Handel und Induſtrie lagen auf viele Jahre total darnieder.

Sechstes Kapitel.

Die Salbung Ludwig's XV. (1721—1722.)

Zu Ende des Jahres 1721 war in ganz Paris Ein Name in Jedermanns Mund und wohin man kam, auf die Straße, in Familien oder in's Wirthshaus, allüberall, in allen Kreisen, bei Hoch und Niedrig, bei Jung und Alt, sprach Alles nur von diesem Einen, nur allein von dem großen Diebe Cartouches. Solche kühne Einbrüche, solche listige Gaunerstreiche, solche raffinirte Spitzbubereien und zugleich solche gewaltsame Räubereien, die sich selbst vor dem Morde nicht scheuten, hatte man noch nicht erlebt, seit Paris stand, und jeder Tag brachte eine neue Mähr. Ueberdieß, mußte nicht der Mensch ein wirklicher und wahrhafter Zauberer sein, ein Mensch, der sich so recht eigentlich unsichtbar machen konnte? Seit vielen, vielen Monaten war die Polizei in ihrer ganzen Stärke hinter ihm her, und hundertmal glaubte sie ihn schon ganz sicher gefaßt zu haben; allein immer entging er ihr wieder auf eine fast unerklärliche Weise und sie hatte zum Nachsehen noch den Spott. Wie er aussehe und gestaltet sei, konnte Niemand mit Bestimmtheit angeben und wenn die Einen behaupteten, er sei ein riesig großer Mann von herkulischer Stärke, während die Andern ihn als einen kleinen

mageren Burſchen ſchilderten, der ſo dünn ſei, daß er durch ein Schlüſſelloch kriechen könne, ſo waren dieß eben von beiden Seiten mehr Vermuthungen als Gewißheiten. Eben ſo wenig kannte Jemand ſeinen wirklichen Namen und noch weniger ſein Alter, ſein Herkommen, ſeine Heimath. Ja ſelbſt die weiteren Behauptungen: er gehe täglich in zehn oder noch mehr Verkleidungen umher; er habe unter zwanzig verſchiedenen Namen zwanzig verſchiedene Quartiere, in deren jedem er eine eigene Geliebte unterhalte; er commandire über eine Bande von hundert oder gar zweihundert Genoſſen, welche ihm alle blindlings ergeben ſeien — nun auch dieſe Behauptungen hatten wohl einige Wahrſcheinlichkeit für ſich, allein von der Wahrſcheinlichkeit bis zur Wahrheit iſt's bekanntlich noch ein weiter Schritt.

Man ſieht, das neugierige Volk von Paris hatte alle Urſache, den Namen Cartouches vom Morgen bis zum Abend im Munde zu führen, und es iſt faſt unglaublich, wie viele wahre und falſche Geſchichten tagtäglich von ihm erzählt wurden. Dieß ging ſogar ſo weit, daß unter den Klügeren und Kaltblütigeren nicht Wenige zu glauben anfingen, die vielen Diebsheldenſtücke, die man dem Einen Cartouches zuſchreibe, würden nicht von dieſem Einen, ſondern von vielleicht Dutzenden in's Werk geſetzt, und der Name Cartouches ſei daher, wenn nicht gar ein völliger Mythus, doch ganz ſicher das, was man einen Collektivnamen nennt. Nun aber, wenn es ſo ausſah, denke dir, lieber Leſer, welchen Eindruck es auf die Pariſer machen mußte, als man plötzlich am 15. Oktober 1721 erfuhr, Cartouches, der wirkliche und wahrhafte Cartouches ſei an dieſem Morgen um elf Uhr gefänglich eingezogen worden! Eine Mine, durch welche die alte Notredame in die Luft geſprengt worden wäre, hätte keine elektriſchere Wirkung hervorbringen können, und wie verrückt eilte Alles auf die Straße, um ſich bei Nachbarn oder noch beſſer bei der Polizei über das Nähere der Nachricht zu erkundigen. Wer konnte auch bei einem ſolchen Ereigniß kalt bleiben und überdem, ſie klang ja ſo unglaublich, dieſe Nachricht, daß man wohl billig ſeine Zweifel haben durfte! Doch, nein, es war ein Faktum, ein thatſächliches, unumſtößliches

Faktum: Monsieur Cartouches war wirklich morgens elf Uhr am 15. Oktober 1721 verhaftet worden und zwar derselbe Cartouches, der ganz Paris so lange durch seine Diebs- und Räuber-Bravour in Athem erhalten hatte. Auch lag in der Verhaftung selbst wieder etwas so Romantisches, daß es wohl der Mühe werth war, nach den Details zu forschen, und so will ich sie dem geneigten Leser ebenfalls nicht vorenthalten.

Am Morgen des 13. Oktober, also zwei Tage vorher, fand man in der kleinen Straße, die sich hinter dem Kloster der Karthäuser — es stand in der Nähe des jetzigen Observatoriums, ist aber zur Zeit der Revolution abgebrochen worden — hinzog, einen Menschen, welcher auf eine grausenerregende Art ermordet worden war. Man hatte ihm den Bauch aufgeschlitzt, so daß ihm alle Eingeweide heraushingen, und überdem sah er im Gesicht — die Augen waren ihm ausgebohrt, und die Nase abgeschnitten — bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt aus. Niemand aus der Menge erkannte ihn daher, als er sofort in der Morgue ausgestellt wurde, oder wenigstens wurde er nicht reklamirt. Eben so wenig wäre man vielleicht auf die Spur des Mörders gekommen, wenn dieser nicht die grenzenlose Frechheit gehabt hätte, dem Leichnam einen Zettel auf die Brust zu heften, auf dem folgende Worte standen: „Hier liegt Jean L'Abbaty; er hat den Lohn erhalten, der ihm gebührte; alle Andern, die gleich ihm handeln, werden sein Loos theilen." Nicht die Worte selbst waren es übrigens, welche zur Entdeckung des Mörders führten, sondern die Handschrift verrieth ihn. Zufälliger Weise nehmlich ging eben, als die Polizei den Leichnam fand, der Herr von Pekom, Regiments-Adjutant bei der Garde zu Pferd, am Platze vorbei und erkundigte sich, was es gebe. So sah er auch den Zettel und im Momente fuhr es ihm durch den Kopf, daß diese Schriftzüge nur von einem Gardisten seines Regiments, einem rohen, wüsten Gesellen, obwohl von altem Adel, den er schon längst der schlimmsten Thaten für fähig hielt, mit Namen François Louis Du-Châtelet, herrühren könnten. Sogleich eilte er in die Kaserne, verhaftete den Menschen mit eigenen Händen und brachte ihn vor den Staatssekretär Le-Blanc. Le-Blanc

aber übergab ihn dem großen Königlichen Gerichtshof, und dieser bestellte sofort, nachdem er ihn hatte in's Chatelet, das ist in das ihm zu nächster Verfügung stehende Gefängniß, werfen lassen, den Herrn von Tournelle zu seinem Untersuchungsrichter. Du-Châtelet läugnete im Anfang; doch bald lagen der Indicien so viele vor, daß er nicht blos die gräßliche That eingestehen, sondern auch noch weiter zugeben mußte, mit Cartouches, dem famosen Dieb und Räuber, bis zum heutigen Tag in der genauesten Verbindung gestanden zu haben. Nach solchem Geständniß wußte der Elende, daß es ihm um's Leben gehe; er wußte aber auch, daß man längst einen hohen Preis auf den Kopf des Cartouches gesetzt und jedem Mitglied seiner Bande Verzeihung für alle etwa begangenen Verbrechen versprochen hatte, falls dieses Mitglied es zu Stande bringe, daß man den Räuberhauptmann sicher fassen könne. Zu letzterem, dem Einfangen des Cartouches, machte er sich nun augenblicklich dem Untersuchungsrichter gegenüber anheischig, und der Regent, hievon benachrichtigt, sicherte ihm im Fall des Gelingens die vollste Begnadigung zu.

So standen die Dinge am Abend des 14. Oktober und am Morgen des 15. in aller Früh nahmen der Regimentsadjutant Pekom, der Polizeikommissär Duval und zwei handfeste Sergeanten den Du-Châtelet in ihre Mitte, um mit ihm auf Kundschaft auszuziehen. Sie waren alle fünf gleichmäßig bürgerlich gekleidet, so daß sie Niemanden, der ihnen begegnete, auffallen konnten, und Du-Châtelet brachte sie nach verschiedenen Gegenden der Stadt, von denen er wußte, daß sie dem Cartouches zum Aufenthaltsorte dienten. Ueberall, wo sie anhielten, wechselte Du-Châtelet mit dem Inhaber des Hauses geheime Winke; aber nirgends war Cartouches zu treffen. Endlich traten sie auch in eine gering aussehende Weinkneipe in der Straße La Courtille und verlangten zusammen eine Flasche. So wie aber der Wirth die Flasche brachte, stieß er den Du-Châtelet anscheinend ganz zufällig an und nun wußte letzterer, daß der Räuberhauptmann da sei. Derselbe hatte sich, wie ich dem Leser jetzt schon melden kann, von einem nächtlichen Streifzug, bei dem er in Compagnie mit einigen

Andern ein großes Magazin vollständig ausleerte, Morgens sechs Uhr hierher in ein Hinterzimmer, das ihm stets zu Gebot stand — der Wirth gehörte als Hehler zur Bande —, zurückgezogen und lag jetzt eben im tiefsten Schlafe. Aber er war nicht allein, sondern zwei seiner Kameraden schliefen in einem anstoßenden Gemache, und überdieß durfte man annehmen, daß der Wirth mit allen seinen Leuten ihm durch Dick und Dünn beistehen würde. Dieß Alles theilte Du-Châtelet, nachdem er einen Augenblick heimlich mit dem Gastgeber geflüstert, eben so heimlich seinen Begleitern mit und auf einen Wink Duvals verließen sie sofort nach bezahlter Zeche, ohne irgend Verdacht zu erregen, alle Fünfe das Weinhaus, um schnellstens in die Gardekaserne zu eilen. Dort wählte der Regimentsadjutant vierzig seiner bravsten Soldaten und Unteroffiziere aus und Duval holte noch zehn ungemein kluge und entschlossene Polizeisergeanten herbei. Mit diesem vortrefflichen Corps, das sich natürlich bis unter die Zähne bewaffnete, gings abermalen dem Weinhause in La Courtille zu und dort angekommen wurde dasselbe nach den Angaben Du-Châtelets, der sich hier vortrefflich auskannte, von allen Seiten so umstellt, daß Niemand, ohne durch die Wachen zu kommen, weder aus noch ein konnte. In der nächsten Minute schon war der Wirth mit allen seinen Leuten verhaftet, und zwar in solcher Stille, daß gar kein Geräusch nach oben dringen konnte. Dann ging es an die Durchsuchung des Hauses und jeder Lebende, der darinnen war, wurde fest genommen. Zu allerletzt faßte man den Cartouches, noch schlafend und ohne daß er den geringsten Widerstand leistete. Wäre er erwacht, so würde es sicherlich nicht ohne Blutvergießen abgegangen sein, denn vor ihm auf einem Tisch neben seinem Bette lagen sechs scharfgeladene Doppelpistolen und an der Wand hart neben ihm hing eine ganze Auswahl von geschliffenen Waffen. Alsbald mußte er sich ankleiden und wie er nun fix und fertig war, stand ein recht hübscher, zierlich gewachsener junger Mann von höchstens achtundzwanzig Jahren da, dem man es in seinem feinen Habit unmöglich angesehen hätte, daß er der viel berüchtigte Räuberhauptmann Cartouches sei. Drauf schnürte man ihm

die Hände fest zusammen und führte ihn durch die ganze gaffende Menge, die sich inzwischen auf den Straßen gesammelt hatte, zu Fuße nach dem Châtelet, wo man ihn an einen Pfeiler angekettet in die sicherste Zelle warf; die übrigen Gefangenen aber brachte man eine Weile nachher eben dahin und schließlich wurde noch eine Menge von andern Verhaftungen — lauter Complicen des Cartouches, im Ganzen ihrer etliche und siebenzig — nach den Angaben des Du-Châtelet vorgenommen.

Das war die Nachricht, welche am Mittag des 15. Oktobers die guten Pariser so außerordentlich in Allarm setzte, und natürlich vermehrte sich dieser Allarm von nun an mit jeder Stunde, da immer wieder neue Kundgebungen über den Räuberhauptmann ins Publikum drangen. Alle Welt beschäftigte sich jetzt nur mit ihm — wie hätte es also an Neuigkeiten, wahren und falschen, mangeln können? Was nun übrigens die falschen betrifft, so lasse ich sie sämmtlich dahingestellt; diejenigen aber, die sich in der Untersuchung als richtig herausstellten, will ich dem Leser um so weniger vorenthalten, als sie zum Theil wenigstens den Charakter der damaligen Zeit widerspiegeln. Nach denselben hieß Cartouches eigentlich Louis Dominique Bourguignon, wurde anno 1693 in der Straße La Courtille in Paris geboren und war der Sohn eines geachteten Weinhändlers. Seine Eltern wollten ihm eine gute Erziehung geben lassen und brachten ihn in das College Louis Le Grand; weil er aber da einen schlimmen Streich nach dem andern beging, stieß man ihn aus und endlich sah sich auch sein Vater genöthigt, die Hand von ihm abzuziehen, da er seine Schlechtigkeiten beharrlich fortsetzte. Nun streifte der junge Mann längere Zeit müßig in Frankreich herum, und schloß sich endlich einer Gaunerbande an, die damals die Normandie unsicher machte. Hier qualifizirte er sich bald als eine ganz ausgezeichnete Kraft und sofort, Ende 1720, nach Paris zurückgekehrt, organisirte er allda eine eigene Räubercohorte, welche er durch seine überwiegenden Talente so unumschränkt beherrschte, daß dieselbe ihm sogar das Recht über Leben und Tod einräumte. Cartouches — denn unter diesem Beinamen kannte man ihn allein und ich

will ihn also auch ferner so nennen — Cartouches war nach seiner Verhaftung in ein so festes Gefängniß gebracht und allda noch überdieß so außerordentlich stark angekettet worden, daß ein Entweichen ganz unmöglich schien; allein dennoch wußte er schon in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober auf eine fast unerklärliche Weise auszubrechen und er wäre sicherlich durchgekommen — er befand sich bereits außerhalb des Châtelets —, wenn ihn nicht einige ihm nachgehetzte Fleischerhunde niedergeworfen hätten. Nun brachte man ihn in die Conciergerie, in den Thurm „Montgomery", so genannt, weil einst der tapfere Gabriel von Montgomery in demselben gefangen saß, und umgab ihn da mit so festen Banden, daß er sich gar nicht mehr rühren konnte. Der Regent ging selbst incognito nach der Conciergerie, um den berühmten Gefangenen zu sehen, und wurde von dem geistigen Eindruck, den derselbe machte, so ergriffen, daß er befahl, in Beziehung auf ihn von den gewöhnlichen harten Gefangenenregeln abzuweichen. Somit erhielt Cartouches von jetzt an täglich drei Schoppen guten Weins und seine Mahlzeiten mußte ihm der Parlamentsrath und Prokurator Moreau, unter dem die Conciergerie stand, vom eigenen Tische liefern. Ferner erschienen gleich in den ersten acht Tagen nach der Gefangennehmung des Cartouches unter diesem Titel zwei Komödien, welche ihn als berühmten Räuberhelden verherrlichten, und beide Stücke wurden, das eine in der Comédie Italienne, das andere in der Comédie Française, unter großem Zulaufe und mit einem nicht endenwollenden Beifall ganze Wochen lang jeden Abend gegeben. Ersteres rührte von Louis Riccoboni her und den Cartouches spielte darin der berühmte Tomaseo-Antonio Vicentini, genannt Thomassin; letzteres hatte den Dichter Marc-Antoine Legrand zum Verfasser und die Titelrolle übernahm der vielbeliebte Schauspieler Quinault. Was aber noch erstaunlicher war, die beiden genannten Schauspieler gaben den Cartouches ganz naturgetreu, gerade so wie er leibte und lebte, denn der Prokurator Moreau hatte sowohl ihnen als auch den Verfassern der beiden genannten Stücke gestattet, stundenweise bei dem Räuberhauptmann in seinem Gefängniß zu verweilen und sogar

einige Male mit ihm, natürlich bei wohlverschlossenen Thüren, unter lustigem Geplauder zu Nacht zu speisen. Großen Eindruck machte es, daß Cartouches sich von Anfang an weigerte, irgend einen seiner Mitgenossen zu nennen und weder Drohungen noch Schmeichelworte konnten ihn hievon abbringen. Ja sogar als man ihn der peinlichen Frage unterwarf, blieb er trotz der furchtbarsten Schmerzen, die er erleiden mußte, bei seiner Weigerung und alle Welt kam daher außer sich vor Bewunderung seines Heldenmuths!

Gewiß also hatten die Pariser Grund genug, Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend von nichts zu sprechen als von dem großen Cartouches, und wenn man es zugegeben hätte, so wäre der Thurm von Montgomery das Rendezvous der gesammten Damenwelt von Paris geworden. Doch alles nimmt ein Ende und so erging es auch dem Heldenthum des Cartouches. Abends am 27. November, einem Donnerstag, kündigte man ihm an, daß er verurtheilt sei, lebendig gerädert zu werden; allein es machte dieß gar keinen Eindruck auf ihn, sondern er verbeugte sich blos lächelnd. Als man ihn fragte, ob er noch einen Wunsch auf dem Herzen habe, erwiederte er: „O ja, sogar zwei; ein gutes Nachtessen und die Erlaubniß für meine geliebte Neron, daß sie mir dabei Gesellschaft leiste.“ Man gewährte ihm beide Bitten, und die Neron, seine Geliebte, erwies sich als eine recht hübsche junge Brünette, welche in Thränen zerflossen wäre, wenn seine Scherzworte sie nicht aufgerichtet hätten. Am Freitag Morgen, den 28., seinem Todestag, wollte der Schließer wissen, was er zum Frühstück verlange, ob Kaffee, Chocolade oder Thee. „Keins von allen Dreien,“ lächelte er. „Ich habe von jeher ein Glas Rothwein mit einem weißen Brödchen vorgezogen und werde doch in der letzten Stunde keine Ausnahme machen.“ Um zehn Uhr nahmen ihn die Henker in Empfang und unter Begleitung von zweihundert Gensdarmen führte man ihn zum Grêveplatze. Dort räderte man ihn richtig lebendig von unten auf, und er mußte eine volle halbe Stunde lang die furchtbarsten Schmerzen ausstehen; allein nicht ein einziger Jammerlaut entfuhr seinen Lippen und das in unzähliger Masse versammelte Volk ging, nachdem er ausgelitten hatte, mit

der festen Ueberzeugung nach Hause, daß man hier einen wirklichen Helden hingerichtet habe. Deßwegen blieb er aber auch selbst dann noch, als er längst im Grabe vermodert war, der Gegenstand des Gespräch's und nicht leicht hat nachher ein Räuber- und Diebshauptmann einen solchen Nymbus um sich zu verbreiten gewußt. In den höhern Kreisen übrigens wurde sein Andenken etwas bälder verdrängt, denn das Jahr 1722 brachte der Hofneuigkeiten eine Menge und zwar Neuigkeiten von solch hochwichtiger Art, daß dort alles Bürgerliche in den Hintergrund treten mußte.

Die erste derselben betraf Seine Königliche Hoheit, den Regenten Herzog von Orleans selbst, und bestand darin, daß man wissen wollte, derselbe habe der Frau von Sabran und ihrer Nichte, Madame Houette, zumal den Abschied gegeben. Er habe dieß aber nicht gethan, um die Stelle, welche diese beiden Damen bisher besetzt hielten, leer zu lassen, sondern diese Stelle sei vielmehr bereits wieder ausgefüllt, und zwar durch einen weit interessanteren Gegenstand, als die Sabran und Houette gewesen waren. In der That bestätigte sich auch diese Nachricht sehr bald, indem weder der Regent noch seine neue Flamme es für nöthig hielten, aus ihrem Verhältniß ein Hehl zu machen, und somit will ich die Dame dem Leser sofort vorführen. Sie war jung und schön, obwohl für manchen Geschmack vielleicht ein wenig zu klein von Statur. Auch besaß sie viel Witz und Anmuth und konnte, wenn sie wollte, eine ganze Gesellschaft erheitern. Ihr Vater, der Marquis von Brézé, hatte sie achtzehn Jahre alt, anno 1718, dem Grafen Ferrand von Averne verheirathet und dieser, der eine Lieutenantsstelle bei der Garde begleitete, galt für einen Mann, der keineswegs sehr engherziger und eifersüchtiger Natur sei. Welche Thorheit aber auch, eifersüchtig zu sein zu einer Zeit, wo der Grundsatz oben an stand: „Das Leben ist kurz, man muß es genießen!“ So fand der Regent nicht allzuschwer Eingang bei ihr und ein Schmuck von Diamanten, den er ihr sandte, that wahrhafte Wunder. Doch Madame d'Averne war nicht blos schön und anmuthig, sondern sie besaß auch eine gute Portion Klugheit, und somit beschloß sie, die Zeit der Rosenmonate zur Sicherstellung

ihrer Zukunft zu nützen. Sie ließ sich also von ihrem Liebhaber außer einem großen Hôtel in St. Cloud, das früher dem Kurfürsten von Baiern gehört hatte, noch zwei große Häuser in der Rue Richelieu in Paris, nahe der großen Fontaine, schenken und machte es zugleich dem Regenten klar, daß die Summe von hunderttausend Livres nur eben nothdürftig zureiche, um das neue Eigenthum anständig einzurichten. Weiter verschmähte sie ein kleines Nadelgeld von zwanzigtausend Livres des Monats durchaus nicht, und prächtige Kleiderstoffe so wie noch andere kleine Präsente waren ihr ebenfalls höchlich willkommen. Ihrem gefälligen Herrn Ehegemahl aber, der nicht blos eines, sondern beide Augen zudrückte, verschaffte sie den St. Ludwigsorden, das sogenannte „rothe Ordensband" — Cordon rouge — und veranlaßte zugleich den Regenten, ihn als Gouverneur von Navarreins weit weg in die Grafschaft Béarn zu verschicken. Nun gabs wieder Lustbarkeiten über Lustbarkeiten am Hofe des Regenten, denn die kleine Gräfin liebte es sehr zu glänzen, und kümmerte sich lediglich nichts darum, ob Tausende oder Hunderttausende in Einer Nacht drauf gingen. Doch will ich den Leser nicht damit ermüden, ihm diese Feste der Reihe nach herzuerzählen, sondern ich begnüge mich vielmehr damit, ein einziges derselben, eines der einfachsten, da es nur ein Souper sein sollte, mit ein paar Worten zu beschreiben. Von diesem einzigen kann man ja dann auf die übrigen schließen!

Das Fest begann am Mittwoch Abend, den 30. Juli 1722, und der Schauplatz, wo es gefeiert wurde, war das Hôtel in St. Cloud, welches der kleinen Averne gehörte. Nur zweiundzwanzig Herren und Damen hatte der Regent geladen, so daß man also mit ihm und seiner Dame gerade zwölf Paare zählte. Die Namen dieser Zweiundzwanzig hat uns die Chronik aufbewahrt, und ich nenne sie unter einander, wie sie mir in den Wurf kommen. Die Anwesenden waren: erstens der Prinz von Bourbon-Vendôme, Großprior des Malteserordens in Frankreich; zweitens der Herzog von Richelieu; drittens Mademoiselle de Charolais, die Schwester des Grafen gleiches Namens und des Herzogs von Bourbon-Condé; viertens

der Herzog von Brancas; fünftens und sechstens der Marschall und die Marschallin d'Estrées; siebentens Madame de Flavacourt, von deren Schwiegertochter gleiches Namens später noch vielfach die Rede sein wird; achtens Madame de Tilly, die Wittwe eines deutschen Grafen, die an Fülle der Körperformen alles übertraf, was man sehen konnte; neuntens Madame du Deffant, die Frau des Sieur de Vichy-Chamrond, Marquis du Deffant; zehntens der Marquis de Biron; eilftens der Marquis de La-Fare; zwölftens der Marquis de Simiane; dreizehntens der Graf von Grancey; vierzehntens die Marquise von Mouchy; fünfzehntens die Herzogin von Chêvres; sechzehntens die Herzogin von Albret, einstens die Busenfreundin der Herzogin von Berry, mit der sie so oft in die Wette getrunken hatte; siebenzehntens die Herzogin von Retz; achtzehntens Madame de Fargés, Marquise de Polisy; neunzehntens die Gräfin von Miton, eine geborne Polin von einer eigenthümlichen Anziehungskraft; zwanzigstens der Graf von Clermont; einundzwanzigstens der Marquis de Lambert; zweiundzwanzigstens endlich der Graf von Senneterre, welcher früher französischer Gesandter in England gewesen war und dort die Kunst des Trinkens so erlernt hatte, daß er es selbst mit dem Grafen von Charolais aufnehmen konnte. Dieß waren die Herren und Damen, welche der Regent nach dem Hôtel seiner Geliebten geladen hatte und da der Leser die meisten der Herren von der Roués-Nacht her kennt, so wird er schon wissen, mit welchem Auge er sie betrachten muß. Die Damen aber — nun diese gaben den Herrn in keinerlei Weise etwas nach und übertrafen sie sogar noch in Vielem, selbst die Kunst des Trinkens nicht ausgenommen. Das Fest begann mit einem Balle, und es kamen dabei so eigenthümliche Verschlingungen vor, daß es besser ist, wenn ich stillschweigend darüber hinweggehe. Um zehn Uhr folgte das Souper, und zwar ein so verschwenderisches sowohl in Hinsicht der Speisen als der Getränke, daß die Köpfe der Theilnehmer und Theilnehmerinnen sich bald bis zur Glühhitze rötheten. Eine herrliche Musik spielte dabei auf und die Galerien waren, mit Erlaubniß des Regenten, von Zuschauern überfüllt, welche über die reichen, obwohl nur vielleicht etwas allzu-

offenen Damentoiletten in völliges Entzücken geriethen. Mit dem Schlage Mitternacht wurde der an das Palais stoßende Garten illuminirt und über vierzehntausend an den Bäumen und auf Stangen angebrachte farbige Lampen strahlten ein so glänzendes Licht aus, daß man heller sah, als beim klarsten Sonnenlichte. Eine halbe Stunde später brannte man auf dem Flusse — Saint Cloud liegt bekanntlich hart am linken Ufer der Seine — ein Feuerwerk ab, das in jeglicher Beziehung gelungen war, und wenn die mächtigen Raketengarben aufstiegen, so hätte man glauben können, der ganze Park stehe in Flammen. Auch machte es einen nicht minder günstigen Eindruck, daß längs der Ufer der Seine, von St. Cloud an bis nach Boulogne, von zehn zu zehn Schritten mächtige Pechflammen aufloderten, und die Tausende von Zuschauern, die sich theils zu Fuße, theils zu Pferde, theils zu Wagen eingefunden hatten, fühlten sich daher in jeglicher Hinsicht befriedigt. Freilich aber kostete das brillante Fest auch seine dreimalhunderttausend Livres und das zu einer Zeit, wo eben so viele Hunderttausende nicht wußten, woher sie einen Sou nehmen sollten, um ihren Hunger zu stillen. Doch „das Leben ist kurz, man muß es genießen!"

Eine andere nicht minder hochwichtige Neuigkeit betraf den Abbé Dubois, den Sohn des Barbiers aus Brives-La-Gaillarde. Er hatte es, wie wir wissen, bereits zum Staatsrath und Erzbischof gebracht, allein dieß genügte ihm durchaus nicht, sondern Tag und Nacht plagte ihn der Gedanke, er müsse so hoch steigen als vor ihm Richelieu und Mazarin. Cardinal und Premierminister wollte er werden, koste es was es wolle, und warum sollte ihm dieß auch nicht glücken, da er ja den in Sinnenlust versunkenen Regenten vollständig in der Hand hielt? Aber freilich, ein Mann wie Er — ein Mann, der das lästerlichste Leben von der Welt führte und in religiöser Denkungsweise auf dem Standpunkt des Atheismus stand — ein Mann, der den Beinamen Sacre-Dieu im vollsten Maße verdiente und seinen großen Verstand hauptsächlich nur dazu benützte, um die schlimmsten Thaten durchzuführen — ein solcher Mann, der das gerade Gegentheil aller geistlichen

Würdigkeit war, ſollte es dahin bringen, eine der höchſten geiſtlichen Würden zu erlangen und mit dem rothen Purpur bekleidet zu werden? Nein, dagegen mußte ſich ja die ganze katholiſche Geiſtlichkeit Frankreichs empören und Seine Heiligkeit, der Pabſt, der Stellvertreter Gottes auf Erden, konnte doch unmöglich .... Doch ſtille, der Abbé Dubois lachte über alle dieſe Hinderniſſe, denn er wußte, wie er es anzufangen habe. Und wie fing er es denn an? Nun er wandte ſich an die mit dem Beginne der Regentſchaft unterdrückte Jeſuitenpartei, welche zu jener Zeit, wie auch meiſt ſonſt, in Rom alles galt, und verſprach ihr, ſie in Frankreich wieder zur Geltung zu bringen, wenn ſie als Gegenleiſtung ihm den Cardinalshut verſchaffe; die Herren Patres vom Orden Jeſu aber ſchlugen friſchweg ein und Dubois wurde Cardinal. Selbſtverſtändlich übrigens gings nicht über Nacht, ſondern es gehörte eine Reihe von Unterhandlungen dazu, bei welchen der Abbé de Tencin, der Pater Lafiteau, Provincial des Ordens Jeſu, und der Cardinal Rohan als Hauptvermittler agitirten. Auch gings nicht ohne Geldopfer ab, ſondern der Staatsſchatz von Frankreich mußte mehr als acht Millionen Livres zahlen, um des hohen Glücks theilhaftig zu werden, den Barbierjungen von Brives-La-Gaillarde im rothen Hut zu ſehen. Aber — der Abbé Dubois erreichte ſeinen Zweck und am Tag nach ſeiner Ernennung, am 17. April 1722, trat der Abbé Fleury von ſeiner Stelle als Beichtvater des jungen Königs zurück, um dem Pater de Brumères von der Societät Jeſu Platz zu machen. Damit kamen die Jeſuiten wieder ans Ruder und die bisherige Wirkſamkeit des Cardinals Noailles hatte aufgehört. Der gute Mann wurde einfach beſeitigt, obwohl der Regent ihm hauptſächlich die Regentſchaft zu verdanken hatte. Was braucht ein Herrſcher ſich um ein ſo thörichtes Wort wie Dankbarkeit zu bekümmern? Was nun aber den neuen Cardinal betraf, ſo ernannte ihn der Regent nur wenige Monate ſpäter, am 22. Auguſt 1722, zum wirklichen Premierminiſter und endlich in ſeinem ſechs und ſechzigſten Jahre hatte alſo der Sohn des Barbiers von Brives-La-Gaillarde Alles erreicht, was je das Ziel ſeines Ehrgeizes geweſen war. Von nun an herrſchte er ſchranken-

los, ein zweiter Cardinal Richelieu, denn der Regent überließ ihm sämmtliche Geschäfte, um gänzlich ungestört die Tage wie die Nächte der Frau von Averne, seiner neuen Geliebten, widmen zu können.

Das waren gewiß hochwichtige Neuigkeiten und die guten Pariser wurden dadurch so sehr erregt, daß sie darüber das viele Elend, welches sie in den letzten Jahren durchgemacht, beinahe vergessen hätten. Doch — sollte man es glauben? — bald gabs noch weitere Neuigkeiten, vor welchen Alles, was bisher geschehen, in den Hintergrund treten mußte. Der junge König, Ludwig XV., hatte nehmlich jetzt das zwölfte Jahr passirt und es kam also die Zeit heran, wo er, für mündig erklärt, die Zügel der Regierung in eigene Hände nehmen sollte. Könige sind nicht mit andern Menschenkindern zu vergleichen und der Verstand kommt ihnen in einem Alter, wo die übrige Jugend noch auf den Schulbänken zu sitzen hat. Demgemäß bestimmte das Bourbonische Hausgesetz, daß die Vormundschaft über Ludwig XV., so bald derselbe das dreizehnte Jahr zurückgelegt, aufzuhören habe, und dieser Zeitpunkt trat ein am 16. Februar 1723. An diesem 16. nehmlich war Seine Majestät dreizehn Jahre und einen Tag alt geworden, und was war also natürlicher, als daß man schon jetzt die kleine Majestät nicht mehr als Knaben, sondern als einen erwachsenen Mann zu behandeln begann? Dieß manifestirte sich hauptsächlich in dreierlei Dingen; erstens in den Vorbereitungen zur Verehelichung Höchstdesselben; zweitens in der Uebersiedlung des Hofs nach Versailles; drittens in der Salbung Ludwigs XV. zu Rheims.

Bei der Verehelichung eines Monarchen spielt, wie männiglich weiß, das Herz eine sehr untergeordnete Rolle und der politische Nutzen ist's fast immer allein, den man befragt. So verhielt es sich auch bei der beabsichtigten Heirath Ludwigs XV. und der Regent mit seinem hohen Ministerrath beschloß, für die junge Majestät um die Tochter des Königs von Spanien zu freien, damit der mit jenem Reiche vor wenigen Jahren erst abgeschlossene Frieden für ewige Zeiten gesichert bleibe. Von einer eigentlichen Hochzeit konnte freilich noch nicht die Rede sein, selbst wenn man

die Jugend Ludwigs XV. nicht berücksichtigte, denn die Infantin, Marie-Anne-Victoire, die designirte Gemahlin, zählte, weil am 31. März 1718 geboren, nur erst wenige Jahre; allein man wollte sich ihre Hand sichern und überdem hielt man es für passend, die Braut des Königs, zur Erlernung französischer Sitten und Gewohnheiten, in Frankreich selbst zu erziehen. Böse Zungen sprachen freilich von einem Nebenzwecke — von dem Zwecke nehmlich, es zu verhindern, daß Ludwig XV. vor zwölf oder noch mehr Jahren Nachkommenschaft erhalte, denn wenn er dann in dieser Zeit starb, so erbte der Regent den Thron von Frankreich, und daß er sterben werde, schien bei seiner immer noch schwächlichen Gesundheit nicht so gar unwahrscheinlich zu sein. Doch lassen wir die bösen Zungen reden und halten wir uns an die Thatsachen. Also die Unterhandlungen mit Spanien begannen im September 1721 und wurden von dem klugen Dubois so vortrefflich geführt, daß der König von Spanien bereits am 10. October sein Jawort gab. Ja noch mehr: Dubois brachte es sogar zu einem zweiten nicht minder wichtigen Contracte, nehmlich dahin, daß die zwölfjährige Louise-Elisabeth von Orleans, Mademoiselle von Montpensier, eine der Töchter des Regenten, mit dem Prinzen von Asturien, Louis von Bourbon, dem Thronerben von Spanien, ehelich verbunden werden sollte, und in Folge dessen reiste die junge Dame, nachdem der Contract abgeschlossen war, mit großartiger Begleitung schon am 18. November 1721 nach Madrid ab. Einige Monate länger stands an, bis die Infantin Marie-Anne-Victoire ihrem Vaterland Valet sagte, um nach Paris überzusiedeln; aber um so großartiger war auch der Empfang, den man ihr zu Theil werden ließ, als sie am Montag den 2. März 1722 ihren Einzug in der Hauptstadt von Frankreich hielt. Man bedenke, nicht weniger als sechs Triumphbögen! Die Garden, die Musquetiere, die Grenadiere zu Pferde in voller Galla! Der König, der Regent, der ganze Hof in prächtig verzierten Karossen! Ganz Paris Spaliere bildend! Großes Tedeum in Notre-Dame! Solenner Ball in den Tuilerien! Außerordentliches Banquet im Stadthause! Feuerwerk mit Illumination von ganz Paris! Und

das Alles für ein Kind von vier Jahren, das bei dem Einzug der Herzogin von Ventadour auf dem Schoße saß und dem man, damit es nicht weine, eine Puppe in die Hand gedrückt hatte!

Das zweite in die Augen fallende Anzeichen von der nahenden Volljährigkeit Ludwigs XV. war die Uebersiedlung des Hofs nach Versailles. Um den Parisern einen Gefallen zu erweisen und weil es sich geziemt, daß ein Monarch in der ersten Stadt seines Reichs residirt, hatte der Regent den minderjährigen Urenkel Ludwigs XIV. nach Paris geführt und bis jetzt war es diesem in den Tuilerien ganz wohl gewesen. Jetzt aber, als seine nächste Umgebung ihm tagtäglich vorsagte, daß er demnächst so gut Selbstherrscher sein werde, als es sein Urgroßvater gewesen war, fiel es ihm plötzlich ein, er wolle ein bischen Ludwig XIV. spielen und dieses Spiel damit beginnen, daß er den Hof nach dem prächtigen Königssitz Versailles zurückverlege. Viele meinten, der Marschall von Villeroy, der Gouverneur des Königlichen Knaben, habe diesen dazu bewogen, um so auf geschickte Weise den Selbstständigkeitssinn in demselben zu wecken und ihn dem Einfluß des Regenten mehr und mehr zu entziehen. Wie dem aber auch sei, genug am 17. April 1722 gab der sonst so schweigsame Knabe den Wunsch der Uebersiedlung zu erkennen, und natürlich wagte es der Vormund-Regent nicht offenen Widerspruch einzulegen, da ja nur noch wenige Monate — kein ganzes Jahr mehr — zwischen jetzt und dem Mündigkeitstage lagen. Dagegen aber suchte er die Sache zu verzögern, in der Hoffnung, dem kleinen Monarchen könnte inzwischen ein anderer Kopf wachsen, und somit erklärte er, das Schloß müßte vorher erst wieder in Stand gesetzt werden, da es durch das lange Nichtbewohntsein stark nothgelitten habe. In der That wurden nun auch Anstalten zur Reparatur der früher vom Hofe bewohnten Gemächer getroffen; allein man betrieb dieselben so langsam, daß der April und sogar der Mai verging, ohne daß etwas fertig geworden wäre. Abermals öffnete nun der junge Ludwig XV. den Mund, um eine promptere Bedienung zu verlangen, und abermals glaubte man, der Marschall von Villeroy stecke dahinter. Jetzt arbeitete man Tag und Nacht und am 15. Juni endlich sah sich

Ludwig XV. in denſelben Gemächern einlogirt, welche früher ſein Urgroßvater bewohnt hatte; der vierjährigen Königsbraut aber wies man die Apartements der verſtorbenen Frau Dauphine an und ſie war höchlich damit zufrieden, da ſie hier die meiſte Zeit mit Puppenſpielen zubringen durfte. Nun ſah man dem alten Marſchall von Villeroy die innere Zufriedenheit an; deſſenungeachtet aber hatte er nicht richtig gerechnet. Acht Tage nehmlich nach dem Einzug Ludwigs XV. in Verſailles überſiedelte auch der Regent mit dem Cardinal Dubois dahin und beide ließen von nun an den König nicht einen halben Tag lang mehr allein. Sie thaten es aber nicht, um ihn mit Geſchäften, von denen er gar kein Freund war, zu langweilen, ſondern vielmehr um ihn zu divertiren und ihm ſo ihre Geſellſchaft lieb und werth zu machen. Dieß gelang ihnen auch vollſtändig, wenigſtens dem Regenten, und ſo wie derſelbe deſſen gewiß war, ließ er dem Marſchall von Villeroy am Montag den 10. Auguſt 1722 durch den Marquis de La-Fare, den Capitän der Garden, den Befehl zukommen, ſich ſofort auf ſeine Güter zu begeben. Dieß geſchah Mittags zwei Uhr auf offener Straße und weil der Marſchall Miene machte, nicht ſtricte Folge zu leiſten, ſo ward derſelbe, nachdem man ihn in eine bereit gehaltene Chaiſe geworfen, unter ſtarker militäriſcher Begleitung dahin abgeführt. Es war dieß eine rein gewaltſame Exilirung; allein der junge König ließ ſie ſich recht gerne gefallen, und er ſagte auch kein Wort dagegen, als ihm der Regent nun den gefälligen Herzog von Charoſt zum Gouverneur gab.

Als drittes Anzeichen der Volljährigkeitsannäherung des Königs habe ich oben die Salbung deſſelben in Rheims bezeichnet und ich darf wohl hinzuſetzen, daß dieſes Ereigniß die Pariſer eine geraume Zeitlang förmlich um allen Schlaf brachte. Mein Gott, was liefen die Leute nicht, um den Juwelier des Königs, den ſo ungemein geſchickten Meiſter Rondet, zu bewegen, daß er ihnen die neu von ihm gefertigte Krone zeigte, welche dem König in Rheims aufgeſetzt werden ſollte! Eine prächtigere Arbeit konnte man aber auch unmöglich ſehen. Alles daran maſſiv von Gold und

die Verzierungen von eitel Diamanten; unter diesen Diamanten aber zwei von unermeßlichem Werthe, nehmlich der „Sanci", den Ludwig XIV. erstand, und der „Millionaire", welchen der Regent um drei Millionen kaufte, während ihn Kenner auf das dreifache schätzten! War das nicht ein Anblick, der die Neugierde reizen konnte? Uebrigens nicht blos die Krone gabs zu sehen, sondern auch die Staatscarosse, in welcher Seine Majestät den Einzug in Rheims halten sollte, und dann die acht Rappen, welche die Carosse zu ziehen bestimmt waren. Weiter .... doch nein ich darf nicht allzuweitläufig sein, weil ich mich sonst im Detail verlieren würde, und somit sage ich kurzweg, daß Seine Majestät am 17. October mit einer wirklich Königlichen Begleitung nach Rheims abreiste. Am 18. übernachteten Höchstdieselben in Soissons, am 19. in Fismes und am 20. kamen Höchstsie in Rheims an. Hier bezogen die Truppen, zehntausend Mann stark, ein Lager vor der Stadt; für den jungen Monarchen aber, so wie für seine Begleitung und die sämmtlichen Geladenen — worunter, außer dem Herzoge von Orleans und den sämmtlichen Königlichen Prinzen, zwanzig weitere Herzoge und über hundert Grafen und Marquis, ferner fünf Cardinäle, sieben Erzbischöfe und einundzwanzig Bischöfe, endlich sechs Marschälle und eine Menge sonstiger höherer Officiere — waren theils im Schlosse, theils in den ersten Hôtels der Stadt prächtige Gemächer hergerichtet. Ueberdem hatte man für die andern Tausende von Fremden, die herbeiströmten, aufs vortrefflichste gesorgt, und es kam über die ganze Spektakelzeit auch nicht die geringste Unordnung vor. Am 25. Octbr. fand die Salbung statt und zwar mit einem solch' ungeheuren Pompe, daß man etwas Aehnliches in Rheims noch nie gesehen zu haben glaubte. Der Gazetier de France, die einzige damals in Paris erscheinende Zeitung, berichtete über dieses Fest in allen Einzelnheiten genau, indessen glaube ich mich gleicher Ausführlichkeit füglich enthalten zu können. Genug also, der König wurde am 25. October. 1722 gesalbt und kehrte dann über Villars-Cotterets, wo ihm der Regent ein großartiges Fest gab, nach seiner Residenz Versailles zurück.

Siebentes Kapitel.

Der Tod räumt ſchnell auf.
(1722—1723.)

Im November 1722 wurde abermals ein fröhliches Hochzeitsfeſt im Palais Royal gefeiert, denn der Regent verheirathete ſeine Tochter Philippe-Eliſabeth, Mademoiſelle von Beaujolois, an den Infanten Don Carlos, den dritten Sohn Philipps V. von Spanien aus ſeiner Ehe mit der Königin Eliſabeth einer gebornen Prinzeſſin von Parma, von welcher der Infant dereinſtens das Herzogthum Parma ererben ſollte. Der Regent war ſehr glücklich über dieſes Ehebündniß und verſäumte nicht, es auf der Stelle abſchließen zu laſſen, obwohl die Braut erſt ſieben und der Bräutigam erſt acht Jahre zählte. Wie hätte er aber vollends gejubelt, wenn er gewußt oder auch nur geahnt hätte, daß Don Carlos einige Jahre ſpäter (1735), auch noch das Königreich beider Sicilien und weitere vierundzwanzig Jahre nachher (1759), nach dem Tode Ferdinands IV., gar die Krone von Spanien erben würde, welche dann bis 1788 auf ſeinem ſchwachen Haupte ſaß. Nur zu bald übrigens miſchten ſich mit den Freudenfanfaren die ernſten Klänge eines Trauermarſches, denn es verlautete, daß Madame la Douairière, die Mutter des Regenten — jene pfälziſche Prinzeſſin, von der ſchon mehrere Male

die Rede gewesen ist — an unheilbarer Brustwassersucht darniederliege und diese Nachricht bestätigte sich bald vollkommen. Auch starb die hohe Dame bereits am 8. Dezember 1722, einem Dienstag, Morgens drei ein halb Uhr, und wurde zwei Tage darauf, auf ihren testamentarischen Befehl hin, ganz ohne Pomp in der Königsgruft von St. Denys beigesetzt. So einfach aber auch ihr Leichenbegängniß war, so hatte ihr Tod doch großen Einfluß auf das Leben am Hofe, indem auf vier Monate Trauer angelegt wurde und zwar für die ersten sechs Wochen „große Trauer," während welcher gar keine lauten Feste abgehalten werden durften. Was nun in dieser langen Zeit beginnen?! Man glaubte vor langer Weile sterben zu müssen, allein zum Glück fehlte es nie an Stoff zur Unterhaltung wie der Leser aus dem Nachstehenden schließen kann.

Vor Kurzem hatte sich der Graf von Charolais, jener berüchtigte Säufer und Wüstling, durch Kauf in den Besitz des Schlosses Anet — desselben herrlichen Schlosses, das König Heinrich II. durch den berühmten Philipp Delorme für die schöne Diana von Poitiers erbauen ließ — beim Dorfe gleichen Namens gesetzt, und Ende December 1722 vergnügte er sich dorten mit der Jagd. Eines Tags war er ebenfalls diesem Vergnügen obgelegen, und als er nun des Abends im Mondenscheine nach einem schwelgerischen Jagdmahle mit seinen Genossen nach Anet zurückkehrte, sah er einen Bauern in der Nachtmütze unter seiner Hausthüre stehen. „Was gilt die Wette," rief sofort der Graf seinen Begleitern zu, „ich schieße dem Bauern die Mütze herunter?" Mit diesen Worten legte er sein Gewehr an, drückte los und traf auch richtig; aber nicht die Mütze, sondern den Kopf, so daß der Bauer augenblicklich todt zusammenstürzte. Den andern Tag eilte sofort der Graf nach Paris und bat den Regenten um Pardon wegen dieses — Fehlschusses, wie er den Mord zu nennen beliebte. „Wohl," erwiderte ihm der Regent, „den Pardon sollen Sie haben, denn der Verstorbene war nur ein Bauer und Sie sind ein Prinz von Geblüte. Doch seien Sie versichert, wenn es Ihnen passiren sollte, auf der nächsten Jagd von einem Ihrer Genossen erschossen zu

werden, so soll es dem letzteren an meiner Begnadigung ebenfalls nicht fehlen." Dieß freie Wort des Regenten wurde höchlich bewundert; Dagegen fiel es keinem Menschen ein drüber zu murren, daß der begangene muthwillige Mord nicht näher untersucht und gerügt wurde. Der Gemordete war ja nur ein Bauer und der Graf von Charolais nannte sich einen Prinzen von Geblüte!

Um dieselbe Zeit stellte es sich heraus, daß der Abbé de Clement, ein hoher kirchlicher Würdenträger, dem seine Pfründen über dreißigtausend Livres des Jahres eintrugen, in Gemeinschaft mit einem gewissen Talhouet de La-Pierre sich großer Betrügereien schuldig gemacht habe, und beide wurden deßhalb in die Bastille gebracht. Während der Untersuchung aber kam — außer der Bestätigung der Betrügereien — noch etwas anderes zu Tage, das nehmlich, daß der hohe kirchliche Würdenträger sich unter einem andern Namen förmlich verheirathet und mit seiner Frau vier Kinder gezeugt hatte. Das war denn doch des Skandals fast zu viel und da zugleich die erwiesenen Betrügereien in die Kategorie derer gehörten, auf welchen nach dem Gesetze Todesstrafe stand, so verurtheilte das Gericht beide, den Talhouet wie den Abbé, zum Verlust des Kopfes. Allein wurden sie nun wirklich geköpft? O nein, denn der Vater des Abbé, ein berühmter Accoucheur, hatte Connexionen, und so begnügte sich der Regent, den verheiratheten Kirchenmann nach Pierre-Encise bei Saumur und seinen Mitschuldigen nach der Insel Saint-Marguerite zu verbannen.

Eine dritte, zum Glück aber spassige Geschichte trug damals ebenfalls viel zur Unterhaltung bei. Ein gewisser Charles-Gaspard Dodun hatte sich als Finanzcontroleur großartige Reichthümer erworben und kaufte sich sofort ziemlich ausgedehnte Ländereien bei Blois, in deren Mitte das Dorf Herbault lag. Nun war aber der Mann von Eitelkeit aufgebläht bis zum Zerplatzen und diese Eigenschaft theilte seine Frau in jeglicher Hinsicht. Somit gewährten ihnen ihre Ländereien und Reichthümer keinen Genuß, so lange ihnen der Adel fehlte, und die Folge war, daß sich das Ehepaar Dodun frischweg in den Herrn Marquis und die Frau Marquise von Herbault umwandelte. Auch schnallte sich der neue Marquis einen

Degen um nach dem Muſter der Hofcavaliere, ließ ſich ein bordirtes Kleid machen, an das er einen Ordensſtern heftete, hing ſich eine goldene Kette mit einem tellergroßen Medaillon um den Hals, und fuhr täglich mit ſeiner ebenfalls über alle Maßen aufgedonnerten Gemahlin in einer neuen, natürlich mit einem Wappen verzierten vierſpännigen Karoſſe durch die bevölkertſten Straßen von Paris. Man lachte ſich faſt krank über das Ehepaar, beſonders da man wußte, daß der Großvater Dobuns ein Hausknecht und der Vater der neuen Frau Marquiſe ein Käskrämer geweſen war; allein Herr und Frau Dobun fuhren deßwegen doch fort, in der angemaßten Rolle aufzutreten, und ſie wurden nicht einmal durch Spottgeſänge curirt, welche man ihnen unter der Naſe abſang. Endlich miſchte ſich die Behörde in die Sache und fragte den Herrn Marquis nach ſeinem Adelsdiplom. Er aber eilte ſofort zu dem Cardinal Dubois, legte ihm hunderttauſend Livres auf den Tiſch und — den andern Tag hatte er das gewünſchte Diplom in Händen. Man ſieht, die Menſchen ſind ſtets die gleichen geweſen und werden es wohl auch immer bleiben!

Doch wie geringfügig erſcheinen nicht alle dieſe Vorkommniſſe gegen die einzige Thatſache, daß Ludwig XV. am 16. Febr. 1723 ſeine Volljährigkeit erhielt und mit dieſem Tage alſo die Regentſchaft ein Ende nahm! „Wie wirds nun kommen?“ fragten ſich Tauſende und Abertauſende, indem ſie theils beſorgt, theils freudig der Zukunft entgegenſahen. Möglicherweiſe ſtand ja ein förmlicher Regierungswechſel in Ausſicht, und bei einem ſolchen kommen, wie wir ſchon bei dem Tode Ludwigs XIV. geſehen haben, immer die widerſprechendſten Intereſſen zur Sprache! Allein ſiehe da, gerade eine Woche vor dem Volljährigkeitstag, erkrankte der junge Monarch plötzlich und wie ein Sturmwind brach ſich dieſe Kunde Bahn. Doch worin beſtand ſeine Krankheit? Kein Menſch konnte genaue Auskunft darüber geben und eben ſo wenig erfuhr man, ob man zu ernſtlicher Beſorgniß Urſache habe oder nicht. Dieß gab zu den allerverſchiedenſten Gerüchten Anlaß und wenn man hier in optimiſtiſcher Weiſe hoffte, daß die Krankheit Ludwigs XV. eigentlich weniger eine Krankheit, als vielmehr ein

leichtes vorübergehendes Unwohlsein zu nennen sei, so gingen dort die Pessimisten, und ihrer waren eben nicht Wenige, so weit, daß sie nicht nur frischweg erklärten, der König liege auf den Tod darnieder, sondern daß sie auch mehr oder minder offen hinzusetzten, die Krankheit desselben sei eine Wirkung des Giftes, das ihm der Herzog von Orleans beigebracht habe. Die Aufregung, welche diese verschiedenartigen Nachrichten erzeugten, war groß und Jeder verfocht seine Ansicht mit größter Hitze, ja es hätte wenig gefehlt, so wären Manche darob zu Thätlichkeiten übergegangen. Vermochten doch selbst Höhergestellte es manchmal nicht an sich zu halten, und nie gab es daher mehr Duelle als damals.

Zur Aufklärung des Lesers wird ein einziges Beispiel genügen. In der Straße Richelieu zu Paris befand sich zu jener Zeit ein viel besuchtes Kaffehaus, und besonders gaben sich dort Offiziere und sonstige junge Leute von Stand alle Morgen Rendezvous. Auch am Morgen des 15. Februar 1723 war dieß der Fall und man konnte gegen Mittag in einem der Zimmer wohl dreißig bis vierzig Herrn zählen, welche in buntem Gemisch durcheinander saßen. Bis jetzt war noch kein Streit vorgefallen, sondern man lachte und scherzte oder erzählte Anekdoten und sprach dazwischen hinein den Getränken in nicht eben sehr mäßiger Weise zu. Nunmehr, um zwölf Uhr trat ein neuer Gast ein, seiner Uniform nach ein Kapitän der Garde zu Pferd und offenbar trotz seiner Jugend ein Mann von Gewicht in dieser Gesellschaft, denn die Aufmerksamkeit der Meisten richtete sich sogleich auf ihn.

„Warum heute so spät, mein lieber Chevalier de Breteuil?“ rief ihm einer der Anwesenden entgegen. „Aber Sie kommen gewiß von Versailles und können mit dem Neuesten aufwarten.“

„Ja, ja, Chevalier,“ setzten einige Andere hinzu, „heraus mit der Sprache, wie stehts um die Gesundheit Seiner Majestät des Königs? Hat sich dieselbe so weit gebessert, daß morgen dennoch die Volljährigkeitserklärung vor sich gehen kann?“

„Letzteres,“ erwiderte der Chevalier ruhig, indem er auf einem leeren Stuhle Platz nahm und sich beim Kellner eine Erfrischung bestellte; „letzteres wird nicht der Fall sein, denn der

Leibarzt La Peyronnie hat jede Aufregung auf's ſtrengſte unterſagt. Im Uebrigen aber befindet ſich Seine Majeſtät vollſtändig auf dem Wege der Beſſerung und es handelt ſich alſo blos um einen Aufſchub von ein paar Tagen."

„Wirklich?" warf jetzt ein Dritter höhniſch dazwiſchen — ebenfalls ein Offizier der Garde, aber nur ein Lieutenant und von einer andern Compagnie. „Das glauben Sie in der That und Wahrheit, Kapitän, oder wollen Sie uns vielleicht mit einem Schlaftrunk beruhigen?"

„Ich ſprach," erwiderte der Chevalier von Breteuil mit einem kalten aber ſehr beſtimmten Blicke, „ich ſprach und ſpreche jetzt noch im vollſten Ernſte, wovon ich den Lieutenant Marquis de Grevelles Notiz zu nehmen bitte. Seine Majeſtät König Ludwig XV. befindet ſich außer aller und jeder Gefahr und der große Aktus der Volljährigkeitserklärung wird demnach ſchon nächſten Samſtag, längſtens Montag ſtatthaben können."

„Ich bin entzückt über dieſe Nachricht, mein Kapitän," erklärte der Marquis de Grevelles, ſich tief verbeugend; „allein meine Nachrichten lauten ganz anders und gehen dahin, daß die Beſſerung des Königs nur eine ſcheinbare iſt. Es ſoll in der Natur dieſer — er betonte dieſes Wort abſichtlich — Krankheit liegen, gerade dann Hoffnung zu erregen, wenn es mit dem Kranken am ſchlechteſten ſteht."

„An was glauben Sie denn, daß Seine Majeſtät erkrankt ſei?" wandte ſich ſofort der Kapitän gegen den Lieutenant, indem er ihn noch viel ernſter fixirte, denn zuvor. „Es ſcheint Sie wiſſen es nicht, Lieutenant Grevelles, und ſo will ich's Ihnen denn ſagen. Der junge Monarch, eben in der ſtärkſten Entwicklung begriffen, hat einen bedeutenden Appetit und ſo kam es, daß er ſich am 7. dieſes Monats mit einer fetten Speiſe den Magen überlud. Dieß hatte eine Indigeſtion zur Folge und — nun das Weitere kann man ſich denken. So hat mir der Leibarzt La Peyronnie ſelbſt erklärt, und gegen den Ausſpruch dieſes geſchickten Doktors, der das Bett Seiner Majeſtät Tag und Nacht nicht verläßt, wird wohl Niemand etwas einzuwenden haben."

„O gewiß nicht; nicht das Geringſte," verſetzte der Marquis de Grevelles mit dem bitterſten Lächeln. „Ich weiß aber auch, daß La Peyronnie zu einem Dritten ſagte, der König habe etwas verſchluckt, was er nicht hätte verſchlucken ſollen und in dieſen Worten ſcheint mir ein tieferer Sinn verborgen zu liegen."

„Und welcher?" fragte der Chevalier de Breteuil raſch und mit blitzenden Augen.

„Nun," höhnte der Marquis, „ich thue wohl am beſten, wenn ich dieſe Frage mit einer andern beantworte. Warum ſind denn zwei der Königlichen Jagdhunde, denen Seine Majeſtät von derſelben fetten Speiſe, an welcher Sie ſelbſt gleich nachher ſo ſchwer erkrankten, einige Biſſen zuwarfen — warum ſind denn dieſe zwei Hunde ſchon nach anderthalb Stunden unter Zuckungen crepirt?"

„Dieß iſt eine infame Lüge," donnerte der Gardekapitän, indem er mit der Rechten nach ſeinem Säbel griff. „Lieutenant Grevelles, Sie werden dieſelbe ſofort zurücknehmen oder aber mit dem Degen in der Hand aufrecht erhalten."

Bei dem Worte: „infame Lüge" waren verſchiedene der Anweſenden aufgeſprungen und hatten ſich zwiſchen die beiden Offiziere geworfen. Allein wenn dieſelben es nun auch ernſtlich verſuchten, die Sache zu vermitteln, ſo gelang ihnen dieß, trotz aller Mühe, die ſie ſich gaben, doch nicht, ſondern der Kapitän ſowohl als der Lieutenant beſtanden darauf ſich augenblicklich zu ſchlagen, und es blieb nichts übrig, als das Duell vor ſich gehen zu laſſen. Die ganze Geſellſchaft — einige Wenige, die ſich davon ſchlichen, um nicht ſpäter als Zeugen auftreten zu müſſen, ausgenommen — begab ſich alſo in den Hofraum hinab und bildete einen Kreis um die zwei Duellanten. Dieſe aber ſtellten ſich einander gegenüber und im Nu hatten ſie die Degen gezogen.

„Auf Einen Gang," rief der Chevalier von Breteuil, der ſeine frühere Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte; „auf Einen Gang bis Einer von uns kampfunfähig iſt."

„Nein, auf Leben und Tod," ſchrie der Marquis voon Grevelles, indem er wie wüthend auf ſeinen Gegner eindrang.

Sogleich kreuzten ſich die beiden Klingen und die Zuſchauer,

sofern sie mit dem Waffenhandwerk vertraut waren, konnten auf den ersten Blick erkennen, daß die beiden Gegner einander vollkommen gewachsen seien. Wenn nehmlich auch vielleicht dem Chevalier von Breteuil die körperliche Kraft mangelte, durch die sich der Marquis von Grevelles auszeichnete, so ersetzte er diese hinlänglich durch eine um so größere Gewandtheit und überdem hatte er den keineswegs zu unterschätzenden Vortheil des schärferen Auges und der ruhigeren Berechnung. Ein Resultat sollte übrigens nicht lange auf sich warten lassen und zwar ein für beide Theile gleich trauriges, denn die zwei Combattanden stürzten nach zehn oder zwölf gewechselten Stößen zu gleicher Zeit zu Boden. Der Chevalier von Breteuil hatte einen Stich durch das Herz erhalten, der seinem Leben in einer Sekunde ein Ende machte; dem Marquis de Grevelles aber drang der Degen seines Gegners durch das Auge ins Gehirn ein, und die Spitze desselben blieb darin stecken. Wohl athmete er noch, als man ihn aufhob, um ihn in ein Zimmer des Kaffé's zu tragen, allein die Besinnung war gänzlich geschwunden und alle Bemühungen, dieselbe wieder zu wecken, blieben vergeblich. Auch erklärten die inzwischen herbeigerufenen Aerzte seinen Zustand sofort für hoffnungslos und dieser Ausspruch bestätigte sich vollkommen, indem er schon am folgenden Morgen den Geist aufgab.

Also endete der Zweikampf zwischen dem Marquis de Grevelles und dem Chevalier von Breteuil, und man kann sich denken, welch' außerordentliches Aufsehen derselbe machte. Ja bald hätte sich darob die Stadt Paris in zwei feindliche Lager getheilt, indem die Einen dem Chevalier, die Andern dem Marquis recht gaben. Zum Glück aber zeigte sich's schon in den nächsten Tagen bis zur handgreiflichsten Evidenz, daß der Verdacht, der junge König sei vergiftet, um dem Herzog von Orleans und seiner Descendenz die Krone von Frankreich zuzuwenden, ein vollständig aus der Luft gegriffener war. Am 20. nehmlich, also noch nicht eine volle Woche nach dem unseligen Duell, hatte sich Ludwig XV. vollständig von seiner Indigestion — seine ganze Krankheit bestand in Wahrheit in nichts anderem, als daß er sich den Magen mit

Essen und Trinken überladen hatte, und an derselben Krankheit lag er hernachmals, wie wir bald sehen werden, noch sehr oft darnieder — erholt und man erfuhr nun, daß die Volljährigkeitserklärung bestimmt am Montag den 22., in der Früh im Palais des Parlaments zu Paris stattfinden werde. In der That, wenn der Regent den jungen König hätte vergiften oder sonst beseitigen wollen, wie viel dutzend Male wäre ihm dazu — in der letzten Zeit noch in Villars-Cotterets — die Gelegenheit geboten gewesen! Ueberdem, wenn er es selbst nicht thun wollte, über wie viel Hände würde er nicht haben verfügen können? Allein die Leute urtheilten eben nach dem Schein und meinten, ein Mann, der in allem Sonstigen so wenig nach Gesetz und Moral frage, wie der Herzog von Orleans, werde, wenn es sich um etwas so Kostbares wie eine Krone handle, auch einen Meuchelmord nicht scheuen, so bald er sehe, daß er auf andere Weise nicht zum Ziele gelangen könne.

Endlich erschien der große Tag, auf welchen alle Welt schon so lange mit so außerordentlicher Spannung gewartet hatte; ich meine den 22. Februar 1722, an welchem die Volljährigkeitserklärung Ludwigs XV. erfolgte. Schon um sieben Uhr Morgens versammelte sich das Parlament in seinem Palaste, und um dieselbe Zeit fuhr der junge König von Versailles ab, begleitet von allen männlichen Mitgliedern seines Hofes. In Paris angekommen begab er sich zuerst in die Tuilerien, wo ihn der Herzog von Orleans mit dem Gesammtministerium empfing, und präcis neun ein halb Uhr ordnete sich der Zug in's Palais des Parlaments. Auf dem ganzen Wege dahin bildeten die Garderegimenter mit den Schweizern Spaliere und erst hinter diesen beiden Truppenreihen durften sich die Tausende und Abertausende der Zuschauer aufstellen. Den Zug selbst eröffneten zwei Schwadronen Musquetiere und eben so viele Gensdarmen und Cheveauxlegers schloßen ihn. In der Mitte desselben aber, umgeben von den Marschällen des Reichs und gefolgt von den höchsten Hofbeamten, fuhr die achtspännige Staatskarosse des Königs, und neben ihm oder ihm gegenüber saßen der Herzog von Orleans, der Herzog von Bour-

bon, der Graf von Charolais, der Graf von Clermont und der Prinz von Conti, also alle legitimen Prinzen von Geblüte mit der alleinigen Ausnahme des Herzogs von Chartres, welcher krank darniederlag. Vor dem Parlamentshaus angekommen, wurde der König mit seiner Begleituug von einer Deputation des hohen Gerichtshofs auf's feierlichste empfangen und zuerst, um die Messe zu hören, in die Kapelle des Palais geführt. Von da begab sich Alles in den großen Thronsaal, wo die sämmtlichen Mitglieder des Parlaments versammelt waren, und nun stieg die Spannung auf's höchste. Jetzt sollte man ja erfahren, wie der Monarch für die Zukunft zu regieren gedenke, denn jetzt da der Herzog von Orleans das Regiment niederlegte, um in's Privatleben zurückzutreten, jetzt mußte der junge Regent sich aussprechen, während er bisher beharrlich stille geschwiegen hatte. Ja so sehr hatte er stille geschwiegen — das Sprechen war überhaupt seine Sache nicht und er konnte ganze Tage zubringen ohne nur ein einziges Wort fallen zu lassen —, daß sogar seine allernächste Umgebung, den Herzog von Orleans ebenfalls nicht ausgenommen, über seine Absichten bis dato vollständig im Dunkeln schwebte und Niemand auch nur die geringste Ahnung darüber haben konnte, wen Seine Majestät zum ersten Rathgeber erwählen würde! Allein eben weil der König selbst dem Herzoge von Orleans gegenüber den Mund nicht öffnete, eben daraus wollten Viele schließen, daß Letzterer bei Seiner Majestät in vollste Ungnade gefallen sei und also vom Tag der Volljährigkeitserklärung an gänzlich auf die Seite geschoben werden würde. So dachten in der That nicht Wenige, vielleicht die Meisten, und ihre Blicke wie ihr Benehmen gaben davon Zeugniß. Dagegen aber, wie schnell schlug nicht die Stimmung um, als der junge Monarch sich nun wirklich erklärte und den sorgsam Lauschenden eröffnete, auf welche Weise er es künftig mit der Regierung gehalten wissen wolle!

Vor allem that der junge König dem versammelten Parlamente und den Großen des Reichs, nachdem er sich auf seinem Thronsessel niedergelassen, kund und zu wissen, daß er nach altem Familienrecht, weil am 16. Februar volljährig geworden, die

Zügel der Regierung nunmehr zu eigenen Händen nehme, und dieser Spruch wurde sofort in aller Form registrirt. Dann erhob sich der Herzog von Orleans, verneigte sich tief vor dem König, und legte die bisher innegehabten Machtinsignien vor dem Throne nieder; der Kanzler von Aguesseau aber hielt sofort eine lange Rede, in welcher er Alles, was unter der Regentschaft geschehen, mit beredten Worten darstellte und schließlich Seine Majestät beglückwünschte, daß die Regierung während dieser Zeit sich in so guten Händen befunden habe. Während dieser ganzen Rede veränderte der junge Regent keine Miene; sobald aber der Kanzler zu Ende war, winkte er, zum Zeichen, daß er abermalen das Wort ergreifen wolle, mit der Hand, und nun wurde es so still, daß man es gehört haben würde, wenn ein Blättchen Papier zu Boden gefallen wäre. „Mein Oheim," sagte er nun sich zu dem Herzog von Orleans wendend, „das einzige Ziel, das Sie während Ihrer Regentschaft verfolgten, war das Glück meiner Unterthanen, und auch Ich kann kein anderes Ziel haben. Um aber dieses zu erreichen, will Ich, daß Sie wie bisher an meiner Seite allen Conseilberathungen als Leiter und Präsident beiwohnen, und ferner bestätige Ich den Herrn Cardinal Dubois in seiner bisherigen Function als ersten Minister. Die Staatsgeschäfte werden also ganz nach gewohnter Weise ihren Fortgang haben und darnach befehle Ich Jedermann sich zu richten." Also sprach der dreizehnjährige Ludwig XV. und nun wußte alle Welt, woran sie für die nächste Zukunft sei!

Ganz auf dieselbe Weise, wie bisher, sollte die Regierung fortgeführt werden, mit der einzigen Ausnahme, daß die Königlichen Decrete nun, statt vom Regenten, vom Könige selbst unterschrieben werden mußten — das war der Befehl Ludwigs XV. und diesem Befehle wurde natürlich in allen Punkten Folge geleistet. Somit fanden sich diejenigen, welche den Herzog von Orleans mit seinem ersten Rathgeber, dem argen Dubois, im Geiste bereits gestürzt gesehen und darauf große Pläne gebaut hatten, bitter getäuscht und es blieb ihnen nichts übrig, als resignirt sich in das Unvermeidliche zu fügen. Doch darf man dieß nicht so verstehen, als ob der König, weil er den Regenten fortregieren

ließ, sich damit alles und jedes selbständigen Willens und Handelns begeben habe und sozusagen nichts gewesen sei, als eine Puppe in den Händen der bisherigen Gewalthaber. Nein so schlimm war's nicht, sondern hie und da zeigte Ludwig XV. doch, daß er sich als Herrscher fühle, und dann mußte seinen Befehlen unbedingt Gehorsam geleistet werden. So ernannte er zum Beispiel gleich nach seinem Herrschaftsantritt, am 24. Februar, drei adelige Herrn, nehmlich den Marquis de La-Vallière, den Marquis von Biron und den Grafen von Charlus, zu Pairs und Herzogen, blos weil damit der von ihm sehr hochgeschätzten Prinzessin von Conti, einer Tochter der Herzogin von Lavallière, jener bekannten ersten Geliebten Ludwigs XIV., ein Gefallen geschah. So setzte er zwei Monate später, am 23. April 1723, den Herzog von Maine und dessen Bruder, den Grafen von Toulouse, in alle ihre vor einigen Jahren verlorne Ehren und Würden wieder ein, mit der alleinigen Ausnahme, daß sie nicht mehr zu Prinzen von Geblüt mit dem Rechte der Nachfolge auf den Thron erklärt wurden, und so that er noch verschiedenes Anderes, woraus man erkennen konnte, daß er anfange sich selbstständig zu fühlen. Doch waren dieß alles nur vereinzelte Fälle und im großen Ganzen ließ er den Herzog von Orleans oder vielmehr den Cardinal Dubois nach Belieben schalten und walten, während er selbst sich die Zeit damit vertrieb, daß er schlief, und spielte, und tanzte, und ritt, und insonderheit recht viele und recht gute Speisen und Getränke zu sich nahm. Auch zweifelte kein Mensch daran, daß dieß noch viele Jahre so bleiben werde und die Pariser machten sich schon ganz hierauf gefaßt, als mit einem Male die ganze Sachlage sich änderte und zwar gänzlich ohne der Menschen Schuld.

Am 16. Juli 1723 verlautete es erstmals, daß der Cardinal Dubois für heute habe das Bett hüten müssen. Zugleich wollte man wissen, er leide an einer unheilbaren Blasenkrankheit, welche er sich durch seine langjährigen Ausschweifungen zugezogen habe. Nicht minder flüsterte man sich zu, daß er in manchen Augenblicken, wenn die Schmerzen gar zu arg seien, die gräulichsten Flüche ausstoße und die Aerzte, welche ihn behandeln, mit Titeln beehre,

welche dieſe veranlaßt hätten, von nun an ganz wegzubleiben. Ja das Gerücht wollte ſogar nach kurzem wiſſen, er liege auf den Tod darnieder, und man wagte es daher da und dort, beſonders in den geringeren Kneipen, ganz offen Spottlieder auf ſeine Eminenz abzuſingen. Doch bald zeigte es ſich, daß man den Tag vor dem Abend gelobt hatte, denn vom 17. Juli an arbeitete Dubois wieder wie zuvor und ſeine Untergebenen ſagten aus, daß er ſo geſund ſei, wie ein Fiſch im Waſſer. Allein ſeine Untergebenen ſagten die Unwahrheit, wie man ſich bald durch den Augenſchein überzeugen konnte, denn er magerte ganz außerordentlich ab, und überdem befiel ihn nicht ſelten mitten in einer Conſeilſitzung eine ſolche Schwäche, daß er einer Ohnmacht nahe kam. Somit ſiedelte er auf Anrathen der Aerzte am 28. Juli nach Meudon über, wo er neben dem Schloß ein prächtiges neu gebautes Haus beſaß, und hier ſollte eine vollſtändige Kur mit ihm vorgenommen werden. Er litt nehmlich in der That an Blaſengeſchwüren und dieſe Krankheit, bekanntlich eine der ſchmerzhafteſten, die es gibt, ſchwächte ihn ſo furchtbar, daß er bald nur noch aus Haut und Knochen beſtand. Auch verlor er allen Geſchmack und konnte weder mehr eſſen, noch trinken, noch ſchlafen. Am 8. Auguſt verlangte er nach Verſailles zurückgebracht zu werden, indem er meinte, daß die Luft von Meudon zu ſcharf für ihn ſei, und ohne Widerſpruch willfahrte man ſeinem Wunſche. Der Transport jedoch — man trug ihn von Meudon bis nach Verſailles in einer Königlichen Sänfte und nebenher gingen vier Lakaien, welche jede ſchaukelnde Bewegung zu verhindern angewieſen waren — verurſachte ihm ſo furchtbare Schmerzen, daß er ganz außer ſich kam, und in dieſem Zuſtande machte er nun allerdings ſeinem Beinamen „Sacre-Dieu“ alle Ehre. Am 9. Auguſt erklärten die Aerzte einſtimmig, man müſſe zu einer Blaſenoperation ſchreiten, denn darin liege die einzige Möglichkeit einer Rettung; doch handle es ſich auch bei der Operation um Leben und Tod und ſie könnten alſo für nichts einſtehen. Nach langer Weigerung verſtand ſich endlich der Cardinal zu dem Wagniß und Mittags um vier nahm La Peyronnie unter Aſſiſtenz des berühmten Maréchal den

Schnitt vor. In drei Minuten war Alles vollendet und man hoffte nun das Beste, sobald keine Entzündung dazutrete. Der Erfolg jedoch entsprach dieser Hoffnung nicht, und den Tag darauf, am 10. August des Mittags um fünf Uhr ging es mit dem Erzbischof-Cardinal zu Ende. Die letzte Oelung hatte er sich nicht reichen lassen und eben so wenig wollte er etwas von andern religiösen Tröstungen wissen, denn, meinte er: „ein Cardinal bedürfe dergleichen nicht." Somit konnte man ihm wenigstens nicht nachsagen, daß er auf dem Todtenbette inconsequent geworden sei, und die Frommen sprachen daher mit einem wahren Entsetzen von ihm. Dessenungeachtet aber wurde er am 19. August in der Kirche Saint-Hônoré mit außerordentlichem Pompe begraben und seine Erben — weitläuftige Seitenverwandte — errichteten ihm in einer Nebenkapelle dieser Kirche ein prächtiges marmornes Mausoleum, dessen Inschrift von Lob über seine christlichen und andere Tugenden überfloß. Warum auch nicht? Sie hatten ja gegen zehn Millionen zu theilen, welche der Erblasser ihnen hinterließ!

Ich meinerseits unterlasse es, ein Urtheil über den Dahingegangenen zu fällen, indem sich der Leser ohne Zweifel längst sein eigenes über ihn gebildet hat, und sage nur das Eine, daß sein Tod für den Herzog von Orleans ein sehr schmerzlicher Verlust war. Schon längst hatte letzterer sich daran gewöhnt, ihm alle Geschäfte zu überlassen, und da der Cardinal eine wirklich außerordentliche Arbeitskraft besaß, so gerieth die Regierung unter seiner Leitung nicht ein einziges Mal ins Stocken. So schmerzlich nun übrigens auch der Verlust des Premier für den Herzog sein mochte, so wußte er sich doch augenblicklich zu fassen und schon zwei Stunden nach dem erfolgten Tode des anscheinend Unersetzlichen stand er vor Ludwig XV., der sich eben damals, um dem Jagdvergnügen obzuliegen, auf Schloß Meudon befand. „Sire," sagte er zu dem jungen Monarchen, „der Cardinal Dubois ist heute Mittag fünf Uhr gestorben, und es ist daher nöthig, daß ein neuer Ministerpräsident aufgestellt werde." „„Wohl,"" erwiderte Ludwig XV., welcher von Regierungsgeschäften damals noch so viel wie nichts verstand; „„wohl, und wen schlagen Sie mir hiezu vor?"" „Mich

selbst," versetzte der Herzog von Orleans, „denn ich wüßte im Augenblicke keinen Andern, der fähig wäre, diese hohe Stelle zu begleiten." Der König erwiderte keine Sylbe; allein der Herzog, dieses Stillschweigen für eine Bejahung annehmend, fiel sofort auf seine Kniee nieder und leistete Seiner Majestät den Eid der Treue, indem er zugleich für die Zeit seiner Amtsführung auf seine Vorrechte als erster Prinz von Geblüte verzichtete. So kam es, daß auch nach dem Tode des Cardinals die Regierungsgeschäfte ihren gewohnten Gang fortgingen, denn es versteht sich von selbst, daß der neue Ministerpräsident nur solche Kräfte ins Staatssecretariat, oder wenn man so lieber will, ins Ministerium berief, welche durchaus nach seinem Sinne handelten, und somit sahen sich diejenigen, welche nunmehr, nach dem Tode des Cardinals, auf eine Wandelung in den höchsten maßgebenden Kreisen gehofft hatten, abermals bitter getäuscht. Doch ihre Täuschung währte nur eine Zeitlang; viel kürzer, als irgend Jemand auch nur zu hoffen gewagt hätte!

Der Herzog von Orleans war am 4. August 1723 in sein neunundvierzigstes Jahr getreten, und befand sich also jetzt eben im besten Mannesalter. Auch zeugte sein Aussehen von Kraft und er erfreute sich der besten Gesundheit, eine Ueberfüllung der Säfte abgerechnet. Ebendeßhalb aber schüttelten Viele den Kopf, daß er, selbst nachdem er Ministerpräsident geworden war und sich hiedurch genöthigt sah, oft zehn oder zwölf Stunden des Tags hindurch anstrengend zu arbeiten, dennoch fortfuhr, dem Gotte Bacchus wie der Frau Venus gleichmäßig Opfer zu bringen und mehrmals warnte ihn sein alter Leibarzt, der nun dreiundsiebzigjährige Pierre Chirac, ein Mann, der des Herzogs Natur durch und durch kannte und an Erfahrung reicher war, als hundert andere Doctoren zusammen. Philipp von Orleans jedoch hörte nicht auf die Warnung und fuhr fort, mit seinen Roués ganze Nächte durchzuschwärmen. Ja er that gerade, als ob er eine Natur aus Stahl und Eisen gehabt hätte, und in neuester Zeit war ihm gar ein neuer Stern aufgegangen, ein Stern von ganz außerordentlicher Schönheit und zugleich von so wundersamem Glanz, daß er noch keinen ähnlichen

in seinem Leben gesehen zu haben vermeinte. Dieser Stern gehörte natürlich dem Genus femininum an, auf Deutsch er war ein Weib und hieß mit seinem irdischen Namen Galathé-Marcelline, geborne Marquisin d'Arancourt, verehelichte Herzogin von Phalaris. Als sechszehnjähriges Mädchen war sie anno 1715 dem Sieur Gorge d'Entraigues angetraut worden, einem Bruder der Herzogin von Bethüne, welche einen großen Einfluß auf den Cardinal von Valençay ausübte; weil nun aber besagter Cardinal den Pabst Clemens XII. so zu sagen ganz in der Tasche hatte, so ließ sich letzterer sehr leicht dazu bestimmen, dem Sieur de Gorge, der mit seiner jungen Frau nach Rom gezogen war, große Ehren zu erweisen und ihm schließlich gar den Titel und Rang eines Herzogs von Phalaris — eine Ortschaft in Benevent heißt so — zu verleihen. Leider übrigens sah sich Seine Heiligkeit nicht im Stande dem neugebackenen Herzog mit dem hochadeligen Namen auch hochadelige Gesinnungen einzuflößen, sondern Sieur de Gorge blieb, was er immer gewesen war, ein roher wüster Geselle und erlaubte es sich endlich gar seine schöne junge Gemahlin aus Eifersucht mit Schlägen zu traktiren. Was Wunder also, wenn diese sofort schnellstens aufpackte und ohne dem Herrn Gemahl auch nur Adieu zu sagen mit Extrapostpferden nach Paris abfuhr? Was Wunder, wenn sie hier, wo sie Ende August 1723 ankam, wegen ihrer Schönheit sowohl als wegen ihres eigenthümlichen Schicksals Aufsehen erregte und auf den Herzog von Orleans, dessen Schutz sie anflehte, alsbald den tiefsten Eindruck machte? Was Wunder endlich, wenn der galante Herr ob ihres Anblicks die kleine Averne vergaß und wenn sie, die galante Dame, seiner ihr mit verschwenderischer Freigebigkeit entgegenkommenden Liebe in die Länge nicht widerstehen konnte? Ach wie klug war es nicht von der kleinen Averne gewesen, daß sie sich noch zur rechten Zeit vorsah, denn wenn sie nun auch die Liebe des Herzogs von Orleans verlor, so behielt sie doch das, was sie sich gleich im Anfang von ihm hatte schenken, respective gerichtlich verschreiben lassen, und diese Schenkungen beliefen sich fast auf eine Million!

Um zehn Uhr Morgens, am letzten November 1723, nach

einer luſtig durchſchwärmten Nacht, machte der Herzog von Orleans dem Könige ſeine Aufwartung, um einige Decrete von ihm unterſchreiben zu laſſen, und er trat gerade bei Ludwig XV. ein, als dieſen ſein erſter Chirurg, der ſchon oben einmal genannte Doctor Maréchal, verließ. Nach einer Viertelſtunde war der Herzog mit ſeinem Geſchäfte fertig und wie er nun ins Vorzimmer zurücktrat, um ſich nach ſeinen eigenen Appartements zu begeben, erſtaunte er nicht wenig, daß der Doctor Maréchal ſeiner da wartete.

„Sie haben etwas auf dem Herzen?“ redete ihn der Herzog an.

„Ja, das habe ich, Monſeigneur,“ erwiederte der ehrliche Maréchal. „Ich möchte gerne ein freies Wort mit Eurer Königlichen Hoheit reden, ohne befürchten zu müſſen, Sie zu erzürnen.“

Der Herzog lachte und gab dem Doctor die Hand. „Bin ich denn,“ ſagte er, „bin ich denn dafür bekannt, kein freies Wort hören zu können? Alſo heraus mit der Sprache, mein lieber Maréchal!“

„Wohl, Monſeigneur,“ verſetzte der Doctor, welcher den Augenblick, da ihm der Herzog die Hand gab, dazu benützte, um letzterem bedächtlich den Puls zu fühlen. „Ich habe Sie vorhin, als Sie zum Könige hineingingen, genau beobachtet und auf Grund dieſer meiner Beobachtung, welche ich jetzt durch Ihren Puls beſtätigt finde, möchte ich Ihnen dringend rathen, ſogleich am Arm wie am Fuß zur Ader zu laſſen.“

„Weil ich ein bischen aufgedunſen bin?“ ſpottete der Herzog. „Ein paar Gläſer kohlenſaures Natron werden die Sache ſchon wieder in's Geleis bringen.“

„Monſeigneur,“ ſprach der Doctor ſehr ernſt. „Eine Aderläſſe iſt durchaus nothwendig. Fragen Sie Ihren eigenen Hausarzt, den Doctor Chirac, und Sie werden ſehen, er ſtimmt mir bei.“

„Glaubs wohl,“ lachte der Herzog; „aber ich werde mich wohl hüten, ihm die Frage vorzulegen. Apropos übrigens, Doctor,“ ſetzte er in einem andern Tone hinzu, „ſagten Sie mir nicht einmal ſelbſt, daß oftmaliges Aderlaſſen die Waſſerſucht zur Folge habe?“

„Ja, das ſagte ich,“ verſetzte Doctor Maréchal noch ernſter; „aber die Waſſerſucht iſt noch in weiter Ferne, während Sie, wenn Sie ſich nicht heute noch zwanzig Unzen Blut abzapfen laſſen,

ſchon in den nächſten paar Tagen ſo gewiß einen Schlagfluß bekommen, als ich hier vor Ihnen ſtehe."

„Lieber am Schlagfluſſe ſterben, als an der Waſſerſucht," ſagte der Herzog.

„Nun ſo ſterben Sie," rief der Doctor zornig und drehte ſich auf den Abſätzen um.

Dieſe Scene fiel, wie geſagt, am letzten November 1723 im Vorzimmer der Königlichen Wohnung zu Verſailles vor und genau zwei Tage ſpäter, am 2. Dezember, Abends ſieben Uhr war der Herzog von Orleans eine Leiche.

Um zwei Uhr an genanntem Tage — ich meine den 2. Dezember — ſtieg der Herzog in das Zimmer der Herzogin, ſeiner Gemahlin, hinab, um mit ihr nach ſeiner Gewohnheit Chocolade zu trinken.

„Mein Kopf," ſagte er zu ihr, als er neben ihr ſaß, „iſt ſehr eingenommen und ich fühle ein Drücken im Magen, als läge ein Stein darin."

„So würde ich mich zu Bett begeben und den Arzt rufen laſſen," erwiederte ſie ihm.

„Es geht nicht," verſetzte er. „Es liegen dringende Geſchäfte vor, die ich nothwendig mit dem Staatsrathe Couturier erledigen muß."

Gleich darauf, um halb drei Uhr, verließ der Herzog ſeine Gemahlin und begab ſich wieder in ſeine Zimmer hinauf. Um drei Uhr kam, wie es abgemacht war, der Staatsrath Couturier und Beide arbeiteten nun bis Abends ſechs Uhr angeſtrengt zuſammen. Jetzt ging Couturier und gleich darauf trat der vertraute Kammerdiener Renaud ein.

„Iſt die Frau Herzogin von Phalaris gekommen?" fragte ihn der Herzog von Orleans.

„Ja," erwiederte der Kammerdiener; „ſie wärmt ſich eben im großen Kabinet am Kamin und der Herr Großprior Chevalier d'Orleans leiſtet ihr Geſellſchaft."

Alſobald ſtand der Herzog von Orleans auf und begab ſich ins große Kabinet. Hier grüßte er die Frau von Phalaris äußerſt freundlich; dann aber wandte er ſich mit ſtrenger Miene an ſeinen

Sohn, den Chevalier, und kanzelte ihn wegen einiger muthwilligen Tollheiten, die derselbe begangen, tüchtig herunter. Nachdem er mit seiner Strafpredigt fertig, entließ er ihn und nun befand er sich mit seiner schönen Geliebten allein. Doch eigenthümlich — er näherte sich ihr nicht, sondern stellte sich an das knisternde Kamin, als ob es ihn fröre. Auch sprach er eine geraume Zeit über keine Sylbe.

„Was ist Ihnen, mein Freund?“ fragte endlich die Herzogin von Phalaris, welcher dieses lange Stillschweigen unheimlich zu werden anfing.

„Ich hatte schon heute Mittag ein ganz eigenthümliches Gefühl in der Magengegend,“ erwiederte er, „und dieß wiederholt sich jetzt. Es drückt mich dort unaufhörlich und es ist mir gerade, als wäre ein schwerer fremder Körper darinnen.“

„Sollte man nicht nach dem Doctor Chirac senden?“ meinte Frau von Phalaris.

„Pah, Doctor!“ sagte der Herzog verächtlich. „Die Aerzte verstehen alle nichts. Rufe mir lieber den Renaud, daß er mir ein paar Tropfen Zimmtliqueur gibt.“

Die Frau von Phalaris öffnete die Thüre in den Corridor und winkte den Kammerdiener herbei. Dieser aber zog sogleich eine kleine Flasche sehr starken Zimmtliqueurs, die er stets bei sich führte, hervor und reichte dem Herzog einen Löffel voll. Dann verschwand er wieder.

„Fühlst du dich jetzt besser, mein Freund?“ fragte nun Frau von Phalaris besorgt.

„Nicht viel,“ erwiederte der Herzog. „Aber ich hoffe es wird vorübergehen.“

Abermals trat eine Pause ein, während welcher der Herzog wie nachsinnend vor sich niedersah, und Frau von Phalaris fing an sehr unruhig zu werden, denn so hatte sie ihren Geliebten noch nie gefunden. Plötzlich fuhr sich Philipp d'Orleans mit der Hand über die Stirne und warf seiner Freundin einen ganz eigenthümlichen Blick zu.

„Glaubst du,“ fragte er sie äußerst ernsthaft; „glaubst du

ehrlich und redlich an einen Gott, und daß es nach diesem Leben eine Hölle und einen Himmel gibt?"

„Ja," erwiederte sie augenblicklich, doch nicht, ohne daß das größte Erstaunen über diese Frage in ihrem Gesichte zu lesen gewesen wäre. „Ja, ich glaube daran von vollem Herzen."

„Unglückliche," rief er nun, „wenn es so ist, wie magst du dann das sündhafte Leben führen, das du führst? Du mußt ja zur Hölle verdammt werden."

„Ich hoffe auf die gnadenreiche Barmherzigkeit Gottes," seufzte die Frau von Phalaris, und legte die Hände wie zum Gebet zusammen.

Nach diesem höchst sonderbaren Zwiegespräch stützte Philipp von Orleans seine beiden Ellenbogen auf die zwei Arme des Lehnsessels, in dem er saß, und neigte den Kopf weit nach vorn, als ob er abermalen in ein tiefes Nachsinnen versunken wäre. Plötzlich aber machte er eine Bewegung und stürzte kopfüber auf den Boden, wo er regungslos liegen blieb.

„Jesus, Maria und Joseph," schrie Frau von Phalaris und sprang dem Herzog zu Hülfe. Allein ihre Kraft war zu schwach, um ihn aufzurichten, und somit rannte sie nach der Thüre, um den Kammerdiener herbeizurufen. Er kam auch in der Minute und auf sein Geschrei hin kamen noch mehr Leute herbei, welche er sogleich nach einem Arzte fortschickte. Allein, wer sollte es glauben, in ganz Versailles war für diesen Augenblick kein Arzt aufzutreiben und erst nach zwanzig Minuten fand man in dem Kammerdiener der Frau Herzogin von Soubise Jemanden, der die Geschicklichkeit besaß, dem Herzog eine Ader zu öffnen. Es floß jedoch kein Blut mehr und der Körper hatte bereits jene Steifigkeit angenommen, welche den Tod verkündigt.

Ja, er war todt! Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein schnelles Ende gemacht, und eben als es sieben Uhr Abends schlug, hauchte er den letzten Athemzug aus. Jetzt wußte man endlich gewiß, daß in der Führung des Staats-Regiments eine Aenderung eintreten müßte!

Fünftes Buch:

Die vier Schweſtern Mailly-Neſle.

Erſtes Kapitel.

Der neue Premierminiſter.

Der Herzog von Orleans war todt; es mußte ein neues Regiment kommen. Er, der langjährige Regent und nachherige Premier, hatte den Schauplatz der Welt verlaſſen, und derjenige, den man den König nannte, zählte noch nicht einmal vierzehn Jahre. Er, der Knabe, konnte alſo nicht regieren, ſelbſt nicht wenn er gewollt hätte, ſondern ein Anderer mußte dieß in ſeinem Namen thun. Aber wer? wer? das war die große Frage, die jetzt zur Entſcheidung kommen mußte.

Um 7 Uhr Abends, am 2. Dezember 1723, alſo zur ſelben Stunde und an demſelben Tage, wo der Herzog von Orleans verſchied, ſaßen in einem Zimmer des Palaſtes von Verſailles zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, die vom Schickſal beſtimmt waren, von jetzt ab mehrere Jahre lang eine der gewichtigſten Rollen in der Geſchichte von Frankreich zu ſpielen, in ſehr vertraulicher Stellung bei einander. Er mochte ein Mann von höchſtens ein- oder zweiunddreißig Jahren ſein und der Kleidung, ſo wie der ganzen Tournüre nach gehörte er offenbar zu den höchſten Kreiſen. So vornehm er aber auch ausſah, ſo lag doch nichts beſonders Auszeichnendes in ſeinem Weſen, ſondern im Gegentheil

blickte ſein Auge matt und ohne Feuer, und auf ſeiner Stirne thronte weder Kapazität, noch Willenskraft. Ja, um ſeine etwas dicken Lippen ſpielte ſogar ein Zug von Rohheit, und die Zärtlichkeit, mit welcher er ſeine Nebenſitzerin behandelte, war offenbar rein ſinnlicher Natur. Dieſer Mann nun hieß Louis Henry, Herzog von Bourbon und Enghien, und ich ſtelle ihn dem Leſer vor als das Haupt des hochfürſtlichen Hauſes Condé. Für gewöhnlich übrigens gab man ihm nie ſeinen Familiennamen, ſondern man betitelte ihn vielmehr „Monsieur le Duc," das iſt „der Herr Herzog", denn dieſer Titel kam ſeit uralten Zeiten dem jeweiligen älteſten Prinzen der Familie zu, und er, der neben ſeiner geiſtigen Beſchränktheit eine gehörige Portion Hochmuth beſaß, ſah ſehr darauf, daß man ihn ſtets ſo anredete. Als ein Weſen ganz anderen Schlags erſchien gleich auf den erſten Blick die Dame, welche im Arme des Duc ruhte, und die ich dem Leſer hiemit als Frau Agnes, geborene Berthelot von Pleneuf, Gemahlin des Herrn Marquis von Prié, commandirenden Geeneralleutenants in der Provinz Languedoc, vor Augen führe. Sie war noch ſehr jung, kaum achtzehn Jahre alt, und beſaß neben einer äußerſt üppigen Büſte, welche ſie keineswegs viel zu verhüllen pflegte, einen wunderbar ſchlanken Wuchs, ſo daß man ihre Taille mit einer halben Armslänge umſpannen konnte. Hierin, in dieſer Körperſchöne, lag jedoch nicht ihre Hauptanziehungskraft, ſondern dieſe concentrirte ſich in ihren ſtrahlenden ſchwarzen Augen, welche jetzt von Witz und Laune ſprühten, während ſie ſich eine Weile darauf in wollüſtigem Sehnen halb ſchloſſen und dann nur noch das gen Himmel gewendete Weiße zeigten. Doch nicht bloß Wolluſt und Witz und Laune lag in dieſen Augen; nein, es lag noch viel mehr darin, wie insbeſondere Klugheit, Liſt, Berechnung und nebenbei viel Herrſch- und Rachſucht. Ja, ſelbſt etwas wie Geiz ſchien aus dieſen merkwürdigen Augen hervorzuleuchten und die ſchmale, ſpitzige Naſe deutete wohl auf dieſelbe ſchlimme Charaktereigenſchaft hin. Kurz, es war eine ſehr merkwürdige und jedenfalls geiſtig ſehr begabte Dame, dieſe Frau Marquiſe de Prié, und wenn ich nun den Leſer noch davon unterrichte, daß ſie ſchon im erſten halben Jahre nach ihrer Verheirathung

ihren Gemahl verließ, um mit dem Duc de Bourbon, den sie natürlich vollständig beherrschte, ohne daß er es auch nur merkte, im luxuriösesten Vollauf zu leben, so habe ich ihm meines Wissens Alles gesagt, was er zum Verständniß des Nachfolgenden zu wissen braucht.

Also der Herzog von Bourbon saß am 2. Dezember 1723 um sieben Uhr Abends mit der Frau Marquise de Prié in dem Zimmer, welches die letztere als Palastdame bewohnte, im Schlosse zu Versailles im zärtlichsten Tête à Tête beisammen, als plötzlich ein ganz tolles Rennen im Corridor außen sich hören ließ.

„Was Teufel soll denn das bedeuten, Agnes?" rief der Herzog. „Ich glaube, die Leute sind toll geworden oder vielleicht ist dem Könige etwas passirt."

Mit diesen Worten sprang er auf und eilte in den Corridor hinaus; hier aber erfuhr er augenblicklich, um was es sich handle, nämlich darum, daß der Herzog von Orleans soeben an einem Schlagfluß verstorben sei. Weder er, noch seine schöne Geliebte wollten im Anfang der Nachricht Glauben schenken, und der Duc schickte daher seinen Kammerdiener in den andern Flügel des Schlosses hinüber, wo die Appartements des Herzogs von Orleans lagen. Wie sich nun aber nach des Kammerdieners Zurückkunft das zärtliche Paar überzeugte, daß das gemeldete Factum durchaus nicht zu bezweifeln sei, so sahen Beide eine Zeitlang wie gelähmt aus, denn ein solch' schneller Tod muß nothwendig auf Jedermann einen mehr oder minder tiefen Eindruck machen. Doch faßte sich die Frau Marquise von Prié schon nach wenigen Minuten wieder und ihr dunkles Auge glänzte sogar noch viel heller, denn zuvor.

„Höre Duc," sagte sie, indem sie des Herzogs Hände ergriff; „ich habe einen Gedanken."

„Einen Gedanken?" erwiederte er mit einem ganz matten Blicke. „Das könnt' ich just eben nicht von mir sagen; aber laß immerhin hören."

„Das ist ein wahrer Fingerzeig vom Himmel," fuhr sie fort, „daß du mich heute hier in meinem Zimmer besucht hast, statt daß ich, wie sonst immer, zu dir in dein Hotel nach Paris kam.

In letzterem Fall hätten wir den Tod des Herzogs von Orleans erſt vielleicht nach Stunden erfahren, während wir jetzt die Nachricht ſogleich aus erſter Hand haben."

„Hm," meinte der Duc; „dieß hätte nach meiner Anſicht auch nicht viel zu bedeuten gehabt."

„So?" ſagte die Frau Marquiſe trocken; „es könnte ſich eben doch anders verhalten. Alſo, mein Theurer, höre mich an. Du wirſt jetzt gleich, wie du gehſt und ſtehſt, zum Könige eilen, und ihm dein Beileid über den gehabten Verluſt bezeugen."

„Jetzt gleich?" rief der Duc. „Das hat doch auch noch Zeit bis Morgen."

„Nein," erklärte die Frau Marquiſe in ſehr beſtimmtem Tone, „das hat keine Minute länger Zeit, denn ſonſt könnten wir leicht zu ſpät kommen. Alſo du condolirſt dem Könige und thuſt es mit einer ſo jämmerlichen Miene, als du nur annehmen kannſt. Dann, wenn das vorüber iſt, verlangſt du von Seiner Majeſtät, daß er dich anſtatt des Verſtorbenen an ſeine Seite als Premierminiſter berufe."

„Was?" ſchrie der Herzog von Bourbon-Condé, indem er wie aus den Wolken gefallen zurückfuhr. „Ich ſoll den König bitten, mich zum Premier zu machen? Meine Theure, ich glaube, du biſt verrückt; ich habe mich noch nie um Staatsgeſchäfte bekümmert und will mir auch künftig das Leben nicht mit ſo dummem Zeug verbittern."

„Wie du nur ſchwatzen magſt!" lächelte die ſchöne Agnes, indem ſie den Duc mit der einen Hand umfaßte und ihm mit der andern die Wangen ſtreichelte. „Ich habe deinen ſcharfen Verſtand und tiefen politiſchen Blick von jeher bewundert und du wirſt alſo einen ganz ausgezeichneten erſten Miniſter abgeben. Ueberdem biſt du jetzt nach dem Tode des Herzogs von Orleans, weil deſſen Sohn zur Zeit noch nicht volljährig iſt, der erſte Prinz von Geblüte, und kannſt alſo außer dem Könige ſelbſt Niemanden dulden, der über dir ſtehe. Folglich mußt du ſchon deiner Ehre halber auf der Premierſchaft beſtehen; was aber die Geſchäfte ſelbſt anbelangt, nun, mein lieber theurer Freund, die

brauchen dir keine Angst zu machen, denn der Premierminister ist nur dazu da, um zu befehlen, und überträgt alles Weitere seinen Staatssekretären. Auch werde ich dir zur Seite stehen und dir dein Amt so sehr erleichtern, daß du dessen Last gar nicht spüren sollst. Im Gegentheil wirst du bald das größte Vergnügen darüber empfinden, wenn du fühlst, daß ganz Frankreich sich nach deinem Willen richten muß, dieweil nichts süßer ist, als die halbe Welt unter seinen Füßen zu haben."

Also sprach die Frau Marquise de Prié zu dem Herzog Louis Henry von Bourbon-Condé-Enghien und sie wußte ihre süßen, einschmeichelnden Reden so sehr mit nicht minder süßen und einschmeichelnden Blicken und Gesten zu begleiten, daß ihr Geliebter sich ohne weiteres überreden ließ, das zu thun, was sie von ihm haben wollte. Ja noch mehr, daß er sogar überzeugt wurde, es stecke ein großmächtiger staatsmännischer Geist in ihm! Demgemäß eilte er sofort zum Könige und brachte demselben sein Anliegen in so beredten Worten, als er nur irgend auftreiben konnte, vor. Letzterer aber, dem man soeben erst den plötzlichen Tod des Herzogs von Orleans hinterbracht hatte, war von der Bitte des Duc so überrascht, daß er denselben mehrere Minuten lang ganz verblüfft ansah, ohne ihm irgend eine Antwort zu ertheilen. Der Duc wiederholte daher seine Bitte noch dringlicher, als zuvor, und erklärte zugleich, er würde sich geradezu zurückgesetzt fühlen, wenn ihm der König nicht den Posten des dahingeschiedenen Premier anvertraute. Hiedurch wurde Seine Majestät noch verblüffter und warf seinem Erzieher, dem Bischof Fleury von Frejus, der sich ebenfalls im Zimmer befand, einen fragenden Blick zu.

„Sire," erwiederte der Bischof auf diese stumme Anfrage, „die Ernennung des Herrn Herzogs zum leitenden Staatsminister dürfte ganz den Interessen Ihrer Majestät entsprechen, so wie der Herr Herzog sich mit Staatsräthen umgibt, welche hinlänglich Talent und Arbeitskraft besitzen, um die Regierungsgeschäfte auf die richtige Art zu besorgen."

„Gewiß werde ich das," erklärte der Herzog, „und Eure Majestät dürfen darüber nicht den mindesten Zweifel hegen."

„Beſonders," fuhr der Biſchof fort, „dürfte es angemeſſen ſein, den Staatsrath Le Blanc, einen der tüchtigſten Staatsmänner, die je exiſtirten, alſobald wieder zu reactiviren, denn er wurde unter dem letzten Miniſterium nur entlaſſen, weil der Cardinal Dubois ihn aus ganz ungerechtfertigten Gründen perſönlich haßte. Ich hoffe, Sie ſind auch dieſer Anſicht, Herr Herzog!"

„Ich?" rief Monſieur le Duc, der gar nicht einmal recht verſtanden hatte, was der Biſchof von Frejus von ihm wollte. „Gewiß bin ich dieſer Anſicht, wie ich überhaupt die erleuchteten Rathſchläge des Herrn Biſchof ſehr zu ſchätzen weiß."

„Wohl, wohl," ſagte jetzt der König, als der Biſchof von Frejus zufrieden nickte; „ich ſehe, daß Alles in der beſten Ordnung iſt, und ſomit ernenne ich Sie, mein Vetter, von der jetzigen Stunde an zum Premier des Miniſteriums, das Sie ſofort bilden werden."

„Dann," rief der Duc, auf's höchſte erfreut, da er ſich ſo ſchnell am Ziel ſeiner Wünſche ſah; „dann erlauben Eure Majeſtät, daß ich Ihnen ſogleich den Eid der Treue ablege."

Mit dieſen Worten beugte er ein Knie vor Ludwig XV. und ſprach den gewöhnlichen Eid, der beim Antritt eines Amtes abzulegen iſt. Damit hatte die Scene ein Ende und der Herzog beurlaubte ſich bis auf den andern Tag, wo er zum erſten Mal vor ſeiner Majeſtät Vortrag zu halten hatte.

Wie ein Lauffeuer machte die Nachricht, daß Monſieur le Duc zum Premier ernannt worden ſei, die Runde durch die Stadt Paris und die meiſten Bewohner erfuhren ſie in derſelben Minute, in welcher man ſie von dem ſchnellen Tode des Herzogs von Orleans unterrichtete. Der Eindruck, den dieſe Nachricht machte, war natürlich nicht überall der gleiche und wenn die Einen meinten, es werde jedenfalls beſſer kommen, als es bisher geweſen ſei, ſo zuckten die Andern verächtlich die Achſeln, als ob ſie ſagen wollten, der Duc beſitze durchaus nicht die Fähigkeit, einen ſolchen Poſten zu begleiten. Es kann mir nun übrigens natürlich nicht einfallen, die Urtheile, welche die Leute fällten, einzeln zu regi-

ſtriren und es hätte ſolches auch gar kein Intereſſe für den Leſer; allein Eines muß ich doch konſtatiren, nämlich das, daß die Partei der Jeſuiten über dieſe Ernennung auf's höchſte erbost war, und warum ſie es war, erſehen wir am beſten aus einer Unterredung, welche der Biſchof von Frejus noch am ſelben Tage, da der Duc zum Premier ernannt wurde, mit dem Pater de Brumère, dem Beichtvater des jungen Königs, hatte.

Es mochte Abends neun Uhr ſein, und der Biſchof war eben im Begriff, zur Ruhe zu gehen, was er gewöhnlich ſehr frühe that, als der genannte Jeſuitenpater ihn noch ſehr dringend zu ſprechen verlangte.

„O, mein Bruder, was haben Sie gemacht?“ ſagte der Pater, indem er dem Biſchof mit trauriger Miene die Hand reichte. „Mein ganzer Orden iſt auf's höchſte beſtürzt, denn es kann mit Beſtimmtheit vorausgeſehen werden, daß uns wieder große Trübſale bevorſtehen.“

„Ich begreife,“ erwiderte der Biſchof. „Sie ſpielen darauf an, daß der Duc de Bourbon-Condé gerade nicht als ein Freund der Societät Jeſu gilt, und meinen, dieſe Ihre Societät, welche bei uns in Frankreich kaum erſt wieder zur Geltung gekommen iſt, könnte leicht durch die beſagte Premierſchaft des Duc benachtheiligt werden? Nicht wahr, das iſt Ihre Anſicht?“

„Ja freilich iſt das meine Anſicht,“ rief der Pater, „und nicht blos die meinige, ſondern die aller meiner Ordensbrüder. Wir beſitzen es ſozuſagen ſchwarz auf weiß, daß der Duc de Bourbon-Condé uns gründlich haßt und daß, was noch weit mehr beſagen will, denn mit dem bornirten Herzog wollten wir zur Noth ſchon fertig werden, — daß, ſage ich, ſeine geliebte de Prié uns ſeit ihrem Zerwürfniß mit ihrer Mutter geradezu den Krieg angekündigt hat. O das ſind traurige, äußerſt traurige Ausſichten für den Orden Jeſu, und ich glaube, wir ſind daher ganz im Rechte, wenn wir Ihnen, unſrem Freunde und Gönner, auf den wir ſo großes Vertrauen ſetzten, Vorwürfe darüber machen, daß Sie die Premierſchaft des Duc nicht verhindert haben.“

„Nicht verhindert?“ verſetzte der Prälat, ſein Auge demüthig

zu Boden schlagend. „Mein Gott, wie wäre mir das möglich gewesen?“

„Wie?“ war die Antwort des Paters. „Nun, das brauche ich einem so durch und durch klugen Mann, als Sie sind, nicht zu sagen. Sie hätten sich gleich in dem Augenblicke, als Sie von dem Tode des Herzogs von Orleans Kunde erhielten, selbst beim Könige um die Premierschaft bewerben sollen und da Sie bei dem jungen Monarchen Alles gelten, so würden Sie keine abschlägige Antwort erhalten haben.“

„Mein lieber Pater,“ lächelte der Bischof, „bedenken Sie doch, daß ich bereits zwei Monate über die Siebzig hinaus bin. In einem solchen Alter begehrt man nicht mehr, Premierminister zu werden, und hat auch nicht mehr die Kraft, eine solche Stelle zu versehen. Abgesehen übrigens hievon, so haben Sie Eines vergessen, das nehmlich, daß fast schon in derselben Minute, in welcher wir den Todesfall erfuhren, der Duc de Bourbon-Condé beim Könige eintrat, und daß ich in Folge dessen dem Herzog unmöglich hätte zuvorkommen können, selbst wenn ich gewollt hätte. Doch, glaube ich, dürften Sie sich wegen der Zukunft beruhigen, denn ich habe den Duc zu dem Versprechen gebracht, den Staatsrath Le Blanc wieder in's Ministerium zu berufen, und dieser ebenso scharfsehende als energische Mann, der Ihrem Orden sehr hold ist, wird jede Maßregel zu verhindern wissen, welche Ihre Interessen schädigen könnte.“

„Und das wäre wirklich Ihr Ernst?“ rief der Pater de Brumères mit unverkennbarem Erstaunen. „Sie könnten in Wahrheit glauben, daß der Duc den Le Blanc wieder als Staatssecretär anstellen wird?“

„Er gab,“ erwiederte der Bischof ruhig; „er gab das Versprechen vor dem Könige, und folglich muß er es auch halten.“

Das Gesicht des Paters verzog sich häßlich und er lachte dem Bischof auf eine fast beleidigende Weise in's Gesicht. „Ja wohl,“ sagte er darauf, „er wird sein Wort halten, sowie Madame de Prié es zuläßt. O mein ehrwürdiger Bruder, Sie kennen die Weiber nicht; Sie wissen nicht, wie unumschränkt diese teuflische

Marquise den Herzog beherrscht, und wissen ferner nicht, wie furchtbar groß der Haß ist, den dieses Weib auf den Staatsrath Le Blanc geworfen hat."

„Aber," warf der Bischof etwas verlegen ein, „so viel ich weiß, besitzt Le Blanc die Schwäche, sich von Madame Berthelot de Pleneuf beeinflussen zu lassen, und Madame de Pleneuf ist ja die leibliche Mutter der Marquise de Prié. Folglich....."

Weiter konnte der Bischof nicht sprechen, denn der Pater lachte jetzt noch lauter und höhnischer als zuvor. „Wahrhaftig," rief derselbe, „man sollte meinen, Sie lebten tausend Stunden von Paris entfernt, so wenig kennen Sie die hiesigen Verhältnisse. Freilich hat Frau Berthelot de Pleneuf, die Herzensdame des Herrn Le Blanc, die Ehre, die Mutter der Frau Marquise de Prié zu sein, aber trotz dieser allernächsten Blutsverwandtschaft hassen sich die Beiden tödtlich und sie wären im Stande, sich gegenseitig Gift zu geben. Glauben Sie mir also, so lange die Marquise De Prié die Geliebte des Duc bleibt, so lange wird Herr Le Blanc nicht zurückberufen."

„Mein Gott," sagte jetzt der Bischof von Frejus sehr kleinlaut, „wer sollte das für möglich halten? Mutter und Tochter in Todfeindschaft und diese Todfeindschaft auf alle die übergetragen, die mit ihnen in näherer Verbindung stehen! Das sind allerdings böse Nachrichten und es wird daher noththun, daß wir fest zusammenhalten, um etwaigen Uebergriffen des Duc einen Damm entgegenzusetzen."

Eine kleine Pause trat ein, während welcher der Pater de Brumères tief nachsinnend zu Boden sah. „Gut, wenn Sie dieß einsehen," meinte er endlich, dem Bischof einen durchdringenden Blick zuwerfend. „Es ist ein großer Fehler begangen worden, aber es gibt keinen, der nicht im Verlaufe der Zeit zu repariren wäre. Sie wollen also auf Leben und Sterben zu uns stehen?"

„Sie dürfen sich," erwiderte der Bischof, „unter allen Umständen auf mich verlassen. Hier meine Hand drauf."

Sie gaben sich gegenseitig die Rechte und als sie sich gleich darauf von einander verabschiedeten, geschah es in einem viel

besseren Einverständniß, als man noch vor wenigen Minuten hätte vermuthen können.

Der Leser wird nun übrigens begierig sein, etwas Näheres darüber zu hören, woher denn der so überaus naturwidrige Haß zwischen der Frau von Pleneuf und der Frau Marquise von Prie, ihrer Tochter, entstanden sei, und ich will ihm darüber mittheilen, was ich habe in Erfahrung bringen können. Der Herr Berthelot von Pleneuf war vor Zeiten Lieferant bei der Armee gewesen und hatte sich, als solcher, bedeutender Unterschleise schuldig gemacht. Aus Grund dessen verfiel er der vom Herzog von Orleans anno 1715 beim Antritt der Regentschaft eingesetzten „Kammer der Gerechtigkeit", und diese, von der weiter oben die Rede gewesen ist, verurtheilte ihn zu einer längeren Gefängnißstrafe nebst einem Schadenersatze von einer Million und fünfmalhunderttausend Livres. Solcher Strafe zu entgehen, floh Berthelot von Pleneuf nach Turin und mehrere Jahre hindurch hatte er durchaus keine Aussicht, straffrei zurückkehren zu können. Da, im Jahre 1719, bekam seine inzwischen zu beinahe vierzehn Jahren herangewachsene Tochter Agnes durch Zufall einen Brief von ihm, den er an ihre Mutter geschrieben hatte, in die Hände und in diesem Briefe stand, daß der damalige Chef des Kriegsdepartements, der Staatssecretär Claude Le Blanc, der einzige Mann sei, welcher seine — Berthelots de Pleneuf — Begnadigung bewirken könne. Darum solle sie, die Frau Agnes-Rioult, die Gattin Berthelots, alle Thüren aufstoßen, um den genannten Staatssekretär günstig zu stimmen, und selbst ein persönliches Opfer nicht scheuen, so bald es zum Ziele führe. Fräulein Agnes las den Brief zwei Mal und besah sich dann im Spiegel. Sie fand, daß sie eine zwar noch nicht ganz aufgeblühte, aber doch für ihr Alter schon ziemlich üppigentwickelte Rose sei, und daß sie somit immerhin hoffen dürfte, auf ein nicht ganz unempfängliches Männerherz Eindruck zu machen. Nun erkundigte sie sich nach Herrn Le Blanc, und da er der öffentlichen Meinung nach ein dem weiblichen Geschlechte ganz und gar nicht abholder Mann sein sollte, so beschloß sie frischweg auf seine Eroberung loszugehen. Hatte sie ihn aber er-

obert, ei natürlich, dann konnte er ihr die Begnadigung ihres Vaters nicht abschlagen und wer weiß, was sonst noch für Vortheile aus einer solchen Liaison hervorgiengen. Also calculirte Fräulein Agnes de Pleneuf und der Leser darf sich gar nicht darüber verwundern, daß ein noch nicht vierzehnjähriges Mädchen sich bereits mit solchen Gedanken tragen konnte, denn zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war im liederlichen Paris die Frühreifheit an der Tagesordnung und schon Kinder wurden in Dinge eingeweiht, welche unter gesitteteren Verhältnissen kaum erwachsene Damen kennen. Nachdem nun übrigens die kleine Agnes ihren Entschluß einmal gefaßt hatte, wollte sie mit der Ausführung desselben nicht mehr zögern und sie gieng also eines Morgens zu ihrer Mutter, um ihr zu sagen, daß sie dießmal die Messe in einer etwas entfernteren Kirche hören werde. Damit sollte ihr etwaiges längeres Ausbleiben bemäntelt werden; allein sie fand, daß ihre Mutter bereits ausgegangen sei und somit kann sie ganz leicht über die Verlegenheit der Lüge hinweg. „Ein guter Anfang," dachte sie, und trippelte sofort der Privatwohnung des Herrn Staatssecretär Le Blanc zu, welche sie vorher genau erkundet hatte. Dort angekommen, erfuhr sie vom Portier, daß der Herr Staatssecretär noch nicht auf sein Bureau gefahren sei, und dieß schien ihr ein zweites gutes Anzeichen. Flüchtigen Fußes eilte sie die Treppe hinauf und wurde sofort von einem Bedienten in Empfang genommen. „Der Herr Staatssecretär ist für den Augenblick beschäftigt," sagte ihr derselbe, „aber treten Sie nur einstweilen in das Vorzimmer. So bald Seine Excellenz frei sein wird, melde ich Sie im Augenblicke." Sie trat in das Vorzimmer, das der Bediente wieder hinter ihr schloß, und setzte sich auf auf einen der dort stehenden Sessel. Geduldig wartete sie eine Zeitlang, allein weil es so gar still um sie her war, fieng es ihr an etwas unheimlich zu werden. Zugleich mochte sie wohl auch die Neugierde plagen, und weil eine in ein Nebenzimmer führende Thüre weit auf stand, gieng sie auf den Zehenspitzen dieser Thüre zu, um in das Nebenzimmer zu schauen. Es war ebenfalls leer und sie gieng also hinein. Uebrigens gabs da außer einer hübschen

Möblirung nicht viel Merkwürdiges zu ſehen und ſomit wollte ſie ſich ſchon wieder zurückziehen, als ihr Blick durch eine weitere, ebenfalls offen ſtehende Thüre in ein drittes Zimmer fiel. Wie ward ihr aber da, als ſie dieſes Gemach überſchaute! Etwas Prächtigeres, Ueppigeres hatte ſie noch nie geſehen. Ringsum breite, ſchwellende Divans; an den Wänden herrliche Gemälde in prachtvollen Rahmen; die Decke ſelbſt ein großes Frescobild, einen Gott vorſtellend, der eine Göttin im Arme hielt; die Fenſter von dichten Vorhängen verhüllt, welche bis auf den Boden hinabreichten! Sie konnte der Neugierde nicht widerſtehen, ſondern mußte auch dieſes Zimmer betreten, um Alles in der Nähe in Augenſchein zu nehmen. Kaum aber hatte ſie den Anfang damit gemacht, ſo hörte ſie Tritte, welche ſich raſch näherten, und in ihrer ſchrecklichen Verlegenheit ſchlüpfte ſie hinter einen der langen Vorhänge, durch welchen ſie vollſtändig geborgen wurde. Einen Augenblick ſpäter öffnete ſich eine Tapetenthüre, und hereintrat ein Herr, welcher eine Dame umſchlungen hielt. Den Herrn, einen Mann von etwa fünfzig Jahren, der ſich jedoch ſehr gut conſervirt hatte, erkannte ſie nicht, aber der Beſchreibung nach, die man ihr von Herrn Le Blanc gegeben, konnte es kein anderer ſein als dieſer; die Dame dagegen — ach der kleinen Agnes klopfte das Herz zum Zerſpringen und ſie mußte ſich am Fenſtergeſims halten, um nicht zu Boden zu ſinken — die Dame war niemand anders, als ihre eigene Mutter. Ja es war wirklich Frau Agnes Rioult, geborene Douilly, die Gemahlin des Herrn Etienne Berthelot de Pleneuf, ein Weib, das damals in der Reife ihrer Schönheit — ſie zählte zwei und dreißig Jahre — ſtand, und dieſes Weib hielt der Staatsſecretär Le Blanc umſchlungen! Doch ich ſchweige über das, was nun in der nächſten Viertelſtunde in dem beſagten Zimmer vor ſich gieng, und bemerke nur, daß die kleine Agnes von ihrem Verſtecke aus Alles mit anſah. Ja, daß ſie es mit anſah, ohne ſich zu verrathen, was gewiß von einer großen geiſtigen Kraft zeugt! Nach der genannten Viertelſtunde zog ſich Herr Le Blanc mit ſeiner Dame durch die Tapetenthüre zurück und jetzt, da die kleine Agnes das Feld rein wußte, ſtürzte ſie ſo

haſtig durch die Zimmer hindurch der Treppe zu, daß man hätte glauben können, ſie ſei toll geworden. Vierzehn Tage ſpäter erhielt Herr Berthelot von Pleneuf ein Decret, welches ſeine vollſtändige Begnadigung enthielt, und er kehrte ſofort in der Mitte Octobers 1719 von Turin nach Paris zurück. Mehr noch, der Herr Staatsſecretär Le Blanc ernannte ihn im November jenes Jahres zum außerordentlichen Generalkriegszahlmeiſter und dieſes Amt war ſo einträglich, daß Herr von Pleneuf natürlich nichts dagegen hatte, wenn ſeine Gattin fortfuhr, die zärtliche Freundin des Herrn Le Blanc zu bleiben. Die kleine Agnes dagegen verzieh ihrer Mutter dieſe „Freundſchaft" nie, ſondern ſie faßte vielmehr ſowohl gegen ſie, als gegen Herrn Le Blanc den ſchrankenloſeſten Haß, und natürlich konnte nun Frau von Pleneuf, die auch ihre gehörige Portion Galle beſaß, nicht umhin, ihrer Tochter Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Unter ſolchen Umſtänden wird es nun der Leſer begreiflich finden, warum der Pater de Brumères mit ſo großer Beſtimmtheit behaupten konnte, ſo lange Madame de Prie Einfluß auf den Duc habe, ſo lange werde dieſer nie dazu gebracht werden können, den Staatsſekretär Le Blanc zu reactiviren, und es verging auch in der That ein Tag um den andern, ohne daß der Duc daran dachte, ſein gegebenes Wort einzulöſen. Endlich erinnerte ihn der Biſchof von Frèjus daran und wandte ſich dann, weil er nur eine ausweichende Antwort erhielt, an Seine Majeſtät den König ſelbſt. Der junge Monarch hörte die Beſchwerde ſeines Erziehers ruhig an, erwiderte aber nach ſeiner Gewohnheit keine Sylbe. Dagegen ſchickte er ſogleich nach dem Duc, und dieſer eilte in der Minute herbei.

„Wie iſt's mit Le Blanc?" fragte Ludwig XV. kurzweg.

„Majeſtät," erwiderte der Duc ohne ſich zu beſinnen, denn er war auf dieſe Frage durch ſeine kluge Marquiſe de Prie längſt vorbereitet; „Majeſtät, der Kardinal Dubois hat ſeiner Zeit den Staatsſekretär Le Blanc entlaſſen, weil Grund vorhanden war zu glauben, daß derſelbe an dem Bankerott des Generaleinnehmers La Jonchère mitbetheiligt ſei, und eben jetzt haben ihn die vier

Gebrüder Paris, die größten Bankiers unserer Zeit, angeklagt, dem Staate eine Summe von zwölf Millionen unterschlagen zu haben. Ich komme nun Eure Majestät zu fragen, ob diese Sache des Nähern untersucht oder ob sie niedergeschlagen werden soll."

„Jedes begangene Verbrechen muß untersucht und bestraft werden," erwiderte der junge Monarch in sehr bestimmter Weise.

„Gut, Sire," versetzte sofort der Duc, indem er sich ehrfurchtsvollst verneigte; „ich werde dem Befehl Eurer Majestät strengstens nachkommen, und bitte deßhalb unterthänigst, den Verhaftsbefehl gegen Le Blanc, den ich Ihnen hiemit vorlege, allergnädigst zu unterzeichnen."

Wie aus den Wolken gefallen stand der Bischof von Fréjus da und all' sein Blut trat ihm zum Herzen zurück; der König aber ergriff eine Feder und unterzeichnete den Verhaftsbefehl, ohne ein Wort zu verlieren.

Am Abend dieses Tages begab sich der Bischoff von Frèjus zum Pater-Beichtvater des Königs und erzählte ihm den Hergang mit kummervoller Miene.

„Die Anklage," erwiderte de Brumères nach längerem Nachsinnen; „die Anklage gegen Le Blanc ist falsch und wird sich vor Gericht als falsch erweisen; allein eine bessere Kriegslist, um unsern Freund als Minister unmöglich zu machen, hätte man gar nicht erfinden können, und jetzt bleibt uns nichts mehr übrig, als auf den Sturz des Duc selbst hinzuarbeiten. Er muß fort, um Ihnen Platz zu machen, und dieß zu bewerkstelligen müssen wir eine große Coalition in's Leben rufen. Eine Coalition, sage ich, welche stark genug ist, ihn bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit für immer aus dem Sattel zu heben."

Mit diesem Vorsatze beruhigten sich die beiden frommen Verbündeten vor der Hand und wir werden im nächsten Kapitel sehen, ob es ihnen gelang, ihre Absichten durchzuführen. Für jetzt aber finden wir es am Platze, mit ein paar Zeilen zu dem verstorbenen Herzog von Orleans zurückzukehren. Kaum war er todt, so ergoß sich Alles in den heftigsten Schimpfreden über ihn, und es gab kein Laster und keine Schlechtigkeit, die man ihm nicht aufgebürdet

hätte. An seine vielen Vorzüge dagegen fiel es keinem Menschen mehr ein auch nur zu denken, und selbst diejenigen, welche bisher nur von seiner Gnade gelebt hatten, gefielen sich darin, kein gutes Haar an ihm zu lassen. Ein Zufall gab diesen Schimpfereien neue Nahrung. Als man nehmlich am 7. Dezember das Herz aus dem Leichnam herausschnitt, um es, einem alten Familienherkommen gemäß, in einer Kapsel wohlverschlossen nach der Abtei Val de Grace zu bringen, schnappte eine dänische Dogge, ein Lieblingshund des Verstorbenen, welche in diesem Augenblicke in's Zimmer gesprungen kam, nach demselben — es lag eben auf dem Seziertisch — und verzehrte es, ehe man ihm den Raub abjagen konnte, zu drei Viertheilen. Gräßlich! Noch nie dagewesen! Nur einem Verfluchten konnte ein solches Mißgeschick begegnen! Mit so schlimmen Worten nun übrigens die Leute über dem Todten zu Gericht saßen, so strömte doch alle Welt herbei, als man den Leichnam am 16. Dezember Abends zehn Uhr bei hellem Fakelschein nach der Gruft von St. Denys beförderte, und in der That fiel auch die Ceremonie so pompös wenn nicht noch pompöser aus, als die Bestattung Ludwigs XIV.

Zweites Kapitel.

Eine Palaſtrevolution.

Vergeblich, wie wir geſehen, war der Verſuch geweſen, den Staatsrath Le Blanc in's Miniſterium zu bringen, und vergebens hatte alſo die Jeſuitenparthei gehofft, durch ihn und ſeine große geiſtige Ueberlegenheit ſich das Uebergewicht zu erhalten, welches ihr durch die Creirung des Abbé Dubois zum Kardinal vor kurzem erſt geworden war. Ja, jener Verſuch hatte ſogar, traurig genug, damit geendigt, daß Le Blanc in's Gefängniß geworfen wurde, um ſich wegen einer ihm zur Laſt gelegten großartigen Unterſchlagung zu verantworten, und darin lag für den Duc offenbar Urſache genug, triumphirenden Blickes einherzugehen. Er hielt aber auch den Kopf hoch genug empor, der neue allmächtige Premierminiſter; denn er wähnte ein zweiter Richelieu zu ſein und fühlte es nicht einmal, daß er ſelbſt eigentlich gar nichts galt, ſondern daß allein „ſie“ regierte, ſie, die ſchöne herrſchſüchtige Marquiſe de Prié. Und wie regierte ſie! Frankreich mußte unter der Mätreſſenzeit Ludwigs XIV. viel Schlimmes und Herbes durchmachen, und dieſes Schlimme und Herbe war unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans ſicherlich nicht vermindert worden; aber ſo arg hatte früher nie ein

weibliches Wesen gewirthschaftet und so schwer lag früher nie die Zuchtruthe einer Mätresse über Frankreich. Was sie nur wollte oder wünschte, mußte geschehen, und wenn es selbst das Unsinnigste gewesen wäre! Alle Stellen wurden von ihr vergeben, alle Posten von ihr besetzt! Aber nicht nach Verdienst fragte sie dabei, sondern nur nach ihrer Laune und Willkühr, so wie noch mehr nach dem Preise, den man ihr dafür bezahlte! Ja ihre Verhöhnung des Rechts ging dabei so weit, daß sie Knaben von 15 Jahren zu Präsidenten machte, und nicht minder schamlos ging es bei den Absetzungen zu! Und dazu noch der bittere Spott und Hohn, mit dem sie ihre schlimmen Handlungen zu begleiten pflegte! Wahrhaftig dieser Hohn schnitt noch tiefer ein, als die böse That selbst, und schon ein einziges Beispiel wird dieß beweisen. Im Sommer 1724 regnete es fast beständig, und es herrschte daher eine große Furcht vor einer vollständigen Mißernte. Somit ordnete der Clerus außerordentliche Prozessionen an, um den Himmel um Sonnenschein anzuflehen, und alle Welt betheiligte sich an diesen Prozessionen. „Ha," lachte da die Marquise de Prie; „das Volk von Paris ist närrisch geworden. Kniefällig fleht es zur heiligen Genovefa, damit sie bei unserem Herrgott eine Fürbitte einlege, und doch sollte endlich in Frankreich Jedermann wissen, daß ich es bin, die Regen und Sonnenschein macht." Ja wohl, sie machte Sonnenschein und Regen und dazwischen hinein auch Sturm und Hagel mit Donner und Blitz und vielem anderem Unwetter!

Wenn nun aber Madame de Prie ihre unumschränkte Herrschaft über den Duc auf die besagte Art gebrauchte oder vielmehr mißbrauchte, so kann man sich wohl denken, daß sie sich und ihrem Geliebten dadurch keine große Anhängerschaft erwarb, und es fiel daher den beiden Verbündeten, dem Bischof von Frejus und dem Pater de Brumères nicht schwer, die beschlossene Anti-Duc-Coalition zu Stande zu bringen. An die Spitze derselben stellten sich viele vornehme Herren und Damen, und darunter als die hervorragendsten: der bisherige Herzog von Chartres, jetzt Herzog von Orleans, der einzige Sohn und Erbe des verstorbenen Herzogs von Orleans, dann der Prinz von Conti, der Herzog von Maine, der Graf von

Toulouse, sowie die Marschälle von Villars und von Estrées. Dem Herzoge von Orleans nämlich wurmte es unendlich, daß ihm der Herzog von Bourbon-Condé vorgezogen worden war, während ihm doch, so bald er vollends volljährig war — er zählte im December 1723 neunzehn ein halb Jahr —, der erste Rang in Frankreich nach dem Könige zukam; der Herzog von Maine aber und der Graf von Toulouse haßten den Duc schon von lange her, weil dieser sich ihrer Gleichstellung mit den Prinzen von Geblüt stets auf's heftigste wiedersetzt hatte, und so gab es für jeden dieser hohen Herrn einen besonderen Grund, warum sie der von den Jesuiten angeregten Coalition mit allem Eifer beitraten. Doch ihr Eifer nützte sie nicht viel und eben so wenig ihr vornehmer Stand; denn sie konnten es nicht einmal dahin bringen, daß ihr Schützling Le Blanc freigelassen wurde, und das Ohr des Königs blieb ihnen beharrlich verschlossen. Diesen jungen Fürsten hatte jetzt, zu Anfang des Jahres 1724, nachdem er die Vierzehn hinter sich hatte, mit einem Male eine ganz außerordentliche Jagdlust erfaßt, und er streifte ganze Tage in den Wäldern von Meudon und Chantilly umher. So lange er aber jagte, konnte er natürlich nicht an Regierungsgeschäfte denken, und so überließ er denn alles getrost dem Duc, recht herzlich froh, wenn dieser nichts von ihm wollte, als die Unterschrift seines Namens.

Doch nicht blos nicht vorwärts kam die bewußte Anti-Duc-Coalition mit ihren Plänen, sondern es schien sogar, als ob sie gänzlich unterliegen sollte. Selbstverständlich nehmlich konnte das geheime Wühlen dieser Parthei dem Duc und seinen Anhängern nicht lange verborgen bleiben und die entschlossene Madame de Prié drang also darauf, energisch gegen dieselbe vorzugehen. Somit wurden vor allem die Vergünstigungen, welche der Cardinal Dubois der Gesellschaft Jesu eingeräumt hatte, ohne alle Ausnahme zurückgenommen und dafür die gegen die besagte Societät anno 1716 vom damaligen Regenten erlassenen Verordnungen erneuert. Zugleich erhielt die Commission, welche mit der Untersuchung der dem Staatsrath Le Blanc vorgeworfenen Veruntreuungen betraut war, einen Wink, ohne alle Rücksicht zu verfahren, und

die Folge war, daß man nun noch verschiedene andere hervorragende Staats-Männer, weil sie zu den früheren Vertrauten Le Blanc's gehört hatten — ich nenne nur den Marquis von Pompadour, den Grafen von Belle-Isle, den Schatzmeister Moreau von Sechelles und den Generalmünzdirector Grassin —, ebenfalls zur Haft brachte. Doch das Aergste sollte erst noch kommen. Am 27. Februar 1724 wurde Herr de la Guillonière, Kapitain der Carabiniers, Abends acht Uhr, wie er eben von einem Besuche, den er seinen Oheimen, den Gebrüdern Paris in ihrem Hôtel in der Straße St. Antoine — das sogenannte Hôtel de La Force, das nachher in ein Gefängniß umgewandelt wurde — abgestattet hatte, nach Hause kehren wollte, ganz nahe bei besagtem Hôtel, in der Straße Pavée, von vier Vermummten überfallen und mit Dolchstichen so zugerichtet, daß man lange an seinem Wiederaufkommen zweifelte. Hiebei konnte es aber unmöglich auf einen Raub abgesehen gewesen sein, indem die vier Angreifer dem Kapitän seine ganze Baarschaft wie auch seine Ringe, seine Uhr und was er sonst bei sich trug, ließen, und somit lag die Vermuthung nahe, daß man ihn habe aus Rache oder aus sonst einem ähnlichen Beweggrund ermorden wollen. Allein eigenthümlich, er war ein ganz harmloser Mensch und hatte weder politische noch andere Feinde! Wie kam man also dazu, ihm an's Leben zu gehen? Man besann sich hin und her und konnte nicht klug aus der Sache werden, bis endlich die Frau Marquise de Prié den Nagel auf den Kopf traf. „Der Kapitain de La Guillonière," sagte sie, „hat im Gang, im Wuchs und in der Größe eine ungeheure Aehnlichkeit mit einem seiner Oheime, dem Herrn Paris du Verney, und bei der schlechten Beleuchtung war er daher leicht mit diesem zu verwechseln. Genannter Paris du Verney aber ist vielen Leuten, besonders dem früheren Staatssecretair Le Blanc und dessen Parthei ein Gegenstand des tiefsten Hasses, weil er Schuld daran war, daß Le Blanc in Anklage-Stand versetzt wurde, und folglich wird der meuchelmörderische Angriff vom 27. Februar ihm, dem Herrn Paris du Verney, und nicht dem Kapitain de La Guillonière gegolten haben." Also calculirte die Frau Marquise von Prié, und obwohl die

Calculation, wie man auf den erſten Blick ſieht, eine ſehr gewagte war, ſo gewann ſie doch den Duc mit Leichtigkeit für dieſelbe. Ja, noch mehr, der arme Duc gerieth jetzt in Angſt für ſein eigenes Leben, denn eben jetzt machte ein Prieſter die Anzeige, es habe ihm Einer, der dieſer Tage geſtorben, in der letzten Beichte geſtanden, mit einer großen Summe zur Ermordung des Duc gedungen worden zu ſein, und damit ſtimmte der Inhalt verſchiedener anonymer Briefe, welche jetzt einliefen, vollkommen überein. In dieſen Briefen nehmlich wurde der Duc gewarnt, nicht mehr auf die Jagd zu gehen oder ſonſt ſich öffentlich ohne Begleitung zu zeigen, da einige gedungene Mörder nur auf eine Gelegenheit paßten, um ihm das Leben zu nehmen. Da hatte er's alſo ſchwarz auf weiß. Ihm, dem guten Duc, wollte man ans Leben! Wer aber konnte ihm ans Leben wollen? Nun natürlich abermals kein Anderer, als der mit den Jeſuiten verbündete Le Blanc, von welchem auch der Mordanſchlag gegen den Herrn Paris du Verney ausgegangen war. Solchen Glauben brachte Madame de Prie ihrem Liebhaber bei und die Folge hiervon war, daß ſofort Befehl gegeben wurde, den Le Blanc mit allen ſeinen Complicen aus dem leichten Gefängniß, in dem ſie bisher geſeſſen, in die feſten Mauern der Baſtille zu bringen. Ueberdem ſtrengte der Herr Herzog einen Mordproceß gegen Le Blanc an und übergab denſelben dem Parlament, damit dieſes einen endgültigen Spruch darüber fälle. Hatte ich alſo nicht recht, wenn ich oben ſagte, es habe den Anſchein gehabt, daß die Anti-Duc-Coalition mit ihren Plänen gänzlich unterliegen müſſe?

Und doch ging es dem Duc und ſeiner geliebten Marquiſe, die ſo gerne Frankreich ihr ganzes Leben hindurch unter ihren Füßen gehabt hätten, nicht immer ganz nach Wunſch! Einmal nehmlich konnte gegen die Meiſten der Verhafteten, von denen ich ſoeben geſprochen, durchaus kein Beweis einer Schuld aufgebracht werden, und ſomit mußte man ſie faſt alle ſchon nach kurzem ſtraffrei entlaſſen. Sodann fällte das Parlament, nachdem es lange unterſucht und debattirt, am 15. Januar 1725 auch gegen Herrn Le Blanc ſelbſt nebſt ſeinen ſogenannten Complicen ein völlig frei-

sprechendes Urtheil, und der Duc mußte sich nun wohl oder übel damit begnügen, den so sehr gehaßten Mann mit seinen Consorten in die Provinz — Le Blanc selbst nach Avranches, den Grafen von Belle-Isle nach Carcassone, Herrn Moreau von Sechelles nach Sechelles u. s. w. u. s. w. — zu exiliren. Ferner war es dem Duc immer gar unwohl bei dem Gedanken, daß ihm der König gar nie, auch nicht ein einziges Mal ein Zeichen von Liebe oder auch nur von Wohlwollen gab, sondern Tag für Tag in ewig gleicher Schweigsamkeit verharrte, gerade wie wenn er seine Zunge nur dazu hätte, um sie nicht zu gebrauchen. Endlich gesellte sich hierzu noch gar die Angst, der junge Monarch möchte einmal schnell wegsterben, denn wenn sich auch dessen Gesundheit durch das fast tagtägliche Jagen und den damit verbundenen Aufenthalt in frischer freier Luft gar sehr gekräftigt hatte, so verfiel er dennoch nur zu oft in Folge seiner Ausschweifungen im Genuße der Speisen und Getränke in schweres Unwohlsein und wer konnte dafür stehen, daß ein solches Unwohlsein sich nicht einmal zu einer tödtlichen Krankheit steigern werde? Wenn er aber starb, dann — dann — doch dies wird dem Leser aus dem Zwiegespräche, das jetzt folgt, am besten klar werden.

Eines Abends zu Ende März 1725 nehmlich saß der Duc in seinem Arbeitszimmer am Kamin und ruhte sich von den Strapazen der Tagesarbeit aus. Dann schellte er seinem Kammerdiener und befahl ihm, einspannen zu lassen, da jetzt die Stunde kam, in welcher er seine Geliebte de Prie besuchen wollte. Dieses letzteren jedoch wurde er überhoben, denn in diesem Moment trat sehr unerwarteter Weise die Dame zur Thüre herein und winkte dem Kammerdiener hastig, sich zu entfernen. „Wir wollen allein sein," rief sie ihm nach, „weise also Jedermann ab, der Monseigneur sprechen wollte."

Dieß sagte sie übrigens nicht kalt und ruhig, sondern in einem Tone der Aufregung, der dem Herzog nicht wenig auffallen mußte, da sie sich sonst ganz außerordentlich zu beherrschen verstand. Auch warf sie sich, wie der Diener fort war, mit großem

Ungeſtüm in einen Fauteuil und ſtarrte mit weit geöffneten Augen in's Kaminfeuer.

„Was iſt Dir, mein Leben?“ fragte der Duc in großer Beſorgniß.

„O nichts“, erwiederte ſie, indem ſie mit dem Füßchen den Boden ſtampfte; „nichts, gar nichts, ich fühle mich bloß recht freudig aufgeregt.“

„Freudig aufgeregt?“ meinte der Duc, ſie etwas verblüfft anſtarrend. „Ich ſehe gerade keine Freude in Deinem Geſicht. Allein, wenn ſo, was haſt Du für einen Grund zur Fröhlichkeit?“

„Grund?“ rief die Frau Marquiſe, indem ein äußerſt bitterer Zug ihren ſonſt ſo hübſchen Mund entſtellte; „einen recht triftigen Grund habe ich. Ja den allertriftigſten, den es nur geben kann. Die Frau Herzogin von Orleans iſt in die Wochen gekommen.“

„Die Herzogin von Orleans in die Wochen?“ entgegnete der Duc, die Worte ſeiner Geliebten mechaniſch wiederholend. „Nun zum Geyer“, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „was iſt denn da Beſonderes dabei? Es iſt ja ſchon ſeit Monaten bekannt, daß ſie geſegneten Leibes war.“

„O freilich, gar nichts Beſonderes,“ höhnte die Frau Marquiſe, noch heftiger mit dem Fuße ſtampfend. „Und auch daran iſt nichts Beſonderes, daß das Kind, welchem ſie jetzt vor einer Viertelſtunde das Leben gab, ein Knabe iſt.“

„Ein Knabe?“ verſetzte Monſeigneur im früheren Tone und ohne irgend in Aufregung zu kommen. „Nun das muß man ſagen, der Herzog hat Glück; aber was thuts, wenns auch ein Knabe iſt?“

„Nichts thuts, gar nichts thuts,“ reciplirte die Frau Marquiſe, indem ſie heftig aufſprang und ſich vor ihren Geliebten hinſtellte. „O mein Freund,“ fuhr ſie dann etwas gemäßigter fort, „ſiehſt Du denn nicht, welcher Vortheil unſerem Hauptfeinde daraus erwächſt? Er hat nun einen Erben. Ihm iſt nun die Nachfolge geſichert und wenn heute der König ſtirbt....“

„Ha!“ unterbrach ſie Monſieur le Duc, in welchem es ſofort zu

dämmern anfing, „Du hast Recht, diese Geburt ist ein Ereigniß. Aber“ fuhr er dann sich sogleich wieder beruhigend fort, „der König lebt ja und wird hoffentlich nicht so bald sterben.“

„Ja freilich,“ lachte die Frau Marquise hell auf, indem sie sich wieder in ihren Armstuhl warf; „ja freilich, der König lebt und wird hoffentlich nicht so bald sterben! Aber wie lange ists her, daß er sich wieder einmal an der Tafel so übernahm, daß er beinahe gestorben wäre? Noch keine drei Wochen ists her, und erinnert sich Monseigneur nicht mehr, was damals die Aerzte La Peyronnie, Silva und Dumoulin übereinstimmend sagten?“

„Gewiß erinnere ich mich“, entgegnete der Herzog, mit einem Male sehr ernst werdend. „Die drei Doctoren meinten, Seine Majestät könnten sich einmal einen plötzlichen Tod holen. Wir müssen also Sorge tragen, daß der junge Monarch sich einer größeren Mässigung befleißigt und ich werde deßhalb seiner nächsten Umgebung noch strengere Instructionen geben als ich bereits that.“

„Und das wird etwas helfen?“ höhnte die Frau Marquise mit einem fast mitleidigen Blicke auf ihren Freund. „Ach Monseigneur, wie wenig kennen Sie den Starrsinn dieses Königlichen Jünglings, der nie widerspricht, aber immer thut, was er will! Uebermorgen, Morgen, vielleicht Heute schon stürzt er sich in eine neue Schwelgerei und wer weiß, ob nicht diese Nacht das Ende seines Lebens herbeiführt. Dann aber, dann — o Monseigneur, ich mag gar nicht daran denken, was dann folgt!“

„Dann“ flüsterte Monsieur Le Duc sehr niedergeschlagen, „dann wird der Herzog von Orleans König von Frankreich.“

„Ja,“ seufzte die Frau Marquise laut auf, „der Herzog von Orleans wird dann König, und seine erste Regierungshandlung wird sein, daß er mich in ein Kloster sperrt.“

„Dich in ein Kloster?“ rief Monsieur Le Duc, sich mit der Faust vor die Stirne schlagend. „Agnes, Agnes, das ertrage ich nicht; es wäre mein sicherer Tod.“

„Und doch wirds so kommen, mein theurer Freund,“ sagte Frau Agnes mit einem noch tieferen Seufzer, „denn der Herzog haßt mich bis auf den Tod und ich weiß, daß er sich schon in

solcher Weise geäußert hat. Doch was liegt am Ende an einer so unbedeutenden Person, wie ich eine bin; allein Ihr Schicksal, Monseigneur — Gott, es bricht mir das Herz, wenn ich daran denke."

„Was kann er mir anhaben?" rief Monsieur Le Duc, indem er sich voll Hochmuth umsah. „Ich bin der erste Edelmann Frankreichs und er wird es nicht wagen, sich an mir zu vergreifen."

„Nein," schluchzte die Frau Marquise, „vergreifen wird er sich nicht an Ihnen, aber den elenden Le Blanc wird er zum ersten Minister machen und Sie exilirt er auf eins ihrer Güter, ohne Ihnen zu erlauben, je wieder nach Paris zu kommen. Ja mich ins Kloster und Sie ins Exil, das ist unser Loos, sobald der Herzog von Orleans König wird."

Es schien ihr Ernst mit dem, was sie sagte, denn immer reichlicher flossen ihre Thränen und sie war sonst nicht die Frau, welche sich so leicht vom Schmerz übermannen ließ. Uebrigens wars auch diesmal weniger Schmerz, was ihr die Thränen auspreßte, als vielmehr Zorn und Ingrimm über das ihr beim etwaigen Tode des Königs bevorstehende Schicksal, und längere Zeit konnte sie ihre Fassung nicht wieder erringen. Auch Monsieur Le Duc saß regungslos da, und seine Blicke suchten den Boden, während seine Lippen fest zusammengekniffen blieben.

So mochte wohl eine Viertelstunde vergangen sein, als auf einmal Madame de Prie wie elektrisirt aufsprang und sich mit glänzenden Augen ihrem Geliebten näherte. „Louis, Louis," rief sie, „ich habs; ja ganz gewiß, ich habs."

„Was hast Du, Agnes?" erwiederte er, indem er sie ganz verwirrt anstarrte, denn er war, wie wir schon wissen, nicht gerade der schnellste im Begreifen.

„Was ich habe?" sagte sie, sich die Hände vor Lust reibend. „Nun, einen Gedanken habe ich."

„Ah, einen Gedanken," versetzte er, „so einen etwa, wie damals als der Regent starb."

„Ja, ja solch' einen," war ihre Gegenrede, „oder vielmehr noch einen weit besseren."

„Und worin besteht er?“ fragte der Herzog, in dessen Gesicht ebenfalls wieder Leben trat.

„Monsieur Le Duc,“ sprach Agnes von Prie, „Seine Majestät muß Nachkommenschaft bekommen.“

Monsieur Le Duc sah ganz konfus darein, als er diese Worte vernahm, da er deren Sinn durchaus nicht zu deuten vermochte. „Seine Majestät Nachkommenschaft?“ wiederholte er dann, indem er sich an den Nägeln kaute. „Agnes, wahrhaftig ich verstehe dich nicht.“

„Monseigneur,“ erklärte Madame de Prie und ihre Augen funkelten immer heller, „Sie werden mich sogleich begreifen. Uebrigens ist die Sache ja überaus einfach und einleuchtend. Einen Erben muß der König erhalten, und zwar so schnell als möglich, denn wenn ein Erbe da ist, ein Dauphin und Kronprinz, dann hats keine Gefahr mehr für uns, selbst wenn Ludwig XV. schnell wegstürbe.“

„Ah,“ rief Monsieur Le Duc, „jetzt begreife ich, was Du meinst. Es soll dem Herzog von Orleans die Möglichkeit abgeschnitten werden, auf den Thron zu gelangen, und dieß kann nur dadurch geschehen, daß Ludwig XV. männliche Nachkommenschaft erhält. Aber, aber“ setzte er sogleich kopfschüttelnd hinzu, „wie willst Du denn das bewerkstelligen?“

„Wie?“ lachte Madame de Prie. „Nun, einfach dadurch, daß wir den König verheirathen. Wo sollen denn sonst die Kinder herkommen, wenn er keine Frau hat?“

Auch Monsieur Le Duc lachte jetzt laut auf, aber sein Lachen war kein fröhliches. „Du bist närrisch geworden, Agnes“, sagte er, „der König ist erst fünfzehn Jahre alt und seine Braut zählt deren kaum sieben. Was nützt es also, wenn wir die beiden Kinder zusammengeben?“

„Der König ist kein Kind mehr,“ versetzte Madame de Prie trocken, „sondern er ist ein Jüngling und zwar ein sehr vollsäftiger, kräftiger Jüngling, der aussieht, wie wenn er die Achtzehn passirt hätte.“

„Zugegeben, zugegeben," rief Monſieur Le Duc. „Aber ſie, die Braut, die ſpaniſche Königstochter, die am letzten dieſes Monats ſieben Jahre alt wird — geh, es iſt purer Unſinn, daran zu denken, daß ſie....."

Ohne den Satz zu vollenden, lachte er abermals laut auf und warf dabei ſeiner Geliebten einen ſo eigenthümlichen Blick zu, daß man meinen konnte, er zweifle an der Klarheit ihres Verſtandes. Wie jedoch dieſe ganz ruhig blieb, hielt er ſofort in ſeiner Luſtigkeit inne.

„Haben Monſeigneur nun genug gelacht?" ſagte jetzt Madame de Prie in dem früheren trockenen Tone.

„Wohl, wohl," erwiederte Monſieur Le Duc; „Du ſiehſt, daß ich mich bereits bezähmt habe. Aber es erſcheint mir in der That immer noch gar zu komiſch, aus einer ſolchen ehelichen Verbindung vor Ablauf von mindeſtens acht Jahren auf eheliche Descendenz zu hoffen."

„Und darin gebe ich Ihnen ganz recht," verſetzte die Frau Marquiſe ſehr kaltblütig; „aber meinen Sie denn, ich denke an eine Verheirathung des Königs mit dieſem Kinde?"

„Ha!" rief jetzt der Herzog, die Augen weit aufreißend.

„Wir brauchen ſchnellſtens einen Kronprinzen," fuhr die Frau Marquiſe fort, „wenn wir die uns drohende Gefahr gründlich beſeitigen wollen, und alſo müſſen wir für den König eine anderweitige Frau finden, eine Frau, die mindeſtens eben ſo alt iſt, als er, und deren Conſtitution uns verſpricht, daß ſie nicht unfruchtbaren Leibes bleiben werde."

„Unmöglich!" rief der Herzog, indem er um einige Schritte zurücktrat, wie wenn er die Frau Marquiſe vonſich abweiſen wollte. „Sie ſind als eine kühne Dame bekannt, Frau Marquiſe," ſetzte er darauf nach einer kurzen Pauſe hinzu, „allein ein ſolcher Schritt..... Was ſollte denn dann aus der kleinen ſpaniſchen Braut werden?"

„Die ſchicken wir einfach nach Spanien zurück," erwiederte Madame de Prie ganz kaltblütig.

„Nach Spanien zurück?" ſchrie der Herzog wie entſetzt. „Agnes,

Agnes, wohin führt Dich Deine Verwegenheit? Haſt Du auch bedacht, welch' ungeheure Beleidigung wir damit dem ſpaniſchen Königshauſe anthun würden?"

„Gewiß habe ichs bedacht," verſetzte die Frau Marquiſe ohne die Miene zu verändern. „Allein was liegt am Zorn des Königs von Spanien? Jenes Reich iſt gegenwärtig zu ohnmächtig, als daß es zum Schwerte zu greifen wagen könnte, und vor zornigen Worten brauchen wir uns wohl nicht zu fürchten. Denken wir alſo lieber jetzt gleich daran, für den König eine paſſende Gemahlin auszuſuchen."

„Hm! Hm!" räuſperte ſich Monſieur Le Duc; „Du nimmſt die Sache ſehr leicht; doch je mehr ich darüber nachdenke, um ſo einleuchtender wird mir dein Vorſchlag. In der That! Ich meine auch bereits eine paſſende Gemahlin für ſeine Majeſtät gefunden zu haben."

Jetzt kam die Reihe des Betretenſeins an die Frau Marquiſe de Prie und mit halb offenem Munde ſtarrte ſie auf den Herzog hin. „Monſeigneur," ſagte ſie dann ſich mühſam bezwingend, „wird wohl die Güte haben, ſich näher auszuſprechen."

„Was ſagſt Du zu meiner Schweſter Thereſe, dem Fräulein von Sens?" fragte, ſtatt zu antworten, Monſieur Le Duc.

Es war dies eine ſehr kitzliche Frage für die Frau Marquiſe und ſie beſann ſich eine geraume Weile, ehe ſie ſich eine Gegenrede erlaubte. „Die erlauchte Prinzeſſin Schweſter Monſeigneurs," verſetzte ſie darauf, „gehört wohl unter die ſchönſten und verehrungswürdigſten Damen des Königreichs; nur meine ich die Verſchiedenheit des Alters....."

„Ja, ja," unterbrach ſie der Herzog, „Du haſt recht, ſie iſt mindeſtens ſechs Jahre älter als der König und das will doch nicht recht paſſen. Ueberdem glaube ich kaum, daß ſie Ja ſagen würde, denn ihr thörichtes Verhältniß zu dem leichtſinnigen.... Nun ſprechen wir nicht mehr davon, da es mir allemal die Galle aufregt, wenn ich nur daran denke. Aber halt, was fällt mir ein! Wie wärs, wenn wir für den König um die engliſche Prinzeſſin Amalie, die Tochter des Prinzen von Wales, anhalten würden?"

„Sie ist," erwiederte Madame de Prie mit sichtlich erleichtertem Herzen, „sie ist eine sehr hochgestellte Dame, denn ihr Vater erbt einmal den Königsthron in England nebst dem Kurfürstenthum Hannover. Allein meines Wissens hat sie das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht und somit dürfte eine Heirath des Königs mit ihr unserem Zwecke keineswegs entsprechen."

„Auch wieder wahr," versetzte Monsieur Le Duc, nach seiner Gewohnheit, wenn er in Verlegenheit war, an den Nägeln kauend. „Aber es giebt ja der Prinzessinnen genug und wir werden schon die rechte herausfinden."

„Ich glaube, ich habe sie schon gefunden," erklärte nun Madame de Prie in sehr entschiedenem Tone.

„Wirklich?" fragte der Herzog mit großer Neugierde. „Und wer wäre denn die Glückliche? Vielleicht die Prinzessin von Lothringen oder die Hessische Herzogstochter, die Schwester der Kronprinzessin von Savoyen, an die ich auch schon gedacht habe?"

„Keine von beiden," erwiederte die Frau Marquise, „sondern mein Auge habe ich gerichtet auf Fräulein Catharina, Sophia, Felicité, Maria Leszczinska, Tochter des früheren Königs von Polen Stanislas Leszczinski, welcher in Weissenburg bei Straßburg seinen Wohnsitz hat."

„Was?" schrie der Herzog. „Der Tochter jenes armen Schluckers von einem fortgejagten Wahlkönige, der von der Mildthätigkeit Frankreichs lebt und verhungern müßte, wenn wir ihm den Gnadengehalt aufsagten?"

„Eben diese Tochter meine ich," sagte Madame de Prie mit unerschütterlicher Ruhe.

„Aber ich verweigere meinen Consens," polterte Monsieur Le Duc mit fast roher Heftigkeit. „Der König darf keine Bettlerin heirathen und überdem gehören die Leszczinskis nicht einmal zum hohen Adel. Nein wahrhaftig, das wäre eine Mesalliance sonder Gleichen, und man würde mich mit Vorwürfen überhäufen."

„Und doch" erklärte die Frau Marquise, „wird diese Heirath zu Stande kommen, denn sie bringt uns mehr Vortheile, als irgend eine andere."

Maria Leszczynska

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

„Nein, sage ich," rief der Herzog noch heftiger als zuvor, „diese Heirath kommt nicht zu Stande. Was für ein Gedanke! Bist Du denn toll geworden? Der König soll ein Mädchen heirathen, das froh sein müßte, wenn ein Landedelmann um ihre Hand anhielte! Und" fuhr er mit lautem Hohnlachen fort, „wie alt ist denn Deine Schutzbefohlene? Nach meiner Rechnung drei und zwanzig Jahre, also noch zwei Jahre älter als meine Schwester, die Dir doch schon mit ihren Einundzwanzig zu alt schien."

„Theurer Louis" flötete jetzt Madame de Prie, die Hand des Herzogs zärtlich fassend, „willst Du mich zehn Minuten lang ruhig anhören, ohne mich zu unterbrechen?"

„So sprich," polterte der Herzog; „aber ich sage Dir zum Voraus, Du wirst mich nicht anderer Meinung machen und aus der scandalösen Heirath wird nichts."

„Wir wollen sehen," lächelte die Frau Marquise in fast schelmischer Weise und warf zugleich dem Herzog einen ihrer süßesten Blicke zu. „Einer Ihrer Haupteinwürfe ist der, daß Marie Leszczinska zu alt für den König sei und ich kann nicht umhin, Ihnen hierin Recht zu geben. Dagegen muß ich beifügen, daß sie, obgleich anno 1703 geboren, doch aussieht, als wäre sie noch nicht Sechszehn alt, und daß sie auch in ihrem Betragen noch etwas ungemein kindliches hat. In dieser Beziehung würde sie also ganz gut zum Könige passen. Weiter wird mir entgegengehalten, die Leszczinski's gehören nicht einmal dem hohen Adel an, und auch dieses kann ich nicht wegleugnen, denn die Sapiehas stehen zum Beispiel weit höher. Allein deßwegen ist Marie Leszczinska doch keine unebenbürtige Dame, da ihr Vater einmal, wenn auch für kurze Zeit, zum König von Polen erwählt war und das Scepter wirklich in der Hand hielt. Sie hat also den Rang einer Königstochter und steht als solche den Höchsten gleich. Nun kommt der dritte Einwurf, nehmlich der der Armuth, und diesen muß ich ganz unbeschönigt gelten lassen; allein eben dieser Einwurf oder besser gesagt, Vorwurf war es, der mich bestimmte, mein Augenmerk auf die polnische Prinzessin zu richten und mich näher nach

ihren sonstigen Eigenschaften und Verhältnissen zu erkundigen. Ich sagte mir nehmlich, die junge Dame, die bisher genöthigt war, in so großer Armuth und in so bescheidener Zurückgezogenheit zu leben, müßte denen, die sie aus ihrem elenden Dasein hervorzögen, um sie auf den Thron von Frankreich zu setzen, zu unendlicher Dankbarkeit verpflichtet sein, und hieraus zog ich den Schluß, daß wir unbezweifelt große Vortheile von ihrer Standeserhöhung ziehen würden, falls dieselbe einen gutmüthigen, ehrlichen Charakter hätte. Einen solchen Charakter besitzt sie aber, und nun, Monseigneur, leuchtet es Ihnen nicht ein, daß wir Marie Leszczinska zur Königin von Frankreich machen müssen?"

„Hm! Hm! Sonderbar!" murmelte Monsieur Le Duc. „Es will mich fast bedünken, als ob die Sache einen neuen Gesichtspunkt gewänne. Doch will sie wohl überlegt sein und darf nicht übers Knie abgebrochen werden. Somit wäre es wohl am besten. .... Höre, meine liebe Agnes," fuhr er dann laut fort, „ich will über das, was Du mir soeben gesagt hast, nachdenken und Morgen werden wir weiter darüber reden."

„Morgen?" entgegnete die Frau Marquise. „Was ich heute thun kann, verschiebe ich nie auf Morgen, und überdieß kann es keinen klareren Sachverhalt geben. Bedenken wir nur zwei Dinge. Einmal: Marie Leszczinska ist schön, liebenswürdig, sanft, gemüthlich, ohne Widerspruchsgeist; sie wird also den jungen Monarchen schon nach den ersten Tagen der Ehe vollständig für sich einnehmen, so daß er keinem ihrer Wünsche entgegentritt. Zum andern: die Prinzessin war bis jetzt arm, verlassen, oft sogar dem Mangel preisgegeben und mußte ihre eigenen Hände und Füße in Bewegung setzen, wenn sie ein Bedürfniß hatte. Wird sie Königin von Frankreich, so ist der Gegensatz zwischen jetzt und früher ein ungeheurer und sie kann es natürlich denen nie vergessen, welche sie zu dieser Höhe emporgehoben haben. Im Gegentheil, sie wird dieselben mit Wohlthaten überhäufen und auch den König dahin bringen, daß er in ihnen fortwährend seine besten Freunde sieht. Ja, mein theurer, theurer Louis, so wirds kommen, wenn die arme polnische Prinzessin die Gemahlin Ludwigs XV. wird, und

wir müssen also schnellstens ans Werk gehen, damit die Ehe schon in den nächsten Wochen zu Stande kommt."

„Bei Gott sie hat recht, wie immer," rief Monsieur Le Duc aufspringend und seine theure Agnes in die Arme schließend. „An Dir sind zehn Advocaten zu Grunde gegangen. Allein ich habe doch noch einen Anstand und der heißt: wird auch der König einwilligen?"

„Von Herzen gern wird er," versicherte die Frau Marquise de Prie, „denn zu der kleinen spanischen Prinzessin hat er auch nie die geringste Zuneigung gehabt. Im Gegentheil, wenn er je ein Wort mir ihr oder über sie sprach, so war es eine kurze Spott- und Hohnrede, und ich bin deßhalb gewiß, daß er mit Freuden darein willigt, sie über die Pyrenäen zurückzusenden."

„Wohl, wohl," versetzte Monsieur le Duc, „darin bin ich ganz mit Dir einverstanden; aber wird er auch einwilligen, die Prinzessin Leszczinska zu heirathen?"

„Ob er dies wird?" lachte Frau von Prie. „Ich sage Dir, mit beiden Händen wird er zugreifen, so bald man ihm die Reize der Prinzessin Marie recht deutlich ausmalt. Ich habe ihn in der letzten Zeit genau beobachtet und es ist mir nicht entgangen, wie stark seine Sinnlichkeit sich bereits entwickelt hat. Ja wenn wir nicht schnell dazuthun, so fängt ihn irgend eine der Schönen, die sich ihm auf seinen Jagdausflügen so oft entgegenstellen, und dann bekömmt er uneheliche statt eheliche Kinder."

Das war die wichtige Unterredung, welche damals zu Ende März des Jahres 1725 der Herzog Louis Henry von Bourbon mit seiner Geliebten, der Frau Marquise de Prie, hatte, und die Folgen dieser Unterredung machten sich sehr bald sichtbar. Gleich in den ersten Tagen des April erfuhr man nehmlich, daß die kleine Infantin von Spanien Knall und Fall über die Pyrenäen zurückreisen werde. „Ihr Vater, der König von Spanien," hieß es, „sei von einer solchen Sehnsucht nach dem Kinde erfüllt, daß er es dringend zu sehen verlangt habe, und diesem Verlangen hätte man natürlich sofort entsprechen müssen." Der kleinen Infantin sagte man das Nehmliche und sie klatschte in die Hände vor Freuden,

indem sie zugleich voll kindlicher Treuherzigkeit hinzusetzte, daß sie nach kurzem Aufenthalt in Madrid sofort nach Frankreich zurückkehren werde. Ohne Zweifel war dies ihre wirkliche Ueberzeugung, denn das arme junge Mädchen verstand noch nichts von dem Lug und Trug der Menschen am Hofe; allein von den Hofleuten selbst glaubten nur sehr Wenige an eine dereinstige Rückkehr und die Eingeweihteren wußten ohnehin gewiß, daß mit der Abreise der Infantin auch deren Verlöbniß mit dem Könige als aufgelöst zu betrachten sei. Die Abreise selbst erfolgte schon am 5. April und zwar unter großen Ehrenbezeugungen. Als Reisebegleiterin nehmlich gab man der Infantin die Herzogin von Hostum-Tallart, eine geborene von Rohan, und das Gefolge von bewaffneten Dienern war ein sehr beträchtliches. Auch mußten ihr überall, wo sie anhielt oder übernachtete, die Behörden die Aufwartung machen, und man behandelte sie also durchaus als eine Königliche Prinzessin. Allein Ludwig XV., ihr bisheriger Verlobter, nahm nicht einmal Abschied von ihr, sondern fuhr begleitet vom Herzog von Bourbon und der Frau Marquise von Prie, welche beide ihn in dieser Zeit nicht einen Augenblick lang aus dem Gesicht verloren, schon am 3. April nach Marly und kehrte nicht vorher nach Versailles zurück, als bis die Abreise bereits erfolgt war. Ja, wie man ihm dann von den Thränen erzählte, welche die kleine Infantin beim Einsteigen in die Reisekutsche vergoß, lachte er laut auf und geberdete sich überhaupt wie ein Mensch, dem man eine unangenehme Last abgenommen hat. Dieß alles zusammen öffnete übrigens dem spanischen Gesandten, Don Pignetelli, Graf von Montelene, die Augen und er hatte sofort eine sehr heftige Scene mit Monsieur Le Duc. Gleich darauf verlangte er seine Päße und verließ richtig unter großem Eclat bereits am 10. April die Hauptstadt von Frankreich, um sich nach Spanien zurückzubegeben. Zu einem Kriege dagegen kam es deßwegen doch nicht, sondern der König von Spanien begnügte sich damit, die beiden Töchter des verstorbenen Regenten, welche, wie der Leser sich erinnern wird, seiner Zeit an zwei spanische Infanten verheirathet worden waren, ebenfalls in ihre ursprüngliche Heimath zu verweisen, und befahl über-

dieß allen Franzosen, sofort Spanien zu verlassen. Doch wurde dieses Verbot schon nach nicht sehr langer Zeit wieder zurückgenommen und Frankreich hatte also nur sehr wenig Nachtheile von der Auflösung des Verhältnisses mit Ludwig XV.

Schon vor der Rücksendung der spanischen Infantin über die Pyrenäen hatte Madame de Prie Gelegenheit gefunden, mit dem jungen feurigen Könige über die Prinzessin Marie Leszczinska zu sprechen, und derselbe zeigte sich gleich von Anfang an geneigt auf das Projekt einzugehen. Doch seltsamer Weise ohne große Aufregung an den Tag zu legen, gerade wie wenn ihn diese Angelegenheit gar nicht näher berührt hätte! Nun war aber der Herzog von Lothringen längst darauf aus gewesen, seine Tochter Elisabeth an den König von Frankreich zu vermählen, und hatte deßhalb schon früher sowohl beim Könige selbst, als bei dem allmächtigen Premier Schritte gethan. Ja diese seine Bemühungen hatte er in der allerletzten Zeit verdreifacht, als ihn seine Spione — und er besaß deren mehrere am Hofe von Versailles — davon unterrichteten, daß die Spanierin zurückgeschickt werden würde. Um so größer war seine Wuth, als man ihm heimlich meldete, daß die blutarme Prinzessin Leszczinska dem Könige designirt sei, und um diese Verbinduug noch im letzten Augenblicke zu hintertreiben, ließ er durch gewisse, in seinem Solde stehende Leute in Versailles das Gerücht verbreiten, die genannte Prinzessin leide an unheilbarer Epilepsie. Auch sorgte er dafür, daß dieses Gerücht dem Könige selbst alsbald zu Ohren kam — natürlich auch noch mit Zusätzen, welche für die arme polnische Königstochter keineswegs sehr schmeichelhaft lauteten, und auf diese empfangenen Nachrichten hin erklärte Ludwig XV. seinem Herzoglichen Premier plötzlich, daß er die Leszczinska unmöglich zur Gemahlin nehmen könne. Monsieur Le Duc gerieth in Verzweiflung, denn er hielt gleich Alles für verloren. Nicht so aber die Frau Marquise von Prie, sondern, weil ihr Verstand etwas klarer sah, erklärte sie jenes Gerücht sofort für eine boshafte Erfindung geheimer Feinde, und drang darauf, daß man einige vertraute Boten, auf die man sich verlassen könne, unter der Hand nach Weissenburg senden solle,

um sich dort des Näheren zu erkunden. Diese vertrauten Sendboten waren: der Sieur de Mourgues, der Baron Du Phénix und der Marschall Du Bourg; jeder aber erhielt seine Aufträge ganz für sich, ohne daß man ihm etwas von den beiden Andern sagte, indem man auf diese Weise um so gewisser hinter die ganz ungeschminkte Wahrheit zu kommen hoffte. So erhielt Monsieur le Duc nach wenigen Wochen drei verschiedene, sehr ausführliche Berichte über die Verhältnisse der Prinzessin Marie, und in allen dreien wurde die Gesundheit und Leibesfrische der jungen Dame als eine unübertreffliche dargestellt. Die Frau Marquise de Prie hatte also recht gehabt; die Geschichte mit den epileptischen Anfällen war eine niederträchtige Verläumdung gewesen und man konnte sogar errathen, wer der Verläumder gewesen sei. Um so mehr glaubte man höchsten Orts, der armen Verläumdeten nunmehr eine Genugthuung schuldig zu sein, und alsbald ward der Marquis von Bauveau mit dem Chevalier Vauchoux nach Weissenburg gesandt, um in aller Stille vom gewesenen Könige Stanislas Leszczinski die Hand seiner Tochter für den regierenden König Ludwig XV. von Frankreich zu verlangen.

Der erste Schritt war also gethan und alles Uebrige machte sich sozusagen von selbst. Freilich, die arme Prinzessin Marie konnte längere Zeit nicht an ihr Glück glauben. Sie, die bescheidene Taube, welche bisher in einem so engen Verschlage gehalten worden war und kaum je hoffen konnte, auch nur einen Edelmann höheren Ranges zum Gemahl zu bekommen, sie sollte Königin von Frankreich werden? Sie sollte mit ihrem Zukünftigen den ersten Thron der Welt theilen und gleichsam den weiblichen Mittelpunkt der ganzen civilisirten Welt bilden? Wahrhaftig sie glaubte zu träumen und oft und viel sagte sie zu sich selbst: „wenn ich Morgen aufwache, so werde ich sehen, daß es eine Illusion war, die ich mir selbst machte.“ Es war aber keine Illusion, sondern die klarste, lauterste Wahrheit, und nachdem der Chevalier Vauchoux das Maaß ihrer Taille, die Länge ihres Rocks und die Höhe ihrer Statur nach Versailles eingesandt hatte, arbeiteten dort Hunderte von Händen, um ihren „Trousseau“ fertig zu bringen. Mit an-

dern Worten, man beeilte sich, die Aussteuer der künftigen Königin von Frankreich herzurichten, weil diese selbst zu arm war, um auch nur das Geringste anzuschaffen, und daß man dabei mit Königlicher Freigebigkeit zu Werke ging, dafür sorgte die für den Glanz so sehr eingenommene Frau Marquise de Prie. Von einem Zweifel an der Wahrheit der projectirten Verbindung konnte also keine Rede mehr sein, und um nun selbst den Scrupulösesten die Augen zu öffnen, erklärte Ludwig XV. am 27. Mai nach beendigter Tafel, Abends zehn ein halb Uhr, seinem ganzen Hofe in eigener Person, daß er die Prinzessin Marie Leszczinska, die Tochter des Königs Stanislas, zu seiner Gemahlin erkoren habe. Mit welch' wahnwitziger Ueberstürzung beeilte sich nun Alles, vom Höchsten bis zum Geringsten, dem Könige seinen unterthänigsten Glückwunsch darzubringen, und wie strömte der ganze Hof über in den unsinnigsten Lobeserhebungen der Prinzessin Marie — derselben Prinzessin, welche die Meisten vor wenigen Wochen noch als eine förmliche Null am weiblichen Himmel Frankreichs mit unbedingter Verachtung angesehen hatten!

Unmittelbar nachdem der König seinen Bräutigamsstand verkündet hatte, reiste der Herzog von Antin nach Weissenburg ab, um der hohen Braut den Brautschatz zu überbringen. Es war ein „Trousseau" von unermeßlichem Werthe und nur allein die Perlen- und Diamantengeschmeide hatten Hunderttausende gekostet. Acht Tage später sollte in Straßburg die Heirath „per Procura" stattfinden und zum Procuristen, das ist zum Stellvertreter des Königs war der Graf von Charolais ausersehen. Monsieur le Duc hatte ihn gewählt, trotzdem er notorisch — der Leser kennt ihn ja von früher her — ein gräßlicher Säufer und Wüstling war, denn derselbe nahm nach dem Herzog von Orleans die erste Stelle „als Prinz von Geblüt" ein, und den Herzog von Orleans wollte natürlich der Duc als seinen Hauptfeind beseitigt haben. Doch nunmehr erwachte der Stolz des Herrn Louis d'Orleans und er drang persönlich beim Könige darauf, daß ihm, dem „allerersten Prinzen von Geblüte", die Ehre des Procuraträgers für Seine Majestät ohne die schwerste Beleidigung nicht entzogen werden

dürfe. Dieß sah auch Ludwig XV. ein und schließlich konnte man also nicht umhin, den Herzog von Orleans nach Straßburg zu senden, damit er sich dorten die Prinzessin Marie per Procura antrauen lasse. Der Herzog traf nun alsbald seine Vorbereitungen und reiste am 25. Juli von Paris ab. Er reiste aber nicht als Herzog von Orleans, sondern vielmehr „als Stellvertreter des Königs" und überall mußten ihm Königliche Ehren erwiesen werden. Am 15. August, einen Mittwoch, fand dann die Copulation statt und der Herzog von Orleans erwies sich an diesem Tage so wahrhaft Königlich splendid, und zwar aus seinem eigenen Beutel splendid, daß alle Welt seines Lobes überströmte. Dennoch aber kam ein Mißton in den besagten herrlichen Tag, oder vielmehr nicht sowohl in den Tag, als vielmehr in die darauf folgende Nacht, in welcher die Straßburger der hohen Braut einen über die Maßen solennen Ball gaben. Auf diesen Ball nehmlich schlichen sich acht Masken ein, welche sich dem Könige Stanislas unvermerkt zu nähern suchten und wie sie ihm nahe gekommen waren, plötzlich ihre Dolche zogen. Man hatte sie aber trotz ihrer Vorsicht doch genau beobachtet und so gelang es, sie in Haft zu nehmen, ehe sie noch ein Unglück anrichten konnten. Auch stellte es sich jetzt gleich heraus, daß sie keine Franzosen waren, sondern vielmehr lauter Polen, welche dem früheren Könige Stanislas sein jetziges Glück nicht gönnten. Nicht Wenige vermutheten übrigens, daß bei diesem beabsichtigten Verbrechen auch der erboste Herzog von Lothringen seine Hand mit im Spiele hatte; doch wurde die Untersuchung so geheim geführt, daß nie etwas Bestimmtes darüber im Publicum verlautete.

Am 18. August reiste die Königliche Braut unter der Führung des Herzogs von Orleans mit einem wahrhaft Königlichen Gefolge von Straßburg ab, um sich in kleinen Tagmärschen nach Fontenaibleau zu begeben, und diese Reise glich einem wahren Triumphzuge. Doch was soll ich viel Worte darüber machen? Solche Dinge sind schon öfters dagewesen und gleichen sich fast immer auf ein Haar. Nur Eines constatire ich, das nehmlich, daß sich die Königliche Braut mit einer merkwürdigen Leichtigkeit in

ihren neuen Stand zu finden wußte, denn sie, die früher ganze Tage strickend oder nähend an der Seite ihrer Mutter hingebracht hatte, ohne irgend Jemanden zu sehen, als höchstens einige Stiftsfräulein oder sonstige alte Jungfern, ließ sich jetzt von Herzoginnen und Prinzessinnen bedienen, als wäre sie von jeher an eine solche Dienerschaft gewohnt gewesen! Am 4. September verließ Ludwig XV. mit dem gesammten höheren Hofstaat Versailles, um seiner Braut bis Moret entgegenzufahren, und am Abend dieses Tages kam Marie Leszczinska mit ihrem Gefolge dort an. Die erste Begegnung der per Procura Verehelichten war eine sehr ergreifende und offenbar sah der König alle seine Erwartungen übertroffen, denn er umarmte seine Braut oder vielmehr seine Königin mit einer Lebhaftigkeit, die man an ihm bis jetzt noch nie bemerkt hatte. Nach einer halben Stunde übrigens schon verließ er sie wieder, um nach Fontainleau, wo die ersten Flitterwochen zugebracht werden sollten, vorauszufahren und den Tag darauf, am 5. September, folgte ihm Marie dahin nach. Nun begannen die Festlichkeiten, und zwar die großartigsten, die man sich denken kann. Es waren nehmlich eine Menge von fremden Prinzen, besonders aus Deutschland, an den Hof gekommen, und diesen mußte man doch imponiren. Auf die Beschreibung der Feste jedoch muß ich den Leser bitten zu verzichten, indem im Ganzen genommen nur früher schon dageweſenes wiederholt wurde. Nicht vergessen darf ich dagegen zu berichten, daß der König voll Seligkeit war und es fast nicht über sich gewinnen konnte, seine schöne Frau nicht auch bei Tage mit Zärtlichkeiten zu überhäufen. Auch versicherte er dem Herzog von Bourbon wohl ein Dutzendmal, daß er mit der für ihn getroffenen Wahl in jeglicher Beziehung zufrieden sei, denn seine junge Gattin vereinige alle Vorzüge in sich, durch welche das weibliche Geschlecht sich nur immer auszeichnen könne.

Wer war nun glücklicher als Monsieur Le Duc und besonders als seine kluge Geliebte, die Frau Marquise von Prie? Alles traf ein, gerade, wie sie es vorausgesagt hatte, und sie wurde nicht nur sofort zur ersten Staatsdame der jungen Monarchin er-

hoben, sondern die letztere ertheilte ihr auch die Erlaubniß, jeden Moment unangemeldet bei ihr einzutreten, und that überhaupt gar nichts, ohne sie vorher um Rath gefragt zu haben. Ja so weit ging die Königin in ihrer Zuneigung zu der schönen Marquise, daß sie auf dem großen Festball, den der König ihr zu Ehren gab und welchen er mit ihr eröffnete, ihren zweiten Tänzer, den Herzog von Epernon bat, für den dritten Tanz nicht die Prinzessin von Montbason, wie derselbe im Sinne hatte, sondern vielmehr die Frau von Prie zu engagiren — eine Auszeichnung, die weil sie gegen die Etiquette verstieß, natürlich allgemeines Aufsehen erregen mußte! Nicht weniger galt übrigens der Herzog von Bourbon bei der Königin und er durfte nur einen Wunsch äußern, so erfüllte sie ihn, wenn es irgend in ihrer Macht stand, sogleich. Kurz, sie erinnerte sich jeden Augenblick daran, daß Monsieur Le Duc nebst seiner schönen Geliebten sie aus dem Nichts hervorgezogen hatten, und ihre Dankbarkeit kannte keine Gränzen. Der König aber — nun der König lebte in den Flitterwochen und überließ die Regierung seinem ersten Minister, ohne auch nur ein einziges Mal gegen dessen Anordnungen Widerspruch zu erheben.

Selbstverständlich hielten unter solchen Umständen Monsieur Le Duc und seine Geliebte ihre Stellung nicht nur auf die nächste Zeit, sondern auf immer für gesichert und ganz ebenso dachte auch der größte Theil der Hofleute, weßhalb natürlich die Devotion, welche man dem obgenannten Paar erwies, fast mit jedem Tage noch stieg. Allein gerade der jetzige Fall sollte beweisen, wie eitel, nichtig und auf Sand gebaut die Berechnungen der Menschen gewöhnlich sind, denn noch ehe ein Jahr verging, waren der Duc und seine Mätresse von der Höhe ihrer Macht herabgestürzt, um in der Verbannung die früher begangenen Sünden zu büßen. Ja, was noch mehr besagen will und die unwiderstehliche Macht der allwaltenden Nemesis erst recht beweist, sie wurden gerade durch dasjenige gestürzt, auf was sie die Dauer ihres Glückes gestützt hatten, nehmlich durch die Heirath des Königs! Wie ging aber das zu? Auf die einfachste Weise von der Welt, wie der Leser sofort aus dem Nachfolgenden ersehen wird.

Unmittelbar nach der Heirath Ludwigs XV. war der Duc mit seiner Geliebten, wie bereits gesagt, allmächtig; allein wenn nun auch die Patres vom Orden Jesu sowie der Herzog von Orleans und seine Parthei, welche mit ihnen eng zusammen hielten, für den Augenblick wie mit gelähmten Flügeln dastanden, so lebten sie doch noch und hatten auch gar keine Absicht, vor der Zeit aus dem Leben zu scheiden. Im Gegentheil, sie hielten sich nur für geschlagen, nicht aber für verloren, und berathschlagten insgeheim gar oft mit dem hochbetagten Fleury, dem Bischof von Frejus und früheren Erzieher des Königs, wie sie am besten den Sturz des Duc bewerkstelligen könnten. Bekanntlich gehörte Fleury in seinem Innern durchaus der Jesuitenparthei an und hatte überdieß durch seinen langen Umgang mit dem Könige dessen Zutrauen so sehr gewonnen, daß derselbe ihn selbst dann noch am Hofe festhielt, als mit seiner Volljährigkeit das Erzieheramt längst zu Ende gegangen war. Es konnte also keine geeignetere Persönlichkeit geben, den Duc zu stürzen, als eben den Bischof von Frejus, und dieser übernahm auch ohne Anstand die Mission, obwohl ziemliche persönliche Gefahr damit verbunden war. Die rechte Gelegenheit wollte übrigens lange nicht kommen und ein Tag nach dem andern verging, ohne daß etwas Entschiedenes unternommen werden konnte. Doch unterließ es Fleury nicht, gar oft und viel den König zu warnen, daß er sich nicht allzusehr von dem Duc beherrschen lasse, und so wurde Ludwig XV. wenigstens hie und da über die Gewaltthätigkeit seines Premiers aufgeklärt. Nicht geringere Thätigkeit entwickelten die Herren Patres, besonders in Gewinnung von Anhängern, und eine ihrer besten Acquisitionen war die, daß sie den Herzog von Gesvres, den ersten Edelmann des Königs, welchen der Duc selbst installirt hatte, auf ihre Seite brachten. Der genannte Herzog nehmlich wußte sich schon wenige Wochen nach seiner Ernennung so sehr in das Vertrauen des jungen Monarchen einzuschmeicheln, daß ihn dieser geradezu mit seiner Freundschaft beehrte, und da nun beide fast den ganzen Tag bei einander waren, so mußte natürlich Herr von Gesvres einen außerordentlichen Einfluß gewinnen. Man sieht also, daß

die Gegenparthei des Herzogs von Bourbon keineswegs die Hände in den Schooß legte, sondern daß sie vielmehr immer darauf bedacht war, sich so zu rüsten, um den Kampf mit dem Duc, so bald die Zeit gekommen sei, mit dem größten Nachdruck führen zu können.

Anfangs Oktober kams zur ersten Plänkelei, die sich aber beinahe zu einem ernsten Treffen gesteigert hätte. Der Frau Marquise von Prie nehmlich deuchte es an der Zeit, daß ihr der Titel und Rang einer Herzogin würde, allein da sie eine verheirathete Frau war, so konnte dieß nur dadurch geschehen, daß man den Marquis, ihren Gemahl, in die Pairie vorrücken ließ. Monsieur Le Duc fertigte also das betreffende Brevet aus und legte es mit anderen Scripturen auf den Arbeitstisch des Königs, damit dieser es nach genommener, gelegentlicher Durchsicht mit seiner Unterschrift versehe. Solches geschah — wie schon oben berührt — sonst immer ohne irgend einen Anstand; diesmal jedoch war gerade der Herzog von Gesvres anwesend, als Ludwig XV. das Brevet zur Hand nahm, und gleichsam scherzend fragte der König den Herzog, was er thun würde, wenn er darüber zu entscheiden hätte.

„Ich würde das Brevet ins Feuer werfen," erwiederte der Herzog ohne sich lange zu besinnen.

„Und warum das?" fragte Ludwig XV.

„Weil," entgegnete der Herzog, „weil der Marquis de Prie keinerlei Verdienst hat, als das, eine Freundin des Duc zur Frau zu besitzen."

Der König runzelte die Stirne und gieng einige Male im Zimmer auf und nieder. Dann nahm er ohne ein Wort zu verlieren das Brevet und — es brannte des kühlen Wetters wegen ein kleines Feuer im Kamin — that mit ihm, wie der Herzog gerathen hatte.

Den andern Tag überzeugte sich der Herzog von Bourbon natürlich sogleich, daß das Brevet, durch welches der Marquis de Prie in den Herzogsstand hatte erhoben werden sollen, fehle,

und auf seine Frage darnach erklärte ihm Ludwig XV., daß er es verbrannt habe.

„Aber, Majestät," rief der Duc, der sich vor Staunen kaum fassen konnte, „was konnte Sie hierzu bewegen?"

„Ich fand es so für gut," versetzte Ludwig XV., „und damit soll die Sache ihr Bewenden haben."

Der Duc war wüthend, wagte aber keinen weiteren Einwurf, da der König sofort wieder seine schweigsame Miene annahm, gegen welche man unmöglich etwas durchsetzen konnte. Um so mehr ließ er seinem Grimme den Lauf, als er gleich nachher mit der Frau Marquise zusammentraf, und diese sympathisirte hierin natürlich vollkommen mit ihm. Bei dem bloßen Zornwüthen jedoch ließ es die letztere nicht bewenden, sondern sie wollte auch ihre Rache haben.

„Darauf ist der König nicht durch sich selbst gekommen," sagte sie, nachdem sie sich in Schimpfreden erschöpft hatte. „Nein, nein, diesen Gedanken hat ihm ein Anderer eingegeben und ich gäbe was darum, wenn ich diesen Andern wüßte."

„Bei der ewigen Verdammniß, Du hast recht," rief der Duc, „und wir müssen diesen Andern auskundschaften."

So thaten sie auch und es fiel nicht schwer, herauszubringen, wer beim Könige war, als er die ihm vorliegenden Scripturen durchlas. Wenn daher irgend Jemanden die Schuld beigemessen werden konnte, so mußte es der Herzog von Gesvres sein, und auf ihn fiel in Folge dessen der volle Zorn des Ducs und seiner Mätresse. Auch traf der Premier sogleich seine Maßregeln und zwei Tage später, als der Herzog von Gesvres Abends mit dem Könige von der Jagd heimgekehrt war, fand er auf seinem Zimmer den Befehl vor, alsobald, wie er gehe und stehe, vor dem Staatssecretair von Maurepas zu erscheinen. Der Herzog gehorchte auf der Stelle und beim Staatssecretär angekommen fand er eine Lettre de cachet vor, welche ihn sofort nach Angers verwies. „Sie haben auf der Stelle abzureisen," setzte Herr von Maurepas hinzu; „wo nicht, so wäre ich genöthigt, Sie durch Musquetiere transportiren zu lassen."

Der Herzog von Gesvres verbeugte sich zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit und eilte so schnell er konnte seinen Zimmern im Schlosse zu. Da kam ihm aber unterwegs ein besserer Gedanke und, statt nach seiner eigenen Wohnung, sprang er nach den Königlichen Appartements.

„Was Teufel," rief Ludwig XV., als er den stürmisch eintretenden Herzog gewahrte; „was Teufel fällt dir ein, daß du dich mir in diesem Aufzug präsentirst? Du hättest doch wahrhaftig Zeit gehabt dich umzukleiden!"

„Eure Majestät," erwiederte der Herzog und stürzte, ohne sich durch diese ungnädige Anrede irgend außer Fassung bringen zu lassen, dem Könige zu Füßen; „Eure Majestät, ich komme, um Abschied zu nehmen."

„Abschied?" sagte Ludwig XV., die Augen verwundert aufreißend. „Ah, deßwegen bist du noch bespornt und bestiefelt und hast deinen Redingote nicht abgelegt. Aber wohin willst du denn so in aller Eile reisen?"

„Nach Angers," entgegnete der Herzog von Gesvres „wohin mich Eure Majestät verbannt haben, ohne daß ich jedoch wüßte, wodurch ich mir Höchst Ihr Mißfallen zugezogen habe."

„Ich habe dich nach Angers verbannt?" schrie Ludwig XV., „Alle Teufel Mensch, bist du bei Sinnen?"

„Die Lettre de Cachet," versetzte der Herzog, immer noch auf den Knien liegend, „die mir vom Herrn von Maurepas vorgewiesen wurde, war von Eurer Majestät eigenhändig unterschrieben."

Der König lachte laut auf. „Also," rief er, „warst du wirklich der Meinung, ich habe etwas von dieser Verbanuung gewußt? Nein, bei meinem Königlichen Worte, keine Silbe habe ich davon gewußt, und ich werde morgen den Duc darüber zur Rede stellen. Doch jetzt mache, daß du in andere Kleider kommst und dann eile hierher zurück, denn wir wollen zusammen zu Abend speisen und nachher eine Parthie Triktrak mit einander spielen."

Von einer Verbannung des Herzogs von Gesvres war also keine Rede, sondern derselbe blieb nach wie vor als Liebling des Königs am Hofe. Dem Herzog von Bourbon aber sagte der

Monarch am andern Morgen ziemlich ſtrenge, daß er ihm künftig keine Lettres de Cachet in Blanco mehr unterſchreiben werde, wenn er ſolchen Gebrauch von denſelben mache, und gegen dieſen ſtrengen Tadel wagte der Duc natürlich ebenſowenig einen Einwurf als gegen die Verbrennung des bewußten Brevets vor ein paar Tagen.

Doch der Leſer wird wiſſen wollen, was denn Lettres de Cachet „in Blanco" ſein ſollen, und es wird nöthig ſein ihm die Sache mit ein paar Worten zu erklären. Es waren dieß Verhafts- und Verbannungsbefehle, welche der König mit ſeiner Unterſchrift verſah, ohne daß der Name des zu Verhaftenden oder zu Verbannenden ſchon in den Befehl hineingeſchrieben geweſen wäre, und von dieſen Lettres hielt ſich Monſieur le Duc immer eine gute Anzahl „in Vorrath", um ſie ſpäter nach Belieben auszufüllen. Das war nun freilich eine ungeheure Machtſtellung, welche hierdurch dem Duc von Ludwig XV. eingeräumt wurde, und ich habe alſo ſicherlich nicht unrecht gehabt, wenn ich weiter oben ſagte: der Duc und ſeine Geliebte ſeien unmittelbar nach des Königs Heirath faſt allmächtig geweſen. Uebrigens wird es auch nur hierdurch verſtändlich, wie der Staatsſecretär von Maurepas, eine Creatur des Duc, dem Herzog von Gesvres einen von Ludwig XV. eigenhändig unterſchriebenen Verbannungsbefehl vorlegen konnte, ohne daß der Unterſchreiber ein Wort von dieſer Verbannung wußte!

Zweimal alſo ſchon hatte der Herzog von Bourbon vom Könige einen Verweis erhalten, und ſeine Stellung war dadurch natürlich nicht gekräftigt worden. Dennoch wollte Ludwig XV. von keinem Miniſteriumswechſel etwas wiſſen und beinahe würde der Biſchof von Frejus ein freies Wort, das er ſich in dieſer Richtung einmal erlaubte, mit der Verbannung vom Hofe gebüßt haben. Hiedurch gewarnt befleißigte ſich die große Gegenparthei des Duc wieder der größten Vorſicht und operirte nach Maulwurfsart nur im Stillen und Verborgenen. Allein nach wenigen Monaten ſchon kam's zum Durchbruch und zwar auf eine völlig unerwartete Weiſe. Es begab ſich nehmlich, daß ganz zu Anfang des Juni

1726 die Ehegattin des Herzogs von Portail, des ersten Präsidenten des Parlaments von Paris, an den Pocken erkrankte. Man hielt allgemein das Haus des Herrn von Portail für ein sehr ehrenwerthes und höchst solides, denn wie konnte es bei einem Mann von dem Ansehen, welches Herr von Portail, die erste Magistratsperson Frankreichs, genoß, anders zugehen, als streng sittlich und durchaus ernst, so recht nach den Vorschriften der reinsten Tugendhaftigkeit? Ueberdem zählte Herr von Portail bereits mehr als sechzig Jahre und war also über alle Anfechtungen der fleischlichen Leidenschaften hinaus; seine Frau aber hatte ihre Siebenundvierzig hinter sich und ihre hohe, magere, brust- und lendenlose Gestalt konnte unmöglich eine große Anziehungskraft ausüben. Wie nun jedoch die Blattern in des Präsidenten Haus einzogen, erklärten die Aerzte, daß die kranke Dame der Ansteckung wegen vollständig abgeschlossen werden müßte, und sie war auch dazu bereit, aber nur unter der Bedingung, daß ihr „Freund", Herr Lambert von Thorigny, der Requêtenmeister des Parlaments, das ist der Berichterstatter über die dem Parlament übergebenen Bittschriften, also ebenfalls eine hohe Magistratsperson und zugleich ein sehr schöner Mann von etwa vierzig Jahren, mit ihr zusammen eingeschlossen würde. Merkwürdigerweise verlangte Herr von Thorigny, der schnellstens herbeieilte, ganz dasselbe, offen bekundend, daß er es keinen Tag lang ohne der Frau von Portail Gesellschaft aushalten könne, und, was am allermerkwürdigsten erscheinen mußte, Herr von Portail selbst war ganz damit einverstanden. So sperrte man denn die Gattin des Präsidenten mit dem Requêtenmeister in ein Zimmer zusammen und der letztere machte den Krankenwärter seiner Freundin. Die Folge aber war, daß Herr von Thorigny die Krankheit alsobald erbte und derselben, während die Frau Präsidentin zu gesunden anfing, schon nach zehn Tagen erlag. Schon dieß machte das größte Aufsehen, denn man hatte es noch nicht leicht erlebt, daß ein „Freund" die Aufopferung so weit trieb, sich zu seiner „Freundin", die von einer höchst gefährlichen ansteckenden Krankheit befallen war, einsperren zu lassen und sich also gleichsam für sie dem Tode zu

weihen. Wie nun aber der einzige Erbe des Requêtenmeisters, sein Bruder, welcher als Rittmeister bei der Cavallerie diente — der Requêtenmeister hatte weder Weib noch Kind, sondern lebte als reicher Garçon — den Nachlaß an sich zog, was fand man da in den hinterlassenen Briefschaften? Nichts mehr und nichts weniger, als daß der schöne, reiche Herr von Thorigny schon seit fünfzehn Jahren der förmliche Zuhälter der alten häßlichen Frau von Portail gewesen war und daß der Präsident des Parlaments, der höchst würdige und ehrsame Herr von Portail, zu diesem scandalösen Verhältniß, des eigenen Unvermögens wegen, seine völlige Zustimmung gegeben hatte! Solches und noch Mehreres ging aus den hinterlassenen Briefen hervor und man darf daher mit Recht sagen, daß dieß wohl die schmutzigste Geschichte war, die seit einem Jahrhundert die Mauern der Stadt Paris besudelte. Eben deßwegen aber wurde dieselbe auch in allen Kreisen der Gesellschaft viele Wochen lang abgehandelt und unter Allen, welche darüber sprachen, gab es auch nicht Einen, selbst nicht den Leichtsinnigsten und Frivolsten, der nicht ein verdammendes Urtheil darüber gefällt und voll Verachtung dabei ausgespukt hätte.

Ich habe oben gesagt, daß die soeben erzählte schmutzige Scandalgeschichte sich ganz zu Anfang des Juni 1726 zugetragen habe, und setze nun hinzu, daß sie alsobald, nachdem sie sich zugetragen, auch am Hofe von Versailles in allen ihren Details bekannt wurde. Allein erst am 10. jenes Monats spät Abends machte der alte Herzog von Noailles in Gegenwart des Herzogs von Gesvres den König mit derselben bekannt, und dieser schien sehr aufgebracht darüber zu sein, obwohl er kein Wort äußerte. Den andern Tag zu ungewöhnlich früher Stunde ließ Ludwig XV. seinen gewesenen Erzieher, den Bischof von Frejus, zu sich bescheiden und zu gleicher Zeit erhielt auch der Herzog von Noailles Befehl sofort vor Seiner Majestät zu erscheinen.

„Herr Herzog," sagte der König zu dem alten Herrn von Noailles, als dieser mit dem Bischof bei ihm eingetreten war, „Sie erzählten mir gestern Abend eine überaus gemeine und häßliche Geschichte, welche im Hause des ersten Präsidenten meines Parla-

ments zu Paris gespielt haben soll. Ich wünsche diese Geschichte noch einmal zu hören und zwar in allen ihren Einzelheiten."

„Eurer Majestät Wunsch ist mir Befehl," erwiederte der alte Herzog und begann sofort mit dem Berichte seiner ekelhaften Mähr.

Es währte etwas lange, bis er damit zu Ende kam; allein der König hörte ihm von Anfang an bis zu Ende mit der größten Aufmerksamkeit zu und obwohl er keine Miene verzog, so sah man ihm doch das hohe Interesse an, das er an der traurigen Geschichte nahm.

„Und das Alles ist wahr?" fragte Ludwig XV., als endlich der Herzog zu Ende gekommen war.

„Wort für Wort, so wie ich es Eurer Majestät berichtet habe," erwiederte mit großer Bestimmtheit der Herzog.

„Schändlich, schändlich," murmelte Ludwig XV. „Aber," fuhr er dann laut gegen den Bischof von Frejus gewandt fort, „wie kommt es, daß selbst in besseren gebildeten Kreisen eine solche Entsittlichung herrscht?"

„Eure Majestät würde ich schon längst gerne hiervon, so wie noch von verschiedenem Andern unterrichtet haben," entgegnete der Bischof mit großer Wärme, „wenn ich nicht hätte befürchten müssen, daß meine Worte keinen Glauben finden möchten."

„Ihre Worte keinen Glauben finden?" wiederholte der König mit Stirnrunzeln. „Wann hätte ich je einen Zweifel in das, was Sie mir sagten, gesetzt? Habe ich Sie nicht vielmehr deßwegen auch jetzt noch, nachdem ich mich verheirathet, in meiner nächsten Nähe behalten, damit Sie mir stets mit ihrem guten Rathe zur Seite stünden?"

„Ja" sprach der Bischof von Frejus, indem ihm die Thränen in die Augen traten; „ja Eure Majestät erwiesen sich immer äußerst gnädig gegen mich; allein in diesem besondern Fall müßte ich gegen eine so hochgestellte und bei Eurer Majestät sowohl als auch insbesondere bei Ihrer Majestät der Königin in solch außerordentlicher Gunst stehende Person als Ankläger auftreten, daß ich unmöglich hoffen könnte...."

„Sie sprechen vom Duc, meinem Premierminister?" unter-

brach ihn Ludwig XV. heftig. „Ich weiß, er hat Feinde, sehr viel Feinde, denn man beneidet ihn um das Zutrauen, das ich ihm schenke und möchte ihn gerne von seiner Stelle verdrängen."

„Sagte ich es nicht," erwiederte der Bischof von Frejus, als der König hier schwieg, in schmerzlichem Tone, „daß es ganz unmöglich sein werde, Eure Majestät von der nackten Wahrheit zu unterrichten, indem der Herzog von Bourbon allzufest in Höchst Ihrer Gunst steht, als daß eine Nachricht Glauben finden könnte, welche ihn nicht im besten Lichte darstellt?"

Bei dieser kühnen Rede sah der König ziemlich betroffen zu Boden, und es trat eine Pause von mehreren Minuten ein. „Ich", wandte er sich dann an den Bischof von Frejus, „habe Sie immer als meinen besten väterlichen Freund betrachtet und ich hoffe auch, daß Sie es mir bleiben werden. Als Beweis Ihrer Freundschaft aber fordere ich jetzt von Ihnen, daß Sie mir die volle ungeschminkte Wahrheit sagen; verstehen Sie, die unverhohlenste Wahrheit!"

„Wohl, Eure Majestät," erwiederte der Bischof von Frejus, „und ich glaube dieß in aller Kürze thun zu können. Eure Majestät wollten wissen, woher es komme, daß selbst in höheren Kreisen, wie der traurige Fall mit dem Präsidenten des Parlaments beweist, die Entsittlichung so furchtbar um sich gegriffen habe? Die Antwort besteht einfach darin, daß das schmähliche gemeine Beispiel des Herrn Herzogs von Bourbon ansteckend wirkt."

„Das schmähliche, gemeine Beispiel des Duc?" wiederholte Ludwig XV. langsam. „Das ist ein mehr als harter Vorwurf, und ich verlange, daß Sie den Beweis für denselben liefern."

„Wie?" fragte der Bischof von Frejus nicht wenig erstaunt. „Sollte Eurer Majestät das skandalöse Verhältniß, in welchem der Herzog von Bourbon zu der Frau Marquise von Prie steht, etwa unbekannt sein?"

„Zu der ersten Ehrendame der Königin?" entgegnete Ludwig XV. „Nun so viel ich weiß, wird die Frau Marquise von der Frau Herzogin von Bourbon ihrer Freudschaft gewürdigt, und

der Herzog sieht sie daher oft in seinem Hause. Darin kann man, denke ich, nichts Arges erblicken."

„Nein," fuhr der Bischof von Frejus mit steigendem Affect fort, „nein darin könnte man nichts Arges erblicken; wohl aber darin daß der Herzog von Bourbon zu der Marquise in demselben Verhältniß steht, wie der Requêtenmeister von Thorigny zu der Frau des Parlamentspräsidenten stand. Die Frau Marquise ist nicht mehr und nicht weniger als seine Mätresse und die arme Frau Herzogin von Bourbon war deßhalb schon oft nahe daran, sich von dem ehebrecherischen Gemahl gerichtlich trennen zu lassen. Nicht so scrupulös freilich ist der Gemahl der Mätresse, der Generallieutenant von Prie in der Provinz Languedoc, denn er kennt die ganze schmähliche Aufführung seiner Frau und schweigt deßwegen doch, seines Vortheils wegen. Ja sogar die beiden Kinder, welche ihr Dasein dem Ehebruch verdanken, hat er als die seinigen anerkannt, aber freilich nur gegen eine sehr bedeutende Geldsumme und offenbar gegen das Versprechen, daß der Duc ihm zur Pairie mit dem Herzogstitel verhelfe."

„Schändlich, niederträchtig, wenn das Alles wahr ist!" rief der König aufs Höchste entrüstet. „Aber," setzte er nach einer Weile wieder in einem anderen Tone hinzu, „es wäre doch möglich, daß Sie selbst getäuscht worden wären."

„Nein, Eure Majestät," nahm jetzt der alte Herzog von Noailles das Wort, „mein Freund Fleury ist nicht getäuscht worden, und er hat eher noch zu wenig, als zu viel gesagt. Jedermann in Versailles und Paris kennt ja das scandalöse Leben, welches Monsieur Le Duc mit der Marquise de Prie führt, und es coursiren darüber viele hundert Spottgedichte, welche von Hand zu Hand gehen. Einige derselben habe ich zufällig bei mir und ich lege sie hiermit Eurer Majestät vor."

Mit diesen Worten überreichte er dem Könige einige jener Pamphlete, mit denen damals Paris überschwemmt wurde, und rasch griff Ludwig XV. darnach, um sie schnellstens hinter einander durchzublättern. Sie waren aber durchaus so grell schmutziger

Art, daß er sie nach kurzem voll Ekel wegwarf und eines derselben sogar mit Füßen trat.

„Pfui, pfui," rief er, „wie gemein! Wie niederträchtig-pöbelhaft gemein! Und über alle diese Gemeinheit ließ man mich bisher im Dunkeln, so daß die Schmach derselben auf mich selbst zurückfällt! Aber ich will," fuhr er, gegen die beiden alten Herrn gewandt, im entschiedensten Tone fort, „ich will diesem Scandal ein Ende machen, denn die reine Seele meiner Gemahlin soll nicht durch die pestartige Nähe einer doppelten Ehebrecherin besudelt und mein Hof nicht durch das Mätressenthum in den Koth herabgezogen werden."

„Oh," ergriff wieder der Bischof von Frejus das Wort, „Eure Majestät wissen noch lange nicht Alles, und das, daß sich der Herzog von Bourbon eine Mätresse hält, ist noch das Geringste. Das Hauptübel und der Hauptscandal besteht vielmehr darin, daß er sich von dieser Mätresse total beherrschen läßt und alle die Schlechtigkeiten in Ausführung bringt, welche sie ihm anbefiehlt. So rührt der größte Theil der neuen Steuern, über welche das Volk so sehr empört wurde, daß es in einzelnen Gegenden sogar zum Aufruhr kam, von ihrer Erfindungsgabe her, und dennoch, trotz aller dieser drückenden Abgaben, welche auf dem schönen Frankreich lasten, sind die Königlichen Kassen stets bis auf den Grund leer. So wurde es durch sie seit neuester Zeit zur Regel, daß man kein Amt anders als durch Kauf bekommen kann, und es entscheidet bei Besetzung einer Stelle, sei es eine höhere oder eine niedere, nicht mehr das Verdienst oder die Befähigung, sondern blos allein der Geldbeutel. So große Summen aber auch durch diese schändliche Wirthschaft eingehen, so gebricht es für die Staatsausgaben doch stets am Nöthigsten und man muß immer wieder bei den Banquiers Schulden machen. Warum aber das? Nun einfach deßwegen, weil der unersättliche Geiz der Frau von Prie alles verschlingt, wessen er habhaft werden kann, und höchstens einigen wenigen Günstlingen erlaubt in Compagnie mit ihr sich die Taschen zu füllen. Mit jedem Tage nimmt daher das Elend in Frankreich größere Dimensionen an und Eure Ma-

jestät glauben gar nicht, wie groß der Haß ist, mit dem man auf den Herzog von Bourbon und seine Regierungsweise blickt."

„Genug, genug," entschied jetzt Ludwig XV., indem er sich mit großer Würde erhob; „ich bin entschlossen; ja ganz fest und unwiederruflich bin ich entschlossen diesen schrecklichen Zuständen ein Ende zu machen. Beginnen aber werde ich damit, daß ich den Herzog und seine Concubine ohne weiteres vom Hofe verbanne."

„Aber Ihre Majestät die Königin?" wagte der Herzog von Noailles einzuwenden. „Sie ist bekanntlich die große Gönnerin des Duc und Eure Majestät lieben sie allzusehr, als daß Sie ihr einen Wunsch abschlagen könnten. Also...."

„Also meinen Sie," unterbrach ihn Ludwig XV., „wenn die Königin mich bitten würde, den Herzog von Bourbon in seiner bisherigen Stellung zu belassen, so könnte ich nicht anders denn Ja sagen? Sie sollen aber den Beweis erhalten, daß Sie durchaus im Irrthum sind, denn ich werde der Königin den Befehl ertheilen, sich in keiner Weise in diese Sache zu mischen, und diesem Befehl wird sie natürlich unbedingt nachkommen. Doch meine Herren zur Sache! Mein Herr Bischof von Frejus, mein väterlicher Freund und Erzieher, sind Sie bereit, der Nachfolger des Herzogs von Bourbon zu werden?"

„Ich, Eure Majestät?" rief der Bischof, indem seine Augen leuchteten und sein Gesicht wie mit Purpur übergoßen wurde.

„Ja Sie," erwiederte Ludwig XV. „Sie sind der hiezu paßendste Staatsmann und ich ernenne Sie hiermit zu meinem Premier mit dem Auftrag, ein ganz neues Ministerium zu bilden."

„Nein, nein, Eure Majestät," entgegnete der Bischof von Frejus, der sich sogleich ganz gesammelt hatte; „ernennen Sie mich nicht zum Premier, sondern zum Minister ohne Portefeuille, während Sie selbst die Zügel des Regiments in die Hand nehmen, gerade wie Ihr großer Vorgänger Ludwig XIV. Die einzelnen Fachminister werden dann jeden Tag zu bestimmten Stunden mit Eurer Majestät arbeiten und ich bin bereit, allen diesen Arbeitsstunden beizuwohnen, um Ihnen mit meinem Rathe zur Seite zu stehen."

„Meinen Sie?“ sprach der König nach kurzem Besinnen. „Nun wohl, mein Freund, Sie sollen Ihren Willen haben. Aber nun treffen Sie schnell die nöthigen Anordnungen, um das, was geschehen soll, ins Werk zu setzen, denn ich bin kein Freund des Zögerns und der Duc mit seiner schlimmen Freundin müssen heute noch den Hof verlassen.“

Brechen wir hier ab und überspringen den Zeitraum von etwa fünf Stunden! Also es war Mittags drei Uhr am Dienstag den 11. Juni, das ist an Pfingsten des Jahres 1726, da fuhr der König Ludwig XV. mit sehr geringer und nur männlicher Begleitung nach Schloß Rambouillet, um dort mit dem Grafen von Toulouse zu jagen, dann bei ihm zu soupiren und schließlich bei ihm zu übernachten. Wie er in den Wagen stieg, trat der Herzog von Bourbon an ihn heran, um sich von ihm zu verabschieden, und Ludwig XV., welcher die Gabe, sich zu verstellen, in hohem Grade besaß, sprach so freundlich mit ihm, als ob auch nicht der geringste Schatten von Disharmonie zwischen ihnen vorhanden wäre. „Folgen Sie mir bald nach Rambouillet nach, Monsieur Le Duc,“ sagte er zu ihm; „nach beendigter Jagd wollen wir eine Parthie Triktrak mit einander spielen, von der ich hoffe, daß ich sie gewinnen werde.“ So sprechend gab er das Zeichen zur Abfahrt und die Rosse eilten mit ihm davon. Monsieur Le Duc aber zog sich in sein Arbeitscabinet zurück, weil er noch Einiges zu besorgen hatte, und gedachte dann wirklich um fünf Uhr dem Könige nachzufahren. Nicht eine Ahnung hatte er von dem, was ihm schon der nächste Augenblick bringen sollte, sondern er hielt seine Machtstellung für gesicherter als je, und dieselbe Meinung hatten auch offenbar die Höflinge, denn sie bückten sich, wie er an ihnen vorüberging, mit der tiefsten Devotion vor ihm.

Noch keine fünf Minuten war der König abgefahren, so ließ sich der Bischof von Frejus bei Ihrer Majestät der Königin melden und nicht ohne einiges Erstaunen nahm die hohe Frau den Besuch an. „Eure Majestät,“ sagte der Bischof, sich tief verneigend, „ich habe Ihnen einen Brief von Höchst-Ihrem hohen Gemahl zu übergeben.“ Mit diesen Worten reichte er ihr ein klei-

nes duftendes Billet, deſſen Ueberſchrift ſchon der Königin zeigte, daß es von Ludwig XV. komme, und aufs höchſte betreten öffnete ſie das Billet. Es enthielt nur wenige Worte. „Madame," ſchrieb der König, „ich bitte Sie oder wenn nöthig befehle ich Ihnen, allem dem, was der Hochwürdigſte Herr Biſchof von Frejus von Ihnen verlangen wird, ſo genaue Folge zu leiſten, als wenn ich ſelbſt das Verlangen ſtellen würde. Louis." Todesbleich ſah die Königin auf, denn ſie meinte, ſich unbewußt irgend etwas verſchuldet zu haben, und fürchtete nun dafür geſtraft zu werden. „Eure Majeſtät," beruhigte ſie aber alſobald der Biſchof von Frejus in ſehr unterwürfigem Tone, „brauchen nicht zu erſchrecken, denn ich habe nur eine ſehr kleine und gar leicht zu erfüllende Bitte an Höchſtdieſelben zu ſtellen. Es wäre die Möglichkeit, daß Monſieur Le Duc im Laufe des heutigen Tages oder auch ſpäter eine Audienz von Ihnen erbitten würde, und mein allergnädigſter Herr und König wünſcht nun, daß Sie ihm dieſe Audienz nicht gewähren. Nicht minder iſt es der Wunſch Seiner Majeſtät, daß Sie keinen Brief von Monſeigneur annehmen, und endlich kommt noch die Bitte hinzu, daß Sie mir Erlaubniß ertheilen, Ihre erſte Palaſtdame, die Frau Marquiſe von Prie, ſogleich und für immer ihres Dienſtes zu entlaſſen. Erklären Eure Majeſtät dieſen meinen Bitten oder vielmehr dieſen Wünſchen des Königs ohne Einwand nachkommen zu wollen, ſo werden Allerhöchſtdieſelben in nichts Weiterem irgend beläſtigt werden." Die Röthe kehrte in Etwas auf die Wangen der Königin zurück, als ſie dieſe Worte vernahm, und bereits trat die Frage auf ihre Zunge, was denn dieſe ſtrengen Maßregeln veranlaßt habe; allein die Klugheit ſiegte in ihr und ſie unterdrückte die Frage. „Ich werde," erwiderte ſie in ihrer gewohnten ſchlichten Weiſe, „den Befehlen meines Königlichen Herrn und Gemahls genau nachkommen, wie es einer getreuen und gehorſamen Gattin geziemt, und verpflichte mich hiezu mit meinem Königlichen Worte." Nun verbeugte ſich der Biſchof auf's tiefſte und zog ſich ſofort, ohne nur eine Sylbe hinzuzuſetzen, zurück.

Genau zu derſelben Zeit, als der Biſchof von Frejus zu der

Königin ging, erschien der Herzog von Charost, Kapitän bei den „Gardes du Corps," im Privatkabinet des Herzogs von Bourbon, und zwar trat er dort ein, trotzdem ihm der diensthuende Kammerdiener die Erlaubniß hiezu mit lauten Worten verweigerte. „Was wollen Sie?" herrschte ihn Monsieur Le Duc an, indem er sich, durch den Lärm aufmerksam gemacht, voll Unwillen nach ihm umwandte. „Machen Sie's kurz," setzte er dann etwas gemäßigter hinzu, als er den Eintretenden erkannte, „denn ich habe keine Zeit zu verlieren." Ein leises Lächeln flog über die Züge des Gardekapitäns, der sonst als ein harter Eisenkopf bekannt war, und ohne ein Wort zu sprechen, aber mit einem respektvollen Gruße, überreichte er dem Duc ein in Briefform gelegtes Blatt Papier. „Eine Lettre de cachet?" schrie der Duc von seinem Stuhle aufschnellend und den Gardekapitän mit seinen funkelnden Augen fast durchbohrend. „Eine Lettre de cachet mir? Höll' und Teufel, was soll das heißen?" Er machte eine Bewegung nach der Thüre; aber der Gardekapitän vertrat ihm den Weg, indem er die Rechte an sein Schwert legte. „Monsieur Le Duc," sagte er dann äußerst kaltblütig, „ich bin nicht allein gekommen, sondern ein Dutzend meiner handfestesten Leute wartet meiner in der Gallerie und eine Schwadron ist im Hofe aufgestellt. Monseigneur wird daher klug daran thun, die Lettre in aller Ruhe zu lesen und dann ihrem Inhalt gemäß zu verfahren." Der Duc sah ein, daß der Kapitän recht habe, und so heftig und roh er sonst aufbrauste, so setzte er sich jetzt wieder ruhig nieder, um das erhaltene Schreiben durchzulesen. Dasselbe enthielt übrigens nur wenige vom Könige selbst geschriebene Zeilen und in diesen dankte Ludwig XV. seinem „Cousin," wie er ihn nannte, für die vielen ersprießlichen Dienste, welche ihm derselbe geleistet; zugleich aber enthob er ihn, ohne irgend einen Grund anzugeben, seines bisherigen Postens und befahl ihm, sich sofort Angesichts dieses auf sein Gut Chantilly zurückzuziehen. „Sind Sie beordert, mich zu begleiten?" fragte jetzt der Duc, den Brief, nachdem er ihn zweimal gelesen, vor Zorn in seiner Hand zusammenknitternd. „So bald Monseigneur mir Ihr Ehrenwort geben, ohne Verzug

abzureiſen, nein," erwiderte der Herzog von Charoſt. „Das thue ich nicht," ſchrie der Duc, dem auf einmal ein Gedanke kam, „ſondern ich muß vorher die Königin ſprechen." Wiederum flog ein eigenthümliches Lächeln über die ſtrengen Züge des Kapitäns; aber er hatte nichts dagegen einzuwenden, daß der Duc ſeinen Kammerdiener abſandte, um durch eine der Palaſtdamen Ihre Majeſtät die Königin um eine ſofortige Audienz bitten zu laſſen. Auch wartete er ganz geduldig auf ſeinem Poſten an der Thüre, bis der Kammerdiener zurückkehrte, obgleich dieß faſt eine Viertelſtunde Zeit hinwegnahm. „Ich habe alles verſucht," ſagte der Diener, dem der Angſtſchweiß auf der Stirne ſaß; „allein Ihre Majeſtät die Königin ließen mir durch eine ihrer Damen eine unbedingt ablehnende Antwort ertheilen, und laſſen Monſeigneur zugleich bitten, ſie mit keinem Briefe zu beläſtigen." Jetzt ſank dem Duc aller Muth und völlig rathlos ſtarrte er vor ſich hin. „Ich denke," meinte nunmehr der Gardekapitän trocken; „ich denke, es ſollte auf dieſes hin nichts mehr im Wege ſtehen, daß mir Monſeigneur ſein Ehrenwort gibt, ohne Verzug und Aufenthalt nach Chantilly abzugehen, und ich habe in Vorausſicht deſſen ſchon vor meiner Hierherkunft Ihrem Haushofmeiſter den Befehl zukommen laſſen, Ihre ſechsſpännige Caroſſe in Bereitſchaft zu ſetzen. Sollten Sie aber wider Verhoffen einen andern Beſchluß faſſen, ſo geht die Reiſe nicht nach Chantilly, ſondern nach Vincennes und zwar unter meiner und meiner Leute unmittelbaren Begleitung." Dieſe Worte, beſonders der Name Vincennes, brachte wieder Leben in den Duc und aufſpringend gab er augenblicklich das verlangte Ehrenwort. „Nur noch eine Bitte," ſetzte er dann mit Haſt hinzu. „Betrifft das Exil mich allein oder auch meine Gemahlin?" Zum dritten Mal lächelte der Kapitän, als der Duc dieſe Frage that. „An die Frau Herzogin von Bourbon iſt, ſo viel mir bekannt, kein Ausweiſungsbefehl ergangen," meinte er dann kaltblütig, „wohl aber an die Frau Marquiſe von Prie, welche ſich jetzt ohne Zweifel bereits auf der Reiſe nach ihrem Schloß Courbépine in der Normandie befindet." Nachdem er dieſe Auskunft ertheilt, legte er grüßend

die Hand an den Hut und verließ dann klirrenden Trittes das Zimmer.

Auf diese Art ging es bei der berühmten Palastrevolution zu, durch welche der despotischen Allgewalt des Duc von Bourbon und seiner Mätresse de Prié ein Ende gemacht wurde, und man kam damit viel leichter zu Stande, als der Bischof von Frejus mit seinen Verbündeten zu hoffen gewagt hatte. Der Duc nehmlich hielt sein gegebenes Wort getreulich und fuhr ohne Aufenthalt nach Chantilly, wo er sich von jetzt an rein dem Vergnügen der Jagd widmete. Mit Madame de Prié aber, als sie sich nicht augenblicklich dazu verstand, unter einer kleinen Eskorte in Civil auf ihr Schloß in der Normandie abzureisen, verfuhr man ohne viele Umstände, packte sie gewaltsam in eine Chaise und transportirte sie unter guter militärischer Bedeckung nach Courbépine. Auch bedeutete man ihr, als man dort angelangt war, daß sie sofort in ein Kloster gebracht werden würde, sobald sie das Weichbild des Schlosses verlasse und überdem legte man in das nahe Städtchen Bernai ein kleines Piquet Dragoner, dessen Offizier den Auftrag hatte, alle ihre Schritte genau zu überwachen. Ja nicht einmal brieflich durfte sie sich mit der übrigen Welt — absonderlich nicht mit dem Herzog von Bourbon — in Verbindung setzen, und so wurde denn Schloß Courbépine für sie zum wahren Gefängniß. Lange übrigens hielt sie diese strenge Clausur nicht aus, sondern dieselbe nagte so schwer an ihrem Innern, daß sie schon nach kurzem an Nervenzuckungen erkrankte, und bereits am 6. Oktober 1727, erst neunundzwanzig Jahre alt, dieser Krankheit erlag. Nicht so schlimm gestaltete sich das Schicksal des Herzogs von Bourbon, ihres Geliebten. Vielmehr wurde demselben schon Anfangs Dezember 1727 erlaubt nach Versailles zurückzukehren, jedoch unter der Bedingung, sich nie mehr in Politik zu mischen, und er kam auch wirklich in genanntem Monat auf einige Tage dahin. Allein weil er sah, daß daselbst kein Mensch sich viel um ihn bekümmerte, kehrte er alsobald nach Chantilly zu seinen Jagd- und Trinkvergnügungen zurück, und starb daselbst am 27. Januar 1740 an einer heftigen Dissenterie, die er sich

durch seine Lebensweise zugezogen hatte. Doch ich wende mich nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu meiner Geschichte zurück, um zu berichten, welche weitere Folgen die so eben von mir geschilderte Palastrevolution nach sich zog.

Am 11. war der König nach Rambouillet gefahren, und am 12. befand er sich schon wieder in Versailles. Den Tag darauf, am 13., erschien daselbst der frühere Staatsrath Le Blanc, der große Jesuitenfreund, den man eilends mit Courierpferden aus seinem Exile in Avranches herbeiholte, und alsobald mußte ihm der seitherige Kriegsminister von Breteuil sein Portefeuille abtreten. Ganz in ähnlichem Sinne wurde auch mit der Neubesetzung der übrigen Ministerien verfahren und namentlich erhielt Le Pelletier wieder das Finanzministerium. Da es übrigens den Leser nicht besonders interessiren dürfte, die Namen dieser Departementschefs zu kennen, so unterlasse ich es sie ihm alle einzeln vorzuführen, und wiederhole nur, daß der Bischof von Frejus die Seele des ganzen Ministeriums, ja der wirkliche Premier war, gerade wie vor ihm der Herzog von Bourbon. Freilich den Titel eines solchen erhielt er nicht, oder vielmehr er wollte ihn nicht, damit es so scheine, als ob Ludwig XV. die Zügel der Regierung in seine Allerhöchsteigene Hände genommen habe. So scheinen sollte es aber, damit das Volk von Frankreich sich in den Glauben einwiege, die jetzige Regierung sei eine über das Getriebe der Partheien erhabene, und eben aus diesem Grunde ließ auch der Cardinal von Noailles, der Erzbischof von Paris, das glückliche Ereigniß der Selbstregierung des Monarchen von allen Kanzeln herab verkünden. In Wahrheit jedoch blieb der König den Staatsgeschäften so ferne wie zuvor, sich nur allein mit seinen Jagden und Mahlzeiten, so wie mit der Liebe zu seiner Frau beschäftigend, und die ganze Regierungsgewalt befand sich in den Händen des Premier, dem seine Verbündeten, die Patres vom Orden Jesu, natürlich als getreue Freunde zur Seite standen. Sie drangen deßhalb auch alsbald in den Pabst, daß er ihrem eifrigen Beschützer die Cardinalswürde verleihe, und schon im September 1726, also nur wenige Wochen nach der beschriebenen Palastrevo-

lution, kam der verlangte rothe Hut in Paris an. Der Herr Premier hieß also von jetzt an nicht mehr Bischof von Frejus, sondern Cardinal von Fleury und die neue Würde gab ihm natürlich ein doppeltes Ansehen.

Des Cardinals Regierung ließ sich übrigens sehr gut an, und es schien fast, als ob Frankreich besseren Zuständen entgegengehe. Nicht nur nehmlich wurden von den bisherigen ungetreuen Beamten, die man nicht nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zählte, Viele abgesetzt und exilirt, oder gar zur Strafe gezogen und ins Gefängniß geworfen, sondern man nahm auch wirklich einen Anlauf zu bedeutenden Verbesserungen und namentlich schaffte man alle Chargen ab, welche dem Staat Geld kosteten, ohne ihm Nutzen zu bringen. Man wollte sparen, um die leeren Kassen wieder zu füllen, und wenn man erst dieß ins Werk gesetzt hatte, so hoffte man auch die Steuern wenigstens die drückendsten derselben, vermindern zu können. Das Volk von Frankreich faßte also von neuem guten Muth und nur Eines beklagte es, nehmlich das, daß der Cardinal von Fleury bereis sieben und siebzig Jahre zählte, als er seinen wichtigen Posten antrat. Konnte man hoffen, daß er lange genug leben werde, um alle seine Verbesserungspläne in die Wirklichkeit treten zu lassen?

Drittes Kapitel.

Das Muſter eines Ehemanns.
(1726—1735.)

Ein ſolider König, ein Regent, der blos für ſeine Frau lebte, und anderer Leute Weiber und Töchter ganz unbeachtet ließ, ohne ihrer auch nur in Gedanken zu begehren — die jetzige Generation von Frankreich hatte ſo etwas noch nicht erlebt und ſie wußte ſich vor Staunen gar nicht darein zu finden. „Es wird vorübergehen," ſagten die Hofleute und die Pariſer, welche die liederliche Wirthſchaft unter dem Regenten, ſo wie früher das Mätreſſenthum unter Ludwig XIV. mitgemacht oder ſich davon von ihren Eltern hatten erzählen laſſen. „Es wird vorübergehen, denn das Blut der Bourbons fließt in Ludwig XV. und er iſt der Großenkel Ludwigs XIV.! Ein Jahr vielleicht oder auch zwei mag der Ehrbarkeitsfirniß anhalten, aber dann ſpringt er ab, wie eine ſchlechte Vergoldung, und wir erleben eine neue verſtärkte Auflage der alten Liederlichkeit."

So ſagten nicht wenige und ſie hätten die größten Wetten darauf eingegangen, daß ihre Prophezeihung eintreffen müſſe; allein ſie traf nicht nur nicht ein, ſondern die Zärtlichkeit Ludwigs XV. gegen ſeine Gemahlin ſchien ſich vielmehr mit jedem

Jahre zu steigern und alle buhlerischen Blicke, welche die Schönheiten des Hofes ihm zuwarfen, blieben von ihm gänzlich unbeachtet. Ja, seine Ehe war eine wahrhaft musterhafte, und wie es in solchen Ehen zu geschehen pflegt, sie führte einen ganz erklecklichen Kindersegen mit sich.

Gleich zum ersten Male, am Donnerstag den 14. August Vormittags eine Viertelstunde nach eilf Uhr, kam die Königin mit Zwillingen nieder, zwei Prinzessinen, welche in der Taufe die Namen Marie-Louise-Elisabeth und Anna-Henriette de France erhielten, und Ludwig XV. wurde nicht müde, die Erstlingsfrüchte seiner Liebe mit Zärtlichkeit zu betrachten. Nicht ganz ein Jahr später, am 28. Juli Morgens acht Uhr, erfolgte die zweite Niederkunft und das Neugeborne war abermals eine Prinzessin, Louise-Marie de France. Alle Welt hatte, gewisser Anzeichen halber, auf einen Prinzen gehofft, und auf vielen Gesichtern stand daher eine bittere Enttäuschung zu lesen; der König selbst aber nahm die Sache von der lustigen Seite und meinte, das nächste Jahr werde er bei dem Doctor Payret, welcher der Königin als Geburtshelfer zur Seite gestanden, einen Knaben bestellen. Weit tiefer ging die verfehlte Hoffnung der Königin und am 4. October fuhr sie expreß deßhalb nach Paris, um in den beiden berühmten Kirchen von Notre-Dame und Sainte-Geneviève die Jungfrau Maria um einen Dauphin zu bitten. Die Bitte hatte auch wirklich Erfolg und am 4. September 1729, einem Sonntag, Morgens zwischen drei und vier Uhr gab die Königin einem Knaben das Leben, dem Dauphin Louis de France, dem Vater von drei Königen, von Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X. Ha, wie jetzt die Kanonen donnerten und die sämmtlichen Glocken von allen Kirchen Frankreichs zusammen läuteten! Wie die Priesterschaft sich beeilte, Te Deum's abzusingen und wie man in Paris und Versailles illuminirte! Drei Tage und drei Nächte lang kamen der Hof, die Armee, die Beamtenwelt und die Bürgerschaft gar nicht aus ihrem Freudentaumel heraus und den Schluß machte eine Riesenprozession, an welcher mehr als hunderttausend Menschen, vom Vornehmsten bis zum Geringsten herab,

sich betheiligten. Warum hätten aber auch die Leute sich nicht freuen sollen? Es war ja jene Geburt ein merkwürdig seltenes Ereigniß, indem seit acht und sechzig Jahren in Frankreich kein Dauphin mehr das Licht der Welt erblickt hatte. Die größte Seligkeit übrigens fühlte das Königspaar, denn es sah nun die Nachfolge gesichert und somit konnte man der Zukunft getrost in die Augen sehen. Doch um wieder auf die Kindbetten der Königin zurückzukommen, so gebar sie am 30. August 1730, um acht Uhr Morgens, abermals einen Knaben, welcher sofort den Titel eines Herzogs von Anjou erhielt, bei dessen Eintritt in's Leben aber nicht so viel Lärm gemacht wurde, als bei seinem Bruder dem Dauphin. Auch lebte er nicht lange, sondern starb schon am 8. April 1733, zwei Jahre und sieben Monate alt, zum äußerst großen Leidwesen seiner Eltern, weil sie nun wieder nur einen einzigen Sohn besaßen. Um so weniger zeigte sich Mangel an Prinzessinnen, denn am 23. März 1732 kam die Königin abermals mit einer solchen — Marie-Adelaide de France — in die Wochen und dies wiederholte sich in den nächsten Jahren noch weitere fünf Male, so daß der Dauphin nach und nach nicht weniger als neun Schwestern bekam. Gewiß also — Ludwig XV. war ein sehr zärtlicher Gatte und in seinen Augen hielt kein Weib den Vergleich mit Frau Maria, der armen polnischen Königstochter, aus.

Mit all' dem vielen Schlimmen, das Frankreich unter Ludwig XIV. und nach seinem Tode unter dem Regenten zu ertragen gehabt hatte, war es demnach zu Ende. Es gab keinen Mätressenscandal mehr und die vielen Millionen, welche jene Sirenen gekostet hatten, kamen dem Staatsbeutel zu Gute. Eben so wurden viele hundert weitere Millionen dadurch gespart, daß Ludwig XV. keine extravagante Bauluft besaß, nnd nicht minder großen Vortheil hatte Frankreich davon, daß es neun Jahre lang die Segnungen des Friedens genießen konnte. Dennoch gelang es dem Könige Ludwig XV. nicht, sich in großen Respect bei seinen Unterthanen zu setzen, und Frankreich fühlte sich keineswegs glücklicher, als zuvor. Einmal nehmlich war es eine unwiderlegliche

Thatsache, daß der junge Monarch, wenn er nicht schlief oder sich mit seiner Gattin vergnügte, seine Zeit zu gar nichts Anderem anwendete, als zum Jagen, sowie zum starken, nur zu oft sogar unmäßigen Essen und Trinken, ohne sich auch nur im Geringsten um das Wohl und Glück seines Volkes zu bekümmern. Zum andern ließ er es, weil für ihn der Cardinal Fleury regierte, geschehen, daß die Jesuiten wieder in alle die Rechte und Vortheile eingesetzt wurden, welche sie unter der Maintenon besessen hatten — Rechte und Vortheile, welche der genannte Orden natürlich dahin ausbeutete, daß er alle kirchliche wie geistige Freiheit zu unterdrücken und die finsteren Zeiten des Mittelalters wieder heraufzubeschwören suchte. Die Herren Patres feierten deßhalb auch den Tag ihrer Wiedereinsetzung in ihre alte Machtstellung — 6. März 1729 — in Paris durch ein großartiges Te Deum, das ihnen nicht weniger als 1,600,000 Francs kostete; allein die Pariser faßten deßwegen doch, wenigstens in ihrer großen Mehrheit, keine Vorliebe für sie, sondern fuhren fort, sie recht gründlich zu hassen und vielleicht noch gründlicher zu verachten. Für die Jesuiten war eigentlich nur der Hof, daß heißt der Cardinal Fleury mit seinen Anhängern — denn der König selbst blieb ganz unbetheiligt bei der Sache und äußerte sich nie weder für noch gegen sie, gerade wie wenn er gar keinen Sinn für religiöse und geistige Angelegenheiten hätte. Sodann der Cardinal von Noailles, der Erzbischof von Paris mit einem Theil der Geistlichkeit, und schließlich das Alte-Bet-Schwesterthum, das in Paris wie in allen leichtsinnigen Städten ziemlich stark vertreten war. Alle andern Bewohner von Versailles und Paris waren gegen die schwarzen Patres, also insbesondere der Kern der Bürgerschaft, die Universität mit den sämmtlichen Studenten, das Offizier-Corps mit dem Militär und ohnehin alle Gebildeten und Aufgeklärten. Diesen insgesammt däuchte es ein schweres Unglück, daß die Regierung den Mitgliedern von der Gesellschaft Jesu eine so große Gewalt in geistlichen wie weltlichen Dingen übertrug, und nicht wenig wurden sie in dieser ihrer Ueberzeugung durch zwei berühmte Processe bestärkt, in welche die Jesuiten sich zu jener Zeit

verwickelt sahen. Der Eine nehmlich, ein Erbschaftsprozeß, angestrengt von den Nachkommen des Ambrosius Guy, zeigte, daß die Söhne Loyola's, wenn es sich um Gewinnung von Geld und Gut handelte, selbst vor dem Verbrechen des gemeinsten Raubes nicht zurückschreckten; der Andere aber, die Affaire Girard-Cadière, oder besser gesagt der Scandalprozeß zwischen dem Pater Johann Baptist Girard und der Jungfrau Maria-Catharina Cadière, welcher das ungeheuerste Aufsehen in der ganzen civilisirten Welt machte — es wurden ganze Folianten über ihn geschrieben — stellte die Immoralität des jesuitischen Treibens in ein so grelles Licht, daß von nun an selbst bisherige Vertheidiger des Ordens sich mit Verachtung von ihm wandten. Die Pariser hätten daher auch ums Leben gern mit der ganzen schwarzen Rotte das kürzeste Federlesen gemacht und sicherlich wäre es auch zu Excessen gekommen, wenn nicht die Regierung dem Orden nach wie vor ihre höchste Gunst zugewendet haben würde. Ja wohl, die Herren Patres vom Orden Jesu blieben nach wie vor in ihrer Machtstellung, welche ihnen der Cardinal Fleury durch das Decret vom 6. März 1729 ausgewirkt hatte, und all' die Schmach und Schande, womit sie sich in den beiden Prozessen Ambrosius Guy und Girard-Cadière überdeckten, schadeten ihnen am Hofe nicht das Geringste! Konnte nun aber ein solches Verfahren das Ansehen des Königs erhöhen? Nein, sicherlich nicht, sondern man ergoß sich vielmehr mit tiefem Spott über ihn und es regnete förmlich Pasquille. Was nützte ihm also sein solides Leben „als Muster eines Ehemanns?" Was brachte es ihm für einen Vortheil, daß unter ihm das Mätressenthum, die Bauwuth und das Kriegführen ein Ende genommen hatte? Seine Unterthanen konnten ihn nicht achten, weil er durch seine Unfähigkeit zu regieren all' das jesuitische Unglück über Frankreich brachte, und es keimte deßhalb auch damals schon in Manchem der Gedanke auf, das ganze Bourbonische Königthum gereiche der Nation der Franzosen zu eitel Schmach und Schande!

Gräfin von Hully.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Viertes Kapitel.

Die erste der vier Schwestern oder die Gräfin Mailly.
(1735—1738.)

Wir befinden uns im Spätherbst des Jahres 1735. Zehn Jahre lang war nun König Ludwig XV. verheirathet und neun Kinder hatte ihm die Königin geboren. Das zehnte trug sie eben unter dem Herzen und sah jeden Tag ihrer Niederkunft entgegen. Im Uebrigen aber stand Alles noch beim Alten und weder am Hofe noch in der Regierung waren beherzigenswerthe Neuerungen vorgekommen. Cardinal Fleury nehmlich regierte noch immer mit derselben Allgewalt, wie früher, und seine Freunde, die Jesuiten, hatten goldene Zeiten. Weil er aber schon sehr alt war, der Herr Cardinal, und in Folge dessen keine allzuheftigen Anstrengungen mehr ertragen konnte, nahm er sich in der Person des Siegelbewahrers Chauvelin einen Adjuncten, und dieser arbeitete nun mit ihm zusammen. Herr Germain Louis Chauvelin war damals ein Mann von kaum fünfzig Jahren, und man beneidete ihn darum sehr um seine schnelle Carrière. Auch sagte man sich's in's Ohr, daß er sein Avancement nicht seinen Kenntnissen oder seinem Verstande verdanke, sondern der Gunst der sehr einfluß-

reichen Frau Prinzessin von Carignan, sowie der Schönheit seiner eigenen Gattin, der Tochter des Herrn Fontaine des Montées, eines sehr reichen Großhändlers in Orleans. Doch sei dem, wie ihm wolle, Germain Louis Chauvelin war die rechte Hand des Cardinals Fleury geworden und wenn letzterer, was nach dem Gesetz der Natur nicht mehr lange anstehen konnte, starb, so trat er ganz an seine Stelle, daß heißt er wurde thatsächlicher, wenn auch nicht nomineller Premierminister. Mit andern Worten, er war dazu ausersehen, dereinstens Frankreich zu regieren, denn die Chefs der verschiedenen Departements, der Herr Graf von Angervilliers für den Krieg (der Nachfolger des Herrn Leblanc, der nur wenige Wochen nach seinem Wiedereintritt in's Ministerium starb), der Herr Amelot de Chaillou für das Auswärtige, der Herr Graf von Maurepas für die Marine und der Herr Graf von Saint Florentin für das Innere, konnten nur als Fachmänner gelten und ganz dasselbe war auch bei Herrn Fagon der Fall, welcher unter dem Titel eines Oberintendanten das Departement der Finanzen leitete. Sie waren Fachmänner von geringem oder gar keinem politischen Einfluß und man konnte mit ihnen wechseln, ohne daß das System, welches die Regierung befolgte, dadurch nur irgend alterirt worden wäre. Was aber den König selbst anbelangte, der von Gott- und Rechtswegen die Zügel der Regierung hätte führen sollen, so aß und trank und jagte er, ohne sich um irgend etwas Anderes zu bekümmern, das allein ausgenommen, daß, wie ich bereits gesagt, seine Frau alle Jahre regelmäßig in die Wochen kam. Ja er war ganz der traurige Monarch, wie er in der kürzlich erschienenen Schmähschrift: »Traité de silence et de la timidité, mêlé de notes sur la paresse, avec la manière de signer son nom sans savoir pourquoi par Louis Roy, Particulier« zu Deutsch: „Abhandlung über die Schweigsamkeit und den Stumpfsinn, mit Anmerkungen über die Trägheit, sowie über die Kunst, seinen Namen zu unterschreiben, ohne daß man weiß, was man unterschreibt, verfaßt von Ludwig König, Privatmann", geschildert wurde, und man konnte die Pariser also nicht verhindern, sich über diesen Nichtsthuer von einem Könige — diesen

»Ours, qu'on mène par le nez«, wie er in einem Spottgedicht genannt wurde — luſtig zu machen. Freilich ganz ohne Gefühl und Leben war deßwegen König Ludwig XV. doch nicht, und wenn er einmal durch irgend etwas aus ſeinem gewöhnlichen Faullenzerthum aufgerüttelt wurde, ſo griff er raſch durch, ohne ſich durch Einreden oder Vorſtellungen, ſie mochten kommen woher ſie wollten, beirren zu laſſen. Allein ſolche Aufrüttelungen kamen höchſtens alle paar Jahre einmal vor und hatten den Hauptfehler, daß ſie auch nicht im Geringſten nachhaltig waren. Im Gegentheil, ſchon nach ein paar Stunden dachte der Monarch nicht mehr an das, was er ſo eben in ſeiner Aufregung befohlen hatte, und frug auch nachher nie, ob es ausgeführt worden ſei. Mit einem Worte alſo, das thieriſche Element, das iſt die Sinnlichkeit und der ſinnliche Genuß, hatte in Ludwig XV. bei weitem das Uebergewicht und es ſchien nicht, als ob er jemals aus dieſem Zuſtand aufwachen würde. Zum Ruhme aber mußte man es ihm nachſagen, daß er ſich, wie ſchon geſagt, nie zu jenen ſinnlichen Ausſchweifungen hinreißen ließ, welche unter dem Regenten und Ludwig XIV. an der Tagesordnung geweſen waren, ſondern er war dieſe ganze lange Zeit über das „Muſter eines Ehemanns“ geblieben und ſchwur heute noch mit vollſter Ueberzeugung, daß ſeine Frau alle Vollkommenheiten der Welt beſitze.

So ſah es im Spätherbſt des Jahres 1735 am Hofe zu Verſailles aus und der Leſer wird nun ſicherlich der Meinung ſein, das Beiſpiel der Königlichen Solidität müſſe nothwendig auf den Hof, ſowie auf die Stadt Paris „anſteckend“ gewirkt haben. Wirkte ja doch die frühere Liederlichkeit ebenfalls anſteckend und zwar ſo anſteckend, daß ſowohl die vornehme als die nicht vornehme Welt die Tugenden der Keuſchheit und ehelichen Treue gar nicht mehr kannte, ſondern dieſelbe für eine leere Erfindung der Moraliſten, für ein Ding, das gar nicht exiſtirte, ja für etwas rein Unmögliches erklärte; warum ſollte nun nicht die eheliche Treue des Königs ebenfalls einen Rückſchlag haben bewirken können? Leider jedoch war ſolches nicht der Fall. Vielmehr hatte ſich die Liederlichkeit, die Frivolität, die moraliſche Verderbtheit

bereits allzusehr in's Fleisch und Blut der damaligen Generation eingefressen, als daß das Gift noch hätte entfernt werden können, und statt das Königliche Beispiel der Treue nachzuahmen, spottete man vielmehr darüber. Es war aber auch etwas schrecklich Langweiliges um jene sich alljährlich wiederholenden Kindbetten der Frau Königin, und nicht minder langweilig fand man das ewige Herumstolpern des Königs in den Wäldern, um Hirsche, Rehe und Hasen zu schießen! Wahrhaftig selbst in der letzten Regierungsperiode Ludwigs XIV., da ihn die Maintenon zum Betbruder gemacht hatte, ging es am Hofe nicht langweiliger zu, als jetzt, und noch immer zeigte sich kein Hoffnungsstrahl, daß endlich in dieses öde Einerlei, das gar nie von einem Balle oder sonstigen Feste unterbrochen wurde, eine Abwechselung kommen werde! Doch je mehr man sich in Versailles langweilte, um so kurzweiliger trieb man's in Paris und von den Hofleuten war immer ein Theil unterwegs, um sich dort zu entschädigen. Da gab's jede Nacht Tanz und Ball, und wer wollte, der spielte bis an den lichten Morgen, weil bereits öffentliche Häuser dieser Art bestanden. Da konnte man die große Oper besuchen, oder sonstige Theater und Concerte; da konnte man trinken und tollen mit Freunden, die Freundinnen natürlich auch nicht ausgeschlossen, und des Unterhaltungsstoffes wie der lustigen oder traurigen Abenteuer gab's ohnehin stündlich mehr, als in Versailles das ganze Jahr hindurch. Versetzen wir uns also nach Paris, um von dem dortigen Leben auch etwas mitzugenießen oder wenigstens um einige der Hauptabenteuer zu erfahren, die im Spätherbst des Jahres 1735 dorten sich zutrugen.

Das Café d'Estrées, Rue de l'Arbre-Sec, war zu jener Zeit sehr in der Mode und jeden Tag fand sich dort eine ziemliche Anzahl von jungen Herren ein, welche offenbar das Leben von der lustigsten Seite nahmen. Auch an einem kühlen Novemberabend des Jahres 1735 finden wir dort wieder große Gesellschaft und während die Einen sich mit Kartenspielen die Zeit vertrieben, setzten sich Andere um einen großen runden mit Weinflaschen bedeckten Tisch und erzählten sich die Neuigkeiten des Tages.

„Habt Ihr schon von dem neuesten Streich des Abbé Clermont gehört?“ rief Einer, dem man auf den ersten Blick den reichen Großhändlerssohn ansah.

„Des Abbé Clermont?“ fragte sogleich ein Zweiter, der hart neben dem ersten saß. „Ist hier von einem wirklichen Abte die Rede?“

„Nein, nein, mein lieber Henry,“ lachte der Erste. „Aber ich vergaß, daß du erst seit einigen Tagen in Paris bist und also die Verhältnisse noch nicht so genau kennst. Der Abbé Clermont ist kein anderer als der Herr Graf Louis de Bourbon-Condé, Graf von Clermont, demnach ein wirklicher Prinz von Geblüte und zugleich Generallieutenant in der Armee des Königs. Abbé aber nennt man ihn, weil ihm der König den Genuß der Einkünfte von fünf oder sechs Abteien im Betrag von jährlich mehr als dreimalhunderttausend Livres verliehen hat, und ich denke um diesen Preis kann man sich schon Abbé heißen lassen.“

„Nicht bloß Abbé,“ meinte ein Dritter, „sondern auch Prince travesti, das ist der als Priester verkleidete Prinz.“

„Aber was ist das wieder?“ fragte der Zweite, welcher erst seit ein paar Tagen in Paris war.

„Nichts mehr und nichts weniger,“ replicirte der Dritte, „als eine Comödie in drei Acten von unserm Volksdichter Merivaux, in welcher der Herr Graf von Clermont ganz unbarmherzig durchgehechelt wird. — Er mit allen seinen Concubinen und Zechgenossen.“

„Aber die Geschichte, die Geschichte,“ riefen drei oder vier Andere. „Lassen wir alle Abschweifungen bei Seite, damit wir den neuesten Streich des tollen Abbé erfahren.“

„Ihr wißt ohne Zweifel,“ begann jetzt der Erste zu erzählen, „daß unser hochwürdigster Herr Abbé, nachdem er die kleine Duval oder vielmehr die Bulle, denn unter diesem Namen ist sie allbekannt.....“

„Halt, halt,“ unterbrach ihn hier ein Vierter, indem er zugleich für diese seine Unterbrechung tausendmal um Entschuldigung

bat. „Du ſprichſt doch ohne Zweifel von der Sängerin Duval du Tillet, welche jetzt mit dem Marquis von Breteuil zuſammenlebt, nachdem ſie den Präſidenten von Rieux, den alten Mann, ruinirt hat. Warum führt ſie die beiden Beinamen La-Bulle und La-Conſtitution? Ich habe mich ſchon mehrfach erkundigt, konnte aber den wahren Grund bis jetzt nicht erfahren."

„Nicht?" ſpöttelte der Erſte, „und es iſt doch ein öffentliches Geheimniß! Bekanntlich hat uns Seine Heiligkeit in Rom in unſern letzten traurigen Religionshändeln, welche die Jeſuiten angeſchürt haben, mit der Bulle Unigenitus beglückt und dieſe Bulle, welche man auch die Conſtitution Unigenitus heißt, brachte der päpſtliche Nuncius Cardinal Bentivoglio hierher. Weil dieſem würdigen Kirchenfürſten aber die Zeit etwas lang wurde, ſo ließ er ſich mit einem jungen Fräulein in ſexuelle Studien ein und die Folge dieſer Studien war die Geburt der Duval. Sie führt alſo die Beinamen Bulle und Conſtitution mit vollſtem Rechte, und mit nicht minderem Rechte heißt ihre jüngere Schweſter, auch eine Tochter des Herrn Nuncius, Bref, das iſt das apoſtoliſche Breve."

Alle lachten. „Aber jetzt endlich die Geſchichte und keine Unterbrechung mehr," riefen dann wieder Einige.

„Gut alſo," fuhr darauf der Erſte fort, „nachdem der Abbé Clermont, der alle Neumonde mit ſeinen Geliebten zu wechſeln pflegt, die Bulle abgedankt hatte, hielt er ſich an Mademoiſelle Camargo, jene fameuſe Tänzerin in der großen Oper, welche wir ſchon ſo oft bewundert haben, und er wurde von dieſer ſeiner neuen Mätreſſe ſo bezaubert, daß er ſie, glaube ich, geheirathet hätte, wenn er als Abbé hätte heirathen dürfen. Auch ruhte er nicht, als bis ſie ſich von der Oper zurückzog, um von nun an ihm ganz allein anzugehören, und dann übergab er ihr das herrliche Schloß Berny bei Saint-Germain zur Reſidenz. Kurz er behandelte ſie wie eine Prinzeſſin und ſie durfte nie anders ausfahren als in einer Kutſche mit Sechſen. Allein wie das wechſelt! Vor wenigen Wochen ſah der Herr Abbé bei La-Porte hinter dem Grand-Chatelet, alſo in einem keineswegs ſehr renommirten Quartier von Paris, in einer Garküche ein junges Weibchen, welches

ihm der Inbegriff aller Schönheit zu sein schien, und unwillkührlich hielt er sein Pferd an, um das eifrigst beschäftigte Dämchen etwas näher zu besehen. Weil dieß aber Aufsehen erregte, so gab er schon in der nächsten Minute seinem Rosse die Sporen und ritt in sein Hôtel. Doch nicht um dort zu bleiben, sondern um sich in die Livrée eines seiner Bedienten zu werfen und dann zu Fuß in die Garküche zurückzueilen. Er ließ sich da Speise und Trank reichen und that, als wäre er ein wirklicher Bedienter; die eben so kluge als schöne Frau Quoniam aber — nun ist das nicht ein recht eigenthümlicher Name für die Frau eines Garkochs? — hatte in ihm auf den ersten Blick denselben vornehmen Cavalier erkannt, der erst vor einer halben Stunde vorbeigeritten war, und gab ihm dieß auch, während sie ihn höchsteigenhändig bediente, mit ihren prächtigen Augen deutlich genug zu verstehen. Ueberhaupt trieb sie mit diesen ihren Augen ein so durchtriebenes Spiel, daß unser fürstlicher Abbé schon nach einer halben Stunde bis über die Ohren verliebt war, und er hätte sich ohne Zweifel jetzt schon erklärt, wenn nicht der Herr Ehegemahl, der in der Garküche als Oberkoch dominirende Herr Quoniam, seine Ehehälfte wie ein anderer Argus bewacht haben würde. Den andern Tag kam natürlich der Herr Graf von Clermont schon zu guter Zeit wieder und die Augen der Madame Quoniam sagten ihm, daß er höchlich willkommen sei. Auch gelang es ihm, ihr hinter dem Rücken des Herrn Gemahls ein Billetchen zuzustecken, in welchem er sie um ein Stellbichein bat, und er konnte es als ein gutes Zeichen deuten, daß sie das Billetchen schnellstens und unbemerkt in ihrem Mieder barg. „Um sieben Uhr heute Abend bei der Vesper in der Madelaine," flüsterte sie ihm dann eine halbe Stunde später, nachdem sie das Billet gelesen, zu und daraufhin entfernte sich der fürstliche Bediente oder besser gesagt le Prince travesti, ohne irgend bei dem eifersüchtigen Herrn Garkoch oder bei seinen anderen Gästen Verdacht erregt zu haben. Zehn Minuten vor sieben Uhr stand der Graf von Clermont bereits unter dem Hauptportal der Madelaine und — man sieht daraus, daß die Kirchen doch auch hie und da zu etwas Vernünftigem zu ge-

brauchen sind — wartete auf seine schöne Frau Quoniam. Diese aber stellte sich wie sie versprochen, punkt sieben Uhr ein und, oh wie entzückt war unser Abbé von ihr, denn in ihrem Sonntagsanzug nahm sie sich wirklich wie eine Fee aus! Die Beiden verschwanden in der großen Kirche und ließen sich hinter einem Pfeiler, der sie halb verdeckte, auf ihre Knie nieder, dem Anschein nach in Andacht versunken. Worin jedoch ihr Gebet bestand, könnt ihr euch denken, und ich bemerke daher blos, daß sie nach Verfluß einer Viertelstunde vollständig mit einander im Reinen waren. „Aber mein Mann!" flüsterte plötzlich Frau Quoniam erbleichend. „O du mein Gott, er ist ärger als ein Türke und wird mich erdolchen, wenn er mich bei Ihnen findet." „„Er wird dich nicht finden, meine Theuerste"" erwiederte ihr der Abbé, „„denn ich gebe dir mein Schloß Berny zu bewohnen, welches außerhalb Paris liegt, und du sollst dort wie eine Königin auftreten."" Dies, das Bewohnen des Schlosses Berny nehmlich, von dem sie schon gehört hatte, weil vor Zeiten einmal die Siamesischen Gesandten dort einlogirt gewesen waren, leuchtete der tugendsamen Frau Quoniam recht wohl ein und auch dagegen hatte sie gar nichts einzuwenden, daß sie künftig wie eine Königin auftreten sollte; allein die Angst vor ihrem eifersüchtigen Gemahl wurde dadurch doch nicht beschwichtigt und sie kam immer und immer wieder darauf zurück, daß er sie ganz gewiß erdolchen werde, sobald er sie finde. „Und er wird mich finden," setzte sie dann unter Thränen hinzu, „weil er Augen hat wie ein Falke und weil er Freunde besitzt, die mit ihm suchen werden." Eine Zeitlang schwieg der Abbé, da er nichts Stichhaltiges einzuwenden wußte, aber mit einem Male kam ihm ein Gedanke. „„Ich hab's, ich hab's,"" rief er, sich vor Vergnügen die Hände reibend. „„Ja wohl, ich hab's, mein theuerstes Leben, und dein gestrenger Herr Gemahl soll uns ganz gewiß für alle Ewigkeit nicht geniren."" „Um Gottes Barmherzigkeit willen," flüsterte Frau Quoniam zurück, „Sie wollen ihn doch nicht umbringen?" „„Nein, nein, mein Herz,"" versetzte der Abbé lächelnd; „„es soll ihm kein Haar gekrümmt werden, sondern wir wollen ihm im Gegentheil eine recht

viel verſprechende Zukunft bereiten, denn weißt du was wir thun? Wir ſchicken ihn nach dem Miſſiſſippi.""

Die ganze Geſellſchaft lachte laut auf, bis auf Einen, der ganz verwundert dareinſah.

„Ich muß meine Unwiſſenheit geſtehen," ſagte dieſer Eine; „ich weiß nicht, was das heißen ſoll: Wir ſchicken ihn nach dem Miſſiſſippi?"

„Oh," erwiederte ihm ein Anderer, welcher ein ziemlich gelehrtes Ausſehen hatte, „das iſt ſehr einfach. Wir beſitzen da im fernen Amerika drüben einen großmächtigen Länderſtrich, welcher den ganzen mittleren und unteren Theil des Miſſiſſippigebiets einnimmt, und nach dieſer Colonie, Louiſiana geheißen, ſchicken wir, oder vielmehr ſchickt die Regierung alle unruhigen Köpfe, die ihr im Wege ſind."

„Alſo man deportirt ſie?" fragte der Erſtere weiter.

„Nein," erwiederte der Andere, „deportiren kann man's nicht heißen, denn man behandelt ſie nicht als Sträflinge, ſondern als Coloniſten, denen es freiſteht, ſich da oder dort niederzulaſſen und Geſchäfte zu treiben, was ſie für wollen."

„Aber dann können ſie ja wieder zurückkehren?" meinte der Erſtere, noch immer nicht ganz zufriedengeſtellt.

„O freilich," war die lachende Antwort. „Das ſteht ebenfalls ganz in ihrem Belieben, vorausgeſetzt nehmlich, daß ſie eine Privatſchiffsgelegenheit finden, denn ein Regierungsſchiff nimmt ſie nicht auf, und weiter vorausgeſetzt, daß ſie das theuere Paſſagegeld zuſammenbringen, was für Leute, die ohne Mittel ankommen, faſt eine Unmöglichkeit iſt."

„Jetzt," meinte nun der Erſtere, „jetzt verſtehe ich die Sache, und es war wirklich ein kluger Gedanke von dem Herrn Grafen von Clermont, den im Wege ſtehenden Meiſter Quoniam nach dem Miſſiſſippi ſenden zu wollen; nur begreife ich nicht, wie er das möglich machen konnte."

„Gerade ſo," lächelte der bisherige Erzähler, indem er das Wort wieder ergriff, „gerade ſo erging es auch der feenhaften kleinen Garkücheinhaberin. Auch ſie war ganz entzückt von der

Idee, den Gemahl in's Miſſiſſippithal zu verſetzen; aber auch ſie begriff nicht, wie dies zu bewerkſtelligen ſei, wenn der Mann ſich nicht freiwillig dazu verſtehe, und daß er das Letztere nicht thun werde, wußte ſie nur zu gut. Doch der durchtriebene Abbé wußte mit wenigen Worten ihr Bedenken zu heben und nun leuchteten ihre Augen wie zwei Fixſterne. „Alſo am Sonntag," flüſterte ſie ſich erhebend und ihm zärtlich die Hand drückend. „„Ja am Sonntag,"" flüſterte er zurück, indem er ebenfalls aufſtand und ſich kaum enthalten konnte, ſie mit ſeinen Armen zu umſtricken. „„Vergiß aber nicht, die Barrière Montmartre und die Zeit: Mittags vier Uhr."" Nun trennten ſie ſich und die Frau Quoniam eilte ſo ſchnell als möglich in ihre Garküche zurück, um ihren Herrn und Gemahl wegen ihrer langen Abweſenheit mit einer ſchnell erfundenen Lüge zu beſchwichtigen. Auch der Abbé Clermont eilte nach Hauſe, aber nur um ſich in Galla zu werfen und ſofort nach dem Hôtel des Herrn von Chauvelin, des neuen Miniſters, zu fahren. Mit dieſem nehmlich war er von früher her ſehr gut bekannt und natürlich hatte er die Bekanntſchaft nach der großen Beförderung des Chauvelin nicht erkalten laſſen. Es ſchien übrigens kein bloßer Etiquettebeſuch zu ſein, der Beſuch, den er heute dem vielvermögenden Beirath des Cardinals von Fleury machte, ſondern er ſchien eine Bitte auf dem Herzen gehabt zu haben, denn wie er die Treppe wieder herabging, hatte er ein Papier in Händen, das ganz wie eine Lettre de cachet ausſah, und er ſah äußerſt glücklich aus, als er dieſes Papier in die Taſche ſteckte. Von Herrn von Chauvelin weg fuhr der Abbé auf's Marineminiſterium, doch nicht zum Miniſter ſelbſt, ſondern auf's Bureau; ohne Zweifel, um ſich nach Etwas zu erkundigen. Endlich verfügte er ſich zum Polizeilieutenant und übergab dieſem, nach längerer Rückſprache, das Papier, welches wie eine Lettre de cachet ausſah. Während nun aber der Abbé Clermont auf dieſe Art thätig war, blieb die ſchöne Frau Quoniam ebenfalls nicht müſſig, ſondern ſie handthierte in ihrer Garküche herum, als wäre ihr das Kochen die liebſte Beſchäftigung von der Welt, und zugleich that ſie gegen ihren Mann zärtlicher als ſelbſt in den erſten Tagen

nach der Hochzeit. Er war auch ganz glückselig darüber, der gute Herr Garkoch Quoniam, und als ihn dann sein liebes Weibchen bat, am nächsten Sonntag Mittag, wo die Garküche regelmäßig geschlossen blieb, über den Montmartre einen Ausflug auf's Land mit ihr zu machen, da sagte er natürlich mit Freuden Ja. Wahrhaftig er wäre für sie durch's Feuer gegangen, so unendlich lieb war sie gegen ihn, und das Abendmahl hätte er darauf genommen, daß es keine treuere und anhänglichere Gattin geben könne, als die seinige! So kam der Sonntag Mittag herbei, und zur selben Zeit, da die Tänzerin Camargo, welche in der Frühe von ihrem bisherigen Geliebten einen Absagebrief erhalten hatte, mit Sack und Pack von Schloß Berny abfuhr, um wieder nach Paris und zum Ballet zurückzukehren — zur selben Zeit stand ein Fiacre vor der Wohnung des Garkochs, um ihn und seine theure Ehehälfte auf's Land hinauszubringen. Bald hatte das Ehepaar Platz genommen und fort gings in der Richtung nach der Barrière Montmartre. Wie freundlich plauderten sie da nicht miteinander, der Garkoch Quoniam und seine Ehehälfte — so freundlich und zärtlich, daß Viele von denen, welchen sie begegneten, unwillkührlich stehen blieben, um dem glücklichen Paare nachzusehen! Die Barrière war erreicht und nun empfing sie die Einsamkeit des Montmartre und seiner Umgebung. Nirgends mehr ein Haus und nur selten ein Mensch, der seines Weges ging! Da, wie der Fiacre um eine Ecke bog, hielten plötzlich sechs wohlbewaffnete und berittene Hatschiere wie aus der Erde gewachsen vor ihm und riefen dem Kutscher ein donnerndes Halt zu. In der nächsten Nähe aber stand eine geschlossene Chaise, und an deren Kutschenschlag warteten weitere zwei Hatschiere. „Um Gotteswillen," rief der Garkoch, „was wollen Sie von uns?" „„Lettre de cachet!"" brüllte ihm einer der Hatschiere, ohne Zweifel ihr Anführer, entgegen. „„Unmittelbarer Befehl Seiner Majestät des Königs! Meister Quoniam, Sie sind mein Gefangener!"" Mit diesen Worten riß er eine Pistole aus der Satteltasche und drohte dem Kutscher mit augenblicklichem Niederschießen, wenn er nur den geringsten Versuch zur Flucht mache; zu gleicher Zeit aber sprangen die an-

dern Hatschiere von ihren Rossen, holten gleichsam mit einem einzigen Griffe den armen Garkoch aus dem Fiacre heraus und schleppten ihn, nachdem sie ihm einen Knebel in den Mund gesteckt und seine Hände und Füße gefesselt hatten, nach der bereitstehenden Chaise, wo ihn die dort haltenden Schaarwächter in Empfang nahmen. In einem Augenblick war er in das Gefährt hineingeschoben und wieder in einem Augenblick saßen die zwei bewaffneten Schaarwächter neben ihm. Dann gings fort in gestrecktem Lauf und eben so schnell hinten drein folgten die sechs Reiter. Wohin aber gings? Nun in der Richtung nach der Seestadt Havre, welche nach sechs Tagen erreicht wurde. Dort lag ein Kriegsschiff, welches zur Abfahrt nach Neuorleans bereit war, und auf dieses wurde der arme Mann gebracht. Uebrigens war er nicht der einzige, welchen man sich auf diese Art vom Halse schaffte, sondern er hatte noch mehrere Schicksalsgenossen, deren Schuld die seinige auch nicht im mindesten übertraf, und von ihnen allen wird man in der Zukunft, deß bin ich gewiß, auch nicht eine Sylbe mehr hören."

„Einverstanden, einverstanden," rief der gelehrt Aussehende, als der Erzähler hier einen Augenblick inne hielt. „Wenigstens spricht die bisherige Erfahrung hiefür. Aber wie benahm sich die Frau bei diesem Ueberfall? Bitte, theile uns den Schluß deiner Geschichte vollends mit."

„Nun die Frau," meinte der Erzähler trocken, „die Frau that, was in solchem Falle die meisten Frauen thun. Sie stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht oder stellte sich wenigstens ohnmächtig. Wenn's übrigens Verstellung war, so spielte sie ihre Rolle mit großer Virtuosität, denn der Kutscher brauchte zum mindesten eine Viertelstunde, bis er sie wieder zum Leben zurückbrachte, und dann überfiel sie ein so furchtbares Schluchzen, daß ihr ganzer Körper davon erschüttert wurde. Endlich faßte sie sich soweit, um dem Kutscher den Befehl zu geben, umzuwenden, und nun gings wieder Paris zu. Kaum aber hatte sie ihre Wohnung erreicht uud den Kutscher abgelohnt, so machte sie sich aus dem Besten, was sie besaß, ein kleines Päckchen zurecht, nahm es unter

den Arm und verließ das Haus zum zweiten Male, um dicht in einen Schleier gehüllt der Madelaine zuzuschreiten. Dort stand schon lange wartend eine sechsspännige Karosse, dieselbe, in welcher die Tänzerin Camargo früher gefahren war, und am Schlag der Karosse stand der Abbé Clermont wieder als sein eigener Bedienter verkleidet. „Gelungen," rief er, als er der Frau Quoniam ansichtig wurde, und rasch hob er sie, die jetzt vor Freude strahlte, in die Karosse hinein. Von jener Zeit an aber lebten sie wie zwei Turteltauben auf Schloß Berny zusammen und wenn man jetzt die kleine Fee — so nennt der Abbé seine neue Geliebte — in ihrem glänzenden Aufzuge sieht, so würde man es gar nicht für möglich halten, daß sie noch vor ein paar Wochen als Garköchin am Platze La-Porte hinter dem Grand-Châtelet handthierte."

„Ein falsches, nichtsnutziges, grundverdorbenes, schuftiges Weib, diese Quoniam!" rief im Hintergrund ein noch sehr junger Mann, indem er vor Eckel ausspuckte. „Ich hoffe aber, daß der Graf von Clermont sie nach wenigen Monaten sitzen läßt, und dann mag sie im Elende untergehen."

„Untergehen?" lachte ein Anderer, dessen ganze Tournure den Advocaten verrieth. „Junger Freund, Sie kennen das Leben noch nicht. Der Stern der Mätresse des Herrn Abbé ist erst im Aufgehen begriffen, und wenn letzterer sie heute verläßt, so hat sie morgen schon einen neuen Geliebten gewonnen, welcher noch mehr für sie auszugeben bereit ist. Und wozu," fuhr er ernster werdend fort, „wozu der heftige Tadel der schönen Frau Quoniam? So handeln sie Alle ohne Ausnahme, so wie sich ihnen die Gelegenheit darbietet, und die Prinzessin von Charolais hat allein recht, wenn sie sagt: die Tugend ist eine Mythe."

„A propos der Prinzessin von Charolais," meinte wieder ein Anderer, der offenbar ein Officier in Civil war, „habt ihr auch schon davon gehört, was ihr dieser Tage in ihrem Landhause beim Schlosse Madrid passirte? Nun sie liebt den Aufenthalt daselbst, weil es gerade in der Mitte liegt zwischen Versailles und Paris, und überdieß weil sie dort ganz ungenirt ist. Also vor ein paar

Tagen war sie auch wieder da, und lud ein halb Dutzend oder mehr Herren zum Souper ein, darunter den jungen Herzog von Conti, der sich erst kürzlich mit Mademoiselle von Chartres, der Tochter des Regenten, vermählt hat, dann den Grafen von Coigny, den Sohn des Marschalls, endlich den kleinen Herzog von Nivernois, der eigentlich noch ein Knabe ist und nur deßwegen mit bei der Parthie sein durfte, weil er sich durchaus nicht abweisen ließ. Man aß sehr gut und trank noch besser; allein schon um zwölf Uhr Nachts gab die Prinzessin ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit das Zeichen zum Aufbruch. Meine Herren, sagte sie, ich habe meine ganz besonderen Gründe, warum ich das Souper heute nicht bis an den lichten Tag ausdehnen will und ich bin fest überzeugt, daß Sie mir morgen alle dafür danken werden. Erlauben Sie mir also, daß ich jedem der Herren sein Schlafzimmer eigenhändig anweise. So sprechend zog sie den kleinen Herzog von Nivernois mit sich fort und gab ihm das allerentfernteste Gemach hart neben dem ihrer alten Haushofmeisterin, damit er in guter Obhut sei, setzte sie spöttisch hinzu. Dann holte sie den Prinzen von Conti und führte ihn nach seinem Zimmer. Mein Vetter, sagte sie zu ihm, als sie ihm die Thüre öffnete, ich habe Ihnen noch kein ordentliches Hochzeitspräsent gegeben; ich hoffe aber, daß Sie mit dem, welches Sie hier innen finden, vollkommen zufrieden sein werden. Lachend stieß sie ihn hinein und was fand er nun? Ein schönes lebendes Wesen in der Person der Tänzerin Le-Duc, welche im tiefsten Negligé auf einem Divan ruhte. Noch lauter lachend eilte sie in den Salon zurück, um auch die übrigen Herren für die Nacht zu versorgen, und richtig — Jeder fand von ihr geführt in seinem Gemache ein allerliebstes Dämchen, das seiner mit Sehnsucht wartete. Endlich war nur noch der Graf von Coigny übrig, jener schöne Jean-Antoine, Herr von Frenquetot und andern Besitzungen, auf den sie es schon lange abgesehen hatte. Kommen Sie, mein lieber Graf, daß ich auch Ihnen zuletzt noch Ihr Zimmer anweise, sagte sie zu ihm, indem sie ihren Arm unter den seinigen schob und ihm zugleich einen Gluthblick zusandte. Wohin führte sie ihn nun? Ei natürlich in das herr-

lichste Gemach des ganzen Hauses, das ist in ihr eigenes Schlafgemach, und jetzt erst begriff der Graf sein Glück."

„Ein prächtiges Arrangement!" rief Einer von der Gesellschaft, als der in Civil gekleidete Officier hier eine keine Pause machte.

„Besonders wenn man bedenkt," lachte ein Zweiter, „daß das Arrangement von einer jungen unverheiratheten Dame ausging, welche in den höchsten Ständen den Ton angiebt"

„Je nun," höhnte ein Dritter, „die Tugend ist laut Ausspruch der schönen Prinzessin eine Mythe, und sie wäre eine Thörin, wenn sie bei solchen Ansichten anders handeln würde. Thut ja doch gegenwärtig alle Welt das Gleiche, wenn auch vielleicht nicht so offen und ungenirt! Allein wie ist denn der Verlauf dieses Soupers zur Kenntniß der Außenwelt gekommen?"

„O," fuhr der Officier fort, „auf eine ganz originelle Weise, und darin liegt eben der Hauptspaß. Den jungen Herren Louis-Jules Bourbon-Mancini-Mazarini, Herzog von Nivernois nehmlich ärgerte es gar sehr, daß ihn seine Muhme, die Prinzessin von Charolais, so ganz und gar wie einen Knaben behandelte, während er doch mit seinen vierzehn Jahren schon ein Mann sein wollte, und da er noch überdieß Verdacht geschöpft hatte, daß ihm absichtlich, um ihn von Etwas entfernt zu halten, was er nicht wissen sollte, das allerentfernteste Schlafzimmer angewiesen worden sei, so legte er sich, in seinem Zimmer angekommen, nicht sogleich zu Bette, sondern öffnete eine Spalte seiner Thüre und horchte ganz angestrengt. Bald wurde ihm, wenn nicht die ganze, so doch die halbe Wahrheit kund und alsbald schlich er sich in den Gang hinaus, um wo möglich noch mehr zu erfahren. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke, und wie der Wind huschte er in das Schlafzimmer der Prinzessin, woselbst er sich hinter einem schweren Vorhang in eine der Fensterischen niederduckte. Eine Weile später kam die Prinzessin mit ihrem schönen Grafen und er sah..... Nun ich denke, was er sah, das brauche ich euch nicht erst zu sagen, und ich setze daher nur noch hinzu, daß er sich ganz ruhig verhielt, bis er Alles gesehen hatte. Dann schlich er sich aus

seinem Verstecke hervor, um geräuschlos zu entweichen, und es wäre ihm dieß ohne Zweifel auch gelungen, wenn die Thüre nicht geknarrt hätte. So aber erwischte ihn der Graf, der ihm als ein anderer Adam nachsprang, und nun kann man sich den Zorn denken, mit dem ihn die Prinzessin überschüttete. Auch hätte wenig gefehlt, so würde sie ihn körperlich mißhandelt haben, und er entging diesem Schicksal nur dadurch, daß er kniefällig schwur, kein Wort von dieser Nacht auszusagen. Dieses sein Wort hielt er buchstäblich, das heißt: er sagte Nichts aus. Dagegen aber brachte er den ganzen Hergang in Verse, ließ diese drucken und — da habt ihr ein paar Exemplare von dem tollen Pamphlet."

Er vertheilte die Pamphlete und mit großer Neugierde wurde ihr Inhalt verschlungen. Indem traten zwei weitere Herren ein, der Eine mit einem wahren Spürnasengesicht, das den Polizeiofficier auf den ersten Blick verrieth, der Andere halb nachlässig, halb stutzerhaft gekleidet und offenbar dem Künstlerfach angehörig.

„Aber warum denn so spät?" rief man ihnen von allen Seiten entgegen. „Das ist ja ganz gegen unser Herkommen!"

„Weiß wohl," entgegnete der Polizeimann, „allein der Dienst geht Allem vor. Dafür habe ich auch eine gewichtige Neuigkeit aufzutischen."

„Und ich," rief der Andere, indem er sich wie in Schmerz aufgelöst auf einen Stuhl warf und ein ihm dargebotenes großes Weinglas in Einem Zuge hinunterstürzte, „ich komme von dem Todtenbette der Künstlerin, welche ich auf Erden am meisten verehrte."

„So laßt uns denn," sagte der gelehrt Aussehende, welcher eine Art von Vorstandschaft auszuüben schien, „eure Geschichten der Reihe nach hören, aber erst, nachdem ihr euch gehörig gestärkt habt."

„Nun," begann der Polizeiofficier, dem offenbar seine Geschichte auf der Zunge brannte, „ihr erinnert euch natürlich alle der großen Mordaffaire, welche sich jetzt vor drei Wochen in der

Straße Sainte-Croix-de-la-Bretonnerie, Ecke von l'Homme-Armé, zugetragen hat, und ich ....."

„Daß dort," warf ihm Einer ein, indem er ihn ohne Umstände unterbrach, „daß dort ein Doppelmord begangen wurde, ist mir sehr wohl erinnerlich, aber die Einzelheiten kenne ich nicht, weil ich gleich den andern Tag auf ein paar Wochen verreiste."

„Und ich weiß von der ganzen Sache gar nichts," erklärte der erst vor Kurzem vom Lande nach Paris Gekommene. „Darum, wenn es nicht zu viel Mühe machen und die anderen Herren nicht geniren sollte, so möchte ich wohl bitten, in das Nähere eingeweiht zu werden."

„Ja," riefen nun auch einige Andere, „wir wollen die Sache im Zusammenhang hören."

„Gut also, so fange ich ab ovo an, wie der Lateiner sagt," nahm der Polizeimann wieder das Wort, „und thue das um so lieber, weil nur dadurch Alles verständlich wird. Vor etwa fünfzehn Jahren heirathete der Gerichtsrath Jorry, ein sehr vermöglicher Mann, als ein Vierziger die um die Hälfte jüngere Tochter des Buchhändlers Pralard in der Straße Saint-Jaques, welche ihm ebenfalls ein hübsches Vermögen zubrachte und sich noch nebenbei durch große körperliche Schönheit auszeichnete. So weit war alles recht, aber das war nicht recht, daß der Gerichtsrath, den sein Amt des Tags nur kurze Zeit in Anspruch nahm, was nebenbei gesagt ein großes Glück für ihn war, da er nicht unter die Leute gehörte, welche sich gerne viel mit Denken beschäftigen, daß, sage ich, der Gerichtsrath lieber im Weinhause saß, als im eigenen Hause, und lieber mit hübschen Kellermädchen schäckerte, als mit seiner ihm angetrauten Gemahlin. Ja man darf wohl sagen, er kümmerte sich gleich von Anfang an viel zu wenig um seine Frau, gerade wie er auch sein Hauswesen so ziemlich vernachläßigte, und diese zwei großen Fehler wurden keineswegs dadurch ersetzt, daß er ein äußerst gutmüthiges Herz besaß, welches leicht wie Wachs dahinschmolz. Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß Madame Jorry sich für die Complimente anderer Männer keineswegs unempfindlich zeigte, und endlich nach Verfluß von

noch nicht einem Jahre kam es so weit, daß sie eine förmliche Liaison einging. Das war nun freilich nach dem Gesetze ein schweres Vergehen ....."

Hier unterbrach ihn das laute Gelächter aller Anwesenden. „Freund," rief ihm der Officier zu, „kommst du wieder in dein polizeiliches Moralisiren hinein? Wo in aller Welt oder wenigstens wo in ganz Frankreich ist denn gegenwärtig, wenigstens in den sogenannten besseren Kreisen, eine Ehe zu finden, wo der Gatte der Gattin oder die Gattin dem Gatten treu bliebe? Die Tugend ist eine Mythe, die Treue ein Hirngespinnst, und die Keuschheit ein Phantom."

„Ich' bitte, meine Herren," ermahnte der Mann von der hohen Polizei, „sich etwas vorsichtiger auszudrücken. Das Beispiel Seiner Majestät des Königs und seiner hohen Gemahlin ....."

„Nun ja," unterbrach ihn der Officier in Civil, „daß unser König eine rühmliche Ausnahme macht, das wissen wir Alle, und auch sonst mag's hie und da noch Ehegatten geben, von welchen man sagen kann, daß sie sich gegenseitig genügen. Die allgemeine Regel aber ist vollkommenste Ungebundenheit, und darum war Madame Jorry durchaus in ihrem Rechte, wenn sie sich einen Liebhaber auslas. Hoffentlich aber", setzte er lachend hinzu, „war's kein häßlicher und vor allem keiner, der ihrem Manne glich."

„Der Auserwählte der Madame Jorry," fuhr der bei der Polizei Angestellte fort, ohne die letzte Bemerkung des Officiers zu berücksichtigen, „war Herr Maclot, Oberforstmeister in Diensten des Herzogs von Orleans, aber mit dem Sitze in Paris, ein Mann, an dem ein Weib gar wohl einen Gefallen finden konnte, und da nun auch Frau Jorry alle Eigenschaften besaß, um einen Mann zu vergnügen, so war das Liebesverhältniß der beiden ein sehr glückliches zu nennen. Auch thaten sie mit diesem ihrem Verhältniß gar nicht besonders heimlich, sondern Herr Maclot kam vielmehr als erklärter Hausfreund fast alle Tage zur Frau Jorry, und der Gemahl der Letzteren hatte auch nicht das Geringste dagegen einzuwenden. Im Gegentheil er war es sehr zufrieden, wenn seine Frau anderweitige Unterhaltung fand, ohne auf die

seinige Anspruch zu machen, denn dann konnte er selbst ebenfalls seinem Vergnügen nachgehen, und somit gab er sogar recht gerne seine Einwilligung, als Maclot ihm den Vorschlag machte, in ein und dasselbe Haus zusammenzuziehen. Sie wählten dazu das Eckhaus der beiden Straßen Saint-Croix und l'Homme-Armé, welches dem Advocaten Blanche-Barbe und seiner Frau, einem hochbetagten Ehepaare, gehörte, und bezogen es zu Anfang des vergangenen Jahres. Hier aber lebten sie miteinander, als bildeten sie nur Eine Familie, und sie konnten dieß ganz ungenirt thun, weil außer ihnen und dem alten Ehepaar Blanche-Barbe Niemand im Hause wohnte, den Portier ausgenommen, der zugleich den Hausmeister machte. So ging das Ding fort bis auf die neueste Zeit, also fast volle fünfzehn Jahre lang, und während dieser ganzen Periode hörte man nie von Händeln unter ihnen. Letzten Mittwoch vor drei Wochen nun machte Maclot einen Ausflug nach Maisons bei Saint-Germain, um da einige Tage dem Vergnügen zu leben, und seine Freundin, Madame Jorry, begleitete ihn, wie sie auch früher schon oft gethan hatte. Der Gerichtsrath dagegen blieb in Paris zurück und man sah ihm wohl an, daß er wegen dieses Ausflugs seiner Frau mit dem Hausfreunde auch nicht im Geringsten verstimmt war. Natürlich, denn es ging ihm nicht nur Nichts ab, sondern die Köchin, welche sein Hauswesen besorgte, eine junge und sehr hübsche Person, strengte sich jetzt, wo die Frau abwesend war, doppelt an, ihm Alles zu thun, was sie ihm an den Augen absehen konnte, und diese Aufmerksamkeit behagte ihm so sehr, daß er am Donnerstag, den Tag nach seiner Frau Abreise, viel früher, als sonst gewöhnlich, nach Hause kam. Eben so hielt er's auch am Freitag, denn der Portier sah ihn schon um acht Uhr die Treppe hinaufgehen, während die hübsche Dienerin das Haus gar nicht verlassen hatte, eine halbe Stunde ausgenommen, wo sie Einkäufe machte. Am Samstag jedoch bekam der Portier weder den Herrn Jorry noch die Köchin auch nur ein einziges Mal zu Gesicht und da ihm solches sehr auffiel, so meldete er es am Sonntag früh dem Hausbesitzer Blanche-Barbe. Diesem, so wie auch seiner Gattin, erschien das ebenfalls ganz sonderbar, denn so lange

Jorry im Hause wohnte, war er noch jeden Tag ausgegangen, außer wenn ihn etwa Krankheit in's Bett gefesselt hielt. Noch sonderbarer aber war, daß der Portier, den man in's obere Stockwerk sandte, alle Thüren von Jorry's Wohnung fest verschlossen fand, so wie daß Niemand auf sein Pochen Antwort gab. Nun machte nicht lange darauf ein alter Freund, der frühere Commissär Cailly, wie er gewöhnlich am Sonntag Vormittag that, bei dem Ehepaar Blanche-Barbe seinen Besuch, und man berathschlagte sofort zusammen, was da zu thun sei. Plötzlich fiel es der Madame Blanche-Barbe ein, daß sie zu der Küchenthür von des Gerichtsraths Wohnung noch einen weiteren Schlüssel besitze, und mit diesem Schlüssel in der Hand stieg sie in Begleitung des Commissärs Cailly sofort die Treppe hinan. Der Schlüssel öffnete wirklich, aber — o Entsetzen — da lag die Köchin in einer großen Lache Bluts auf dem Boden, das Gesicht nach unten, mit einem fest zugezogenen Strick um den Hals, die Gurgel völlig durchschnitten und mit zwei gräßlichen Hieb-Wunden im Kopfe. Man kann sich denken, mit welchem Entsetzen dieser Anblick die Madame Blanche-Barbe und ihren Begleiter erfüllte, und sie rannten in einer Eile die Treppe hinab, als wären sie plötzlich wieder jung geworden. Sogleich begab sich nun Commissär Cailly auf die Polizei, sowie zum Criminallieutenant von Paris. Allein letzterer war ortsabwesend und ebenso der Generalstaatsprocurator. Dagegen fanden sich der erste Adjunct des Criminallieutenants, Herr Le-Noir nebst den beiden Substituten des Generalstaatsprocurators, die Herren von Saint-Contès und von La-Grange augenblicklich ein und an polizeilicher Mannschaft fehlte es natürlich auch nicht. Es bedurfte eines Schlossers, um die Zimmer Jorrys zu öffnen; aber wie man nun endlich Zugang hatte, da zeigte sich ein nicht minder gräßlicher Anblick, als vorhin in der Küche. Der Gerichtsrath nehmlich lag ebenfalls mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden ausgestreckt und drei Degenstiche hatten seinem Leben ein Ende gemacht. Ueberdem war sein Kopf durch einen Axthieb in zwei Theile gespalten und eine Pistolenladung von gehacktem Blei stack ihm noch in der Gurgel. Auch schien es, daß er gleich nach seiner

Heimkunft am Freitag Abend ermordet worden sei, denn der Rest seiner Abendmahlzeit stand noch auf einem Tische und er mußte es sich eben bequem gemacht haben, da seine Kleidung in Schlafrock und Pantoffeln bestand."

„Also ein Doppelmord war begangen worden und zwar einer der scheußlichsten, den man in Paris je erlebt hatte. Aber wer hatte den Mord begangen? Das war die große Frage, an deren Lösung man jetzt gehen mußte und über die ganz Paris in Aufruhr gerieth. Vor allem forschte man nach Anhaltspunkten nnd da fiel zuerst das schamlose Verhältniß, in welchem die Frau des Ermordeten zu dem Oberforstmeister Maclot notorisch stand, schwer in die Wagschale. Man schickte also einen Polizeiofficier mit gehöriger Escorte nach Maisons, um sich genau zu erkundigen, was Maclot in den letzten Tagen dort getrieben habe und ihn zugleich mit der Frau Jorry nach Paris zu bringen. Während man aber dieß that, durchsuchte man auch das ganze Haus, in der Hoffnung, Spuren des Mörders zu finden, und richtig gelang dieß wenigstens in einem gewissen Grade. Wie man nehmlich den Leichnam des schönen Dienstmädchens einer nochmaligen genauen Visitation unterwarf, zeigte sich's, daß sie in einer Hand ein Büschel Haare krampfhaft umschlossen hielt, und diese Haare konnten Niemandem sonsten angehören, als dem Mörder, welchem sie dieselben im Kampf um ihr Leben ausgerissen hatte. Die Haare aber waren roth und folglich konnte Maclot, der schwarze Haare besaß, wenigstens nicht in Person den Mord begangen haben. Doch wenn auch nicht „in Person", konnte das Verbrechen denn nicht „durch gedungene Mörder" verübt worden sein? Wer hatte denn sonst Interesse an jener scheußlichen That, als allein die niederträchtige Frau Jorry und ihr Zuhälter, welche beide in Maisons während der Mordnacht, wie sich sogleich herausstellte, Ein Zimmer und Bett mit einander theilten? Gewiß es konnte gar nicht anders sein, und immer fiebrischer steigerte sich daher die Aufregung in Paris. Freilich meinten Andere, der Mord könnte möglicherweise auch aus Eifersucht begangen worden sein, denn man wollte wissen, daß die schöne Köchin einen Liebhaber gehabt habe, der über das vermuthete

Verhältniß derſelben zum Gerichtsrath ganz wüthend geweſen ſei und ihr gar oft mit Mord und Tod gedroht hätte. Allein wie man nun näher nachforſchte, zeigte ſich's, daß dieſes Gerücht aller Wahrheit entbehre und ein Liebhaber der beſagten Art nur in den Köpfen müſſiger Schwätzer exiſtire. Maclot ſelbſt dagegen lenkte die Aufmerkſamkeit des Unterſuchungsrichters auf einen andern Menſchen, nehmlich auf ſeinen eigenen Bedienten, Namens Ricoeur, welcher rothe Haare beſaß und an demſelben Mittwoch, da er, Maclot, mit Frau Jorry nach Maiſons gereist war, ganz ſchnell und unerwarteter Weiſe ſeinen Abſchied verlangt und erhalten hatte. Ich war ſchon lange gewohnt, ſagte Maclot zur Bekräftigung ſeiner Ausſage, jedesmal wenn ich verreiste meine Geldcaſſette dem Herrn Jorry, als meinem vertrauten Freunde, zu übergeben, damit er mir ſie ſicher aufbewahre, und auch dießmal that ich ſo. Ich ſchickte ſie ihm aber durch den genannten Ricoeur und dieſer konnte aus der Schwere derſelben wohl darauf ſchließen, daß ſie eine ziemliche Summe Geldes — über 8000 Livres — enthielt. Das war nun allerdings eine gewichtige Ausſage, wenn ſie ſich bewahrheitete, und man forſchte alſo vor Allem nach der Caſſette. Man fand jedoch keine, weder eine volle noch eine leere, obwohl die ſchwere Commode, in welcher Herr Jorry ſein Geld nebſt ſeinen Koſtbarkeiten aufzubewahren pflegte, dem Anſchein nach ganz unverſehrt war. Es ſchien alſo faſt, daß Maclot die Geſchichte mit der Caſſette nur erfunden habe, um den Verdacht, ſo gut es gehe, von ſich abzuwälzen; aber wie man nun das Haus noch einmal von oben bis unten ganz ſcrupulös durchſuchte, zeigte ſich's nicht nur, daß verſchiedene Werthſachen, darunter auch eine alte Gold- und Silbermünzſammlung und verſchiedene Schmuckgegenſtände, geſtohlen ſeien, ſondern man fand auch in einem untern, mit feuchtem Sand angefüllten Raum, von welchem eine kleine Fenſteröffnung in den Hof führte, Fußſpuren, und als man ſich natürlich beeilte, dieſe Spuren mit einem von Ricoeur zurückgelaſſenen alten Stiefelpaare zu vergleichen, ſo ergab es ſich bis zur Evidenz, daß dieſelben nur allein von dem früheren Bedienten Maclots herrühren konnten. Jetzt galt es, des Burſchen habhaft

zu werden und zwei Nächte hintereinander durchstöberten zwölf Polizeicommissäre, jeder von fünfzig Schaarwächtern begleitet, alle Wirthshäuser, Kneipen und sonstige ähnliche Locale von ganz Paris, um denselben einzufangen. Zugleich sandte man in alle Provinzen des Reichs strenge Ordres auf den gefährlichen Menschen zu vigiliren, und den Ordres verfehlte man natürlich nicht, das genaueste Signalement sowohl seiner Person als auch der geraubten Gegenstände, so weit man sie kannte, beizufügen. Leider übrigens erwiesen sich längere Zeit alle Nachforschungen, sowohl die zu Paris als die in den Provinzen, als vergebliche, und man verzweifelte schon daran, je an's Ziel zu gelangen. Da geschah, was schon oft geschehen ist, wenn der menschliche Witz nicht mehr zureichte. Der Bursche nehmlich verrieth sich selbst und zwar dadurch, daß er sich durch übergroße Vorsicht vor allem Verdacht zu bewahren suchte. Zu diesem Behufe schrieb er von der Stadt Beaugé in Anjou aus einen Brief an einen seiner Freunde, einen Laquaien in einem hiesigen Hause, worin er ihn bat, sofort zu dem Herrn Oberforstmeister Maclot zu gehen und diesen zu ersuchen, das kleine Restguthaben, auf das er, Ricoeur, noch Ansprüche machen zu dürfen glaube, an Jeanette (das war der Name der ermordeten Köchin) auszubezahlen, biweil er dieser, ohne daß sie sich vielleicht dessen erinnere, noch einige Kleinigkeiten schulde. Somit stellte er sich in diesem Schreiben, als ob er gar nichts von dem vorgefallenen Morde wisse, von dem Morde ebensowenig, als von der in Folge dessen geschehenen Verhaftung des Herrn Maclot, und nun glaubte er, daß, wenn man dieß lese, kein Mensch auch nur den Gedanken eines Verdachts auf ihn werfen könne. Daß man aber diesen Brief lesen, respektive daß ihn der Laquai verschiedenen Leuten, vielleicht sogar den Behörden selbst zum Lesen geben werde, das konnte er sich natürlich wohl denken und hierin täuschte er sich auch nicht. Nur waren die Folgen ganz anders, als er sich gedacht hatte, denn kaum hatte der Laquai in seiner Angst den empfangenen Brief dem Criminallieutenant übergeben, so beeilte sich dieser, in aller Stille einen seiner klügsten und raffinirtesten Exempten mit vier Begleitern in Civil, die

derſelbe ſich ſelbſt ausleſen durfte, mit unbedingter Vollmacht nach Beaugé zu ſenden, und der Exempte machte ſich ſo ſchnell und geräuſchlos als nur immer möglich auf den Weg. Dennoch war der Vogel ausgeflogen, als er dahin kam; nicht aber, wie ſich nachher zeigte, weil Ricoeur Verdacht geſchöpft hätte, ſondern weil derſelbe den Weg nach England und die Möglichkeit einer Flucht dahin ſondiren wollte; dagegen machte der Exempte einen andern, nicht unwichtigen Fund, nehmlich an der Mutter des muthmaßlichen Mörders, welche bei einem Pfarrherrn in Beaugé als ziemlich ſchlecht prädicirte Haushälterin fungirte, und wie er nun ſofort eine Hausſuchung bei ihr vornahm — richtig, da lagen die geſtohlenen achttauſend Livres nebſt den alten Münzen und den andern Werthſachen ganz nett in einer Commode des Pfarrherrn geborgen. Natürlich wurden die Beiden, der Pfarrer und ſeine Haushälterin, augenblicklich verhaftet, jedoch ohne daß man ſie in's Gefängniß abführte. Vielmehr hielt man ſie im Pfarrhauſe ſelbſt feſt und zwar mit ſolcher Vorſicht, daß ſelbſt die nächſten Nachbarn nichts von dieſer Feſtnahme merkten, denn der Exempte konnte ſich wohl denken, daß der ſaubere Ricoeur, ſo bald er Unrath merkte, nichts mehr von ſich hören laſſen würde. Wenn er aber auf dem Glauben blieb, daß Alles in der Ordnung ſei, nun dann kehrte er ganz ſicher zurück, um ſein geraubtes Gut zu holen, oder ſetzte er ſich wenigſtens auf ſonſtige Weiſe mit ſeiner Mutter in Verbindung. Letztere Vermuthung bewährte ſich auch ſchon nach wenigen Tagen als eine ganz richtige. Eines Morgens nehmlich erſchien ein Bauer im Pfarrhauſe, welcher der Haushälterin einen Brief überbringen wollte, und der Brief hatte natürlich keinen anderen Verfaſſer, als den längſt geſuchten Ricoeur. In demſelben ſchrieb er ſeiner Mutter, daß der Ueberbringer ſein vollſtes Vertrauen beſitze, und ſie ſolle alſo das Geld und die Koſtbarkeiten in eine Gurte nähen, welche ſich der Bauer um den bloßen Leib befeſtigen könne. Auch, ſetzte er weiter hinzu, habe er Hoffnung, unter einem andern Namen einen Paß zu bekommen, mit dem er die engliſche Küſte ſicher erreichen werde, und ſie ſolle alſo um ihn keine Angſt haben, da er ſchon in der nächſten Woche ge-

borgen sein werde. Natürlich verhaftete man den Bauer und er mußte bekennen, wo man den Briefschreiber finden könne. Nachdem man aber so weit war, machte sich das Uebrige so zu sagen von selbst, und es gelang mit leichter Mühe, den nichts ahnenden Verbrecher in Cossé in der Grafschaft Maine festzunehmen. Von dort brachte ihn der Exempte gefesselt hieher und nach kurzem Verhör hat er dem Criminallieutenant Alles gestanden."

„Was — Alles?" riefen Einige aus der Gesellschaft. „Daß er den Mord allein begangen?"

„Ja," entgegnete der Polizeimann mit wichtiger Miene, „ganz allein, ohne irgend eine Beihülfe."

„Und von Niemandem dazu angetrieben? Weder von Maclot noch von seiner schamlosen Zuhälterin?"

„Er that's rein aus Gewinnsucht," erklärte der Mann der Polizei, „und ist also als purer gemeiner Raubmörder zu betrachten. Wahrscheinlich wird er", setzte er höchst kaltblütig hinzu, „morgen, längstens übermorgen gehenkt und wenn ihr gute Plätze zum Zuschauen wollt, so will ich sie euch verschaffen."

Die ganze Gesellschaft fühlte sich durch den höchst prosaischen Ausgang der Affaire, welche unter so romantischen Auspicien begonnen hatte, sehr unangenehm enttäuscht, und es trat daher eine längere Pause ein, welche man sonst unter diesen heitern Leuten gar nicht gewohnt war.

„Höre, mein Lieber," wandte sich endlich einer von ihnen an den, der wie ein Künstler gekleidet war, „wenn deine Geschichte einen eben so trivialen Verlauf nimmt, so denke ich, wollen wir sie gar nicht hören."

„Meine Geschichte?" rief der Künstler, der bisher wie im Traum dagesessen; „Meine Geschichte? Oh, ich wollte ich könnte sie auslöschen aus meinem Gedächtniß, denn dann wäre ich doch nicht so elend, als ich bin."

„Ah richtig," meinte nun ein Anderer, der die Excentricität des Künstlers kannte und auf seine Ideen eingehen wollte, „du sprachst von einem Todtenbette, als du eintratest."

„Ja," seufzte der Künstler tief auf, indem eine dicke Thräne

über seine Wangen rollte, „ja vom Todtenbette meiner äußerst verehrten Freundin, der großen Schauspielerin Lecouvreur."

„Was?" schrien ihre sechs oder acht zusammen. „Adrienne soll gestorben sein? Das ist ja gar nicht möglich, denn wir haben sie erst gestern in der Titelrolle von Racine's Andromache auftreten sehen und seither hat kein Wort von ihrer Krankheit verlautet."

„Wohl ist es so," erwiederte der Künstler in tiefster Wehmuth. „Sogar vor einer Stunde noch war sie so gesund wie wir alle, und jetzt liegt sie todt da, ein kalter starrer Leichnam."

„Mensch," rief jetzt der Gelehrte äußerst ungeduldig, „bring uns mit deiner langsamen Erzählung nicht zur Verzweiflung. Vorwärts, sprich, an was ist sie gestorben?"

„Adrienne Lecouvreur," erklärte darauf der Künstler, sich feierlichst erhebend, „Adrienne Lecouvreur, die erste tragische Schauspielerin Frankreichs, ist gestorben an Gift, welches sie von der Prinzessin von Bouillon, einer Enkelin des Königs Sobieski von Polen, erhielt."

Eine tiefe Stille trat ein, als der Künstler diese feierliche Erklärung abgab, und wie vom Donner gerührt sahen die Meisten zu Boden. Endlich jedoch, nachdem der erste Schreck vorüber, kam wieder Leben in ihre Gesichter und der Künstler mußte erzählen, was er wußte. Auch ich will dieß thun; doch muß ich etwas weiter ausholen, da sehr Viele von meinen Lesern vielleicht gar nichts von Adrienne Lecouvreur wissen werden.

Adrienne Lecouvreur wurde im Jahre 1690 zu Fimes in der Champagne geboren und verrieth von Jugend auf ein großes Schauspielertalent. Sie trat daher in eine Truppe, welche auf dem Lande Vorstellungen gab, und dort sah sie der Director der Comédie-Française. Weil ihm aber ihr Spiel sehr gefiel, engagirte er sie sogleich für sein Theater und sie debütirte sofort unter steigendem Applaus um 1707 in der Comédie-Française in der Rolle der Monime. Nach einem Jahre schon war ihr Ruf ein gegründeter; doch versäumte sie deßhalb nicht, ihren Studien auch noch ferner obzuliegen, und so wurde sie nach und nach die erste

Antoine Lavoisier.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

tragiſche Schauſpielerin ihrer Zeit. Natürlich konnte es ihr unter ſolchen Umſtänden, obwohl ſie keineswegs beſonders ſchön genannt werden konnte, weder an HeirathS- noch an Liebesanträgen fehlen; aber die erſteren wies ſie ſtets kurz ab, ſelbſt wenn ſie noch ſo vortheilhaft ſein mochten, und was die letzteren anbelangt, ſo galt ſie ebenfalls längere Zeit als eine uneroberte Feſtung. Da aber kam, als ſie bereits dreißig Jahre zählte, der nachher durch ſeine Kriegsthaten ſo berühmt gewordene Graf Moritz von Sachſen, der natürliche Sohn des Königs Auguſt II. von Sachſen-Polen und der Gräfin Aurore von Königsmark, nach Paris, um daſelbſt Kriegsdienſte zu nehmen, und wie nun dieſer kühne, ja unwiderſtehliche Prinz, hingeriſſen ſowohl von ihrem Spiele als ihrer geiſtreichen Unterhaltung, ihr ſofort ſein Herz zu Füßen legte, da konnte ſie unmöglich lange widerſtehen. Es war übrigens keine gewöhnliche Liebe, welche die Beiden für einander hegten, ſondern vielmehr eine Flamme, welche ihr ganzes Inneres in Gluth ſetzte, und mit Freuden hätte Jedes für das Andere das Leben gegeben. Darum, als der Graf im Jahre 1725 nach Curland ging, um ſich dort von den Ständen zum Herzog wählen zu laſſen, und es ſich dabei um Aufbringung größerer Geldmittel handelte, verkaufte ſie alle ihre Juwelen und Schmuckſachen nebſt ihrem ganzen Silberzeug und brang die daraus erlöste bedeutende Summe von über vierzigtauſend Gulden dem Geliebten auf. In der That ſetzte nun auch der Graf ſeine Wahl durch, aber weder Rußland noch Preußen erkannten ihn an und ſo mußte er 1726 unverrichteter Dinge wieder nach Frankreich zurückkehren. Wer war nun glücklicher als Adrienne Lecouvreur, als ſie ihren Geliebten wieder hatte? Uebrigens auch er vergaß in den Armen ſeiner aufopfernden Freundin bald den Schmerz ſeiner getäuſchten Hoffnungen, und zudem ſah er ſich durch die militäriſchen Ehren, die ihm nun anfingen, in Hülle und Fülle zu Theil zu werden, hinlänglich für den nicht erhaltenen Herzogshut entſchädigt. So verging ein Jahr nach dem andern und unſer Liebespaar wäre ganz glücklich geweſen, wenn nur Ein Ding nicht hie und da mit einem Mißton dazwiſchen getreten ſein würde, ich meine die Eiferſucht. Frei-

lich — Adrienne Lecouvreur gab ihrem Grafen nie Veranlaſſung dazu, indem ſie alle Liebesanträge Anderer mit Verachtung von ſich wies und überhaupt nur ſolche Männer in ihrem Hauſe empfing, welche ſich durch gute Sitten und feine Bildung auszeichneten; der ſchöne Graf aber, welchen die üppigen Damen von Paris und Verſailles der Schauſpielerin nicht gönnten, fand ſo viele Pforten vor ſich geöffnet, daß ſeine Sinnlichkeit oft nicht widerſtehen konnte, und jedesmal, wenn die ſehr reizbare Adrienne von einer ſolchen Untreue erfuhr, gerieth ſie in die ſchrecklichſte Aufwallung. Ja, ſie verfolgte alle die Frauen, welche ihr Beſorgniß einflößten, daß ſie ihretwegen ihren geliebten Moritz einbüßen könnte, mit dem glühendſten Haſſe und ruhte nie eher, als bis das Verhältniß wieder ganz das alte geworden war! Auch ward ihr dieß ſelten allzuſchwer, denn Graf Moritz liebte ſie immer noch aufs innigſte und weil er ſie zugleich höher ſchätzte, als ſonſt irgend eine Frau der Welt, ſo mußte es ſich Jede, welche ihn ſeiner Adrienne hatte abwendig machen wollen, am Ende gefallen laſſen, von ihm auf die Seite geworfen zu werden. Und ſie ließen ſich's gefallen, Eine wie die Andere, ohne viel Spektakel darüber anzufangen, bis ſchließlich der Spätherbſt des Jahres 1735 eine ſchreckliche Ausnahme brachte!

Vor zwölf Jahren hatte der Prinz von Bouillon, der Sohn des Herzogs gleichen Namens, die ſchöne Marie Charlotte Sobieska, die Enkelin Sobieski's, des früheren Königs von Polen, geheirathet und war dann mit ſeiner jungen Gattin — ſie zählte damals nicht über fünfzehn Jahre — nach Rom gezogen, um dort mit ſeinem Schwager, dem ſogenannten Prätendenten, dem Sohn des vertriebenen engliſchen Königs Jacob, zuſammenzuleben. Wie nun aber anno 1734 der Herzog von Bouillon ſtarb, mußte der Prinz natürlich, ſchon des Erbes wegen — er rückte jetzt in die Würde ſeines Vaters, d. i. zum Herzog vor — nach Frankreich zurückkehren, und er lebte von da an abwechſelnd theils in ſeinem Palaſte zu Paris, theils am Hofe in Verſailles, wo er beim Könige bald eine hervorragende Stellung einnahm. Weit hervorragender übrigens noch war die Stellung, zu der ſich ſeine Gattin,

jene geborene Prinzessin Sobieska, in der Gesellschaft emporschwang, denn sie beherrschte dieselbe bald vollkommen und zwar den weiblichen wie den männlichen Theil. Ja, es schien fast, als ob ihrer Schönheit, die sich eben jetzt zu ihrer höchsten Blüthe entfaltet hatte, sowie ihrem sprudelnden Geist gar Niemand zu widerstehen vermöchte, und sie selbst war davon so durchaus überzeugt, daß ihr Benehmen nicht selten in Gewaltthätigkeit ausartete. Auch huldigte sie in Beziehung auf Sittlichkeit, Zucht und Treue ganz dem frivolen Geiste der damaligen Zeit, und wenn sie für jede ihrer geschlechtlichen Verirrungen ein Abzeichen bekommen hätte, so würde ihr ganzer Körper schon nach kurzer Zeit mit Malen bedeckt gewesen sein. Nun wollte es der Zufall, daß ihr der Graf von Sachsen fast zwei Jahre lang ganz gleichgültig blieb, ohne Zweifel weil ihre Sinne anderweitig beschäftigt waren; allein im Spätherbst des Jahres 1735 lenkte ein Duell, das der Graf zu bestehen hatte, ihre Aufmerksamkeit auf ihn und — wo hatte sie denn bisher ihre Augen gehabt, daß Er, der herrliche Moritz, das Ebenbild seiner schönen Mutter und der würdige Sohn seines starken Vaters, ihrem Blicke bis heute entgehen konnte? Sie entbrannte also jetzt in heftiger Liebe für ihn, und ihre Leidenschaft erreichte einen solchen Grad, daß sie sich kaum mehr beherrschen konnte. „Mein muß er sein, und wenn er mit den schwersten Ketten an eine Andere gefesselt wäre!" schwur sie sich zu, und diesem Schwure gemäß kam sie ihm mit solch' gluthvollen Blicken entgegen, daß er kein Mann gewesen wäre, wenn er sie nicht verstanden hätte. Doch eigenthümlich — der sonst so leicht erregbare Graf fand sich von ihr, wenigstens im Anfang, nicht angezogen, ohne Zweifel, weil ihr Entgegenkommen ein zu starkes war, und er begegnete ihr also mit ziemlicher Gleichgültigkeit. Hierdurch aber wurde sie natürlich noch weit heftiger gereizt, und sie legte nun alle Rücksichten so sehr bei Seite, daß man in den höheren Kreisen ganz offen von ihrer Liebesbrunst sprach.

Selbstverständlich konnte dieß alles der Geliebten des Grafen, Adrienne Lecouvreur, nicht verborgen bleiben und sofort erwachte der heftigste Zorn in ihr. Ja, noch mehr, sie beschloß,

für den verſuchten Frevel, ihr den Geliebten zu rauben, Rache zu nehmen, ſobald ſich ihr eine Gelegenheit darbieten würde, denn ſie ſah in der Herzogin nur die Gegnerin, nicht aber die Prinzeſſin und Königs-Enkelin, gegen welche ſie als eine Bürgerliche zurückzuſtehen habe. Eines Abends im November 1735 gab man die Phädra, und Adrienne trat wie gewöhnlich in der Titelrolle auf. Da, wie ſie ſich eben zum höchſten Affecte geſteigert hatte, ſah ſie plötzlich den Gegenſtand ihres Haſſes in eine nahe Loge treten und in demſelben Augenblicke wurde ſie von der heftigſten Wuth erfüllt. „Jetzt oder nie!“ rief der böſe Genius in ihr. „Eine ſolche Gelegenheit zur Rache kehrt nicht zum zweiten Male wieder.“ Raſch kehrte ſie ſich gegen die Herzogin, und ſie mit ihren Blicken durchbohrend ſchleuderte ſie ihr die Worte ihrer Rolle zu:

„Ich achte nicht die kecken Weiber,
Die ungeſtört ſich des Verbrechens freuen,
Mit frecher Stirn nicht mehr erröthen können!“

Eine lautloſe Stille herrſchte im ganzen Hauſe, als Adrienne Lecouvreur der Herzogin von Bouillon dieſe Worte Phädra's mit einer furienartigen Ueberſpannung ins Geſicht ſchleuderte, und die ſämmtlichen Anweſenden, vom Niederſten bis zum Höchſten, hielten ihre Augen auf die vornehme Dame gerichtet. Ja, Viele fingen ſofort an laut zu ziſchen und bis auf den Tod erbleichend ſtürzte Marie Charlotte von Bouillon zu ihrer Loge hinaus. „Eine ſolche gränzenloſe Schmach im öffentlichen Theater — es iſt etwas Unerhörtes! Und wer wagte es, mir dieſe Schmach zuzufügen? Eine elende Creatur von einer Schauſpielerin, die in Devotion vor mir, der im Purpur Geborenen, hätte erſterben ſollen! Mit einer ſolchen Creatur muß man ſchnell abrechnen und zwar ſo abrechnen, daß ihr der Mund für immer und ewig geſtopft wird!“ Alſo dachte die Frau Herzogin von Bouillon!

Zwei Tage nachher verſammelte ſich Abends eine kleine Geſellſchaft von Herren bei der Schauſpielerin Adrienne und unter dieſen befand ſich auch als vertrauter Hausfreund der geiſtreiche Abbé Bouret. Man unterhielt ſich köſtlich, und ſo ging es ſchon

über Mitternacht, als man sich endlich trennte. Der Abbé Bouret hatte einen ziemlich weiten Weg nach Hause, der noch dazuhin durch viele vereinsamte Straßen führte; aber wohlgemuth schritt er dahin, da ihm noch nie etwas Widerwärtiges begegnet war. Plötzlich traten ihm drei Vermummte in die Quere und riefen ihm ein barsches Halt zu. Natürlich gehorchte er und griff zugleich unwillkürlich in die Tasche, um seine Börse hervorzuziehen.

„Behaltet Euer Geld," herrschte man ihm zu, „denn wir bedürfen desselben nicht. Wohl aber fordern wir von Euch einen andern Dienst, und diesen müßt Ihr uns erfüllen, wenn Ihr nicht anders den Tod vorzieht."

„Ich?" rief der Abbé, der sich jetzt etwas von seinem ersten Schrecken erholt hatte. „Ach, meine Herren, Sie halten mich wohl für einen Dritten, denn ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich Ihnen für einen Dienst leisten könnte. Bitte also, lassen Sie mich meines Wegs weiter ziehen."

„Bedauere, Herr Abbé," nahm nun Einer der drei Vermummten, der bisher stillgeschwiegen, das Wort, indem er sich höhnisch vor demselben verbeugte; „bedaure sehr, Sie einige Minuten aufhalten zu müssen. Je gefügiger Sie übrigens sind, um so schneller werden wir Sie entlassen. Sie sind der vertraute Hausfreund der berühmten Schauspielerin Adrienne Lecouvreur?"

„Ich darf mich dessen allerdings rühmen," erwiederte der Abbé: „aber ...."

„Wir wußten das," unterbrach ihn der Vermummte ohne viele Umstände, „und deßhalb erlaubten wir uns, Sie aufzuhalten. Wir Drei nehmlich sind große Verehrer der unvergleichlichen Künstlerin, und möchten ihr gerne durch Ueberreichung eines Bouquets unsere Aufmerksamkeit erweisen. Weil wir aber nicht die Ehre haben, ihr persönlich vorgestellt zu sein und weil Fräulein Lecouvreur sehr streng ist in der Annahme von männlichen Besuchern, so haben wir Sie als Ueberbringer unseres kleinen Präsentes ausersehen. Wollen Sie uns diesen Liebesdienst erweisen?"

„Aber," ſtotterte der Abbé, „das iſt doch eine äußerſt ſonderbare Art ...."

„Sonderbar oder nicht," unterbrach ihn der Andere zum zweiten Male; „antworten Sie kurzweg mit Ja oder Nein, ganz nach Ihrem Belieben."

„Und wenn ich nun Nein ſagte?" verſetzte der Abbé, indem er vergeblich verſuchte, mit ſeinen Augen durch die Umhüllung der Vermummten zu dringen.

„Dann hätten Sie auch die Folgen dieſes Nein zu tragen," war die kurze Antwort des Andern.

„Nun gut," erklärte ſofort der Abbé ſchnell entſchloſſen; „ich will das Bouquet überreichen; aber vor morgen Abend kann ich's nicht thun."

„Ganz damit einverſtanden," meinte darauf der Vermummte mit einer abermaligen höhniſchen Verbeugung.

„Hier, nehmen Sie dieſe Schachtel. Das Bouquet befindet ſich innen. Hüten Sie ſich aber wohl, an demſelben zu riechen, wenn Sie es herausnehmen, denn es könnte ſonſt leicht an ſeinem Wohlgeſchmacke verlieren."

Mit dieſen Worten überreichte er dem Abbé eine ziemlich umfangreiche Schachtel, welche er unter ſeinem Mantel hervorzog, und war dann die Secunde darauf mit ſeinen beiden Begleitern verſchwunden.

Im höchſten Grade verblüfft ſtand der Abbé da und horchte auf die Schritte der ſich raſch Entfernenden. Sowie aber das Geräuſch dieſer Tritte verhallt war, eilte er, ſo ſchnell ihn nur ſeine Füße trugen, vorwärts. Nicht übrigens in der Richtung nach ſeiner Wohnung, ſondern in der Richtung nach dem Palais des Polizeilieutenants, das er auch in kürzeſter Friſt erreichte. Längere Zeit dagegen brauchte es, bis der den Nachtdienſt habende Beamte ſich dazu entſchloß, den Polizeilieutenant wecken zu laſſen, und es geſchah erſt, als der Abbé den Beamten überzeugt hatte, daß es ſich hier möglicherweiſe um Verhütung eines ſchweren Verbrechens handle. Endlich, wie es bereits gegen Morgen ging,

stand der Abbé dem Polizeilieutenant gegenüber und dieser horchte seiner Erzählung mit immer mehr wachsendem Erstaunen.

„Und Sie erkannten keinen der Vermummten?“ fragte der Lieutenant, als der Abbé zu Ende war. „Haben auch keine Vermuthung?“

„Ein Erkennen war rein unmöglich,“ erwiderte der Abbé; darauf aber wollte ich einen Eid ablegen, daß derjenige, welcher die Unterredung mit mir führte, zu den vornehmsten Cavalieren gehört. Seine Sprache, seine Haltung, kurz Alles wies darauf hin.“

„Dann,“ rief der Polizeilieutenant, „dann soll mit dem Bouquete irgend eine Racheact vollführt werden, und vielleicht ist es gar vergiftet. Aber halt,“ setzte er nach einer kleinen Pause des Nachdenkens hinzu, „davon wollen wir uns sogleich überzeugen.“

Er schellte und beorderte den eintretenden Polizisten, ihm einen der kleinen Hunde hereinzubringen, welche kürzlich als herrenlos eingefangen worden seien. Dann ward die Schachtel mit vieler Vorsicht aufgemacht, um sich deren Inhalt zu beschauen, und richtig lag ein überaus prächtiges Blumenbouquet darin. Der Polizeilieutenant nahm es heraus, hielt es aber so weit von sich, daß seine Geruchsnerven unmöglich dadurch affizirt werden konnten. Dann fuhr er dem eben hereingebrachten Hündchen damit unter die Schnautze und drückte dabei unwillkürlich ein wenig an dem Stiele des Straußes. Sowie er jedoch dieß that, war es, als ob sich eine winzig kleine Fontaine von einer weißen Flüssigkeit entlade, und dieses Wasser, oder was es sonst sein mochte, hatte kaum die Nase des Thieres berührt, so krümmte sich dasselbe, als wäre es von der heftigsten Kolik befallen. Auch stand es keine fünf Minuten an, so streckte das Thier alle Viere von sich und war todt.

Mit Entsetzen im Blick sah der Abbé diesem Hergang zu, und selbst der sonst so kaltblütige Polizeilieutenant konnte seine Bestürzung nicht verbergen.

„Ich dachte mir's, daß es auf eine Vergiftung abgesehen sei,“ sagte der letztere endlich, indem er dem Polizisten einen Wink

gab, den Cadaver zu entfernen; „und es ist eine wahre Fügung Gottes, daß dieselbe vereitelt wurde. Aber, beim Himmel, die Elenden, die den Mord verüben wollten, sollen ihrer Strafe nicht entgehen. Bis wann versprachen Sie die Schachtel mit dem Bouquet zu ihrer Freundin zu bringen?“

„Bis morgen Abend,“ erwiderte der Abbé.

„Gut,“ versetzte der Polizeilieutenant; „dann nehmen Sie die leere Schachtel jetzt mit nach Hause und tragen Sie diese morgen Abend um sieben Uhr zu der Lecouvreur. Ohne Zweifel werden die Schurken, welche sie Ihnen gaben, aufpassen, ob Sie Ihr Versprechen halten, und sich also in der Nähe des Lecouvreur-schen Hauses irgendwo versteckt halten. Ich aber werde mit meinen Leuten ebenfalls da sein, natürlich übrigens im tiefsten Incognito, und so soll es mir wohl nicht fehlen, mich der schändlichen Buben bei dieser Gelegenheit zu versichern. Für jetzt übrigens, mein Herr Abbé, schnell nach Hause und gegen Jedermann reinen Mund gehalten, damit die Schufte nicht Lunte riechen.“

Der Abbé empfahl sich und machte sich frohen Herzens auf den Heimweg. Ja recht froh war er und voll Dank gegen die Vorsehung, welche ihn zum Werkzeug der Rettung seiner Freundin gebraucht hatte! Wie er nun aber seiner Wohnung schon ganz nahe gekommen war, da sah er plötzlich die drei Vermummten wieder vor sich und vom Schrecken halb gelähmt blieb er stehen. „Hund, Du hast uns verrathen,“ riefen sie ihm entgegen, und mit diesen Worten erhielt er einen Schlag, der ihn betäubt zu Boden warf.

Was nun zunächst weiter mit ihm geschah, daran konnte er sich nachher nie mehr erinnern; dagegen befand er sich, wie er endlich wieder zum Bewußtsein kam, in einem engen Gefängniß, in welches fast gar kein Licht drang. Nichts übrigens klärte ihn darüber auf, was es für ein Gefängniß sei, denn wie seine Augen endlich die Finsterniß durchdrangen, sah er nichts als nackte Mauern nebst einem äußerst kümmerlichen Wohnungsmaterial. Endlich kam der Schließer mit Wasser und Brod und was erfuhr

nun der arme Abbé? Nichts Geringeres, als daß er in der Baſtille ſitze, und zwar in Folge einer Lettre de Cachet, welche der Cardinal von Fleury ausgeſtellt hatte. Auch mußte er ein ganzes Jahr lang in dieſem harten Gefängniß zubringen, ohne daß er ſich mit der Außenwelt in Verbindung ſetzen durfte, und als man ihn endlich nach dieſer Zeit entließ, geſchah es mit der ſtrengen Weiſung, ſeine Zunge im beſten Gewahrſam zu halten. Warum er aber eingekerkert worden war und ob die drei Vermummten ihn in das Gefängniß gebracht hatten, darüber gab man ihm natürlich keine Aufklärung, und als er endlich doch dahinter kam, da würde er ſich lieber die Zunge abgebiſſen, als laut davon geſprochen haben.

Am Abend nach der mit dem Abbé gehabten Unterredung, das iſt an demſelben Abend, an welchem ich den Leſer in das Café d'Eſtrées eingeführt habe, bot der Polizeilieutenant eine bedeutende Macht auf, um alle Zugänge zu dem Hauſe, welches Adrienne Lecouvreur bewohnte, ſtrengſtens zu überwachen, und zugleich ertheilte er den Befehl, jeden nur irgend Verdächtigen ſofort zu verhaften. Es zeigte ſich aber Nichts der Art; denn eine Putzmacherin, welche mit verſchiedenen Körbchen und Schachteln in jenes Haus hineinging, aber nur um es ſchon nach ein paar Minuten wieder zu verlaſſen, konnte man doch nicht für verdächtig halten. Auffallend dagegen war es dem Polizeilieutenant, daß der Abbé nicht erſchien, während die Glocke doch längſt ſieben Uhr geſchlagen hatte, und eben war er im Begriff, in deſſen Wohnung zu ſenden, als aus dem Stockwerke, in welchem Adrienne's Zimmer lagen, ein fruchtbares Geſchrei erſcholl. Zugleich ſtürzten einige Diener heraus und rannten wie wahnſinnig die Straße hinab. Dieß mußte natürlich den Polizeilieutenant im höchſten Grade frappiren und er eilte daher, von zweien ſeiner Leute begleitet, die Treppe hinauf nach den Appartements der berühmten Schauſpielerin. Hier aber fand er Alles in einer ſolchen Confuſion und Aufregung, daß er gar nicht wußte, was er davon denken ſollte, und da ihm von den Leuten, die jammernd und ſchreiend an ihm vorbeirannten, gar Niemand Rede ſtand, ſo trat er ohne Weiteres durch eine

offen ſtehende Thüre in das Gemach, in welchem der Hauptlärm ſtattfand. Und welch' ein Schauſpiel wurde ihm hier!

Auf einem breiten Divan ausgeſtreckt lag Adrienne Lecouvreur und wand ſich in den gräßlichſten Schmerzen. Vor ihr kniete in Thränen zerfließend ihr Kammermädchen und reichte ihr von Zeit zu Zeit einen Trank, um die Schmerzen zu lindern. Die übrige Dienerſchaft aber rannte wie ſinnlos bald dahin, bald dorthin und alle ſchrieen wirr durcheinander. Endlich gelang es dem Polizeilieutenant, in der Köchin, welche eben mit Thee hereintrat, eine Perſon zu finden, welche ſich etwas vernünftiger geberdete, und an ſie wandte er ſich nun um Auskunft.

„Unſere Herrin," erklärte die Köchin, welche ſchon ſeit vielen Jahren im Hauſe diente und ihrer Herrſchaft aufs innigſte ergeben war, „befand ſich geſund und wohl bis vor einer halben Stunde. Auch hatte ſie im Sinne, den Abend bei einer Freundin, von der ſie geladen war, zuzubringen und wartete nur auf den Herrn Abbé Bouret, einen alten Hausfreund, damit er ſie dahin begleite. Der Abbé aber kam nicht, ſondern ſchickte eine Putzmacherin ſeiner Nachbarſchaft, welche ohnehin in unſerer Straße Etwas zu beſorgen hatte, und ließ unſerem Fräulein ſagen, daß er durch Unwohlſein verhindert ſei, ſie abzuholen. Dagegen erfreute er ſie mit einem ſchönen Bouquete, welches die Putzmacherin ebenfalls überbrachte ...."

„Mit einem Bouquete?" unterbrach der Polizeilieutenant die Köchin, indem er ſie heftig am Arme ergriff. „Um Gotteswillen, wo iſt das Bouquet?"

„Dort auf dem Tiſchchen ſteht es in einem Glaſe," antwortete die Köchin, „und ein recht ſchönes Bouquet iſt es; aber für meine Herrin brachte es nichts Gutes, denn unmittelbar, nachdem ſie ein paarmal daran gerochen, hat ſie die Krämpfe bekommen, an denen ſie ſo furchtbar darniederliegt."

Der Polizeilieutenant hörte längſt nicht mehr auf ſie, ſondern war mit drei Schritten an dem Tiſchchen, auf dem das Bouquet in einem Glaſe Waſſer ſtand, und — richtig, wie es ihm eine Ahnung ſagte, es war ganz daſſelbe Bouquet, wie das, welches

ſich noch bei ihm auf ſeinem Bureau befand. Die Feinde der Schauſpielerin hatten alſo doch einen Weg gefunden, ihr verbrecheriſches Vorhaben auszuführen, denn daran, daß Adrienne Lecouvreur vergiftet ſei, ließ ſich nicht im geringſten zweifeln. Dieß beſtätigten auch die Aerzte, welche jetzt, von den Dienern herbeigeholt, erſchienen, und ſie beeilten ſich natürlich, alle Gegenmittel anzuwenden, welche ihnen nur irgend bekannt waren. Allein alles vergebens! Nach einer Stunde hatte Adrienne ausgelitten und Frankreich mußte um ſeine berühmteſte tragiſche Künſtlerin Trauer anlegen!

Während dieſes traurigen Todeskampfes waren, durch das Gerücht oder auch durch eigene Boten benachrichtigt, nicht Wenige der Freunde des Hauſes herbeigeeilt, um der Sterbenden noch einmal in die Augen zu ſehen, und man kann ſich den Jammer derſelben denken. Trotz ihres Jammers aber fiel es ihnen Allen ungemein auf, daß der gute alte Abbé Bouret, zu dem von Anfang an geſandt worden war, ſich immer noch ferne hielt, und noch auffallender fanden ſie es, als der Bote die Nachricht brachte, der Abbé ſei ſeit geſtern Abend gar nicht mehr in ſeiner Wohnung geſehen worden. Dem Polizeilieutenant dagegen wurde durch dieſe Nachricht ein Licht angezündet, das bald lichterloh brannte und ihm den Weg zeigte, wie er zur Entdeckung des begangenen Frevels gelangen könnte. Zu dieſem Behufe forſchte er auch die Köchin, ſowie die ſonſtigen Angehörigen des Hauſes genau aus, wie die ſogenannte Putzmacherin, welche das Bouquet gebracht hatte, ausgeſehen habe, und dann beauftragte er einige ſeiner ausgezeichnetſten Leute, nach derſelben zu ſpüren. Zu gleicher Zeit gab er die nöthigen Ordres, um zu erfahren, was mit dem Abbé Bouret vorgegangen ſein möge, denn darüber war er mit ſich vollſtändig im Klaren, daß die drei Vermummten denſelben entweder ermordet oder ſonſt auf die Seite gebracht hätten. Während er übrigens ſo beſchäftigt war, trat ein vornehm ausſehender Herr klirrenden Tritts in die Todtenſtube, und er erkannte alſobald in ihm den Grafen von Virion, den Stallmeiſter des Herzogs von Bouillon, einen verwegenen, ſittenloſen Mann, von

dem man allgemein wußte, daß er der Herzogin von Bouillon mehr angehörte, als dem Herzog ihrem Gemahl.

„Meine hohe Herrin," sagte der Graf nach kurzem Gruße, indem er seine Augen fast verächtlich ringsum laufen ließ; „meine hohe Herrin, die allerdurchlauchtigste Frau Herzogin von Bouillon, hat so eben von einem Unglück vernommen, welches die berühmte Schauspielerin, Fräulein Lecouvreur, betroffen haben soll, und da sie von jeher großen Antheil an derselben nahm, so schickt sie mich hierher, um mich des Näheren zu erkunden."

Jetzt leuchtete das Licht noch heller in dem Kopfe des Polizeilieutenants, denn ihm, als dem Inhaber der meisten Geheimnisse von Paris, war es natürlich nicht unbekannt, welches die wahren Gesinnungen der Frau Herzogin gegen die ermordete Schauspielerin waren, und somit konnte er sich auch denken, daß die Sendung des Grafen ihren Grund keineswegs in der vorgeschützten Theilnahme habe. Schnell entschlossen faßte er daher den Herrn von Virion bei der Hand und führte ihn vor die Leiche, welche inzwischen mit einem Tuche verdeckt worden war.

„Sagen Sie," sprach er dann, das Tuch aufhebend und jedes seiner Worte scharf betonend; „sagen Sie Ihrer hohen Herrin, daß das Bouquet seine Wirkung gethan habe."

Der Graf fuhr zurück, als er so urplötzlich die Leiche gewahrte, und wie er noch vollends die Augen des Polizeilieutenants geradezu durchbohrend auf sich gerichtet sah, da erbleichte er doch ein wenig, so wenig sich sonst seine Verwegenheit einschüchtern ließ.

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte er endlich, sich mühsam fassend; „so viel aber sehe ich, daß das Gerücht, die Schauspielerin Lecouvreur sei plötzlich an Kolik verstorben, die Wahrheit gesprochen hat."

Mit diesen Worten wandte er sich auf den Absätzen um und den Augenblick darauf hörte man den Hufschlag seines davonsprengenden Rosses.

In diesem Augenblick trat einer der Bediensteten des Polizeilieutenants ein und überreichte diesem ein kurzes, nur mit Bleistift geschriebenes Billet. „Der Abbé," hieß es darin, „ist ge-

funden: Numero 19 der Baſtille. Die Lettre de Cachet hat die Frau Herzogin von Bouillon vom Cardinal ausgewirkt."

Jetzt konnte beim Polizeilieutenant kein Zweifel mehr darüber herrſchen, wer den Mord Adrienne Lecouvreurs auf dem Gewiſſen habe, und in ſeinem Abſcheu ſprach er es auch laut aus. Dann eilte er ſchnellſtens auf ſein Bureau, um ſofort die Unterſuchung einzuleiten.

So ungefähr lautete der Bericht des Künſtlers, welchen er ſeinen Freunden im Café d'Eſtrées von dem Tode der Schauſpielerin Lecouvreur machte, und derſelbe beruhte in allen ſeinen Einzelnheiten auf vollſtändiger Wahrheit. Alle Anweſenden aber waren tief davon ergriffen, ſo tief, daß längere Zeit keiner ein Wort ſprach.

„Wir leben in einer gräßlichen Zeit," ſagte endlich der Gelehrte. „Ja in einer wahrhaft gräßlichen und nicht minder ſchimpflichen Zeit, welche die Geſchichte einſt mit Recht an den Pranger ſtellen wird."

„Das allererbärmlichſte aber dabei iſt," rief der Officier, „daß jedes Verbrechen ſtraflos bleibt, ſobald Einer der Vornehmen und Großen des Reichs dabei ins Spiel kommt. Was gilt die Wette, man ſchickt dem Polizeilieutenant von Oben herab ſchon morgen einen Befehl zu, die Unterſuchung nicht weiter zu führen? Und dann," ſetzte er mit bitterem Hohne hinzu, „faßt man alle die, welche irgendwo öffentlich von der Sache ſprachen, und macht ihnen den Proceß wegen Verunglimpfung der Ehre der Frau Herzogin von Bouillon!"

Er hatte ganz recht, der in Civil gekleidete Officier, welcher an jenem Abend im Café d'Eſtrées dieſe Behauptung aufſtellte, denn der Polizeilieutenant erhielt richtig vom Premierminiſter den Befehl, in der bewußten Sache nicht weiter vorzugehen, und in Folge hievon durfte kein Menſch mehr offen ſeinen Verdacht ausſprechen, ohne dadurch Anwartſchaft auf das Gefängniß zu bekommen. Doch laſſen wir nun die Pariſer Geſchichten ruhen, da wir ſchon aus dem Bisherigen zur Genüge wiſſen, daß die Liederlichkeit, Sittenloſigkeit und Schlechtigkeit daſelbſt bereits auf einen Grad geſtie-

gen war, der kaum noch höher steigen zu können schien, und wenden wir uns wieder nach Versailles zurück, wo der König noch immer das Muster eines Ehemannes spielte.

Es kam das Ende des Decembers 1735 heran und in diesen Tagen gab die Königin abermals einer Prinzessin das Leben. Das Ereigniß machte keinerlei Aufsehen, weil es schon so gar oft dagewesen war, und es fanden deßhalb auch keine besonderen Festlichkeiten statt. Nur davon sprach man, daß die Geburt dießmal mit einiger Schwierigkeit verknüpft gewesen sei, so wie noch mehr davon, daß die Aerzte der Königin den Rath ertheilt haben sollten, dafür zu sorgen, daß sie nicht abermals in die Wochen käme. Es könnte ihr gefährlich werden, hätten die Aerzte zu ihr gesagt! Gewisses übrigens wußte man nichts darüber, denn die Herren Doctoren hielten dem Publikum gegenüber reinen Mund und der Königin Lippen blieben natürlich schon aus Schicklichkeitsgründen verschlossen. Eben so vergebens war es, vom König einen Aufschluß zu erhalten, da er bekanntlich die Schweigsamkeit bis zum Uebermaß trieb, und so kamen denn die neugierigen Damen und Herren von Versailles fast in Verzweiflung. Selten jedoch bleibt an einem Hofe etwas in die Länge verborgen, und so sollte auch dieses Geheimniß zu Tage kommen. Einstmals nehmlich, in der Nacht vom vierten auf den fünften Februar des Jahres 1736, hörte man in der Nähe der Zimmer der Königin eine Thüre heftig zuschlagen und zu gleicher Zeit ließ sich die Stimme des sonst so schweigsamen Königs vernehmen. Aber sie klang nicht sanft, diese seine Stimme, sondern hart und rauh, fast wie ein Fluch und er stampfte zornig mit den Füßen dazu. Freilich zwei Minuten darauf war's wieder so still, wie zuvor und das ganze Schloß schien, die Schildwachen ausgenommen, im tiefsten Schlafe zu liegen. Es schien aber nur so, denn die Hauptperson unter den Schloßbewohnern, König Ludwig XV. selbst, wachte und ging mit langen, obwohl leisen Tritten — der Fußboden war mit einem dicken Teppiche belegt — in seinem Schlafgemache auf und nieder. Auch glühte sein Gesicht über und über und er befand sich offenbar in einer höchst aufgeregten Stimmung. Kein Laut jedoch

kam aus seinem Munde, obwohl sich seine Lippen oft zitternd bewegten, und wenn es also wirklich vorhin ein Fluch gewesen war, den er ausstieß, so hatte er sich jetzt bereits wieder in seine alte Schweigsamkeit hineingearbeitet. Worin lag nun aber der Grund für des Königs Aufregung? Ich will's dem Leser sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß ihn mein Bericht begoutiren wird, denn er muß es wissen, schon wegen der wichtigen Folgen. Also den vierten Februar hatte der König, wie überhaupt jeden Tag der letzten sechs Wochen — seit der Niederkunft der Königin — mit seinen zwei gewöhnlichen Begleitern, den Herzogen von Richelieu und von Ayen auf der Jagd zugebracht und dann hatte er sich mit eben diesen Herren zum Nachtessen nebst Nachttrunk niedergesetzt. Dieses Nachtessen nebst Nachttrunk aber wurde bis um Mitternacht fortgesetzt, und Seine Majestät geruhten dadurch in einen sehr aufgeregten oder deutlicher gesagt, in einen sehr angetrunkenen Zustand zu kommen. Die Folge hievon war, daß in Ludwig XV. die Stimmung Platz griff, seiner Frau Gemahlin einen Besuch abstatten zu wollen, und daß er dieser Stimmung ohne weiteres Rechnung trug. Allein wie er nun in's Schlafzimmer seiner geliebten Marie trat — — — Doch lassen wir Alles weitere und begnügen wir uns damit zu sagen, daß die Königin, sich auf die Aerzte und ihren Beichtvater berufend, ihn dringend bat, sie allein zu lassen. Er entsprach dieser Abweisung augenblicklich, aber der Zorn darüber kochte so furchtbar in ihm, daß er sich kaum zu fassen wußte, und mit einem Fluche auf den Lippen schwur er laut, nie mehr zu seiner Frau zurückzukehren.

Das war das Ereigniß, welches in der Nacht vom vierten auf den fünften Februar 1736 im Schlosse zu Versailles vorfiel und man kann sich denken, daß am andern Morgen unter allen Angestellten des Hofes — zwei diensthuende Kammerfrauen hatten den Fluch und Schwur des Königs gehört und waren natürlich nicht fähig gewesen, die wichtige Neuigkeit für sich zu behalten — von gar nichts Anderem die Rede war. Wie aber darüber gesprochen wurde — nun der Klatsch ist nirgends mehr zu Hause, als an einem Hofe, und überdem muß man berücksichtigen, daß

man dort aus jedem Vorkommniß Schlösser für die Zukunft baut. Lassen wir übrigens alle diese Klatschereien und belauschen wir nur drei Personen, welche sich zufällig, vielleicht auch nicht ganz zufällig an jenem fünften Februar in einem der Zimmer des Schlosses zusammenfanden. Sie gehörten zu den Höchstgestellten in Versailles und da sie zugleich einen bedeutenden Einfluß ausübten, so wird es wohl nöthig sein, den Leser näher mit ihnen bekannt zu machen. Die erste derselben also nannte sich Marie-Aimée Prinzessin von Carignan und war die Frau des Prinzen Victor-Amadée von Savoyen-Carignan, welcher so tief in Schulden steckte, daß endlich der König selbst sich in's Mittel legen mußte, um die Gläubiger zufrieden zu stellen. Die Frau Prinzessin führte übrigens auch noch einen anderen Namen, nehmlich den: »La fausse Prude«, zu Deutsch: „der falsche Tugendspiegel", denn sie that äußerlich wie die Sprödeste der Spröden, während sie insgeheim so viel und so oft sündigte, als sie nur konnte, und es hatte sie deßhalb der Dichter Baron in einer fünfactigen Comödie, die er »La fausse Prude« betitelte, vor aller Welt bloßgestellt. Die beiden andern Personen, die Herzoge von Richelieu und von Ayen, kennt der Leser dem Namen nach schon; doch muß ich noch hinzusetzen daß der Herzog von Richelieu oder vielmehr: Herr Louis Armand du Plessis, Herzog von Richelieu, ein Großneffe des berühmten Cardinals gleichen Namens war und sich sein ganzes Leben hindurch — er lebte von 1696 bis 1788 — durch seinen Muth, seinen Geist und seine Galanterie, zugleich aber auch durch seinen Leichtsinn, seine Verschwendung und seine Sittenlosigkeit auszeichnete, während Philippe von Noailles, Herzog von Ayen, ein Sohn des Marschalls von Noailles, sich mehr durch die Gutmüthigkeit seines Herzens hervorthat und an dem Könige, mit dem er in gleichem Alter stand, mit einer Treue hing, welche sich durch Nichts erschüttern ließ. Die drei genannten Personen fanden sich also zusammen und alsbald drehte sich ihr Gespräch um ganz dasselbe Thema, von welchem alle Welt voll war.

„Sie verdammen die Handlungsweise der Königin," sagte die Prinzessin von Carignan zu dem Herzog von Ayen, indem sie ihre

Augen fromm verdrehte; „ich aber kann Ihre Majestät nur deßwegen loben, denn die erste Pflicht einer guten Christin ist die Kasteiung des Fleisches.“

„Aber,“ rief der Herzog von Ayen hitzig, „so bedenken Sie doch, Frau Prinzessin, daß Seine Majestät erst sechs- und zwanzig Jahre zählt. Sie werden ihn doch nicht in diesem Alter schon zur Ehelosigkeit verurtheilen wollen?“

„Kreuzige dein Fleisch in der Jugend, so ist dir das Himmelreich um so gewisser,“ sagte der Herzog von Richelieu salbungsvoll, indem er seine Augen noch ärger verdrehte, als der falsche Tugendspiegel vor ihm.

„Sie arger Spötter und Sünder,“ versetzte die Prinzessin sich bekreuzigend; „aber auch für Sie wird noch die Zeit kommen, wo Sie Buße thun werden in Sack und Asche, denn, wenn nicht, so wandern Sie dahin, wo Heulen ist und Zähneklappern nebst dem ewigen höllischen Feuer.“

„Nun,“ meinte der Herzog von Richelieu in seinem gewöhnlichen spöttischen Tone, „wenn ich doch einmal verloren bin, so werde ich mich dazu herbeilassen, dem Könige einen schlimmen Rath zu geben.

„Und was für einen?“ fragte die Prinzessin schnell.

„Den,“ erwiderte der Herzog von Richelieu kaltblütig, „das ganz offen und ungescheut zu thun, was Ihre Hoheit die Frau Prinzessin von Savoyen-Carignan tagtäglich im Verborgenen thut.“

„Was ich im Verborgenen thue?“ knirschte die Frau Prinzessin. „Herzog, Herzog, Sie haben irgend eine Verläumdung im Sinne, aber ich warne Sie; ja ernstlich warne ich Sie, denn wenn Sie mir das geringste Schlimme nachsagen, so — so....“

„So,“ ergänzte der Herzog lachend, „werden Sie sich mit dem Abbé von Clermont einschließen, um für mich zu beten. Aber nein, beruhigen Sie sich, Hoheit, ich werde Seiner Majestät dem Könige nichts von Ihnen sagen, sondern ich werde ihm einfach den Rath ertheilen, in die Fußstapfen seines großen Ahns, des Königs Ludwig XIV., zu treten und sich eine Lavalliére zu ersuchen.“

„Um Gottes und aller Heiligen willen,“ schrie die Prinzessin,

indem sie wie entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlug; „einen solchen schändlichen Rath wollen sie dem Könige ertheilen? Er, der bisher allen Ehemännern zum Exempel dienen konnte, Er soll herabsinken in den Pfuhl der Unkeuschheit und die Luft soll wieder verpestet werden von dem Giftathem jener Messalinen, vor welchen jede christliche Frau mit Abscheu das Feld räumt! Nein Herr Herzog, eine solche teuflische Absicht können und dürfen Sie nicht hegen, denn Sie würden ja sonst den Fluch der Kirche auf sich laden, und ihre Seele wäre verloren in Zeit und Ewigkeit."

„Meine Seele, Frau Prinzessin?" war die kaltblütige Antwort des Herzogs, „meine Seele lassen Sie gefälligst ganz aus dem Spiel und was die Kirche anbelangt, so denke ich, wird sie eine Einsicht haben, wie sie sie noch immer gehabt hat. Die Weiber, meine ich, sind da, um geliebt zu werden, und die Männer ...."

„Kein Wort weiter," unterbrach ihn die Prinzessin mit strenger Miene. „Sie beleidigen mein Ohr durch solche gottlose Reden und ich müßte mich sogleich entfernen, wenn Sie nur noch eine Sylbe in ähnlichem Sinne hinzusetzten."

„Wie?" lachte der Herzog von Richelieu laut auf. „Sie sind eine Feindin der Liebe geworden, Sie, die Sie doch selbst der Liebe Ihr Dasein verdanken und ...."

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern die Augen zum Himmel gewendet und die Achseln vor Mitleid zuckend, erhob sie sich, um sofort das Gemach zu verlassen; der Herzog aber lachte noch lauter als zuvor, und sah ihr mit jenem Hohn nach, der ihn so vielfach gefürchtet machte.

„Nun was denken Sie von dieser erbärmlichen Heuchlerin?" wandte er sich dann an den Herzog von Ayen. „Sie, die uneheliche Tochter des letzten Herzogs von Savoyen, welche er mit einer gewissen Frau von Verue erzeugte und später, nachdem er sie dem Beispiel unseres großen Ludwig folgend legitimirt, an den Prinzen von Carignan verehlichte; sie, die ihren schwachen Gemahl vielleicht schon tausendmal betrogen und eben jetzt ein geheimes Verhältniß mit dem Abbé Clermont angeknüpft hat; sie

will jede kleine Untreue zum fluchwürdigen Verbrechen stempeln und simulirt mit frecher Stirne den Tugendspiegel! Aber, beim Himmel, was mir einfällt! Sie wird mir sicherlich zuvorkommen wollen und jetzt gleich daran gehen, dem Könige ein Liebchen in die Arme zu führen. Ja wahrhaftig, dessen ist sie fähig und wenn sie's zu Stand brächte, so hätte sie den König in der Tasche. Allein halt, alte Betschwester, das soll dir nicht gelingen, und damit es dir nicht gelingt, will ich jetzt gleich die nöthigen Schritte thun."

Schnellstens eilte auch er fort und mit einem eigenthümlichen Gefühl im Herzen, blieb der Herzog von Ayen allein zurück. „Er gilt," murmelte er für sich hin, „als der erste Cavalier am Hofe, mein Freund Richelieu, und zugleich als der geistreichste Mann Frankreichs. Es mag beides wahr sein, aber wahr ist sicherlich auch, daß sein liebes Ich bei Allem, was er denkt und thut, eine Hauptrolle spielt, gerade wie bei der Prinzessin von Carignan, welche unter dem erborgten Deckmantel der Frömmigkeit ihre egoistischen Pläne verbirgt. Nun, sie mögen sich beiderseitig abmühen, dem Könige eine Mätresse nach ihrem Sinne zu geben; ich meinestheils werde mich keinenfalls einmischen, sondern die Sachen gehen lassen, wie sie gehen." Mit diesem ehrlichen Vorsatze begab er sich in sein Zimmer, um sich zur Jagd auszurüsten, zu welcher ihn der König hatte einladen lassen.

Was nun übrigens den Verdacht des Herzogs von Richelieu betrifft, die eben so fromme als keusche Frau Prinzessin von Carignan werde sich beeilen, den König mit einem Liebchen zu versorgen, welches ihm die Frau ersetzen solle, so hatte der Herr Herzog ganz das Richtige vermuthet und zwar war die Dame, welche die Prinzessin im Sinne hatte, eine gewisse Frau von Portail, ein sehr üppiges aber die Devote spielendes Weib, das von dem Herrn Gemahl, dem Präsidenten von Portail, getrennt lebte. Auch hatte die genannte Dame gar nichts dagegen einzuwenden, die ihr zugedachte Rolle zu übernehmen, und es gab nun der Intriguen eine Menge, um den König mit der Portail unversehens zusammenzubringen. Der Herzog von Richelieu aber, dessen scharfe

Augen selbst in das Verborgene drangen, vereitelte alle diese Intriguen schon im Keime, und suchte dafür die Aufmerksamkeit des Monarchen auf eine geborne Italienerin zu lenken, auf die Frau Marquise von Fortia, welche erst seit kurzem mit ihrem Gemahl nach Versailles übergesiedelt war. Auch unterstützte ihn besagte Frau Marquise auf's eifrigste in seinem Bestreben und wer weiß, wie es wohl gekommen sein würde, wenn nicht Ludwig XV. auf einmal durch einen selbstständig gefaßten Entschluß allen diesen Machinationen ein Ende gemacht hätte.

Am 10. Februar 1736 fand im Opernhaus zu Paris großer Maskenball statt und eine Menge von Hofleuten, Damen wie Herren, erbaten sich von Seiner Majestät Urlaub, um an dem Balle Theil zu nehmen. Dieser Urlaub wurde Allen gerne gewährt mit Ausnahme des Herrn Herzogs von Ayen, welcher eine abschlägliche Antwort erhielt. „Ich werde auf die Jagd gehen," sagte Ludwig XV. zu ihm und du wirst mich wie gewöhnlich begleiten. Hiegegen ließ sich natürlich nichts einwenden und der Herzog verbeugte sich, ohne seinen Mißmuth auch nur durch das geringste Zeichen zu verrathen. Die Jagd fand also statt und wurde dießmal sogar noch etwas länger ausgedehnt, als sonst, so daß es bereits dunkle Nacht war, als der König mit seinem Begleiter nach Versailles zurückkehrte. Um so besser schmeckte der Majestät das Souper, welches der Herzog von Ayen, dießmal ganz allein mit ihr theilte, und von den Speisen und Getränken verschwand eine ganz beträchtliche Menge. Endlich jedoch waren Hunger und Durst so ziemlich gestillt und nun winkte Ludwig XV. seinem Kammerdiener Bachelier herbei.

„Alles besorgt, Bachelier?" fragte der König in seiner gewöhnlichen kurzen Weise.

„Alles Majestät," ewiderte der Kammerdiener eben so kurz.

„Gut," fuhr der König fort, „so reiche mir schnell Tinte Feder und Papier."

Der Kammerdiener that, wie ihn geheißen war, und Ludwig XV. schrieb sofort ein paar Zeilen nieder. So wie er aber

die Zeilen geschrieben, legte er das Papier zusammen, und gab ihm seine Adresse.

„Besorge das schnell," befahl er dann dem Kammerdiener, „und bringe mir die Antwort hierher."

Der Kammerdiener las die Adresse, verbeugte sich tief und verschwand. Ludwig XV. aber ließ eine neue Flasche anbrechen und munterte seinen Genossen in äußerst heiterem Tone auf, mit ihm die Sorgen zu vertrinken.

Nach einer Viertelstunde kehrte Bachelier zurück und überbrachte dem Monarchen ein gleiches Billet, wie das, welches er vorhin fortgetragen hatte.

„Gut," nickte Ludwig XV., als er es gelesen. „In einer Stunde komm' mich auszukleiden.

Noch eine geraume Zeit lang zechte Ludwig XV. mit dem Herzoge von Ayen, und war so fröhlich und guter Dinge, wie schon lange nicht mehr. Dann wünschte er seinem Genossen lächelnd gute Nacht und zog sich in seine Appartements zurück. Auch der Herzog von Ayen suchte sofort sein Schlafzimmer auf und da ihn die heutige Jagdparthie sehr ermüdet hatte, so schlief er alsbald ein, nachdem er sich niedergelegt. Doch zum Schlafen war diese Nacht nicht da. Nach etwa zwei Stunden nehmlich klopfte es ziemlich laut an des Herzogs Schlafzimmerthüre und der Klopfer ließ nicht nach, als bis der Herzog erwachte.

„Wer ist da?" rief derselbe sich die Augen reibend.

„Ich bins," erwiderte eine Stimme, die aber der Herzog in seiner Schlaftrunkenheit nicht erkannte.

„Wer ist der Ich?" replicirte er also. „Ich liege im Bette und bitte mich in Ruhe zu lassen."

„Ich bins, der König," sprach nun die Stimme außen und augenblicklich war nun der Herzog aus den Federn, um dem Monarchen zu öffnen.

Es war wirklich Ludwig XV. in Person, wie sich der Herzog von Ayen bei dem Lampenlicht im Corridor sogleich überzeugte; doch er war nicht allein, sondern hatte seinen Kammerdiener Bachelier, der ein kleines Päckchen in der Hand trug, hinter sich.

„Mich haſt Du wohl nicht vermuthet?“ lachte der Monarch, als er die Verwirrung des im tiefſten Nachtnegligé vor ihm ſtehenden Herzogs von Ayen bemerkte.

„Nein, Majeſtät, um dieſe Zeit wahrhaftig nicht,“ entgegnete der Herzog, den König zweifelhaft anſehend, denn er konnte wirklich nicht begreifen, was dieſer nächtliche Beſuch bedeuten ſollte. „Es muß nahezu Mitternacht ſein.“

„Vorüber, längſt vorüber, mein Freund,“ verſetzte Ludwig XV. indem er ſich auf einen Stuhl warf. „Aber nun ſchnell in die Kleider, denn wir haben Eile.“

„In die Kleider?“ rief der Herzog, die Augen weit aufreißend. „Wohin ſolls denn in dieſer ſpäten Nachtſtunde gehen?“

„Bekümmere dich nicht darum,“ war die Antwort des Königs; „ſondern mache nur, daß du fertig wirſt.“

Der Herzog von Ayen beeilte ſich alſo, ſo ſchnell er nur konnte, dem Befehle des Monarchen nachzukommen, allein plötzlich bemerkte er zu ſeinem Schrecken, daß er keine friſch gereinigten Schuhe beſitze. „Erlauben Eure Majeſtät;“ ſagte er daher zu Ludwig XV., „daß ich meinem Diener läute, denn ich beſitze keine Schuhe zum Ausgehen.“

„Läuten? Lärm machen?“ rief der König. „Den Teufel ſollſt du das! Da ſtehen ja deine Schuhe von geſtern, und die thun dir auch den Dienſt, wenn ſie gleich ein wenig beſchmutzt ſind.“

„Wohl, wohl, wie Eure Majeſtät befehlen,“ entgegnete der Herzog von Ayen; „nur verwahre ich mich dagegen, in ſolchem Anzug in eine anſtändige Geſellſchaft zu gehen.“

Der König lachte laut auf. „Auf die Geſellſchaft bin ich ſelbſt begierig,“ meinte er, „denn jetzt will ich dir's anvertrauen, wir gehen auf den Maskenball im Opernhaus zu Paris.“

„Auf den Maskenball?“ wiederholte der Herzog von Ayen, indem er vor Freuden faſt einen Luftſprung gemacht hätte. „Würden mir Eure Majeſtät das gleich geſagt haben, ſo wäre ich doppelt ſo ſchnell in den Kleidern geweſen.“

In einer Minute hatte der Herzog ſeinen Anzug vollendet und nun ſtiegen ſie hart neben einander die breite Treppe in den

großen Hof hinab; ihnen auf dem Fuße aber folgte der Kammerdiener Bachelier, das kleine Paquet, dessen ich oben erwähnt, in der Hand haltend. Alles war still, wie im Grabe; nur hörte man den Tritt der Schildwachen, an denen sie, wenn sie das Thor passiren wollten, vorbei mußten.

„Gib mir deinen Arm," flüsterte jetzt Ludwig XV. seinem Begleiter zu, „und merke dir's, ich bin für die nächsten paar Stunden nicht der König."

„Vollständiges Incognito," flüsterte der Herzog zurück. „Ich verstehe Eure Majestät vollkommen."

„Halt, wer da!" rief in diesem Augenblicke die erste Schildwache.

„Gut Freund, mein Wackerer," entgegnete der Herzog dem Gardisten, während der König sich hart an ihn schmiegte, um sein Gesicht desto besser zu verbergen. „Ihr kennt mich ohne Zweifel. Ich bin der Herzog von Ayen, Seiner Majestät erster Kammerherr."

Der Gardist zog seine Waffe an, um die üblichen Honneurs zu machen. „Monseigneur passirt," sagte er; „bei dem trüben Lampenlichte konnte ich in der ersten Minute nicht sehen, wen ich vor mir habe."

Sie schritten weiter, an den andern Schildwachen vorbei und ganz unter denselben Formalitäten. Nach kurzem befanden sie sich außerhalb des Thores.

„Der erste Anfang ist geglückt," lachte jetzt der König; „aber," setzte er gleich darauf etwas enttäuscht hinzu, „ich sehe keine Kalesche."

„Sie wird am untern Gitter halten," sagte der Kammerdiener vortretend. „Erlauben Eure Majestät, daß ich den Führer mache."

Es war so, wie Bachelier sagte. Am untern Gitter hielt eine vierspännige Kalesche und am offenen Kutschenschlage stand entblößten Hauptes der Marquis von Beringhen, der Oberstallmeister Seiner Majestät. Rasch stiegen sie ein, alle Viere, in denselben Wagen, der König, der Herzog von Ayen, der Oberstallmeister und der Kammerdiener.

„Haben Sie Ihren Leuten Stillschweigen anbefohlen?“ wandte sich Ludwig XV. an seinen Oberstallmeister.

„Sie wissen kein Wort davon, daß Eure Majestät im Wagen sitzt,“ erwiderte der Marquis von Beringhen.

„Und die Relaispferde in Sèvres?“ fragte Ludwig XV. weiter.

„Warten schon seit einer Stunde dort,“ war die Antwort des Oberstallmeisters.

„Vortrefflich,“ lachte jetzt der König wieder in der heitersten Laune. „Und nun, Bachelier, beginne dein Geschäft.“

Ohne ein Wort zu erwidern öffnete der Kammerdiener sein Paquet und förderte daraus drei Dominos mit Kaputzen und Halbmasken zu Tag. Jeder der Dominos hatte eine andere Farbe, aber die Schleifen waren die gleichen, so daß sie sich gegenseitig zu erkennen vermochten. Nun ging's an die Verkleidung, und der Kammerdiener zeigte sich so gewandt, daß Alles schon im Reinen war, noch ehe sie Sèvres erreichten.

In Paris Morgens zwei Uhr angekommen stiegen sie in der Straße Sainte-Nicaise aus und gingen von da zu Fuß nach dem Opernhause. Dort lösten sie sich ihre Billete an der Kasse und mietheten sich dann eine Loge im ersten Rang, von wo aus man den ganzen ungeheuren Ballsaal überschauen konnte.

Ein Maskenball im großen Opernhaus zu Paris! Der Leser hat vielleicht schon Beschreibungen von solchen Bällen in den Händen gehabt und ich brauche mich daher nicht in nähere Details darüber einzulassen. Das aber darf ich nicht verschweigen, daß dieselben den Glanzpunkt des Pariser Lebens im Winter bildeten und daß die ganze vornehme Welt sich dort zusammenfand. Freilich nicht blos die vornehme Welt, sondern auch das, was man die Demi-Monde nennt, also die große Zunft der Loretten, Grisetten und Courtisanen und in ihrem Gefolge die Glücksritter und Abenteurer, die von der dummen Ehrlichkeit der anderen Menschen leben. Kurz, Alles, was in Paris und Versailles den Genuß als des Lebens höchstes Ziel betrachtete, strömte nach den Opernmaskenbällen und es wurde dort ein Luxus entfaltet, wie man ihn selbst bei Festlichkeiten am Hofe nicht sah. Man wetteiferte in den reich-

sten Toiletten und Maskenanzügen, und Herren wie Damen flimmerten von Gold, Edelsteinen und Perlen! Ueberdem der Aufwand in feinen Weinen und leckeren Gerichten! Endlich die prächtige, berauschende Musik und das blendende Lichtmeer, in welchem der ganze mit Blumen überreich decorirte Saal gleichsam versenkt war! Gewiß, ein Maskenball in der großen Oper gewährte einen Genuß, wie man ihn in einer andern Stadt der Welt wohl nicht leicht finden konnte!

Lange Zeit, vielleicht eine gute halbe Stunde lang, saß Ludwig XV. zwischen seinen beiden Begleitern in der von ihm gemietheten Loge, ohne ein Wort zu sprechen. Er sah hinab in das bunte, fast bacchantische Treiben unter ihm und seine Augen konnten des Anblicks nicht satt werden. Auch seine Begleiter schwiegen still, denn sie wagten nicht den Mund zu öffnen, ehe sie die Majestät anredete, und so bildete denn die Stille dieser Loge einen gar sonderbaren Gegensatz gegen den Lärm und Tumult der sich im Saale und den Nebenzimmern Drängenden.

„Philipp," sagte endlich der König zu seinem Nachbar zur Linken, dem Herzog von Ayen, „kennst du Einige von den Herren und Damen, die sich da herumtreiben?"

„Majestät," erwiderte der Herzog ausweichend, „die Damen und Herren sind alle maskirt."

„Wohl," versetzte Ludwig XV.; „allein man hat oft noch andere Kennzeichen, als die Gesichtszüge. Zum Beispiel Wuchs, Größe, Haare, Stimme; von besonderen Merkmalen ganz abzusehen. Es sind herrliche Damengestalten darunter und ich möchte mich recht gerne mit der Einen oder der Andern in den Tanz mischen, wenn ich nur nicht befürchten müßte, mich möglicherweise mit einer Person zweideutigen Rufs zu besudeln."

Man sieht, Ludwig XV. war immer noch außerordentlich tugendhaft, denn er glaubte sich zu besudeln, wenn er etwa mit einer leichtfertigen Person tanze. Es sollte dieß aber sehr bald anders werden — sehr bald und sehr gründlich!

„Eure Majestät," meinte der Herzog von Ayen nach einer kleinen Pause, als er sah, daß der König gar zu gerne in den

Saal hinabgegangen wäre; „Eure Majestät werden sich erinnern, daß ich gestern um Urlaub nachsuchte, um auf den Ball zu gehen?"

„Natürlich erinnere ich mich," erwiderte Ludwig XV., „und ich verweigerte dir den Urlaub nur deßhalb, weil ich damals längst im Sinne hatte, incognito mit dir hierher zu kommen."

„Ich weiß es, mein allergnädigster Herr," antwortete der Herzog von Ayen; „aber weil ich nun gestern glaubte, daß der Urlaub mir nicht verweigert werden würde, so verabredete ich mit einer Dame, die auch auf den Ball zu gehen entschlossen war, ein Zeichen, an dem wir uns erkennen wollten."

„Aha, ich verstehe," lächelte Ludwig XV.; „und worin besteht das Erkennungszeichen?"

„In einer goldenen Schnur," replicirte der Herzog, „die dreimal um das Barret gewunden wird und vorn in einem strahlenden Herzen endigt."

„Teufel," rief der König; „dann wäre ja die Dame, die jetzt eben dort mit einer Andern Arm in Arm unter der zweiten Loge stehen geblieben ist, deine Auserkorene?"

Augenblicklich flogen die Augen des Herzogs in der angegebenen Richtung hin und richtig, es war wie der König sagte. „Eure Majestät haben ein sehr gutes Auge," sagte er dann mit leichtem Erröthen.

„Nun?" fragte sofort Ludwig XV.; „wer ist sie?"

„Ihre Hoheit die Prinzessin von Charolais," flüsterte der Herzog, noch tiefer erröthend.

„Was!" lachte Ludwig XV. laut auf. „Mademoiselle, meine Cousine, die Schwester des Duc? Hat sie denn den Grafen von Coigny schon wieder verabschiedet? Doch halt," unterbrach er sich plötzlich selbst, „wer mag wohl die Dame sein, die sich Mademoiselle an den Arm gehängt hat? Bei Gott, das ist der zierlichste Wuchs, den ich noch je gesehen habe, und doch ist die Büste so voll! Höre, Philipp, hättest du nicht Lust, mit der Prinzessin von Charolais zu tanzen?"

„Dann würden vielleicht Eure Majestät ihrer Begleiterin die Hand reichen?" bemerkte der Herzog mit leichtem Lächeln.

„Errathen, mein Freund; aufs erstemal errathen!“ versetzte der König in ziemlicher Aufregung. „Ehe ich übrigens mit der Dame tanze, sollte ich doch eigentlich wissen, wer sie ist,“ setzte er dann wieder unschlüssig hinzu.

„Sire,“ versicherte der Herzog von Ayen, „Mademoiselle von Charolais geht mit keiner Dame Arm in Arm, die nicht von hohem Stande und untadelhafter Geburt wäre.“

Dieß leuchtete dem Monarchen ein. „Wohl,“ sagte er, „so eilen wir hinab und tanzen. Aber höre, Ayen, verrathe mich nicht. Du weißt, ich will incognito bleiben.“

Die Beiden, Ludwig XV. und der Herzog von Ayen, verließen also die Loge, um in den Ballsaal hinabzugehen; der Marquis von Beringhen aber, der Oberstallmeister, blieb zurück, da er als bereits älterer Mann sich nicht unter die Tanzenden mischen wollte. Im Ballsaal angekommen schob der König seinen Arm unter den seines Begleiters und so betraten sie als zwei gleichgestellte Freunde den großen Raum. Es war ein furchtbares Gedränge, besonders an den Eingangsthüren, und sie erhielten manchen Puff und Stoß, wie das bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Auch wurden sie vielfach angeredet oder stellte man sich ihnen in den Weg, um mit ihnen Kurzweil zu treiben. Nicht selten liefen sie gar in Gefahr, daß der Eine von dem Andern getrennt werde, wenn sie in ein rechtes Gewühl hineinkamen; aber sie ließen sich das Alles nicht anfechten und verfolgten consequent die Richtung, von der sie wußten, daß sie sie der Prinzessin von Charolais entgegenführen würde.

„Ha, da sind sie,“ raunte plötzlich der König seinem Begleiter zu, „gleich da vorn nach der rechten Seite hin.“

Der Herzog von Ayen sah in der angegebenen Richtung hin und entdeckte nun auch die Prinzessin mit ihrer Begleiterin. „Ich muß gestehen,“ flüsterte er; „Eure Majestät haben ein Auge, wie ein Falke.“

„Das kommt von der Jagd her,“ erwiderte der König nicht ohne Befriedigung. „Aber höre, Philipp, lasse die Majestät jetzt bei Seite, sonst kennt mich in zehn Minuten der ganze Saal.“

„Nenne mich Louis und ſage Du. Und noch Eins," fügte er gleich darauf wieder in ſeinem früheren unſchlüſſigen Tone hinzu, „glaubſt du, Mademoiſelle, meine Couſine, werde dich erkennen?"

„Wie ſollte ſie?" verſetzte er leichthin. „Meinem Barette fehlt ja das Erkennungszeichen, die goldene Schnur mit dem ſtrahlenden Herzen."

„Vorwärts alſo," drängte Ludwig XV. „Ich brenne vor Begierde, die herrliche Geſtalt, welche meiner Couſine am Arme hängt, im ſchnellen Tanze zu umfaſſen."

Doch wozu nun die folgenden Einzelnheiten des Langen und Breiten ſchildern? Genug, der König und ſein Begleiter ſtanden bald der Prinzeſſin von Charolais und ihrer Begleiterin gegenüber. Eben ſo ſchnell wurde Maskenbekanntſchaft gemacht und die beiden Damen gingen um ſo lieber darauf ein, da ſie an den koſtbaren Dominos, welche die beiden Herren trugen — der König von roſarothem, der Herzog von blauem Sammt, — ſowie an deren Auftreten überhaupt wohl merken konnten, daß ſie es mit keinen unſtandesgemäßen Glücksrittern zu thun hätten. Man tanzte alſo zuſammen, man trank zuſammen, man aß zuſammen, man ſcherzte und lachte zuſammen. Mit Einem Worte, die beiden Paare unterhielten ſich köſtlich mit einander und blieben von der erſten Minute ihrer Bekanntſchaft an unzertrennlich. Am allervergnügteſten aber war der König, denn ſeine Partnerin tanzte vortrefflich und ſchien ſich mit wahrer Luſt in ſeinem Arme zu wiegen. Seinem Wunſche dagegen, ſich zu demaskiren, widerſtand ſie beharrlich und eben ſo wenig ließ ſie ſich dazu bewegen, ihm ihren Namen zu nennen.

So verging die Zeit gleichſam im Fluge; allein plötzlich hörte Ludwig XV., wie ein paar Herren in ſeiner nächſten Nähe einander darauf aufmerkſam machten, daß es hohe Zeit ſei, nach Hauſe zu gehen, und dadurch aus ſeinem Taumel aufgeſchreckt fragte er ſeinen Begleiter nach der Uhr.

„Vier ein halb vorüber," erwiderte dieſer leiſe.

„Wirklich?" rief der König faſt zornig, denn er wäre gar zu gerne noch länger geblieben. „Aber wenn's ſo iſt, bei Gott,

dann müssen wir gehen. Ich hoffe jedoch," setzte er, seiner Begleiterin den Arm drückend, in fast flehendem Tone hinzu, „ich hoffe, wir werden die Damen an ihren Wagen begleiten dürfen."

„Nein, nein, schöne Maske," erwiderte die Prinzessin von Charolais lachend, indem sie ihrer Freundin einen Wink gab; „nein, das darfst du nicht. So gut wir den Weg hierher allein gefunden haben, so gut finden wir ihn auch allein nach Hause. Komm' Julie, es ist für uns ebenfalls die höchste Zeit."

So sprechend machte sie den beiden Herren einen freundlichen Knicks und zog ihre halb widerstrebende Begleiterin mit sich fort. Der König wollte ihnen nacheilen, allein bereits hatten sich andere Masken zwischen ihn und sie gedrängt und im nächsten Augenblicke war jede Spur von ihnen verschwunden. Mit einem tiefen Seufzer ließ sich jetzt Ludwig XV. von dem Herzog von Ayen fortführen, und nachdem sie den Oberstallmeister in der Loge abgeholt, gingen sie zu Fuße nach dem Carrousselplatze, wo ihre Kalesche nebst dem Kammerdiener Bachelier auf sie wartete. Sie stiegen ein und gleichsam im Fluge ging's nach Versailles zurück. Dennoch wurde es sechs Uhr bis sie an dem unteren Gitter ankamen, wo sie sofort den Wagen verließen.

Diese ganze Zeit über hatte der König auch nicht eine Silbe gesprochen, sondern sich still und nachdenklich in seine Ecke gelehnt, es ruhig geschehen lassend, daß ihm der Kammerdiener den Domino abnahm. Nunmehr aber, als er sich der Eingangspforte näherte, blieb er plötzlich stehen und sah tief sinnend zu Boden.

„Wenn ich nur wenigstens wüßte, wer sie wäre," sagte er leise vor sich hin.

„Ich hoffe," versetzte der Herzog von Ayen, der die Worte gar wohl verstanden hatte; „ich hoffe mit Bestimmtheit, hierüber Eurer Majestät heute Abend schon genaueste Meldung machen zu können."

Der König erwiderte nichts, sondern drückte dem Herzog nur stumm die Hand. Dann eilten sie an den Schildwachen, die wieder vor dem Herzog salutirten, vorbei nach der Treppe und ein Viertel nach sechs Uhr befand sich Seine Majestät in Allerhöchst-

Ihrem Schlafzimmer. Die Majestät war eben wieder sehr schweigsam geworden und ließ sich ohne ein Wort zu verlieren von dem Kammerdiener entkleiden. Endlich jedoch stieß der liebesgepeinigte König einen tiefen Seufzer aus und mit diesem Seufzer legte er sich zu Bette. „Sie ist ein Engel," murmelte er schließlich, nachdem er den Kammerdiener entlassen hatte; „sie ist ein Engel an Leichtigkeit und Grazie und ich werde nicht schlafen ohne von ihr zu träumen."

Auch der Herzog von Ayen beschäftigte sich, während er sich auskleidete, mit der Unbekannten, welche dem Könige so sehr gefallen hatte. „Ich werde heute Abend," flüsterte er für sich hin, „mit Anna eine Zusammenkunft haben, und sie wird mir sagen, wer heute Nacht ihre Begleiterin war. Ob sie mich wohl erkannt hat? Sie stellte sich wenigstens, als ob das nicht der Fall wäre, und ich hütete mich auch wohl, ihr einen Anhaltspunkt zu geben, denn ich konnte doch den König nicht bloßstellen. Doch alleins, sie muß mir sagen, wie die schlanke Schönheit heißt, mit der sie die ganze Zeit, ehe wir kamen, Arm in Arm ging, und natürlich werde ich den König wieder benachrichtigen. Hält dann das Feuer, das er diese Nacht fing, noch ein wenig an, so — nun," setzte er lustig lachend hinzu, „nun dann gute Nacht Herr Herzog von Richelieu, gute Nacht Frau Prinzessin von Carignan mit all' euren pfiffigen Projecten."

So etwa lautete das Selbstgespräch des Herzogs von Ayen, und am Abend beeilte er sich natürlich, seine Anna, oder besser gesagt, die Prinzessin von Charolais aufzusuchen. Auch gelang es ihm mit leichter Mühe, dieselbe zum Erzählen zu bringen, denn sie hatte ihn wirklich nicht erkannt und es machte ihr also Vergnügen, ihm die Abenteuer der vergangenen Nacht der Reihe nach abzuwickeln.

„Und du hast gar keine Vermuthung," fragte er sie, als sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, „wer die beiden Herren gewesen sind, die dir und deiner Freundin so sehr den Hof gemacht haben?"

„Wenn ich," erwiderte sie, „wenn ich nicht gewiß gewußt

hätte, daß der König von der Jagd ermüdet sich schon um eilf Uhr gestern zu Bette legte und daß er dir den Besuch des Balles versagte, so würde ich darauf geschworen haben, ihr Beide seiet es gewesen. Unter den gegebenen Umständen übrigens dürfte der Eine wohl der Prinz von Rohan und der Andere der Herzog von Soubise gewesen sein."

„Sehr wahrscheinlich," meinte der Herzog von Ayen, indem er sich dazu zwang, ernsthaft zu bleiben. „Doch wer war denn deine Begleiterin? Du hast mir, glaube ich, den Namen noch nicht genannt."

„Es sollte eigentlich ein Geheimniß bleiben," versetzte die Prinzessin, „weil sie hinter dem Rücken ihres Gemahls hinging; allein du wirst sie nicht verrathen und somit will ich sie dir nennen. Es war die Gräfin von Mailly, die erste Palastdame der Königin."

„Ah, Frau von Mailly-Nesle!" rief der Herzog von Ayen, dem es auf einmal wie Schuppen von den Augen fiel. „Ich hätte mir's denken können, da ihr ja in der letzten Zeit sehr vertraut mit einander geworden seid. Aber seit wann ist denn der Herr Gemahl so eifersüchtig?"

„Seit wir vertraut mit einander geworden sind," höhnte Mademoiselle de Charolais. „Er meinte, eine Dame, die mich zur Freundin habe, könne unmöglich eine treue Ehegattin bleiben."

„Der Unverschämte!" rief der Herzog mit wahrem oder verstelltem Zorne. „Dafür verdiente er exemplarisch gezüchtigt zu werden. Aber, sage mir, meine theuerste Freundin, wie gefiel denn der Gräfin ihr Tänzer von heute Nacht?"

„O," versetzte die Prinzessin, „sie ist entzückt von ihm und wünscht nichts sehnlicher, als ihn ohne Maske kennen zu lernen. Doch warum diese Frage?"

„Rein aus Neugierde," sagte der Herzog gleichgültig. „Nebenbei vielleicht auch deßwegen, weil ich wünschte, daß die Gräfin bald das wahr machen möchte, was der Herr Graf, ihr Gemahl, befürchtet."

„Amen," lachte die Prinzessin, indem sie ihren Freund umarmte.

Von nun an nahm die Unterhaltung des Herzogs von Ayen mit der Prinzessin von Charolais eine andere Wendung und da diese für den Leser von keinem Interesse sein dürfte, so will ich die Zeit dazu benützen, um ihn wenigstens nothdürftig mit der Gräfin von Mailly bekannt zu machen.

Im Jahre 1709 heirathete Mademoiselle de Laporte-Mazarin, eine reiche Erbtochter, den Herrn Louis III., Marquis de Nesle, und aus dieser Ehe entsproßten nach und nach fünf Töchter, mit denen allen, insbesondere mit vieren derselben, wir in der nächsten Zeit nähere Bekanntschaft machen werden. Die älteste, Louise Julie de Nesle, wurde am 16. März 1710 geboren und verehelichte sich, sechzehn Jahre alt, anno 1726, mit ihrem Vetter, dem Grafen Louis von Mailly, einem Manne von ganz gewöhnlicher geistiger wie körperlicher Begabung, der aber seine zweimalhunderttausend Livres Renten zu verzehren hatte. Sie selbst dagegen besaß viel Geist und Witz, und wenn sie auch wegen ihrer ziemlich unregelmäßigen Züge durchaus keine Schönheit im vollen Sinne des Worts genannt werden konnte, so zeichnete sie sich dagegen durch einen herrlichen Wuchs, sowie durch eine wahrhaft bezaubernde Büste aus. Auch glänzten ihre Augen wie zwei helle Sterne und ihre Unterhaltung war eine so anziehende, daß man sich kaum loszureißen vermochte. Unter solchen Umständen konnte die Ehe, weil die beiden Gatten so wenig zusammenpaßten, unmöglich eine glückliche sein, wenn sie auch nicht gerade eine ganz unglückliche genannt werden mußte; allein zu einem förmlichen Bruch war es bis jetzt noch nicht gekommen und selbst die jeweilig entstandenen Händel hatten immer wieder mit einer Versöhnung geendigt. Ueberdem konnte man der liebenswürdigen Gräfin in Beziehung auf ihre Aufführung durchaus nichts Schlimmes nachsagen, obwohl sie sich in der Unterhaltung keineswegs allzu rigorös zeigte, und der Herr Ehegemahl hatte also keinen ernsthaften Grund zur Eifersucht. Dennoch bemächtigte sich neuester Zeit — die Gräfin war seit etwa einem Jahre durch die Bemühungen ihrer Familie

Palastdame der Königin geworden — diese schlimme Leidenschaft seines Geistes, und als vollends seine Gattin mit Mademoiselle, der Prinzessin von Charolais, in ein näheres Verhältniß trat, da kam es leider nur zu oft zu heftigen Scenen, durch welche die Liebe Juliens zu ihrem Gatten natürlich keine Steigerung erhielt. An dieser kurzen Auseinandersetzung der Verhältnisse möge es nun übrigens genügen und ich kehre sofort zu meinen Geschichten zurück.

Noch am nehmlichen Abend, kurz vor Schlafengehen, theilte der Herzog von Ayen dem Könige alles mit, was er von der Prinzessin von Charolais erfahren hatte, und die ganze Nacht träumte der Monarch von nichts Anderem, als von der Gräfin von Mailly. Den Tag darauf ging er schon sehr bald auf die Jagd und nahm keinen anderen Begleiter mit, als den Herzog von Ayen. Gejagt aber wurde sehr wenig, sondern die ganze Zeit drehte sich das Gespräch um die Gräfin von Mailly und um die liebenswürdigen Eigenschaften, welche sie besitze.

„Ich hatte sie bis gestern gar nicht beachtet," sagte der Monarch auf dem Heimweg; „aber jetzt, jetzt weiß ich, was sie für ein wunderbar herrliches Wesen ist. Doch wie soll ich es möglich machen, ihr mich zu nähern?"

„Wie wäre es," meinte der Herzog, „wenn Eure Majestät sich der Prinzessin von Charolais anvertrauten? Ich bin überzeugt, daß sie Ihnen bereitwilligst ...."

„Nein, nein," unterbrach ihn Ludwig XV. hastig. „Unter keinen Umständen darf das sein. Meine Cousine ist viel zu schwatzhaften leichten Sinnes und würde mich beim ganzen Hofe ins Gerede bringen."

„Aber ...."

„Kein Aber," unterbrach ihn der Monarch zum zweiten Male. „Ich will keinen andern Vertrauten als dich, denn von dir weiß ich, daß du treu bist wie Gold. Vielleicht übrigens," setzte er nach einer Weile mit aufleuchtenden Augen hinzu, „vielleicht kommt mir der Zufall zu Hülfe, und dann will ich ihr wenigstens sagen, daß ich es war, mit dem es ihr gefiel sich auf dem Maskenballe so lange zu unterhalten."

Man sieht, der Sinn der Ausschweifung war bei König Ludwig XV. immer noch nicht zum Durchbruch gekommen, sondern im Gegentheil erfüllte ihn der Gedanke, seiner Frau untreu zu werden, mit einer Angst, über die er nicht hinauskommen konnte. Er hatte ja so lange glücklich mit ihr gelebt und sie diese ganze Zeit über für die Schönste und Anziehendste, ja für das Juwel aller Weiber gehalten! Umgekehrt aber, wenn er bedachte, wie sie ihm letzthin begegnet, sie, die er so treu geliebt und die er noch überdem aus dem Staub der Erniedrigung auf die Höhe des französischen Throns gehoben — ha dann erfüllte ihn wieder ein eben so großer Zorn, als damals, wo ihn die Königin nicht in ihr Schlafzimmer einließ, und er schwur von neuem, sich für diese Schmach zu rächen. Ja rächen wollte er sich und ach, wie süß mußte diese Rache schmecken, wenn die Gräfin von Mailly dabei seine Partnerin war! Sie wollte ihm gar nicht mehr aus dem Kopfe, diese Gräfin, und mit Wonne gedachte er der paar Stunden, die er, ihr unbekannt, an ihrer Seite zugebracht hatte. Wie graziös waren nicht ihre Bewegungen gewesen, als sie mit ihm tanzte! Wie innig hatte sie sich nicht an ihn geschmiegt und wie hatte sich nicht ihr üppiger Busen gesenkt und gehoben, wenn er sie so recht fest umfaßte und im Kreise schwenkte! Er malte sich's weiter und weiter aus, welch' eine göttergleiche Seligkeit es sein müßte, wenn er erst — — —. Doch der Leser hat gewiß Phantasie genug, sich das Alles selbst zu denken und ich brauche ihm nicht mit meinen Pinselstrichen zu Hülfe zu kommen. Nur das setze ich hinzu, daß Ludwig XV. es von der Stunde an nicht unterlassen konnte, der Gräfin, so oft er sie am Hofe sah, und das geschah natürlich alle Tage, einen glühenden Blick zuzusenden, einen Blick, der sie natürlich mit dem Zustande seines Herzens bekannt machen mußte. Weiter aber ging er nicht und namentlich vermochte er auch kein Wort hervorzubringen, wenn er einmal durch Zufall hart in ihre Nähe kam. Durch eine abenteuerliche Geschichte jedoch, welche in dieser Zeit in Paris vorfiel, sollte dieß anders werden.

Ein gewisser Peiranc de Moras, der übrigens von ganz dunk-

ler Herkunft war — man sagte, sein Großvater sei auf einem Dorfe in der Provence Barbier gewesen, — hatte zur Law'schen Schwindelzeit sein Glück gemacht und wußte dann später das schnell erworbene Vermögen durch Agiotage und Wucher so zu vermehren, daß er, als er zu Ende des Jahres 1735 starb, das kolossale Vermögen von 7 Millionen Livres hinterließ. Dieses Vermögen theilte sich laut einem von ihm aufgesetzten Testamente in drei gleiche Theile, von denen den einen die Wittwe, eine Frau von etwa vierzig Jahren, und die beiden andern die Kinder, ein Sohn erster Ehe von sechsunddreißig und eine Tochter von noch nicht vierzehn Jahren, erhielten. Natürlich machte jetzt die Wittwe ein ziemlich großes Haus und um recht ungenirt leben zu können, brachte sie die Tochter in eine Klostererziehungsanstalt — la communauté de Nôtre-Dame de la consolation in der Straße Cherche-Midi — in Paris, während der Sohn, der sich durch seines Vaters Geld bereits zum Rath in der Requêtenkammer hinaufgeschwungen hatte, ohnehin seinen eigenen Haushalt führte. So gingen denn bei Madame Peiranc de Moras recht viele Herren ein und aus, darunter auch Männer von Stand, und jedem von ihnen schien nichts mehr am Herzen zu liegen, als sich ihre Hand erobern zu können. Verschiedene Monate lang blieb es übrigens unentschieden, wem sie den Vorzug gebe, und namentlich schwankte die Wage zwischen einem Marquis de La Mothe-Houdancourt, einem zwar schon älteren Herrn, der aber dafür den Titel und Rang eines königlichen Generallieutenants hatte, und einem Cavalleriecapitän Charles Angélique Graf von Courbon-Blénac, einem schönen kräftigen Cavalier von sehr gutem Hause, jedoch — er war der jüngere Bruder des Marquis de Blénac — von sehr wenig Vermögen. Nachdem nun aber die reiche Wittwe die Sache lange genug hin und her erwogen hatte, kam sie zu der Ueberzeugung, daß die Jugend dem Alter vorzuziehen sei, und gab dem Generallieutenant Marquis de La Mothe-Houdancourt den Abschied. Somit war jetzt der schöne Cavalleriecapitän alleiniger Hahn im Korbe und man wartete jeden Tag darauf, daß bald der Hochzeitstag angesetzt werden würde. Statt dessen aber ereignete sich

Etwas, an was kein Menſch gedacht hatte, und darum kam auch ganz Paris darob in Alarm. Ich habe oben geſagt, daß der verſtorbene Millionär Peiranc de Moras außer einer Wittwe und einem Sohne eine noch nicht vierzehn Jahre alte Tochter hinterlaſſen habe und daß dieſe — ſie hieß Anna Maria — von der Mutter in eine Kloſtererziehungsanſtalt in einer Vorſtadt von Paris gebracht worden ſei. Nun kam es von Zeit zu Zeit vor, daß die Frau Wittwe Peiranc de Moras einen Beſuch bei Anna Maria machte, und nicht minder kam es vor, daß der Herr Capitän Graf von Courbon-Blénac die Frau Wittwe bei ſolchen Beſuchen begleitete. Warum auch nicht? Er war ja der erklärte Galant der Mutter und, wenn er ſie heirathete, ſo wurde er der Vater des Mädchens! Der Herr Capitän hatte alſo ein Recht nach der jungen Anna Maria zu ſehen, und kein Menſch konnte ihn darob tadeln, daß er von dieſem Rechte Gebrauch machte. Wenn er nun aber im Anfang nie kam, außer in Begleitung der Wittwe-Mutter, ſo ſtellte er ſich ſpäter auch ſehr oft ein, ohne daß die letztere dabei geweſen wäre, und die junge Anna Maria ſah es offenbar nicht ungern, wenn der ſchöne Cavalleriecapitän ihr ſeine Aufwartung machte. Zwar allerdings zählte ſie noch keine vierzehn Jahre, aber ſie war faſt ſchon ſo ausgebildet, wie eine Achtzehnjährige, und ſo wird man es denn ganz naturgemäß finden, daß ſie ſich ſchon nach kurzem ſterblich in den Herrn Grafen von Courbon verliebte. Nicht minder naturgemäß war es, daß der Herr Graf, die Tochter der Mutter vorziehend, die Liebe Anna Mariens von Herzen erwiederte, und kurz und gut, die Beiden ſchwuren ſich zu, nie mehr von einander zu laſſen, möge auch daraus entſtehen, was da wolle. So weit war alles ganz in der Ordnung, allein wie ſollte der Graf von der verliebten Mutter loskommen, welcher er bisher den Hof gemacht hatte und die ſogar neueſter Zeit von Anberaumung des Hochzeitstags mit ihm ſprach? Ueberdem, wenn er auch der Frau Wittwe das bisherige Verhältniß kündigte und ihr erklärte, daß er, wie ſich ein in der Sprache nicht ſehr wähleriſcher Chroniſt aus jener Zeit ausdrückt, ein rôti de veau der viande de vache, das heißt auf

deutsch: das Kalbfleisch dem Kuhfleisch vorziehe, ließ sich dann nicht mit Bestimmtheit voraussehen, daß die verschmähte Dame darob in den größten Zorn gerathen und der Heirath des Grafen mit der Tochter ein unabänderliches Veto entgegensetzen würde? Das waren schlimme, sogar sehr schlimme Adspecten, und das verliebte Paar wollte fast verzweifeln. Doch die Liebe macht erfinderisch, und so kamen die Leutchen auf einen Ausweg, der schon oft zum Ziele geführt hat, auf den Ausweg der Entführung nehmlich. Auch redeten sie sogleich alles unter sich ab und zwar nach einem so klugen Plane, daß er unmöglich fehlschlagen konnte, wenn nicht irgend ein schlimmer Zufall hindernd dazwischen trat; an die Ausführung desselben aber konnten sie — der Grund hiervon wird dem Leser sogleich klar werden — erst gehen, wenn die Wittwe-Mutter den Tag festsetzte, an welchem ihr Verlöbniß mit dem Grafen von Courbon-Blénac gefeiert werden sollte. Auf diesen Tag durften sie übrigens nicht allzulange warten, denn die Frau Peiranc de Moras war sehr heirathslustig und es kitzelte sie überdieß als Gräfin zu erscheinen. Demgemäß ward der Verlöbnißtag auf Sonntag nach Ostern anberaumt und der Graf von Courbon stellte sich ganz entzückt darüber. In seiner Entzückung aber unterließ er es nicht, die Wittwe darauf aufmerksam zu machen, daß es schicklich sein werde, alle näheren Verwandten sowohl seiner- als ihrerseits zu dem Feste einzuladen, und insbesondere drang er darauf, daß auch die beiden Kinder, der Stiefsohn erster Ehe und Anna Maria, die Tochter der Wittwe, zugegen sein müßten. Dieß entsprach ganz den Wünschen der Frau Peiranc, und so wurden denn überallhin Einladungsschreiben erlassen; die junge Anna Maria aber wollte die Mutter schon am Abend vorher aus dem Kloster holen lassen, damit sie einen ganzen Tag im elterlichen Hause, das sie seit des Vaters Tod nicht mehr gesehen, zubringen könne, und das war's eben, worauf der Capitän seinen Plan baute. Ich will's nun kurz machen. Am Samstag Mittag, also dem Tag vor dem beabsichtigten Verlobungsfeste, fuhr die Kammerfrau der Madame Peiranc nach dem Kloster in der Straße Cherche-Midi und nahm dort die junge Anna Maria im Auftrag

ihrer Mutter in Empfang. Ganz unbefangen saß die junge Dame ein und eben so unbefangen plauderte sie während der Heimfahrt mit ihrer Begleiterin. Wie sie aber an die Ecke der Straße Richelieu kamen, wo sich ein berühmter Putzladen befand, bat Anna Maria, ein wenig halten zu lassen, da sie eine Kleinigkeit einzukaufen habe, und natürlich entsprach die Kammerfrau diesem Wunsche augenblicklich. Anna Maria stieg also aus und war zugleich so artig die Kammerfrau zu bitten, daß sie nur ruhig sitzen bleiben möge, denn sie sei in der Minute fertig. So trippelte denn das Fräulein ganz allein in den Eckladen hinein, während die Kammerfrau sich im Wagen ganz ruhig in die Ecke lehnte, um die Rückkunft derselben abzuwarten. Es vergingen aber wohl fünfzehn und noch mehr Minuten, ohne daß Anna Maria sich wieder sehen ließ, und nun war es mit der Geduld der Kammerfrau zu Ende. Sie stieg also ebenfalls aus, um die junge Dame zu holen; allein wie sie nun in den Laden trat, da waren wohl verschiedene Leute da, weit und breit jedoch keine Anna Maria. Deß wunderte sie sich nicht wenig; an etwas Schlimmes übrigens dachte sie nicht im Geringsten. „Wo ist die junge Dame, die vor einer Viertelstunde hier eintrat, um Einkäufe zu machen?“ fragte sie eine der Verkäuferinnen. „Eine junge Dame?“ erwiderte diese. „Ach ja, ich erinnere mich. Sie kaufte eine Kleinigkeit und ging dann sogleich durch die andere Thüre wieder hinaus.“ Der Laden hatte nehmlich als ein Eckladen zwei verschiedene Ein- und Ausgänge, den einen in die Richelieustraße, den anderen auf einen freien Platz, und durch diesen zweiten Ausgang war Anna Maria verschwunden. Nun erst erschrack die Kammerfrau und sie bestürmte die Ladeninhaberin mit ihren Putzjungfern um nähere Auskunft. Sie konnte jedoch nichts erfahren, als nur allein das, daß das Fräulein in eine auf dem freien Platze wartende und mit vier Pferden bespannte Postchaise gestiegen und dann in raschem Tempo davongefahren sei. Endlich gab eine gerade eintretende fremde Dame, die wahrscheinlich Einkäufe machen wollte, noch die weitere Auskunft, daß ein schöner Mann in der Uniform eines Cavallerieoffiziers das Fräulein in den Wagen gehoben und sich dann ihm

zur Seite gesetzt habe. Wer aber der Offizier gewesen sei, das wußte sie nicht, gerade so wenig, als sie das Fräulein kannte, und so blieb denn der Kammerfrau am Ende nichts übrig, als so schnell als möglich zu ihrer Herrin nach Hause zu fahren, damit diese die nöthigen Anordnungen treffe. Frau Peiranc de Moras war eine Zeitlang ganz sprachlos, als sie von der Entweichung ihrer Tochter hörte, denn daß es eine solche sei, daran konnte sie nach dem vernommenen Bericht nicht mehr zweifeln, und sie überhäufte die Kammerfrau wegen ihrer Fahrlässigkeit mit Vorwürfen. Noch höher stieg ihr Zorn, als der Herr Graf Charles Angélique de Courbon-Blénac, mit dem sie den andern Tag Verspruch halten wollte, sich den ganzen Abend nicht blicken ließ, und plötzlich stieg der Verdacht in ihr auf, ob Er nicht der Cavallerieoffizier gewesen sein könnte, welcher mit Anna Maria davongefahren war. Schnellstens schickte sie jetzt nach ihren beiden Oheimen, den Herren Fargés de Polisy und Fargés de Drosmenil, welche als Räthe bei der Requêtenkammer functionirten, und diese, nachdem sie den Sachverhalt erfahren, wandten sich sofort an den Oberpostdirector Pajot, Grafen von Ons-en-Bray, um Nachforschungen anzustellen. Noch in der Nacht fand man den Postillon heraus, welcher das durchgegangene Pärchen gefahren hatte, und von ihm hörte man nicht nur, daß dasselbe die Route nach Poitiers eingeschlagen habe, sondern er beschrieb auch das Aussehen der Beiden, des Offiziers wie der jungen Dame, so genau, daß man gar nicht mehr daran zweifeln konnte, der Entführer sei der Cavalleriecapitän Charles Angélique Graf von Courbon-Blénac. Ha, wie wüthete jetzt die betrogene Wittwe-Mutter! Er, mit dem sie den andern Tag Verlöbniß halten wollte; Er, der ihr so viel hundert Mal die treueste Liebe geschworen; Er, wegen dem sie ein Dutzend anderer Bewerber zurückgewiesen; Er hatte sie diese ganze Zeit über nur zum Besten gehabt und war nun mit ihrer Tochter durchgegangen! Und dann sie, diese Tochter, dieses Kind von noch nicht vierzehn Jahren — o es war nicht zum Aushalten, und die arme Mutter hätte mögen mit dem Kopf gegen die Wand rennen! Aber rächen wollte sie sich, ja recht teuflich grausam wollte sie sich rächen!

Die Tochter, die liederliche junge Dirne — ins Kloſter mit ihr! Der Liebhaber, der niederträchtige Betrüger — lebenslängliches Gefängniß war noch eine zu geringe Strafe für ihn! Unter ſolchen Entwürfen verging die Nacht und es gelang richtig der Wittwe, ihre beiden Oheime, die Herren Fargés de Poliſy und Fargés de Drosmenil, ſo heftig aufzuſtacheln, daß ſie noch ärger wütheten, als ihre Nichte ſelbſt. Am andern Morgen, ſo wie es der Anſtand erlaubte, begaben ſie ſich alſo zum Cardinal von Fleury, dem Premier, ſtellten ihm den Sachverhalt nach ihrer Art vor, und erlangten in Folge deſſen zwei Lettres de Cachet ganz in dem Sinne, wie ſie ſie haben wollten. Nun machten ſie ſich mit Courierpferden auf den Weg und verfolgten genau die Route, welche das Liebespaar den Tag zuvor eingeſchlagen hatte. Von Poſt zu Poſt fragten ſie nach und überall erhielten ſie die gewünſchte Auskunft. Doch verurſachte dieſes Nachforſchen natürlich immer einigen Aufenthalt, und ſo erreichten ſie Schloß Contré im Poitou, ein Beſitzthum des Marquis Gabriel-Madeleine de Courbon-Blénac, des älteren Bruders des Entführers, erſt am Abend des dritten Tages. Mittelſt ihrer in Händen habenden Verhaftsbefehle hatten ſie in Poitiers vom Gouverneur bewaffnete Macht requirirt und von dieſer Macht unterſtützt drangen ſie ins Schloß ein. Dort aber trafen ſie kein Liebespärchen mehr, ſondern ein Ehepaar, denn der Graf Charles Angélique von Courbon-Blénac war ſchon den Tag zuvor mit Anna Maria Peiranc de Moras von dem willigen Schloßcaplan in aller Form getraut worden. Was nun machen? Ei natürlich, das war ſehr einfach! Die Ehe galt nichts, weil die Braut, reſpective die Gattin, ihres jugendlichen Alters wegen, geſetzlich noch gar nicht getraut werden durfte und weil überdem die Einwilligung des Vormundes und der Mutter fehlte. Alſo friſchweg fort mit ihr in ein Kloſter, und nicht minder fort mit ihm, dem Grafen, nach Paris in die Baſtille! So geſchah es trotz der Verzweiflung Anna Mariens und trotz der heftigen Gegenwehr des Grafen von Courbon. Nunmehr hielt Jedermann das Drama für beendigt und die reiche Wittwe Peiranc de Moras jubelte über das Reſultat. Allein ſie jubelte zu früh,

denn der Marquis de Courbon-Blénac liebte seinen Bruder gar sehr und eilte sofort nach Versailles, um vom Könige persönlich die Begnadigung des Liebespärchens zu erflehen. Ludwig XV. war eben im Begriffe, mit dem Herzog von Ayen auf die Jagd zu fahren, als der Marquis von Courbon-Blénac in Versailles anlangte. Dennoch gewährte er ihm augenblicklich die erbetene Audienz und hörte ihn auch von Anfang bis zu Ende geduldig an, obwohl die Erzählung ziemlich lange dauerte.

„Holen Sie sich die Antwort morgen früh," sagte der König dann kurzweg; „ich werde vorher mit dem Kardinal darüber sprechen."

Gleich darauf fuhr Ludwig XV. mit seinem obgenannten Begleiter auf die Jagd: aber er war dießmal schweigsamer als je und auch die Jagd selbst schien ihn nur wenig anzusprechen.

„Was hältst du von der Sache, Ayen?" fragte er endlich, als er mit diesem auf dem Heimweg begriffen war.

„Von welcher Sache, Majestät?" erwiderte der Herzog, ein wenig verwundert aufblickend.

„Nun," versetzte Ludwig XV., „von der Entführungsgeschichte, welche mir der Marquis von Courbon-Blénac vor ein paar Stunden erzählt hat."

„Ich denke," war die ausweichende Antwort des Herzogs, „sie wird ihre zwei Seiten haben, wie gewöhnlich bei derlei Angelegenheiten der Fall ist."

„Zwei Seiten?" rief der König stehen bleibend. „Ich finde nur Eine, nehmlich die, daß der Bruder des Marquis ganz nach meinem Sinne gehandelt hat."

„Also," sagte der Herzog von Ayen mit einem fragenden Blicke; „also werden Eure Majestät Befehl geben, den Grafen von Courbon-Blénac aus der Bastille zu entlassen und ihn wieder mit seiner jungen Gattin zu vereinigen?"

„Ja, so werde ich thun," erklärte Ludwig XV. in sehr bestimmter Weise. „Aber nicht blos das, sondern noch mehr."

„Und?" fragte der Herzog von Ayen.

„Ich werde," sprach der König in noch bestimmterem Tone, „ich werde das Beispiel des Grafen nachahmen."

„Sire!" rief der Herzog von Ayen. „Ist das Ihr Ernst?"

„So wahr ich der Sohn meines Vaters bin," schwur der König, „so gewiß werde ich das Beispiel des Grafen von Courbon-Blénac nachahmen und die Gräfin von Mailly entführen."

Seine Majestät sprach offenbar in vollstem Ernste und ein so getreuer Unterthan, wie der Herzog von Ayen, wagte natürlich keine Einwendung. Im Gegentheil wußte derselbe sofort in sein Gesicht die vollste Uebereinstimmung mit dem Entschlusse des Monarchen zu legen, und der letztere bemerkte dieß auch augenblicklich.

„Ich sehe," geruhten nun Seine Majestät zu bemerken, „daß du mit meinem Vorhaben einverstanden bist, und es freut mich dieß um so mehr, als du eine bedeutende Rolle dabei spielen wirst."

„Ich?" schrie der Herzog, indem er vor Vergnügen mit den Händen klatschte.

„Ja, du," entgegnete Ludwig XV. „Ich habe mir den ganzen Plan während der heutigen Jagd vollständig zurechtgemacht und werde ihn dir jetzt mittheilen. Vor allem jedoch die Frage: hast du noch den Jean oder wie er heißt, den früheren Schreibersgehülfen, in deinem Dienste, der so gut mit der Nachahmung der Handschriften umzugehen versteht?"

„Gewiß, Majestät," war die Antwort; „der Bursche ist noch bei mir."

„Gut," fuhr der König fort, „und den Brief, den letzthin die Gräfin von Mailly im Parke verlor, ich meine den Brief aus Nemours von ihrem Gatten, dem gestrengen Herrn Grafen, besitzt du auch noch?"

„Ich habe ihn sorgfältig aufbewahrt," versicherte der Herzog, der ganz Auge und Ohr war.

„Desto besser," meinte der König mit einem triumphirenden Lächeln, „so kann es uns nicht fehlen."

Alsobald begann er seinen Plan auseinanderzusetzen und er that es mit so bündigen klaren Worten, daß er schon nach einigen

Minuten damit zu Ende kam. Auch begriff ihn der Herzog sogleich vollständig und nicht ein einziges Mal hatte er nöthig, um nähere Erläuterung zu bitten.

„Ich staune ob Eurer Majestät," rief er daher mit einem Blick der tiefsten Bewunderung, als Ludwig XV. zu sprechen aufhörte. „Etwas Klügeres ist wohl noch nie ausgedacht worden. Aber bis wann soll die Sache vor sich gehen."

„Wann?" rief der König, dem ein Glühroth ins Gesicht stieg. „Natürlich gleich Morgen, denn ich bin des Todes, wenn ich nicht endlich der schönen Mailly theilhaftig werde. Also heute Abend noch verfassen wir mit einander den Brief des Grafen, worin er seine Frau, weil er plötzlich erkrankt sei, zu sich auf sein Gut bei Nemours beruft, und morgen früh schreibt ihn dein Jean in der Handschrift des Grafen ab. Mittags dann reise ich nach Schloß La-Muette und darauf besorgst du das Uebrige, so wie wir es abgemacht haben."

Den andern Tag — man befand sich jetzt zu Anfang des Monats März im Jahre 1736 — nach Tisch fuhr der König nur allein von dem Herzoge von Ayen und seinem Kammerdiener Bachelier begleitet nach dem Schloß La-Muette im Boulogner Walde, um da der Jagd obzuliegen, und da dieß von Zeit zu Zeit vorzukommen pflegte, so konnte kein Mensch etwas Besonderes dabei denken. Schloß La-Muette nehmlich, dessen sich der Leser wohl ohne Zweifel noch von der Frau Herzogin von Berry her erinnern wird, war einige Jahre nach der Herzogin Tod von Ludwig XV. erkauft worden, weil es zu Ausübung des Jagdvergnügens besonders gut lag, und Seine Majestät hatten es bis jetzt auch nur zu diesem Zwecke benutzt. Von dem Zeitraum an aber, in dem wir uns jetzt eben bewegen, sollte seine Bestimmung zeitweise eine ganz andere werden und — — doch stille, ich darf nicht vorgreifen. Also nach Schloß La-Muette fuhr Ludwig XV. und bei ihm saß der Herzog von Ayen, so wie hinten auf dem Bocke der Kammerdiener Bachelier.

Sie hatten eben die Hälfte des Weges zurückgelegt, als Seine Majestät an einem Parkwärterhäuschen halten ließ, um

den Herzog von Ayen abzuſetzen und dann ohne dieſen weiterzufahren. Nicht lange hernach hielt eine vierſpännige ſogenannte Halbchaiſe für Zweie vor dem Parkwärterhäuschen und ſofort trat aus dem letztern ein Mann heraus, der wie ein Reiſekourier gekleidet war. Dieſer Reiſekourier, welcher übrigens eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Herzog von Ayen hatte, ſchwang ſich ohne weiteres auf einen außen angebrachten bedeckten bockartigen Vorderſitz, und ſo wie der Poſtillon auf dem Sattelroß dieß ſah, giengs im ſchnellſten Trott nach Verſailles zu. Dort angekommen hielt der Reiſekourier vor einem der vielen Hotels, die in der Nähe des Schloſſes ſtanden, und eilte ſofort nach dem Palaſte, um dort durch einen Diener ein verſiegeltes Schreiben an die Gräfin von Mailly gelangen zu laſſen. Er werde im Corridor vor den Zimmern der Gräfin auf Antwort warten, ſagte er zu dem Diener, denn er ſei viel zu ſehr von ſchrecklichem Zahnweh geplagt, als daß er es ſich erlauben dürfte vor der Gräfin ſelbſt zu erſcheinen. Zum Beweis deſſen band er ſich ein großes Tuch um den Kopf, das dieſen halb verbarg, und ächzte zugleich ein paar Mal ſo ſchwer auf, daß man an ſeinen Schmerzen nicht mehr zweifeln konnte. Der Diener übernahm alſo den Auftrag ſogleich und ließ das Schreiben der Gräfin durch ihre Kammerfrau überreichen. Wie nun aber Frau Julie von Mailly den Brief las, erſchrack ſie doch ein wenig, denn es ſchrieb ihr der Graf, ihr Gemahl, der ſich ſeit einigen Wochen auf einem ſeiner Güter bei Nemours befand, daß er bei einem Sturz vom Pferde ſehr gefährliche Verletzungen davon getragen habe und daß er daher von ihr erwarte, ſie werde ihn wenigſtens über die ſchlimmſten Tage verpflegen. „Er ſchicke ihr demnach," hieß es zum Schluſſe, „den zweiſitzigen bequemen Reiſewagen mit ſeinem neuen Kammerdiener als Reiſekourier und dieſer werde ſo umſichtig für ſie ſorgen, daß ſie nicht beſſer aufgehoben ſein könnte." Unter ſolchen Umſtänden konnte die Fran Gräfin unmöglich lange darüber im Zweifel ſein, was ſie zu thun habe, und ließ ſofort den Reiſekourier vor ſich kommen, um ihn zu fragen, ob ſie in einer Stunde abreiſen könne. „Unfehlbar", erwiederte dieſer mit dumpfer Stimme hinter ſeinem

Tuche hervor. „Soll ich an dem kleinen Pförtchen der Hintertreppe halten?“ Die Gräfin nickte und der Reisekourier entfernte sich eiligen Schrittes. Noch ehe aber eine Stunde vergangen war, hielt er schon mit der vierspännigen Caléſche am bestimmten Platze und ebenso präcis erschien, begleitet von ihrer Kammerfrau, die Gräfin, welche sich inzwischen von der Königin auf einige Tage Urlaub erbeten hatte. Die beiden Damen setzten sich ein und der Reisekourier schwang sich auf den Bock. Dann aber ging's vorwärts, als ob Leben und Tod an der Minute hienge, und dem Kourier schien es bei der schnellen Fahrt immer wohler zu werden, denn sein ganzes Gesicht glühte vor Vergnügen und er warf das große Tuch, womit er bisher sein Gesicht verhüllt hatte, weit weg, so wie Versailles hinter ihnen lag.

Nach einer Stunde hielt plötzlich das Gefährt und der Reisekourier, schnell von seinem Sitze herabspringend, riß den Schlag auf, um die Gräfin nebst ihrer Begleiterin zu bitten, auszusteigen.

„Aber, mein Gott, wo sind wir denn?“ rief die Gräfin von Mailly im höchsten Grade erstaunt, denn sie sah sich plötzlich vor dem Portale eines Waldschlosses, während sie bisher der Ueberzeugung gewesen war — sie hatte im Gespräch mit ihrer Kammerfrau des Weges gar nicht geachtet — auf der Straße nach Nemours dahinzurollen.

„Gnädigste Gräfin,“ erwiederte der Reisekourier mit einer überaus tiefen Verbeugung, aber in einem ganz eigenthümlichen Tone: „gnädigste Gräfin, wir sind auf einer Station angelangt, auf der wir uns einige Zeit aufhalten müssen. Ich hoffe jedoch, daß Sie sich schließlich mit diesem Aufenthalte versöhnen werden.“

Jetzt erst bei dem Klang dieser Stimme sah sich die Gräfin den Kourier näher an und — mein Gott, der Mann hatte ja ein Gesicht, das ihr keineswegs unbekannt war. Plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen.

„Was soll diese Verkleidung, Herr Herzog?“ schrie sie, von Zorn, Schreck und Neugier zugleich erregt! „Was wollen Sie von

mir und wie konnten Sie es wagen, mich auf dieſe ſchändliche Art zu hintergehen?“

„Stille, ſtille,“ flüſterte der Herzog von Ayen, denn er war es natürlich. „Mäßigen Sie ſich um Gottes Willen, gnädigſte Gräfin, denn ich höre bereits die Tritte Seiner Majeſtät unſeres allergnädigſten Herrn und Königs.“

In dieſem Augenblicke kam auch wirklich Ludwig XV. herbei. „Ich ſchätze mich unendlich glücklich,“ ſagte er, der Gräfin einen glühenden Blick zuſendend, „meine ſchöne Tänzerin vom letzten Maskenballe her auf meinem Schloſſe La-Muette bewillkommnen zu dürfen, und hoffe, daß die Verwegenheit, mit der ich Sie hierher lockte, in meiner Bewunderung für Sie eine Entſchuldigung finden wird.“

Die Gräfin wußte nicht, wie ihr geſchah. Vor ihr ſtand der König, deſſen Augen ihr längſt geſagt hatten, daß er ſie liebe; in ihr aber rief eine Stimme: „Fliehe! Fliehe!“ Sie floh jedoch nicht, ſondern wie er ihr nun den Arm bot, nahm ſie ihn ſofort an, obwohl mit hochgerötheten Wangen. Eine Minute darauf war ſie im Schloſſe verſchwunden.

Mit ſpöttiſchem Lächeln ſah ihnen der Herzog von Ayen nach, dann wandte er ſich höchſt ernſthaft an die ſprachlos daſtehende Kammerfrau. „Ich will Ihnen jetzt,“ ſagte er zu ihr, „die Zimmer der Frau Gräfin und die Ihrigen anweiſen und ich denke, Sie werden ſie gut genug finden, um ſich für die erſten acht Tage damit zu behelfen. Damit Sie aber ganz im Klaren ſind, ſo erlaube ich mir Ihnen zu bemerken, daß der Herr Graf von Mailly weder mit dem Pferde geſtürzt, noch irgend ſonſt Verwundungen davon getragen hat. Im Gegentheil erfreut ſich derſelbe, ſo viel mir bekannt, der allerbeſten Geſundheit; allein Ihre Majeſtät die Königin mitſammt dem ganzen Hofe muß auf dem Glauben bleiben, daß ſich die Frau Gräfin von Mailly bei ihm befindet, um ihn in ſeinen Schmerzen zu tröſten. So iſt es der Wille des Königs und dieſem Willen werden Sie ſich, ſo gut wie ich, unterordnen.“

Die Kammerfrau verbeugte ſich ſtumm und folgte dem Herzog, der ihr die Zimmer anwies. Dieſer aber entledigte ſich ſofort

seines Reisekourierkostüms und erschien fortan wieder in der Kleidung eines ersten Hofkavaliers.

Was soll ich nun noch weiter hinzusetzen? Den andern Tag zeigte Ludwig XV. eine Miene, als wäre er in Seligkeit gebadet, und nicht minder glücklich fühlte sich offenbar die Frau Gräfin von Mailly, obwohl es sie im Anfang Mühe kostete, ihre Verlegenheit zu überwinden. Es war also klar, daß die Beiden sich bereits vollkommen verstanden, und nach Verfluß einer Woche lebten sie gerade so ungenirt zusammen, wie Eheleute zu thun gewohnt sind. Sie konnten dieß, ohne sich zu compromittiren, weil Niemand zugegen war, als der in Alles eingeweihte Herzog von Ayen, so wie der vertraute Bachelier und die eben so vertraute Kammerfrau. Dieß mußte jedoch anders werden, als Ludwig XV. nach Verfluß von vierzehn Tagen sich, um durch seine längere Abwesenheit kein Aufsehen zu erregen, genöthigt sah nach Versailles zurückzukehren, denn nunmehr bezog die Frau Gräfin, welche den Tag darauf, als käme sie von Nemours, ebenfalls dort eintraf, wieder ihre gewöhnlichen Gemächer, die sie als Palastdame der Königin inne hatte, und der König konnte sie doch da nicht besuchen, wenn er nicht das eingegangene Verhältniß public machen wollte. Vor letzterem aber besaß er eine wahre Angst und alles Zureden des Herzogs von Ayen, sich auf den Standpunkt des Emancipirtseins hinaufzuschwingen, half nichts. „Die Königin," pflegte Ludwig XV. zu antworten, „würde mir eine Scene bereiten, und ich liebe die Scenen nicht." Deßwegen darf man übrigens nicht glauben, daß das Verhältniß zwischen ihm und der Gräfin nunmehr aufgehört habe. Im Gegentheil, sie kamen alle Tage zusammen; aber ganz heimlich im Garderobezimmer der Gräfin, das hart an ihre Apartements stieß und zu welchem man durch eine Wendeltreppe von den Garderobezimmern des Königs im ersten Stock gelangen konnte. Bachelier machte dabei stets den Vermittler und stand so lange Wache, bis Seine Majestät sich wieder in seine Zimmer zurückgezogen hatte. Nicht minder trug auch der Gräfin Kammerfrau viel dazu bei, ihrer Herrin Ruf rein zu erhalten, denn als man einmal davon munkelte, daß in dem Garderobezimmer ein Stelldichein zwischen einem

Herrn und einer Dame ſtattgefunden haben müſſe, weil man eine weibliche und eine männliche Stimme darin gehört hätte, ſo nahm ſie die Sache auf ſich und erklärte mit ihrem Liebhaber dort beiſammengeweſen zu ſein. Kurz alſo es geſchah Alles, um das Liebesverhältniß zwiſchen dem König und der Gräfin von Mailly geheim zu halten; allein in die Länge gieng's doch nicht. Es gieng ſchon deßwegen nicht, weil an einem Hof allzuviele Argusaugen ſind, als daß etwas verborgen bleiben könnte. Ueberdem war es nicht notoriſch, daß Ludwig XV. ſchon ſeit verſchiedenen Monaten das Schlafzimmer ſeiner Frau nicht mehr betreten hatte, und mußte man daraus nicht ſchließen, daß Er, der doch damals erſt ſechsundzwanzig Jahre zählte, ſich anderweitig entſchädigen werde? Oder ſollte er etwa auf einmal ſeine bisher ſo ſinnliche Natur abgelegt und ſich dafür in einen ascetiſchen Peiniger ſeiner Lüſte verwandelt haben? Man durfte ihn nur anſehen, ſo konnte man ſich vom Gegentheil überzeugen und folglich mußte er unter allen Umſtänden eine Geliebte haben. So paßte man denn mit gedoppelter und verdreifachter Schärfe auf und jeder ſeiner Blicke wurde aufgefangen. Wem galten aber ſeine Blicke? Freilich für gewöhnlich wußte er ſich zu beherrſchen; in unbewachten Augenblicken dagegen flog ſein Auge mit einem Ausdruck zu der Frau Gräfin von Mailly hinüber, der den Klügeren keinen Zweifel mehr geſtattete, daß zwiſchen ihm und ihr ein Verſtändniß vorhanden ſei. Ein kleines Ereigniß ſollte übrigens ſchon nach wenigen Monaten Alles offenbar machen.

Am 4. Juli 1736, als eben der Hof auf einige Wochen nach Compiégne überſiedeln ſollte, ſtarb der Marſchall d'Eſtrées und dadurch wurde eine Staatsrathsſtelle offen. Natürlich gab es nun ein großes Jagen nach dieſem eben ſo einflußreichen als einträglichen Poſten; doch zweifelte kein Menſch daran, daß ihn der Marquis de Fresnes erhalten werde, denn einmal paßte er durch ſeine bisherige Laufbahn am beſten dazu, und zum andern protegirten ihn ſowohl die Königin als der Cardinal Fleury. Herr de Fresnes nahm alſo gleich zu Anfang halbe Gratulationen an und warum hätte er es auch nicht thun ſollen, da Ludwig XV. bis jetzt immer

die Protegé's des Cardinals und ſeiner Gemahlin befördert hatte? Wer beſchreibt nun aber das Erſtaunen des Hofs und die Enttäuſchung der Königin, als der König auf einmal dem Cardinal Fleury ſeinen feſten Willen kund that, dem Grafen von Maurepas, einer bisher noch ziemlich unbekannten Perſönlichkeit und überdem einem Mann von erſt zwei und dreißig Jahren, die vacante Stelle zu übertragen? Der Cardinal wagte einige Einwendungen; allein Ludwig XV. ließ ſich nicht irre machen, und das betreffende Dekret mußte ausgefertigt werden.

„Wie kam das?“ ſo fragte ſich alles zuſammen, und insbeſondere fragte ſich dieß der Marquis de Fresnes, der Schützling der Königin. Die Antwort war aber eine ſehr einfache und wurde auch ſogleich zum Hofgeſpräch. Der Herr Graf von Maurepas durfte ſich nehmlich rühmen, ein Verwandter der Frau Gräfin von Mailly zu ſein, und hatte ſich längſt bemüht, durch tiefe Unterwürfigkeit deren Gunſt zu gewinnen. So legte ſie denn ein gutes Wort für ihn ein und ſelbſtverſtändlich that der König, was ſie von ihm begehrte. Gewiß alſo ein äußerſt einfacher Hergang der Sache, ſo einfach, daß man ihn mit den Händen greifen konnte! Ebendeßwegen konnte er auch dem Herrn von Fresnes nicht verborgen bleiben und von Rache getrieben eilte er ſchnurſtracks mit der Neuigkeit zu der Königin.

Auf den andern Tag nach dieſem Ereigniß war die Abreiſe des Hofs nach Compiégne beſtimmt und alles eilte geſchäftig, ſich fertig zu machen. Da ließ die Königin dem Könige melden, daß ſie ſich nicht in der Lage befinde, mitzureiſen, ſondern es vorziehe in Verſailles zu bleiben. Sogleich eilte Ludwig XV. perſönlich zu ihr, um nach dem Grund dieſes ſeltſamen Entſchluſſes zu fragen.

„Ich würde das Vergnügen nur ſtören,“ erwiederte ihm ſeine Gemahlin in einem Tone, die ihre tiefe innere Aufregung kund that.

„Wie kommen Sie auf dieſen Gedanken?“ verſetzte Ludwig XV. ebenfalls pickirt.

„Weil ich ſehe,“ war die ſcharfe Antwort, „daß meine erſte Palaſtdame, die Gräfin von Mailly, bei Eurer Majeſtät mehr gilt, als ich, Ihre Gemahlin.“

„Ha!“ rief der König. „Ich ſehe, die Verläumdung hat ſich ins Mittel gelegt.“

„Nein, Eure Majeſtät,“ ſprach die Königin in noch ſchärferer Weiſe, „nicht die Verläumdung, ſondern die Wahrheit, und ſo möchte ich denn,“ ſetzte ſie mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „meinem Herrn Gemahl den Rath ertheilen, ſich für die Zukunft nicht mehr zu genieren.“

Mit dieſen Worten drehte ſie ſich raſch um, und verſchwand in einem Nebenzimmer.

Sprachlos ſtand Ludwig XV. und ſchaute ihr mit einem langen Blicke nach. „Ich werde deinen Rath befolgen,“ ſprach er dann für ſich hin; „aber die Schuld iſt die deine, nicht die meine.“

Am Mittag dieſes Tages — es war der 7. Juli — fand der Umzug des Hofes nach Compiégne ſtatt. Die Königin mit einigen wenigen ihrer Damen ging nicht mit, ſondern blieb in Verſailles. Die andern Damen dagegen, unverheirathete wie verheirathete, folgten der Königlichen Einladung und an ihrer Spitze, als die gefeiertſte, ſtand die Gräfin von Mailly, die von dieſer Stunde an offene Geliebte Ludwig's XV.

Fünftes Kapitel.

Die zweite der vier Schweſtern oder die Gräfin von Vintimille. (1739—1741.)

Die Hofleute ſchwammen in Wonne, denn der König hatte das „Muſter eines Ehemanns“ abgelegt. Eine Mätreſſe gab wieder den Ton an, und mit der Mätreſſe kehrte Luſt und Freude an den Hof zurück. Fort jetzt mit dem häßlichen Zwang, dem man ſich die letzten zehn Jahre her hatte unterwerfen müſſen! Fort auch mit dem letzten Scheine von Tugend, Scham und Keuſchheit, den man bisher geheuchelt, und hervor dafür mit dem Genuß, der Frechheit, der Orgie! Es lebe die Prinzeſſin von Charolais, die Emancipirteſte unter den Emancipirten!

Doch ehe ich jetzt das neue Leben ſchildere, welches mit der Wiedereinführung der Mätreſſenwirthſchaft am Hofe begann, dürfte es vielleicht am Platze ſein, einen kurzen Blick auf Frankreich, ſo wie insbeſondere auf ſeine Metropole, die gute Stadt Paris zu werfen, um zu ſehen, welche Rolle damals die Moral daſelbſt ſpielte. Wir müſſen doch wiſſen, ob der Genuß, die Frechheit und die Orgie dorten ebenfalls am Ruder waren, oder ob etwa das Volk ſich in Gegenſatz ſtellte gegen die Verſailler Wirthſchaft mit deren ſchändlichen Appertinentien.

Vor Allem fällt uns auf die ganz veränderte Physiognomie der sogenannten besseren Gesellschaft, denn es bewegten sich nun Leute in derselben, welche noch vor wenigen Jahren den niedersten Ständen angehört hatten, und sie bewegten sich nur deßhalb in derselben, weil ihnen Gelegenheit gegeben war, sich unermeßliche Reichthümer zu erwerben. Wie aber kamen diese Leute zu ihrem Gelde? Die Sache machte sich sehr einfach. Jedermann wollte genießen; Jedermann wollte die Lustbarkeiten mitmachen, welche die Theater, die Bälle, die Landparthieen und die Zechgelage boten, und überdem mußte Jedermann sein Liebchen im Arme wiegen. Die Liebchen aber — ach die kosteten unendlich viel Geld, weit mehr noch als die Theater, die Bälle, die Parthieen und die Zechgelage, denn die Schönen der damaligen Zeit trieben den Luxus bis in's Fabelhafte und waren im Stande, selbst den Reichsten in kürzester Zeit zu ruiniren. Wenn nun aber so viel Geld gebraucht wurde, so reichten natürlich bei den Meisten die jährlichen Einnahmen nicht zu, sondern man mußte sich außerordentliche Hülfsquellen eröffnen und somit schritt man zum Entlehnen, zum Versetzen, zum Verkaufen. Ja wohl, Entlehnen, Versetzen, Verkaufen; aber das Entlehnen nur gegen horrende Zinse, das Versetzen nur zum Drittelswerthe, das Verkaufen nur mit unsinnigen Verlusten! So lebte man in der guten Stadt Paris und die Folge konnte natürlich keine andere sein, als daß Diejenigen, welche die Hand zum Entlehnen, Versetzen und Verkaufen boten, also jene Harpyen des Wuchers und Betrugs, die sich solche Zeiten stets zu Nutzen machen, ihr ursprünglich kleines Kapital bald ins Riesige anschwellen machten. Freilich klebte viel Schlechtigkeit und noch mehr Gemeinheit an dem Erworbenen; freilich hätten von diesen Geldmatadoren die Meisten in's Zuchthaus gehört und Manche vielleicht sogar an den Galgen; freilich konnten sie alle ihre niedere Herkunft und den Mangel jedweder Bildung nicht verläugnen; aber sie hatten Geld, viel Geld, unendlich viel Geld und somit wurden sie hochangesehene Mitglieder der besseren Gesellschaft.

Der Beweise für diese meine Behauptung könnte ich eine ganze Menge anführen; es genüge aber an einem einzigen. Am

18. Januar 1739 ſtarb in Paris der Banquier Samuel Bernard, und hinterließ ein Vermögen von mehr als 60 Millionen Livres. Seine Erben waren ſeine drei Kinder; erſtens Martin Bernard, Oberintendant im Hofſtaat der Königin und Großkreuz des Ordens vom heiligen Ludwig; zweitens Samuel Bernard, Herr von Rieux, Präſident beim ſogenannten Enquètengerichtshof von Paris; drittens Madame Molé, Ehegattin des Herrn Matthieu Molé, der es bald zum erſten Präſidenten des Parlaments brachte, und hieraus geht doch offenbar hervor, daß die Familie Bernard zu der beſſeren, ja ſogar zu der vornehmeren Geſellſchaft gehörte. Wer war nun aber dieſer Samuel Bernard? Nun gebürtig war er in Sancerre, einem kleinen Landſtädtchen in der Grafſchaft Berri, wo ſein Vater ſich ehrlich und redlich als Maler oder vielmehr als Gypſer und Anſtreicher fortbrachte. Dem Sohn gefiel es aber nicht lange zu Hauſe und noch weniger gefiel ihm das Handwerk des Vaters, zu dem ihn dieſer heranbildete. Er machte ſich alſo ſchon als junger Menſch auf, um anderswo ſein Glück zu ſuchen, und namentlich trieb er ſich längere Zeit in Lyon herum, wo er einen Handel mit alten Kleidern trieb. Von da ging er nach Genf und aſſocirte ſich mit einem Goldwaarenhändler. Das Hauptgeſchäft beſtand jedoch nicht im Handel mit Goldwaaren, ſondern im Geldausleihen auf Verſatzgegenſtände, ſo wie im heimlichen Einkauf von geſtohlenen Werthſachen. Es wurde alſo Geld verdient und zwar ziemlich viel Geld; allein deſſenungeachtet erklärte ſich Samuel Bernard nach dem Tode ſeines Aſſociés für banquerott, um deſſen Erben um ihr Vermögen zu betrügen, und dieſer Banquerott war ein ſo ſchmählicher, daß ſeines Bleibens nicht länger in Genf ſein konnte. Doch was lag ihm an der Schande, wenn ſie ihm Geld einbrachte, und was lag ihm am Betrug, wenn er dadurch ein reicher Mann wurde! Weil er übrigens jetzt ein Capital beſaß, ſo beſchloß er ſich in Paris niederzulaſſen, denn da fand er gewiß Gelegenheit, durch Wucher aller Art daſſelbe zehnmal im Jahre umzuſetzen, und überdieß wußte man dort ohne Zweifel nichts von ſeinen Genfer Schlechtigkeiten. Gedacht, gethan, und im Herbſt 1709 hatte die Hauptſtadt Frankreichs das Glück Herrn

Samuel Bernard in ihre Mauern aufzunehmen. Wie erging's ihm aber da? Nun über die Maaßen gut, besonders zur Zeit der Regentschaft, denn er verstand sich vortrefflich auf's Ausleihen seiner Gelder gegen horrende Zinsen und auf's Ankaufen von Pretiosen zum halben Werthe. Ueberdem speculirte er im Theurungsjahr 1725 im Bunde mit den Gebrüdern Paris mit viel Glück in Getreide und wenn er darob in einigen Spottgedichten als Kornwucherer an den Pranger gestellt wurde, so tröstete ihn dafür sein wachsendes Ansehen bei den Geldmännern. Ja nicht blos bei den Geldmännern stieg sein Ansehen, sondern auch bei manchem Herrn aus vornehmer Familie, und es kam gar so weit, daß im August 1733 der Marquis von Mirepoix, ein Mitglied des berühmten Hauses Levis de Ventadour und Oberst vom Regimente Saintange, eine Tochter des Bernard de Rieux, also eine Enkelin des Samuel Bernard, heirathete! Kurz also der Banquerotteur, Wucherer und Dieb Samuel Bernard gehörte der besseren Gesellschaft an, denn er hatte sich nach und nach ein Vermögen von sechszig Millionen zu erwerben gewußt.

So sah es damals in Paris und so fast in allen größeren Städten Frankreichs aus. Das Geld war der Abgott der Menschheit geworden, weil das Geld nur zum Genuß verhelfen konnte, und genießen mußte man, es mochte kosten was es wollte! Selbstverständlich übrigens konnte eine solch tiefgesunkene Lebensauffassung bei denen, die kein Geld besassen, nirgends anders hinführen, als zu Verbrechen aller Art, zum Hazard-Spiel, zum Diebstahl, zum Einbruch, zum Raubmord, und alle diese Verbrechen waren auch damals an der Tagesordnung. So hielt zum Beispiel Madame Houin, eine frühere Maitresse des Generalcontroleurs, ein geheimes Haus, wo lauter streng verbotene Hazardspiele, wie Biribi und dergleichen gespielt wurden, und dabei pointirte man so hoch, daß einmal Herr Orry de Fulvy, der Bruder des Generalcontroleurs, in Einer Nacht 480,000 Livres verlor. Ganz ebenso, wie Madame Houin, thaten der Herzog von Carignan, der Gemahl jener heuchlerischen Spröden, von welcher weiter oben die Rede gewesen ist, so wie der Herzog von Gesvres, der Gouverneur von

Paris, und jeder hatte von seiner Spielhölle einen jährlichen Gewinn von zum mindesten 130,000 Livres. Dagegen wurden Hunderte von Familien durch diese Höllen ruinirt, und fast jeden Tag hörte man von Einem, der sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, weil er auch den letzten Sou verloren hatte. Noch schlimmere Folgen hatten die Hazardspiele, die man in den Hinterzimmern kleiner Winkelkneipen spielte, denn dort war neben dem Spiel auch noch der Betrug und der Diebstahl zu Hause und wer sich dahin locken ließ, der durfte gewiß sein, total ausgerupft zu werden. Wenn aber ein solcher Betrogener klagte, was geschah dann? Man lachte ihn aus als einen Grünschnabel und rieth ihm, das nächste Mal vorsichtiger zu sein. Von einer ernsten Verfolgung der Betrüger dagegen war keine Rede, weil sie meist den vornehmeren Ständen angehörten, und höchstens durchsuchte man einmal ein verdächtiges Haus zum Schein, natürlich immer ohne etwas zu finden. Hie und da jedoch kam's doch vor, daß man ein Exempel statuirte, wenn man nehmlich nicht anders konnte, und am 15. Dezember 1735 zum Beispiel schlug man dem Sieur Mauriat den Kopf ab, obwohl er von altem Adel und ein Vetter des Herzogs von Chatillon war. Aber freilich hatte er's auch gar zu arg getrieben, und nicht blos, nachdem man ihn aus dem Militär — er war früher Lieutenant in dem Regiment Richelieu — ausgestoßen, rein von der Spitzbuberei gelebt, sondern auch am hellen Tage an einem Frauenzimmer einen Mord begangen, nur um sich einiger hundert Livres, welche die Ermordete bei sich trug, bemächtigen zu können!

Das waren die Folgen der gesunkenen Moralität; allein was kümmerte sich Ludwig XV. hierum? Es ließ ihn sogar gleichgültig, als über einer niederträchtigen Spitzbuberei, welche das Brod auf einige Zeit vertheuerte, einmal in Paris ein kleiner Aufstand entstand, welcher nur durch das Einhauen des Militärs gestillt werden konnte. Nicht minder ließ es ihn gleichgültig, als verschiedene seiner Verwandten, wie der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse schnell nach einander hinstarben, und selbst nicht einmal darum bekümmerte er sich etwas, als der Cardinal von Fleury

ihm die Nothwendigkeit auseinanderſetzte, daß Frankreich ſich an dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg und zwar gegen Oeſterreich betheilige. Ohne viel zu fragen, ja faſt ganz ſtillſchweigend gab er ſeine Einwilligung, als ob nur von einer ärmlichen Kleinigkeit die Rede ſei, und doch handelte es ſich um Millionen von Livres, ſo wie um Hunderttauſende von Menſchen, welche man aufzuopfern im Begriff ſtand! Aber freilich Ludwig XV. hatte Wichtigeres zu thun, als ſeine Zeit mit ſolchen Affairen zu vergeuden; er hatte zu jagen und ſeine ſinnlichen Begierden zu ſtillen!

Ja er hatte zu jagen, und zwar faſt alle Tage, ſei's nun zu Marly, oder in Fontainebleau, oder in Verſailles, oder im Walde von Sénar, oder auch ſonſt irgendwo. Wenn er aber genug gejagt hatte und ermüdet nach dem Schloſſe, wo er ſich jeweilig aufhielt, zurückkehrte, ei dann ſchmeckte es ihm prächtig, ihm wie ſeinen Jagdgenoſſen, und es wurde gegeſſen und getrunken oft bis tief nach Mitternacht. Man hieß dieſe Schmauſereien »les petits soupers du Roi«, zu deutſch „die kleinen Nachteſſen des Königs"; allein man hatte ſehr unrecht, ihnen dieſen unſchuldigen Namen zu geben, denn Seine Majeſtät beliebte meiſt förmliche Gelage daraus zu machen, und wenn es dann zwei Uhr Nachts ſchlug, ſo waren Höchſtdieſelben ſelten mehr im Stande, die eine Hand von der andern zu unterſcheiden. Was aber die Hauptſache, die Gräfin von Mailly durfte bei dieſen Gelagen nie fehlen, und ſie ſaß zur Rechten Seiner Majeſtät, Becher für Becher mit ihm leerend und oft und viel ſiegreich über ihn im großen Zweikampf des Trinkens. War ſie ja doch eine große Heldin in dieſem Punkte, die es ſelbſt mit den wackerſten Streitern aufnahm, und Seine Majeſtät lernte viel von ihr, beſonders was den Geſchmack am Champagner anbelangt!

Da ſie nun aber ſo vortrefflich zuſammenpaßten, der gute König Ludwig XV. und die luſtige Trinkerin Julie, verehelichte Mailly, ſo iſt natürlich, daß ihr Einfluß auf den Monarchen kein geringer war, und ſomit konnte er es ihr auch nicht abſchlagen, als ſie einsmals ein eigenes Schloß von ihm verlangte. Wohl hatte Seine Majeſtät in jeder ſeiner Reſidenzen, in Ver-

sailles wie in Fontainebleau, in Marly wie in La-Muette — Compiégne und die andern Königssitze auch nicht zu vergessen — dem geliebten Weibe je eigene Apartements einrichten lassen, und diese Apartements waren so kostbar ausgestattet, als sie es nur immer wünschen konnte. Allein die Lavallière, die Montespan, die Maintenon oder wie die früheren Mätressen sonst alle heißen, hatten ebenfalls derlei Apartements besessen und doch wurde jeder derselben noch ein Extraschloß mit Park und Königlicher Einrichtung von der verstorbenen Majestät geschenkt oder neu erbaut. Warum sollte also sie, die Geliebte Ludwigs XV., nicht auf dieselbe Auszeichnung Anspruch machen dürfen? Gewiß es war dieß nicht mehr als billig und so sah sich denn Ludwig XV. um, ob sich nicht irgendwo in der Nähe eine Besitzung finde, welche großartig genug wäre, daß er sie für die Frau Gräfin von Mailly erkaufe. Allzulange übrigens brauchte er nicht zu suchen, denn in nächster Nähe lag ja Choisy-Mademoiselle, dasselbe Schloß, welches dem Leser aus der Geschichte des Fräuleins von Montpensier gewiß noch deutlich genug im Gedächtniß ist, und von seiner jetzigen Besitzerin, der Prinzessin von Conti (König Ludwig XV. hatte Choisy gegen Meudon an die Wittwe des Ministers Louvois vertauscht und von deren Tochter war es dann an die Prinzessin von Conti verkauft worden), durfte man wohl erwarten, daß sie es gegen einen Königlichen Preis losschlagen würde. In der That ließ sie sich auch dazu herbei; allein wie nun Frau von Mailly einziehen wollte, da fand sie, daß Alles nicht passe. Die Architektur war zu ernst, die Gemächer zu eng, die Einrichtung zu altmodisch. König Ludwig mußte also den größten Theil des großartigen Anwesens einreißen lassen, um ein neues, viel größeres und prunkvolleres dafür hinzustellen, und was die Ausstattung dieses neuen Königssitzes anbelangte, so trugen alle Künste dazu bei, um aus ihm einen wahren Wunderbau zu machen. Nur leider zeigten weder der Erbauer und seine Miterbauerin, noch die dabei beschäftigten Künstler den richtigen Geschmack und das Ganze litt an einer Ueberladung, welche einen sehr widerwärtigen Eindruck machte. Gab es doch, um nur Ein Beispiel anzuführen, nicht

eine einzige Festereinfassung, welche nicht mit einem pauspackigen Liebesgott nebst einer riesigen Rosenguirlande verziert gewesen wäre und floß doch auf den Plafonds und Karniesen die Vergoldung wirklich in Strömen! Einerlei übrigens, die Frau Gräfin von Mailly hatte ihren Willen durchgesetzt und ihr Extraschloß, welches man aus Schmeichelei von jetzt an nicht mehr Choisy-Mademoiselle, sondern Choisy-le-Roi nannte, gefiel ihr über die Maaßen.

Man sieht, das Mätressenthum kam wieder recht in Schwung; doch muß man es der Frau Gräfin von Mailly zu ihrem Ruhm nachsagen, daß sie außer Schloß Choisy-le-Roi vom Könige nicht allzuviel verlangte. Im Gegentheil verwandte sie sich bei Seiner Majestät viel lieber zu Gunsten Anderer, und war uneigennützig genug, sich mit monatlichen fünfzigtausend Livres Nadelgeld zu begnügen. Dieß hatte zur Folge, daß sie weniger vom Neid verfolgt wurde, als sonst bei bevorzugten Damen ihrer Art der Fall ist, und sie erwarb sich sogar durch ihre Leutseligkeit und Sanftmuth nicht wenige Freunde und Freundinnen am Hofe. Niemand zweifelte also, daß ihre Herrschaft über Ludwig XV. eine auf viele Jahre hinein gesicherte sein werde, und sie wäre es auch gewißlich gewesen, wenn die Dame nur nicht so gar viel Gutmüthigkeit besessen hätte. Diese Gutmüthigkeit aber — nun der Leser mag aus dem, was ich jetzt erzählen werde, ersehen, daß man mit derselben nie gut fährt, selbst dann nicht, wenn man sie gegen die eigenen Geschwister ausübt.

Frau von Mailly hatte vier Schwestern, und zwar der Reihe nach folgende. Erstens Pauline Felicité, geboren im August 1712; zweitens Diana Adelaide, geboren den 13. Januar 1714 und vermählt anno 1732 an den Grafen von Lauraguais, Herzog von Brancas; drittens Hortense Felicité, geboren im Februar 1715 und vermählt am Schluß des Jahres 1738 an Français Marie de Fouilleuse, Marquis von Flavacourt; endlich viertens Maria Anna, geboren im Januar 1717 und vermählt anno 1734 an Jean Louis Marquis de la Tournelle. Alle Schwestern waren also verheirathet, nur allein mit Ausnahme von Pauline Felicité,

der älteſten nach Julie von Mailly. Dieß genierte die mit jedem Jahre älter werdende Dame ganz außerordentlich, und da ſie zudem ſehr begehrlicher Natur war, ſo ſehnte ſie ſich über die Maaßen, endlich einmal dem Erziehungskloſter, worin ſie ihre Eltern vom vierzehnten Jahre an untergebracht hatten, entrückt zu werden. So wie ſie alſo von der Erhebung ihrer Schweſter zur Mätreſſe des Königs erfuhr, ſchrieb ſie derſelben die dringendſten Briefe, ſie doch auch ein wenig an den Hof kommen zu laſſen, da es in ihrem Kloſter gar zu langweilig ſei. Lange Zeit wollte Frau von Mailly nicht darauf eingehen, denn ſie wußte nicht, in welcher Eigenſchaft ſie ihre Schweſter in Verſailles placiren ſollte; allein Fräulein Pauline Felicité gab mit Bitten nicht nach und erklärte, ſie würde ſich recht gerne damit begnügen, der Frau von Mailly als Geſellſchaftsdame zu dienen. So gab denn letztere endlich nach und Pauline Felicité traf zu Ende des Jahres 1739 in Verſailles ein, wo ihr die Gräfin von Mailly eines von ihren Zimmern einräumte.

Das war der Anfang, aber auch nur der erſte kleine Anfang von dem vielen Großen, welches Pauline Felicité im Sinne trug. „Ich bin jünger als Julie," hatte ſie ſich hundertmal in ihrem Kloſter zugerufen, „und ſehe noch viel jünger aus, als ich bin. Auch darf ich mich, wie man mir immer verſicherte, viel größerer Schönheit rühmen, als ſie, und was den Geiſt und die Unterhaltungsgabe betrifft, ſo ſteht ſie mir darin ohnehin weit nach. Sollte es mir alſo allzuſchwer werden, des Königs Blicke auf mich zu lenken und ihr denſelben mit der Zeit abſpenſtig zu machen? Wenn es mir aber gelänge, bei Gott, dann wäre ich nicht ſo thöricht-demüthig und uneigennützig, wie die gefühlvolle Julie, ſondern ich würde ein Bischen zugreifen und auch im Regiment würde ich ein Wörtlein mitſprechen." Das waren die hochtrabenden Pläne, mit welchen ſich Pauline Felicité ſchon im Kloſter beſchäftigte, und nur um dieſe Pläne durchzuführen, nur um die eigene Schweſter zu ſtürzen, hatte ſie dieſe ſo lange beſtürmt, ſie an den Hof kommen zu laſſen.

Aus dieſem Wenigen ſchon wird der Leſer erſehen haben,

welch' ein großer Gegensatz zwischen den beiden Schwestern stattfand, und dieser Gegensatz machte sich auch augenblicklich Jedermann am Hofe bemerklich. Doch hütete sich Fräulein Pauline im Anfang gar wohl, mit ihren wahren Absichten hervorzutreten, sondern lebte vielmehr still und eingezogen auf ihrem Zimmer und that, wenn sie je in Gesellschaft kam, so kindlich-rein, als könnte sie noch nicht Fünfe zählen. Hiedurch gewann sie nach und nach einen festen Boden und viele der Herren und Damen am Hofe, besonders der Herzog von Richelieu, hatten ein großes Gefallen an ihrer Unterhaltung. Auch dem Könige ging es so und überdem konnte er sich an ihren jugendlichen Formen, die wirklich nicht ausgebildeter waren, als bei einer Fünfzehnjährigen, nicht satt sehen. Kein Wunder also, wenn er Fräulein Pauline hie und da zu seinen kleinen Soupers einlud, denn da sie die Schwester seiner Geliebten war, so mußte er ihr doch Artigkeiten erweisen und die kleine Hexe wußte ja regelmäßig die ganze Gesellschaft durch ihre Naivetät zu erheitern!

Kurz also die kluge Pauline gewann, wie schon gesagt, immer festeren Boden und immer wohlgefälliger ruhte das Auge des Königs auf ihr. Die Gräfin von Mailly jedoch sah nichts Arges hierin, denn ihre gutmüthige Seele kannte keinen Argwohn und ihrer Schwester die Schlechtigkeit zuzutrauen, ihr den Königlichen Geliebten wegzufangen, dessen wäre sie um keinen Preis fähig gewesen. Die Hofleute dagegen zischelten sich Mancherlei ins Ohr und Manche, besonders der Herzog von Richelieu, welchen es verdroß, daß die Mailly den Herzog von Ayen mehr begünstigte, als ihn — Manche, sage ich, in der Vorahnung von dem, was da kommen sollte, machten Paulinen förmlich den Hof. Eines Tages nun, im Frühjahr 1740, jagte der König im Bois de Boulogne und Abends sollte im Schlosse La-Muette ein kleines Souper stattfinden. Wie gewöhnlich waren nur Wenige eingeladen, die paar Herren, welche den König auf der Jagd begleiteten: der Herzog von Ayen, der Herzog von Richelieu und der Prinz von Soubise; sodann noch der Herzog von Duras, der das Jahr darauf Marschall wurde, und von Damen selbstverständlich die Gräfin von

Mailly nebſt ihrer Schweſter Pauline; endlich noch die Marquiſe de Mirepoix und die Gräfin von Forecalquier, welche beide letztere mit Frau von Mailly ſehr vertraut ſtanden. Um acht Uhr Abends begann das Souper und man ſah es dem Könige an, daß er heute ausnehmend gut gelaunt ſei. In den erſten paar Stunden jedoch, ſo lange das Eſſen dauerte, kam nichts Außergewöhnliches vor, denn während dieſer Zeit ging die Dienerſchaft ab und zu und da pflegte man ſich doch immer noch etwas zu geniren. Nach zehn Uhr jedoch hatte Niemand mehr Zutritt in den Saal, den Kammerdiener Bachelier allein ausgenommen, und nun legte man die Etiquette ab. So wollte es nehmlich Seine Majeſtät der König, der von der Stunde an, wo man ſich nur noch dem Trinken widmete, in dieſem vertrauten Kreiſe den Namen eines „Baron de Goneſſe", das iſt „Freiherr von der Weintonne" führte, und ſelbſtverſtändlich gingen alle Uebrigen mit größter Luſt hierauf ein. Die Damen machten es ſich alſo jetzt bequem und bald lagen Hals, Bruſt und Schultern entblößt. Die Herren aber, nun die wurden mit jeder Minute galanter und ihre Scherze ſtreiften nur zu oft ans Indecente, ohne daß es ihnen irgend wer übel genommen hätte. Längere Zeit drehte ſich die Unterhaltung um Hof- und Stadtneuigkeiten und alles, was man wußte, ſelbſt das Geheimſte, tiſchte man auf. Dazu trank man den Wein in ganz ungeheueren Quantitäten, und daß es nur ſtarke, edle Weine waren, die man trank, verſteht ſich natürlich von ſelbſt. So wurde es nach und nach Mitternacht, da fiel es dem Könige auf, daß Fräulein Pauline Felicité, die ihm gerade gegenüber neben dem Herzog von Richelieu ſaß, ſchon ſeit einer geraumen Weile ſeinen Blick vermied, ſo brennend er auch oft auf ihr ruhte.

„Höre, Pauline," rief er ihr ſofort lachend zu, „drehe doch dein Köpfchen ein wenig, daß man dich auch bewundern kann. Wahrhaftig ganz à l'enfant, ganz wie die kindliche Unſchuld ſelbſt."

„Ach, Majeſtät," erwiderte Fräulein Pauline, wie es ſchien, ganz verwirrt. „Sie ...."

„Ein Pfand verwirkt, ein Pfand verwirkt," unterbrach ſie Ludwig XV. noch lauter lachend; „du weißt, ich bin hier nur der

Baron von Goneſſe. Wie ſoll ſie ſich für das Verbrechen, das ſie beging, auslöſen?" wandte er ſich dann an die Uebrigen.

„Sie ſoll," meinte der Herzog von Richelieu; „ſie ſoll unſerem Freunde, dem Freiherrn von der Weintonne knieend mit einem Kuſſe abbitten."

„Einverſtanden," riefen die anderen Herren augenblicklich. „Sie muß knieend mit einem Kuſſe abbitten."

Sofort erhob ſich Fräulein Pauline und trippelte geſenkten Blickes zu Ludwig XV. hin. Dort ließ ſie ſich auf ihre Kniee nieder und neigte dann das Köpfchen rückwärts, ihm ihre einladenden Lippen entgegenführend. Jetzt ſenkte ſich Blick in Blick und welch' ein Verlangen lag in dem des Königs! Wie ſich nun aber vollends die Lippen fanden — ha, wie ſchlugen da die Pulſe Ludwigs XV. und wie brannte es ihm in den Gliedern!

Der Kuß hatte faſt zu lange gedauert, ſo lange, daß ſelbſt die argloſe Frau von Mailly ein wenig unruhig darüber wurde. Doch als nun die kleine Pauline wieder nach ihrem Platze zurückkehrte, fand ſich ſofort die alte Ordnung der Dinge wieder und man fing von neuem an zu ſcherzen und zu trinken.

„Richelieu," flüſterte eine Weile darauf, als eben alles durcheinander lachte, weil der Herzog von Duras gerade Etwas aus der Chronique ſcandaleuſe auftiſchte, Fräulein Pauline dem Herzog von Richelieu zu, „wollten Sie mir wohl einen kleinen Gefallen erweiſen?"

„Sie wiſſen," erwiderte dieſer eben ſo leiſe, „daß ich Ihnen ganz zu Gebot ſtehe."

„Wie wäre es," flüſterte ſofort die kleine Pauline weiter; „wie wäre es, wenn wir meine Schweſter Julie einmal ganz total betrunken machten? Es müßte einen köſtlichen Spaß geben."

„Ihre Schweſter und den König?" fragte der Herzog.

„Nein, nein," erwiderte das Fräulein haſtig; „den König nicht, ſondern nur meine Schweſter, aber dieſe ſo, daß man ſie zu Bette tragen müßte. Ich würde Ihnen für immer zu Danke verpflichtet ſein, wenn Sie dieß zu Stande brächten."

Der Herzog von Richelieu ſah ſeine Nebenſitzerin durchdringend

an, und da er ein Mann von hervorragendem Geiste war, so ist es wohl möglich, daß er die Absichten derselben errieth. Doch äußerte er sich mit keiner Silbe darüber, sondern sann vielmehr eine Weile nach, wie er wohl dem Wunsche des Fräuleins nachkommen könnte. „Ich denke, es wird gehen," sagte er dann nickend, indem er sich erhob und rasch der Thüre zuschritt.

Er mochte eine Viertelstunde abwesend sein und Fräulein Pauline wußte nicht, was sie davon denken solle; die Andern aber hatten sein Fortgehen gar nicht einmal bemerkt, so sehr waren sie von der Erzählung des Herzogs von Duras in Anspruch genommen. Eben jedoch, wie dieser endigte, trat der Herzog von Richelieu wieder ein und in der Hand hielt er einen ungeheueren Kelch von Krystall.

„Wißt ihr," rief er mit triumphirender Stimme; „wißt ihr, was ich gefunden habe? Den Kelch, woraus Seine Hoheit der Regent, Herzog Philipp von Orleans, bei den Adamsfesten mit seiner Tochter Berry zu trinken pflegte."

Mit diesen Worten öffnete er eine Flasche Champagner und leerte sie in den Kelch, der gerade groß genug war, sie zu fassen. „Hier, Frau Julie," fuhr er dann fort, den Kelch der Frau Gräfin von Mailly darreichend, „nimm die Reliquie und zeig', ob du dasselbe leisten kannst, was einstens die schöne Tochter des Regenten leistete."

„Im Trinken?" fragte die Gräfin von Mailly in verächtlichem Tone, denn sie bildete sich sehr viel darauf ein, die erste Trinkerin Frankreichs zu sein.

„Ja wohl im Trinken," versetzte der Herzog von Richelieu. „Da leistete sie, was du ihr nicht nachmachen wirst, denn sie war im Stande, diesen Becher in einer einzigen Nacht sechsmal hinter einander auf Einen Sitz zu leeren."

„Oho!" schrie die Gräfin, welche bereits sehr viel getrunken hatte. „Dessen, glaubst du, sei ich nicht auch fähig? Ich sage dir, ich thue mehr, und zum Beweis dessen, werde ich jedem von euch Achten den Kelch vortrinken. Baron vom Weinfaß," wandte sie sich dann an den König, „dein Wohl!"

So sprechend leerte sie den Kelch, daß auch nicht die Nagelprobe drinnen blieb, und reichte ihn dann dem Herzog von Richelieu zum Wiederfüllen.

Er that es natürlich augenblicklich und gab ihn sofort dem König. „Baron von Goneſſe," ſagte er ehrerbietig, „jetzt iſt's an dir, ihr Beſcheid zu thun."

Der König ſetzte an und leerte den Kelch. „Ein prächtiges Gefäß," meinte er, „nur noch um Etwas zu klein."

Zum dritten Male ward das Gefäß gefüllt und wieder der Gräfin von Mailly dargereicht. Augenblicklich ergriff ſie es und dem Herzog von Duras zunickend ſtürzte ſie ſeinen Inhalt hinab. So that ſie auch noch zwei weitere Male ohne zu wanken; aber wie ſie die Operation nochmals wiederholen wollte, entfiel ihr mitten im Trinken der ſchwere Kelch und ſie ſank bewußtlos vom Stuhle.

„Hab' ich nicht Recht gehabt?" rief jetzt der Herzog von Richelieu. „Sie konnte nicht leiſten, was die Herzogin von Berry leiſtete."

„Ja, ja," lachte Ludwig XV.; „ſie iſt im Tourniere erlegen, obwohl nicht ohne Ruhm."

Darauf winkte er den anweſenden Herren, die Bewußtloſe aufzuheben, und dieſe trugen ſie ſofort zum Saale hinaus in ihr Zimmer, wo ſie alsbald von ihren harrenden Kammerfrauen übernommen wurde.

Während nun aber dieß vor ſich ging, war die kleine Pauline leiſe aufgeſprungen, hatte ſich ſachte um den Tiſch herumgeſchlichen und plötzlich ſaß ſie dem Könige auf dem Schooße.

„Baron von Goneſſe," flüſterte ſie ihm zu, indem ſie ihn zugleich leidenſchaftlich mit beiden Armen umſchlang, „ich liebe dich über alle Maßen und ich ſterbe, wenn du mich nicht wiederliebſt."

Der König erwiderte kein Wort, aber er umarmte ſie brünſtig und im Momente brannten ſeine Lippen auf den ihren.

Unmittelbar nachher hob Ludwig XV. das häßliche Gelage auf und Alle ſuchten ihre Schlafzimmer. Die kleine Pauline aber ließ der König nicht mehr aus den Armen und erſt ſpät am an-

dern Tage schlüpfte sie aus dem Gemache des Königs in das ihre. Sie hatte also endlich erreicht, was so lange das höchste Ziel ihrer Wünsche gewesen war.

Und doch — ganz hatte sie das Ziel nicht erreicht, denn der Monarch, so schwach an Charakter er war, konnte sich doch nicht dazu entschließen, der Gräfin von Mailly Knall und Fall den Abschied zu geben. Im Gegentheil, sie war ihm als Zechgenossin allzulieb geworden, als daß er sie auch nur einen Abend lang hätte entbehren können, und so fuhr sie nicht nur fort, bei den kleinen Soupers die erste Rolle zu spielen, sondern sie durfte auch bei keinem Ausflug, überhaupt bei keiner Vergnügungspartie fehlen. Seine Majestät geruhten also jetzt zwei Mätressen zu gleicher Zeit zu halten, und es genierte Höchstdieselben nicht im Geringsten, daß die Beiden sich als Schwestern angehörten. Was braucht ein König nach solchen Kleinigkeiten, als Schaam, Sitte, Gesetz und Religion, zu fragen? Derlei Kindereien sind nur für die Unterthanen da und somit existirte für Ihn, den Stellvertreter der göttlichen Allmacht in Frankreich, auch der Begriff Blutschande nicht.

Gegen das Ende des Jahres 1740 fühlte sich Fräulein Pauline Felicité in andern Umständen und sofort beschloß Ludwig XV., sie zu verheirathen. Das heißt, er beschloß, ihr einen Mann zu geben, der den Namen ihres Ehegemahls führte, im Uebrigen aber völlig getrennt von ihr zu leben hatte. Bald fand sich Einer, der sich, natürlich gegen Geld und gute Worte, zu diesem Schmachposten hergab, ein gewisser Graf von Vintimille du Luc, ein armer Schlucker, obwohl er den damaligen Erzbischof von Paris seinen Oheim nannte, und so ward denn schnellstens die Trauung vollzogen. Unmittelbar nach derselben reiste der Graf in die Provinz, um das einträgliche Amt anzutreten, welches ihm der König verliehen hatte; die neugebackene Gräfin von Vintimille du Luc aber bezog ihre Gemächer in Versailles wieder und lebte nach wie vor in größter Zärtlichkeit mit ihrem Baron von Gonesse zusammen. Ja, es schien sogar, als ob die Liebe des Königs gegen sie mit jedem Tage wachse, und Viele wollten darauf wetten, daß über kurz oder lang sie die Alleingebietende sein werde, besonders

wenn das Glück ihr gönne, einem Knaben das Leben zu geben! Sie hätten auch vielleicht Recht gehabt, dieſe Wettenden, wenn nur das Schickſal es nicht anders beſchloſſen haben würde.

Am 2. September 1741 kam die Frau Gräfin in die Wochen und das Neugeborene war richtig ein Knabe. Die Geburt hatte aber ihre großen Schwierigkeiten gehabt und die Gräfin litt furchtbar, während die Aerzte mit ihren Inſtrumenten an ihr arbeiteten. So verfiel ſie denn unmittelbar darauf in eine große Schwäche, und da dann noch ein Frieſelfieber hinzutrat, ſo ſtarb ſie ſchon drei Tage nach der Niederkunft. Dieſer Schlag traf den König furchtbar ſchwer, denn er hatte ſie wirklich und wahrhaft geliebt, und eine ganze Woche lang verließ er ſein Zimmer mit keinem Tritte. Nach Verfluß dieſer Zeit aber fuhr er in Begleitung der Gräfin von Mailly, ſowie einiger wenigen Herren nach Choiſy und von da an kam der Name der Verſtorbenen nie mehr über ſeine Lippen. Die Frau Gräfin Julie war alſo wieder die Alleindominirende und die kleinen Soupers nahmen ſofort wieder ihren Anfang.

Noch muß ich anführen, daß jener Knabe, deſſen Geburt ſeiner Mutter das Leben koſtete, ganz friſch und munter emporwuchs, und zwar natürlich unter dem Namen eines Grafen von Vintimille du Luc. Weil er aber Seiner Majeſtät dem Könige Ludwig XV. ſo gar ſehr ähnlich ſah, faſt wie aus dem Geſicht geſchnitten, ſo gab man ihm ſchon ſehr frühe den Beinamen „Demi-Louis“, das iſt „der halbe Ludwig“, und dieſen Beinamen behielt er bis an ſein Lebensende.

Joh. Lindner München sc.

Herzogin v. Caterina Rezzo

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Sechstes Kapitel.

Alle gute Dinge sind drei oder die Herzogin von Chateau-Roux. (1742—1744.)

Ich habe im vorhergehenden Kapitel kurz erwähnt, daß Frankreich sich anno 1741 am österreichischen Erbfolgekrieg betheiligte und von diesem Kriege, welchen Frankreich in Verbindung mit Baiern, Preußen, Polen, Spanien und andern Staaten gegen Oesterreich führte, muß ich nun den Leser näher unterrichten. Derselbe war nehmlich für die Franzosen weder ein glorreicher noch ein vortheilhafter, sondern er kostete sie vielmehr unendlich viel Geld und überall unterlagen die französischen Waffen, wo sie nur immer in Aktion traten. Zwei Armeen hatte man aufgestellt, die eine im Süden, die andere im Norden Deutschlands, und beide verschlangen zusammen über siebenzehn Millionen Livres im Monate. Zu Oberanführern hatte man ernannt die Marschälle von Broglie und von Maillebois, und unter ihnen standen als Generallieutenante der Marquis von Segür, der Herzog von Harcour, der Graf Moritz von Sachsen, so wie noch verschiedene Andere. Aber sie alle taugten nichts, den einzigen Grafen von Sachsen ausgenommen, wie denn zum Beispiel der Marquis von Segür sich im Februar 1742 mit 20,000 Mann bei Linz

gefangen nehmen ließ, während die Marschälle von Broglie und von Maillebois, nachdem sie sich zwei Male hatten schlagen lassen, sich überall schnellstens vor dem Feinde, wo er sich nur blicken ließ, in fluchtähnlicher Weise zurückzogen. Noch schlimmer stands mit der Vertheidigung Frankreichs gegen das mit Oesterreich verbündete England, denn eine englische Flotte blokirte Toulon so eng, daß dieses nahe daran war, sich ergeben zu müssen, und ein englisches Heer rückte von Dünkirchen her in's Innere von Frankreich, ohne daß man demselben die nöthigen Vertheidigungskräfte entgegenstellen konnte. Kurz Alles ging schief und Frankreich näherte sich mit Riesenschritten dem Rande des Verderbens.

Selbstverständlich konnte das Volk von Frankreich zu allem dem nicht gleichgültig bleiben, und namentlich in Paris stieg die Unzufriedenheit auf einen hohen Grad. Was that nun aber die Regierung? Suchte sie etwa dem Uebel abzuhelfen? Nein, ganz und gar nicht, sondern sie suchte nur die Unzufriedenheit zu unterdrücken und zwar auf eine gewaltsame Weise. Weil nehmlich in Folge derselben Pamphlete über Pamphlete erschienen, in welchen allen das bestehende Regiment als ein ganz erbärmliches gegeißelt wurde, und weil zugleich von den Offizieren wie von den Gemeinen bei den im Ausland operirenden Armeen tagtäglich die schrecklichsten Jammerbriefe einliefen, ertheilte man nicht nur den Postämtern Befehl, alle solche Briefe zu unterschlagen oder wenigstens die gravirendsten Stellen auszuradiren, sondern man setzte auch die gesammte Polizeimannschaft in Alarm, um die Pamphlete, wo man sie fand, zu confisciren. Ja, noch mehr, man verhaftete alle diejenigen, welche sich ein freies Wort über die Regierung erlaubten, und namentlich überantwortete man Jeden, der verdächtig war, eines der Pamphlete geschrieben zu haben, ja selbst Jeden, welchem man die Fähigkeit zutraute, ein solches Schriftstück zu verfassen, ohne weiteres dem Gefängniß. Auf diese Art gelang es, der großen Mehrzahl des Volkes die Wahrheit zu verbergen und ohnehin erfuhr der König selbst auch nicht das Geringste von dem Elend, das auf Frankreich und seinen Armeen lastete. Im Gegentheil, das Ministerium brachte dem armen be-

trogenen, nur seiner Sinnlichkeit und der Jagd lebenden Monarchen die Meinung bei, es stehe Alles ganz vortrefflich, und er ernannte daher im Juni 1742 den feigen Marschall von Broglie wegen seiner Heldenthaten zum erblichen Herzoge.

Das war eine gränzenlose Niederträchtigkeit, zu der man den König verleitete; doch muß ich zur Steuer der Wahrheit constatiren, daß nicht sowohl der Cardinal von Fleury die Schuld hievon trug, als vielmehr sein Adjunct, der Staatsrath Chauvelin, denn obwohl der Cardinal immer noch als Premierminister fungirte, so war er doch durch sein hohes Alter viel zu sehr geschwächt, um jene Stelle factisch noch versehen zu können, und Chauvelin besorgte die Hauptsache. Letzterer selbst aber ward, wie Jedermann wußte, vollständig von den Jesuiten beherrscht, und diesen, welchen eine Niederlage ihres geliebten Oesterreichs zum großen Kummer gereicht haben würde, mußte natürlich alles daran liegen, daß die französische Armee von recht feigen und liederlichen Obergenerälen commandirt werde. Ja, bald noch weiter gehend gaben sie Ende Mai 1742 durch Chauvelin dem Ministerpräsidenten den Rath, mit Oesterreich schnellstens ohne Wissen der bisherigen Verbündeten einen Separatfrieden abzuschließen, und obwohl darin eine immense Schlechtigkeit, eine förmliche Verrätherei an diesen Verbündeten, lag, so ließ sich der Cardinal dennoch überreden, auch auf diese Niederträchtigkeit einzugehen. Augenblicklich also und in der tiefsten Heimlichkeit ward ein Unterhändler nach Wien gesandt, um von Maria Theresia die bestmöglichen Friedensbedingungen zu erhalten, und schon jubelten die Söhne Loyolä. Allein sie jubelten zu früh. Maria Theresia nehmlich war über diese schändliche Handlungsweise der französischen Regierung so empört, daß sie dem Könige Friedrich II. von Preußen — die Nachwelt nannte ihn den Großen — sofort eine Abschrift der französischen Anträge übermachte, und König Friedrich wußte nun im Momente, wie er auf diese Verrätherei zu antworten habe. Wie aber antwortete er darauf? Einfach damit, daß er nun seinerseits seiner hochherzigen Gegnerin Vergleichsvorschläge machte und diese griff so eifrig danach, daß der definitive Friede mit ihm

schon am 11. Juni 1742 zu Breslau abgeschlossen werden konnte. Den Tag darauf zog er seine Armeen über die Gränzen seines Reichs zurück und zeigte der französischen Regierung an, auf welche Art er ihre beabsichtigte Niederträchtigkeit vergolten habe.

Groß war die Bestürzung in ganz Frankreich, als man von dieser hochwichtigen Neuigkeit Kunde erhielt. Preußen hatte sich von den Alliirten getrennt — Preußen mit seinem Könige Friedrich II., dem größten Feldherrn der damaligen Zeit, und Frankreich sah sich jetzt in seinem Kampfe mit dem deutschen Kaiserreich, zu dem auch England und Schweden hielten, fast ganz auf sich allein angewiesen! Unter solchen Umständen konnte die Zukunft nur eine sehr traurige sein und man mußte sogar eine gänzliche Niederlage gewärtigen, wenn man nicht der Gefahr mit der vollsten Energie entgegentrat. Allein Energie und dieses Ministerium — wie konnte man sich diese zwei Dinge vereint denken? Nein, es wäre reiner Wahnsinn gewesen, von Männern, wie der altersschwache Cardinal und der Jesuitenfreund Chauvelin, eine Kraftentwickelung zu erwarten, und unter allen wahren Vaterlandsfreunden herrschte daher völlige Uebereinstimmung darüber, daß dieses Ministerium von einem anderen besseren ersetzt werden müsse. Aber wie sollte dieß bewerkstelligt werden? Es konnte nur dadurch gehen, daß der König dem Cardinal Fleury und den mit ihm Verbündeten den Abschied gab! Doch wie den König dahin bringen? Ach Seine Majestät hatte ja für nichts Sinn, als für die Jagd und für die kleinen Soupers und für die Gräfin von Mailly; alles Andere aber war und blieb ihm so unendlich gleichgültig, daß er, um nur selbst nichts thun oder auch nur denken zu dürfen, den Cardinal Fleury machen ließ, was er wollte. Man sieht, so leicht ging die Sache nicht und die Gegenparthie des Cardinals kam daher oft fast in Verzweiflung.

Eines Spätabends im Hochsommer 1742 finden wir in einem schönen Landhause, genannt Saint-Leger, in nächster Nähe von Rambouillet, eine kleine Gesellschaft von Herren um eine Dame von schon gesetzterem Alter versammelt. Diese Dame, die Eigenthümerin des Landhauses, war die Wittwe des Grafen von Tou-

louse, mit Namen Marie Victoire Sophie, eine Tochter des Herzogs von Noailles, welche der Graf anno 1723 ganz in der Stille geheirathet hatte; die Herren aber waren der Marschall von Noailles, der Bruder der Frau Gräfin von Toulouse, der Herzog von Antin, ihr Verwandter, und der Herzog von Richelieu, welchen der Leser längst kennt. Der König hatte nehmlich heute mit den genannten drei Herren bei Rambouillet gejagt und nach der Jagd war er nach Saint-Leger zum Besuch der Gräfin von Toulouse, die er sehr hochschätzte, herübergeritten; wegen großer Müdigkeit jedoch, vielleicht auch weil er die Gesellschaft der Gräfin von Mailly, die Unwohlseins halber hatte in Versailles zurückbleiben müssen, vermißte, ging er gegen seine Gewohnheit schon lange vor Mitternacht zu Bette, und diese Gelegenheit ergriffen die drei Herren, um mit der Gräfin von Toulouse noch ein vertrauliches Wort auszutauschen. Wohl eine gute Stunde oder noch länger mochten sie bei einander gesessen sein, und ihre ernsten Gesichter zeigten, daß ihre Unterhaltung sich keineswegs um nichtssagende Dinge gedreht habe. Da öffnete ein Diener leise die Thüre und meldete den Kammerdiener Bachelier.

„Er ist höchlich willkommen," erwiderte die Frau Gräfin von Toulouse.

Gleich darauf trat Herr Bachelier, der vertraute Kammerdiener des Königs, vor welchem dieser gar keine Geheimnisse hatte, ein und verneigte sich tief vor der Gräfin. „Durchlaucht," sagte er — man nannte die Gräfin so, weil ihr verstorbener Gemahl als ein legitimirter Sohn Königs Ludwigs XIV. fürstlichen Geblütes gewesen war, — „Durchlaucht haben mich rufen lassen."

„Das ist nicht der richtige Ausdruck, mein lieber Bachelier," erwiderte die Gräfin mit einem äußerst gewinnenden Lächeln. „Ich habe Sie bitten lassen, uns noch ein klein wenig Gesellschaft zu leisten, weil wir über Einiges mit Ihnen Rücksprache nehmen möchten, und es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie meinem Wunsche so prompt nachgekommen sind."

„Ich bin ganz Ohr, durchlauchtigste Frau Gräfin," versetzte

der Kammerdiener, indem er sich ganz ungenirt auf den Stuhl, den man ihm bot, neben den Herzog von Richelieu niederließ.

„Sie wissen, mein lieber Bachelier," fuhr die Gräfin in dem vorigen Tone fort; „Sie wissen, der Herr Cardinal von Fleury ist sehr alt."

„In der That sehr alt," wiederholte der Kammerdiener höchst ruhig, als die Gräfin hier stockte. „Er tritt demnächst in sein einundneunzigstes Jahr."

„Wenn man aber so alt ist," nahm nun wieder die Gräfin das Wort, „so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß das Leben in Bälde entflieht."

„Ganz richtig," bemerkte der Kammerdiener eben so ruhig wie vorhin, „die Wahrscheinlichkeit liegt nahe; aber zum Glück macht Seine Eminenz eine Ausnahme von andern Menschenkindern und sieht noch so gesund und frisch aus, als wäre er erst ein Sechziger. Er kann noch zehn Jahre leben."

„Hm!" räusperte sich jetzt der Marschall von Noailles. „Sie haben ganz recht, mein lieber Bachelier. Gesetzt den Fall aber, der Eminenz begegnete was Menschliches, wie wird's dann werden? Hat sich der König nie darüber geäußert, wen er dem Herrn Staatsminister zum Nachfolger geben würde?"

„Seine Majestät spricht nie über Politik mit mir," meinte der Kammerdiener äußerst trocken.

„Wohl, wohl," rief der Herzog von Antin ziemlich ungeduldig; „aber Sie kennen doch die Gesinnungen des Königs, denn Seine Majestät hat keine Geheimnisse vor Ihnen. Ist noch nie von dem Herrn Staatsrath von Chauvelin als dem Nachfolger des Staatsministers die Rede gewesen?"

„Mein Herr Herzog," entgegnete der Kammerdiener sehr höflich, aber doch nicht ohne einen gewissen Spott, „wenn Sie einen vertrauten Diener hätten, vor welchem Sie nichts verbergen, würde es Ihnen gefallen, wenn dieser Diener das wieder aussagte, was Sie vor ihm nicht verschwiegen?"

Auf diese Rede hin trat ein ziemlich peinliches Stillschweigen ein, das längere Zeit nicht unterbrochen wurde. Da wandte sich

der Herzog von Richelieu, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte, gegen den neben ihm sitzenden Kammerdiener um und legte ihm vertraulich die Hand auf die Achsel.

„Pah, Bachelier, das ist alles Unsinn," sagte er in einem so vertraulichen Tone, als wäre der Kammerdiener sein Kamerade und Duzfreund. „Wir sind nicht da, um Komödie mit einander zu spielen, sondern um einen ehrlichen, redlichen Ideenaustausch zu haben. Also sagen Sie mir frischweg, lieben Sie die Schwarzröcke? Ich für meinen Theil gestehe ganz offen, daß ich sie so recht von Grunde aus hasse, gerade als wären sie giftiges Gewürm."

„In dieser Beziehung," lächelte der Kammerdiener, „könnte ich vielleicht mit Ihnen ein wenig übereinstimmen."

„Ein wenig?" rief der Herzog. „Was, nur ein wenig? Nein, Sie stimmen ganz und gar mit mir überein, denn ich will Ihnen nur gestehen, daß es mir so gut wie Ihnen bekannt ist, daß die Jesuiten den Herrn Staatsrath von Chauvelin aufstachelten, bei dem Könige auf Ihre Entlassung zu bringen, und daß selbst die Gräfin von Mailly auf deren Antrieb das ihrige that, um dieß zu bewerkstelligen."

„Sie sind in der That — sehr offen, Herr Herzog von Richilieu," sagte der Kammerdiener zögernd, während sein sonst so unveränderliches Gesicht von einem leichten Roth überzogen wurde.

„Ja, das bin ich," fuhr der Herzog in seiner ungenirten Weise fort, „und eben deßhalb halte ich auch damit nicht hinter dem Berge, daß wir Alle, wie wir hier sind, darauf ausgehen, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Fleury und Genossen, das ist gegen das jesuitische Schwarzrockthum, mit Ihnen abschließen."

„Und — zu welchem Zwecke?" fragte der Kammerdiener noch immer zögernd.

„Zu welchem Zwecke?" rief der Herzog von Richelieu mit funkelnden Augen. „Wissen Sie nicht, so gut wie wir, daß bei der jetzigen Wirthschaft ganz Frankreich zu Grund gehen muß? Bei der ewigen Allmacht, die Jesuiten liefern uns ja den Oesterreichern ans Messer und je mehr Geld und Leute wir in diesem unseligen Kriege verlieren, um so mehr jubeln sie. So kanns

also nicht fortgehen; nein unter keinen Umständen, sondern das Ministerium muß ein anderes werden, damit die jetzige Lethargie ein Ende nehme und ich wiederhole also: fort mit den Jesuiten!"

Er sprach diese letzten Worte in vollster Aufregung und nicht minder aufgeregt riefen nun auch die Andern: „fort mit den Jesuiten!" Nur der Kammerdiener hielt seine Lippen fest geschlossen und in seinen Mienen zeigte sich auch nicht die geringste Veränderung.

„Sind Sie nicht mit uns einverstanden, Herr Bachelier?" fragte ihn sofort die Gräfin von Toulouse mit sanftem Vorwurf im Tone.

„Doch, doch, Durchlaucht," erwiderte der Kammerdiener. „Vielleicht sogar mehr, als Sie glauben, obwohl ich," setzte er in etwas bitterer Weise hinzu, „nur ein Mann aus dem Volke bin und also keine so erhabenen Gefühle haben kann, als die höher und höchst Gestellten. Allein was soll es helfen, wenn ich in Ihren Ruf „„fort mit den Jesuiten"" einstimme?"

„Was es helfen soll?" war die stürmische Antwort des Herzogs von Richelieu. „Sehr viel soll es helfen, denn wenn Sie in Verbindung mit uns den König bestürmen, daß er den Kardinal Fleury mit dessen ganzem Anhang verabschiedet und dafür ein antipfäffisches Ministerium installirt, — wenn Sie das thun, dann ist der Erfolg gesichert, weil Sie, wie Jedermann weiß, den größten Einfluß auf den König ausüben."

„Und," fügte die Gräfin von Toulouse fast flüsternd hinzu, indem sie dem Kammerdiener schnell nahe trat, „daß wir diesen Ihren Beistand nicht umsonst wollen, versteht sich von selbst."

Der Kammerdiener blinzelte mit den Augen zu der Frau Gräfin hinüber und um seinen Mund spielte ein zufriedenes Lächeln. „Geht nicht, Herr Herzog," sagte er dann zum Herzog von Richelieu gewandt; „geht durchaus nicht. Auf diese Art richtet man bei Ludwig XV. nichts aus."

„Aber auf welche Weise denn?" fragte der Herzog von Antin.

„Der einzige Weg," meinte der Kammerdiener trocken, „ist der durch die Weiber."

„Alſo," ſprach der Marſchall von Noailles offenbar unangenehm berührt, „Sie meinen, wir ſollen es verſuchen die Mailly für unſern Plan zu gewinnen?"

Der Kammerdiener ſchüttelte mit dem Kopfe und ſein Mund verzog ſich höhniſch. „Wer ſpricht von der Mailly?" meinte er dann. „Es iſt nur noch die Gewohnheit, die den König an ſie feſſelt, und zugleich zieht ihn ihre Kunſt zu trinken an. Wirkliche Leidenſchaft fühlt er längſt keine mehr für ſie."

„Wie?" fragte der Marſchall verwundert. „Der König liebt eine Andere? Davon verlautete bis jetzt noch keine Sylbe."

„Noch iſts nicht ſo weit," lächelte der Kammerdiener, „aber man könnte es vielleicht ſo weit bringen. Denken Sie daran, wie leicht es der Vintimille wurde, Seine Majeſtät zu erobern, und es käme alſo nur darauf an, die entſprechende Perſönlichkeit herauszufinden."

„Ha!" rief der Herzog von Richelieu, wie electriſirt aufſpringend und zugleich den Kammerdiener ſtürmiſch umarmend. „Bei allen Göttern und Göttinnen, Sie ſind der klügſte Mann am ganzen Hofe, denn Sie allein haben den König richtig aufgefaßt. Auch iſt mir Ihr Wink wegen der verſtorbenen Vintimille nicht verloren gegangen. Es leben außer der Mailly noch zwei Schweſtern von ihr."

„Noch drei," meinte der Kammerdiener in ſeiner früheren trockenen Weiſe.

„Wohl, wohl, drei," erklärte der Herzog von Richelieu, „aber die Marquiſe von Flavacourt kommt nicht in Anſchlag, da ſie zu wenig emancipirt iſt, um ſich zu der gewünſchten Rolle zu eignen. Auch wird ſie von ihrem Manne gehütet, als wäre ſie ein unbezahlbarer Juwel, und er würde lieber mit ihr in's Ausland fliehen, als zugeben, daß ſie an den Hof gezogen werde. Von ihr alſo kann nie die Rede ſein; weit eher von Diana-Adelaide, Herzogin von Brancas-Lauraguais. Denn dieſe beſitzt wenigſtens Sinnlichkeit genug, um den Gedanken, ihre Schweſter beim Könige auszuſtechen, ſofort in Wirklichkeit zu verwandeln. Nur hat ſie nicht den Geiſt, der auf längere Zeit zu feſſeln ver-

ſteht, und noch weniger iſt ſie fähig, den König zu einer kühnen Politik aufzuſtacheln. Die Frau Marquiſe de la Tournelle dagegen, die jüngſte der fünf Schweſtern beſitzt dieſe Eigenſchaften alle und zeichnet ſich noch überdieß durch eine wahrhaft bezaubernde Schönheit aus. Zu ihr alſo müſſen wir unſere Zuflucht nehmen, und durch ſie werden wir erlangen, was Frankreich ſo überaus noth thut."

Herr Bachelier nickte zuſtimmend, zum Beweiſe, daß er mit den Anſichten des Herzogs von Richelieu vollkommen einverſtanden ſei. Nicht ſo aber der Herzog von Antin und der Marſchall von Noailles. „Die Tournelle," ſagte der erſtere, „gehört unter die ſehr wenigen jüngeren Damen von Paris, denen etwas an ihrem guten Rufe liegt, und ich habe noch nie davon gehört, daß ſie die Treue gegen ihren Gemahl verletzt habe. Sie wird alſo unter keinen Umſtänden darauf eingehen, des Königs Geliebte werden zu wollen."

„Hiemit ſtimme ich durchaus überein," ſetzte der Herzog von Noailles hinzu, „und wer die Frau Marquiſe kennt, wird mir ſicherlich beipflichten."

Der Herzog von Richelieu lächelte auf eine eigenthümliche Weiſe, als er die beiden Herren ſo ſprechen hörte. „Ich habe," meinte er dann, „gegründete Urſache, anderer Anſicht über die Frau Marquiſe zu ſein, und jedenfalls beſitzt dieſelbe einen Ehrgeiz, der keine Gränzen kennt. Dieſen Ehrgeiz zu wecken, überlaſſen Sie mir und wenn er erſt geweckt iſt, ſo ſtehe ich Ihnen gut dafür, daß ſie nicht ruhen wird, als bis ſie den König vollſtändig in ihrer Gewalt hat."

Abermals nickte der Kammerdiener zuſtimmend und wie dieß die Andern ſahen, enthielten ſie ſich jeden weiteren Einwandes.

„Wie bringen wir ſie aber an den Hof, dem ſie bis jetzt ferne blieb?" fragte darauf nach einer kleinen Pauſe die Frau Gräfin von Toulouſe. „Soll ich es etwa übernehmen, ſie daſelbſt einzuführen und dem Könige vorzuſtellen?"

„Nein, nein," erwiderte der Kammerdiener. „Das würde ſo ausſehen, als beabſichtige man irgend etwas mit ihr, und die

Mailly würde dadurch mißtrauiſch werden. Am allerbeſten macht ſich die Sache, wenn die Frau Marquiſe de La-Tournelle dieſer Tage einmal der Frau Gräfin von Mailly einen ſchweſterlichen Beſuch macht und ſich dann von derſelben einladen läßt, einige Wochen oder zwei bei ihr zu bleiben. Daß aber die Frau von Mailly aus freien Stücken eine ſolche Einladung erläßt, darüber dürfen wir ganz beruhigt ſein, denn gutmüthig, wie ſie iſt, möchte ſie gerne mit ihrer ganzen Verwandtſchaft auf dem beſten Fuße ſtehen und es hat ſie ſchon lange tief geſchmerzt, daß ſie von ihren beiden jüngſten Schweſtern, der Flavacourt und La-Tournelle, ſo zu ſagen gefliſſentlich gemieden wird. Nunmehr übrigens," ſetzte er aufſtehend mit ſeiner gewohnten Ruhe hinzu, „wären wir, glaube ich, über alle Punkte einig und ſo werden Sie mir wohl erlauben, daß ich mich zurückziehe. Seine Majeſtät könnte erwachen und würde ſehr wenig damit zufrieden ſein, wenn ich ſeinem Rufe nicht ſogleich Folge leiſtete."

So ſprechend verbeugte er ſich auf's tiefſte nach allen Seiten und glitt dann unhörbar wie eine Katze aus dem Zimmer. Auch die Andern trennten ſich gleich darauf, da ſie in der That Alles abgemacht hatten, was ſie hatten abmachen wollen, und nur der Herzog von Richelieu blieb einige Minuten länger, um mit der Frau Gräfin von Toulouſe noch einige Punkte zu beſprechen. „Verlaſſen Sie ſich darauf," ſagte er ihr zum Abſchied, „ich bringe ſie ſo weit, denn ich kenne ſie durch und durch und ſie hält große Stücke auf mich. Sie aber, meine hochverehrteſte Freundin, können viel zum Gelingen unſeres Planes beitragen, wenn Sie gleich Morgen beim Frühſtück das Geſpräch wie zufällig auf die ſchöne Marie-Anne de La-Tournelle lenken und durch das Lob, das Sie ihr ſpenden, den König begierig machen, ſie kennen zu lernen. Doch à propos, was haben Sie dem Bachelier zugedacht?"

„Wenn er ſich gut hält," erwiderte die Gräfin, „und feſt zu uns ſteht, ſo erhält er von mir ein ſilbernes Theeſervice, nach dem er ſchon lange lüſtern iſt."

„Und ich will," nickte der Herzog, indem er ſich zum Fortgehen

anſchickte, „eine ſilberne Doſe mit Louisd'ors gefüllt hinzufügen. fügen. Dann kann der Burſche zufrieden ſein."

Gleich den andern Tag fuhr der Herzog von Richelieu nach Paris, um der Frau Marquiſe de La-Tournelle einen längeren Beſuch abzuſtatten, und dieſen Beſuch wiederholte er dann am dritten und vierten Tage. Nicht lange hernach fuhr die Frau Marquiſe von La-Tournelle bei ihrer Schweſter, der Gräfin von Mailly, in Verſailles vor und dieſe zeigte ſich darüber ganz über die Maaßen erfreut, gerade wie es der Kammerdiener Bachelier vorausgeſagt hatte. Auch alles Uebrige traf ein, das heißt, die Marquiſe de La-Tournelle mußte ihrer Schweſter, der Frau Gräfin von Mailly, verſprechen, ihren Beſuch recht bald zu wiederholen, und wie ſie nun dieſes ihr Verſprechen hielt, drang die Gräfin ſo lange und ſo heftig in ſie, auch einmal einige Wochen in Verſailles bei ihr zuzubringen, daß Marie Anne, obwohl dem Anſchein nach widerſtrebend, doch endlich nachgab. Sie erhielt nun von ihrer Schweſter ganz dieſelben Zimmer, welche noch vor kurzem die Gräfin von Vintimille du Luc innegehabt hatte, und nicht minder machte ſie, die Mailly — ſo wenig war dieſe durch die Undankbarkeit der Vintimille gewitzigt worden — mit dem Hofe, ſowie insbeſondere mit dem Könige bekannt. Doch darf ich nicht vergeſſen hinzuzuſetzen, daß das Betragen der Frau von La-Tournelle ein ganz anderes war, als das ihrer verſtorbenen Schweſter Pauline Felicité; ja, daß es einen völligen Gegenſatz gegen daſſelbe bildete und durchaus den Verdacht nicht aufkommen ließ, als ob es die ſchöne Marie Anne auf die Gewinnung des Königs abgeſehen habe. Wenn nehmlich Pauline Felicité ihrer Zeit mit der Verwegenheit eines verzogenen Kindes aufgetreten war und den König gleichſam im Sturm erobert hatte, ſo legte dagegen Marie Anne eine Zurückhaltung an den Tag, die faſt ins Uebertriebene ging, und noch größer als ihre keuſche Zurückhaltung war ihre ſittige Beſcheidenheit. Auch hielt ſie, wenn der König mit ihr ſprach, die Augen ſtets niedergeſchlagen, und wenn ſie ihm dann zu antworten genöthigt war, ſo that ſie es mit einem ſolch' holden Erröthen, daß man nothwendig der Ueber-

zeugung werden mußte, die Majestät des Monarchen habe sie gänzlich verwirrt. Noch höher trieb sie das Schamgefühl beim Ausfahren oder bei Landparthien, denn da bedeckte sie ihr Gesicht immer mit einem großen Schleier, während zugleich ein weiter Mantel ihren Körper ganz einhüllte, und es war also offenbar ihre Absicht, von ihrer Schönheit so wenig als möglich sichtbar werden zu lassen. Was aber die Hauptsache, sie suchte die Gesellschaft von Männern, besonders die des Königs, nicht nur nicht auf, sondern sie schien sie eher zu meiden, und wenn bei Hof ein Fest stattfand, so mußte sie förmlich genöthigt werden, daran Theil zu nehmen.

Ein solches Betragen war unerhört und alle Welt fühlte sich darüber pikirt. Freilich wenn eine ältere und noch dazuhin häßliche Dame auf diese Art aufgetreten wäre, so hätte man sich kurzweg von ihr abgewandt, als von einer widerwärtigen Betschwester, ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen; allein eine junge Schönheit, wie die Frau Marquise de La-Tournelle — eine Schönheit von so ungewöhnlicher Art, daß ihr alle Herzen gleichsam entgegenflogen — eine solche Schönheit und so außerordentlich zurückhaltend, nein, das mußte nothwendig auffallen und mußte auch eben so nothwendig aufreitzen. Letzteres war besonders auch bei dem Könige der Fall, und unwillkürlich konnte er schon nach den ersten paar Tagen seiner Bekanntschaft mit ihr den Blick nicht mehr von ihr abwenden. Sie aber wurde, so wie sie dieß merkte, wo möglich noch zurückhaltender, und erhob ihr sinnig-schmachtendes Auge gar nicht mehr vom Boden, so lange sie sich in der Gesellschaft des Monarchen befand. Ja, als sie einmal, den Bitten des Monarchen und ihrer Schwester nachgebend, eines der kleinen königlichen Soupers mitmachte und Ludwig XV. sie dabei im Zustand der höchsten Aufregung plötzlich umschlang, um sie zu küssen, da erhob sie sich tief beleidigt und drohte, augenblicklich vom Hofe abzureisen, wenn sie von Seiner Majestät nicht mit mehr Respekt behandelt würde. Auch war sie von jetzt an durch nichts mehr zu bewegen, an einem weiteren kleinen Souper theilzunehmen, und wenn es andere Ausflüge, wie z. B. nach Choisy,

gab, so ging sie nur unter der Bedingung mit, daß anerkannt edle Damen von untadelhafter Aufführung, wie die Herzogin von Chevreuse, die Herzogin von Luynes und die Prinzessin von La-Roche-sur-Yon ebenfalls die Parthie mitmachten. Kurz, es war ein ganz eigenthümliches Verhältniß: der König offenbar im höchsten Grade angezogen von der Frau Marquise de La-Tournelle und sie, die Frau Marquise, so züchtig-bescheiden, als wäre sie die Reinheit selbst; die Frau Gräfin von Mailly aber, wenn auch noch nicht gerade eifersüchtig, so doch wenigstens aufmerksam und argwöhnisch, wie im Vorgefühl des demnächstigen Unterliegens.

So verging der Hochsommer des Jahres 1742 und so verging auch der Herbst, ohne daß es irgend zu einer Entscheidung gekommen wäre. Doch konnte man deutlich genug bemerken, daß der König immer ungeduldiger wurde, und daß der Herzog von Richelieu, welcher es in dieser Zeit verstanden hatte, sein vollstes Vertrauen zu gewinnen, ihn oft kaum noch beschwichtigen konnte. Einstweilen übrigens blieb die Regierung ganz dieselbe wie bisher, das heißt der Cardinal von Fleury nebst den von ihm abhängigen Ministern führte die Zügel des Staates nach der alten Weise fort und von der gegen den Feind operirenden Armee liefen immer nur die betrübendsten Nachrichten ein. Es stand also schlecht, sehr schlecht um die Sache des Vaterlandes und mit jedem Tage mehrte sich die Unzufriedenheit im Volke. Die Jesuiten dagegen frohlockten förmlich, denn sie zweifelten nun nicht mehr daran, daß die Regierung nach einer weiteren Niederlage sich zu einem entehrenden, nur allein für Oesterreich und seine Freunde nützlichen Frieden werde gezwungen sehen müssen. Da platzte die schon so lange angelegte Miene plötzlich los.

Zu Anfang des Monats November 1742 nehmlich verbreitete sich auf einmal die Kunde, daß der Cardinal von Fleury mehr oder minder schwer erkrankt sei und sich sofort nach seinem Schloß Issy in der Nähe von Paris zurückgezogen habe, um sich da in stiller Einsamkeit einer durchgreifenden Cur zu unterwerfen. Bald zeigte sich's, daß das Gerücht nicht gelogen habe, und man erfuhr

noch weiter, daß der Staatsrath von Chauvelin ebenfalls nach Issy gereist sei, um dort als die rechte Hand des Cardinals zu fungiren. Hin und wieder fuhren auch die andern Minister nach Issy hinaus und selbst der König that zwei- oder dreimal so, zum größten Beweis, wie unendlich viel der Cardinal bei ihm galt. Von einer bestimmt ausgeprägten Krankheit war übrigens bei dem Herrn Premierminister nicht die Rede, sondern er klagte nur über allgemeine Schwäche und mußte beständig das Bett hüten. Weil er aber bereits seine einundneunzig Jahre zurückgelegt hatte, so ließ sich nicht mehr wohl erwarten, daß er sich erholen werde, und die Aerzte hatten dessen auch gar kein Hehl, obwohl sie es dem alten Herrn natürlich nicht ins Gesicht sagten. Jetzt also mußte es unter allen Umständen zur Entscheidung kommen, ob die Parthie, welche bisher geherrscht, auch ferner noch die Zügel in der Hand behalten werde, oder aber, ob endlich das schwer lastende Joch abzuschütteln und Frankreich einer besseren Zukunft zuzuführen sei. Auf allen Seiten rührten sich daher die Hände, und wer nur irgend eine politische Stellung einnahm, der suchte sein Gewicht in die Wagschale zu legen. Am allerthätigsten aber erwiesen sich auf der einen Seite der Staatsrath von Chauvelin und auf der andern der Herzog von Richelieu, der Erstere als der intimste Freund der Schwarzröcke, der Letztere als deren entschiedenster Feind.

Vier Wochen etwa mochte der Cardinal erkrankt sein, da fuhr an einem kalten Decemberabend der Herzog von Richelieu in größter Eile nach dem Landhause Saint-Leger — demselben Landhause also, das der Leser zu Anfang dieses Kapitels kennen gelernt hat. Er traf da eine kleine gewählte Gesellschaft von Herren und Damen, gerade wie damals an jenem Spätsommerabend; doch waren es nicht durchaus die nehmlichen Persönlichkeiten. Es fehlte nehmlich der Herzog von Antin, sowie der Kammerdiener Bachelier; dagegen aber hatte sich eine weitere Dame eingefunden, welche von der Wirthin des Hauses, der Frau Gräfin von Toulouse, mit der größten Auszeichnung behandelt wurde und die ich hiemit dem Leser als die schöne Frau Marquise de La-Tournelle vorstelle.

Auch zwei weitere Herren bemerken wir, und zwar beide in der Uniform von Generallieutenanten, ſowie auch beide mit dem breiten Ordensband des heiligen Ludwig decorirt. Der Eine hieß Moritz Graf von Sachſen und war der Sohn des Königs Auguſt von Sachſen-Polen, wie wir ſchon weiter oben geſehen haben; der Andere nannte ſich Louis Charles Auguſte Fouquet, Graf von Belle-Isle, ein Mann von damals bereits achtundfünfzig Jahren, der aber ſo energiſch dreinſchaute, daß man ihn um zwölf Jahre jünger ſchätzte, überdieß noch dadurch merkwürdig, daß er den berühmten Fouquet, der zu der Lavallière Zeiten eine ſo kühne Rolle geſpielt hatte, ſeinen Großohm nannte. Dieſe beiden Krieger, von denen der Erſtere unter dem Marſchall von Maillebois, der Zweite unter dem von Broglie dienten, waren, von dem Herzog von Richelieu heimlich herbeigerufen, den Tag zuvor mit kurzem Urlaub nach Verſailles gekommen, und der König hatte ſie, weil ſie es in dieſem unſeligen Feldzug allein verſtanden, dem franzöſiſchen Namen Ehre zu machen, äußerſt gnädig empfangen. Noch beſſer fiel der Empfang aus, den ihnen die Einwohnerſchaft von Paris zu Theil werden ließ, denn als ſie am Abend in der Oper erſchienen, ſo erhob ſich alsbald das ganze Publikum und klatſchte ihnen ſtehend wohl eine Viertelſtunde lang Beifall.

Alſo dieſe wenigen Perſonen waren bei der Frau Gräfin von Toulouſe verſammelt, als ſpät am Abend der Herzog von Richelieu dort eintraf und alſobald in den Salon eingeführt wurde. „Vor Allem," ſagte er, auf die Gräfin zutretend und ihr ehrfurchtsvoll die Hand küſſend; „vor Allem habe ich tiefunterthänigſt um Verzeihung zu bitten, daß ich die hohen Herrſchaften warten ließ; allein ich konnte unmöglich früher abkommen, weil mich Seine Majeſtät bis jetzt vor einer halben Stunde zurückhielt."

„Wir dachten es uns," erwiderte die Gräfin von Toulouſe; „aber nun ſchnell, mein lieber Herzog, was hatte der König Ihnen ſo überaus Wichtiges mitzutheilen?"

„Nun," referirte der Herzog, nachdem er die übrigen Anweſenden der Reihe nach gegrüßt hatte, „zuerſt ſprach er mit mir von dem Memoire, das ihm geſtern der Herr Graf Moritz von

Sachsen über die schlechte Kriegführung des letzten Feldzugs überreichte, und er versprach mir, dasselbe einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Dann äußerte sich Seine Majestät sehr anerkennend über die Tapferkeit der beiden hier anwesenden Herren Generallieutenante und freute sich der Ovation, die Ihnen gestern die Stadt Paris im Opernhause darbrachte. Zuletzt ging er wieder auf seine Liebe zur Frau Marquise de La-Tournelle über und ...."

„Halt, halt," unterbrach ihn der Graf von Sachsen in seiner etwas derben Weise; „das ist alles recht schön und gut, aber glauben Sie wirklich, daß der König mein Memoire lesen und, was noch mehr werth ist, ihm Folge leisten wird?"

„Wenn ich ehrlich sein will," entgegnete der Herzog von Richelieu nach einer kurzen Pause, „so muß ich beide Fragen mit Nein beantworten. Der König wird das Memoire weder lesen, noch es prüfen, noch ihm Folge leisten."

„Auch nicht," rief der Graf von Belle-Isle, „wenn der Herr Marschall von Noailles und meine Wenigkeit ihm in einer Audienz, die wir morgen von ihm erbitten wollen, die Nothwendigkeit hiervon auseinandersetzen?"

„Auch dann nicht," erklärte der Herzog von Richelieu mit größter Bestimmtheit.

„Und warum nicht?" fragte der Marschall von Noailles. „Der König ist doch sonst für das Recht und die Wahrheit nicht abgestorben und die fortwährende Demüthigung Frankreichs muß ihm zu Herzen gehen."

„Ich habe drei Gründe für meine Behauptung," versetzte der Herzog von Richelieu, „und von diesen drei Gründen ist einer stichhaltiger als der andere. Zum Ersten liest Seine Majestät ohnehin nicht gern und seine Abneigung gegen jede geistige Anstrengung wird sich auch dießmal geltend machen. Zum Zweiten hat er den Willen kund gethan, morgen Mittag wieder einmal nach Issy zum kranken Cardinal hinauszufahren, und ich weiß gewiß, daß dieser Besuch dazu benützt werden wird, Hochdenselben zu einem definitiven Entschluß wegen des Nachfolgers des Cardinals zu bringen."

„Ha!“ fiel hier der Marſchall von Noailles ein; „und dieſer Nachfolger wäre natürlich der Staatsrath von Chauvelin?“

„Er und kein Anderer,“ beſtätigte der Herzog von Richelieu. „Wenn aber dieß einmal abgemacht iſt, ſo wandert das Memoire in die Hände des künftigen Staatsminiſters und aus dieſen kommt es dann nie mehr zum Vorſchein.“

„Verdammtes Pfaffengeſchmeiß!“ fluchte der Graf von Sachſen, indem er heftig dazu mit dem Fuße ſtampfte. „Aber halt, Sie haben uns Ihren dritten Grund noch nicht genannt.“

„Er iſt,“ meinte der Herzog von Richelieu, „bei weitem der gewichtigſte und,“ ſetzte er, ſich aufs tiefſte vor der Frau Marquiſe de La-Tournelle verbeugend, hinzu, „hier ſteht er in Lebensgröße vor uns. Seit vielen Wochen ſchon iſt das Herz des Königs von Liebe gegen die Frau Marquiſe erfüllt und dieſe Liebe hat in der letzten Zeit einen ſolch' hohen Grad erreicht, daß gar nichts Anderes mehr neben ihr Platz hat. Ja, ich darf wohl ſagen, der König iſt ſchon oft der Verzweiflung nahe geweſen, weil die Frau Marquiſe ſich bis jetzt ſo kalt gegen ihn erwies, und wie kann man in einem ſolchen Zuſtande Staatsſchriften leſen und prüfen? Länger übrigens kann es unmöglich ſo fortgehen und die mehr als zweiſtündige Unterhaltung, die ich vorhin mit Seiner Majeſtät wieder über dieſes Thema hatte, gab mir den vollkommenſten Beweis, daß der verliebte Monarch ſich geradezu aufreiben würde, wenn unſere Freundin hier ihn noch länger hinhielte!“

„Ja, meine theure Marquiſe,“ ſetzte die Gräfin von Toulouſe in ernſtem Tone hinzu, „Sie müſſen ſich endlich entſcheiden, und hoffentlich fällt dieſe Entſcheidung ſo aus, wie wir ſie längſt gewünſcht hätten. Haben Sie aber irgend einen Anſtand oder wünſchen Sie irgend einen Rath, ſo ſprechen Sie ſich aus, damit wir die letzten Hinderniſſe beſeitigen.“

„Eure Durchlaucht,“ erwiderte die Frau Marquiſe de La-Tournelle zögernd, indem ſie für den heutigen Abend zum erſten Mal den Mund öffnete; „Eure Durchlaucht ſollten mich nicht ſo drängen. Allerdings hat mir der König heute einen Brief ge-

schrieben, worin er mich beschwört, doch endlich seinen Wünschen nachzugeben, und er war sogar so gütig hinzuzusetzen, daß er sich gänzlich meinen Bedingungen fügen werde, selbst wenn diese das gewöhnliche Maaß überstiegen. Allein bedenken Sie doch das große Opfer, das man von mir verlangt. Noch ist mein Ruf unangetastet; noch kann ich gänzlich zurücktreten und ich weiß nicht, ob ...."

„O sprechen Sie nicht so, meine allertheuerste Freundin," eiferte der Herzog von Richelieu, als die Marquise hier wie verwirrt inne hielt. „Bedenken Sie vielmehr das hohe Ziel, das Ihnen entgegenwinkt! Bedenken Sie die großartige Stellung, die Sie künftig einnehmen werden!"

„Und bedenken Sie das Vaterland!" rief der Graf von Belle-Isle. „Wenn die Schwarzkutten fortfahren, das Regiment zu führen, so fallen wir alle in den Abgrund, den sie uns gegraben haben; wenn Sie dagegen den Herrscherstab ergreifen, so schlägt Frankreich alle seine Feinde zu Boden, denn dann werden Männer, wie unsere beiden Freunde hier, der mannhafte Marschall von Noailles und der kühne Graf von Sachsen, das Commando unserer Armeen führen."

Auf diese Art drangen sie Alle in die Frau Marquise de La-Tournelle — Alle fest überzeugt, daß nur sie im Stande sei, den König aus seiner Lethargie zu wecken. Lange Zeit war es vergebens und immer kam die schöne Frau wieder mit dem Einwand ihres guten Rufes. Aber endlich wurde sie doch wankend und ihre einzige Gegenrede war noch die, daß man sie in der Zeit nicht drängen solle. Doch auch hierin gab sie endlich nach, denn wenn nicht eine schnelle Entscheidung getroffen wurde, so ging der König morgen nach Issy, und gab dem Staatsrath von Chauvelin das Wort, daß er ihn zum Nachfolger des Cardinals ernennen werde. So kam man denn nach und nach über Alles ins Reine, besonders auch über die Bedingungen, welche die Frau Marquise dem Könige zu stellen habe, und der Herzog von Richelieu übernahm es, Seiner Majestät sofort die nöthigen Mittheilungen zu machen. Erst spät in der Nacht — die Sitzung hatte über

ſechs Stunden in Anſpruch genommen — trennte man ſich und der Herzog von Richelieu fuhr mit der Frau Marquiſe zuſammen nach Verſailles zurück. Er wollte ſich wohl überzeugen, ob es ihr mit ihrer langen Weigerung, des Königs Geliebte zu werden, Ernſt geweſen ſei, oder ob ſie den Tugendſpiegel dieſe ganze Zeit über nur geheuchelt habe; allein wie ſeine Ueberzeugung ausfiel, darüber kann ich dem Leſer keine Auskunft geben, ſondern muß es ihm überlaſſen, ſich in dieſem Punkt ſeine eigene Anſicht zu bilden.

Den andern Morgen mit dem Schlag neun Uhr wurde der Herzog von Richelieu zum Könige berufen und er fand Seine Majeſtät in einer Aufregung, wie er Höchſtdieſelben noch nie getroffen hatte.

„Richelieu, mein theurer Freund, endlich, endlich hat ſie eingewilligt!“ rief ihm Ludwig XV. ſtürmiſch entgegen.

„Wer könnte Eurer Majeſtät in die Länge widerſtehen?“ erwiderte der Günſtling in einſchmeichelnder Weiſe. „Doch entſchuldigen Sie meine Frage, Sire, Sie ſprechen doch von der Frau Marquiſe de La-Tournelle?“

„Von wem ſonſt?“ jubelte der König. „Du weißt ja, daß ſie allein Tag und Nacht meine Gedanken beſchäftigt. Aber,“ ſetzte Seine Majeſtät, einen Brief aus der Taſche ziehend, hinzu, „ſie ſchreibt mir zugleich, daß ſie ihre Einwilligung an einige Bedingungen geknüpft habe und daß du der Dollmetſcher dieſer ihrer Wünſche ſeieſt. Alſo ſchnell heraus mit der Sprache, mein theurer Freund, denn du ſiehſt, die Ungeduld verzehrt mich.“

„Eure Majeſtät, ich weiß nicht,“ erwiderte der Herzog zögernd, wie wenn es ihn Mühe koſtete, die Bedingungen zu benennen.

„Mann,“ rief Ludwig XV. voll Ungeduld, „bringe mich nicht in Verzweiflung. Heraus mit dem, was die ſchöne Marie Anne von mir will.“

„Aber,“ meinte der Herzog immer noch zurückhaltend, „wenn die Bedingungen allzuſchwer wären? Ich bitte Eure Majeſtät unterthänigſt, die Schuld nicht mir beimeſſen zu wollen.“

„Höll' und Teufel,“ ſchrie Ludwig XV. mit funkelnden Augen, „willſt du reden, Menſch?“

„Sire, ich gehorche," entgegnete der Herzog. „Vor Allem alſo iſt es der Wunſch der Frau Marquiſe de La-Tournelle, daß die Frau Gräfin von Mailly für immer vom Hofe entfernt werde, in allen Ehren jedoch, da ſie die Schweſter nicht allzutief beleidigen möchte."

„Gewährt, gewährt," rief Ludwig XV. „Solche Kleinigkeiten verſtehen ſich eigentlich von ſelbſt."

„Fürs Zweite," fuhr der Herzog von Richelieu fort, „verlangt die Frau Marquiſe, daß ſie zur Herzogin erhoben werde und zwar ...."

„Ebenfalls gewährt," unterbrach ihn der König. „Sie mag ſich den Titel ſelbſt wählen."

„Nicht ſo, Majeſtät," erklärte der Herzog von Richelieu. „Nicht blos den Titel einer Herzogin begehrt die Frau Marquiſe, ſondern ſie trachtet nach einem wirklichen Herzogthum mit allen ſeinen Einkünften, um für alle Zukunft geſichert zu ſein, und nicht minder ſoll damit verbunden ſein der Beſitz eines Palaſtes in der Stadt Paris, wie ſolcher ſich für ihre neue Würde geziemen würde."

„Einverſtanden," rief der König, ohne ſich lang zu beſinnen. „Ich würde Marie Anne zur Königin machen, wenn ich könnte, und das Herzogthum nebſt dem Palaſt ſoll alſo kein Hinderniß bilden. Doch weiter, oder biſt du jetzt fertig?"

„Nein, Sire," fuhr der Herzog von Richelieu fort; „vielmehr komme ich nun erſt an die Hauptbedingungen. Der Herr Cardinal von Fleury iſt alt und dem Tode nahe. Vorausſichtlich ...."

„Ha!" unterbrach Ludwig XV. den Herzog zum zweiten Male, aber dießmal mit ziemlich umwölkter Stirne. „Was iſt's mit dem Cardinal Fleury? Will ſie einen Andern an ſeiner Stelle haben? Weiß ſie nicht, daß er der Lehrer meiner Jugend war und daß ich den alten mit dem Tode ringenden Mann um Alles in der Welt nicht beleidigen möchte?"

„Majeſtät," ſprach der Herzog von Richelieu, „ſie weiß das und wir alle wiſſen es mit ihr. Aber wir wiſſen auch, daß der Cardinal, wie Eure Majeſtät ſo eben ſelbſt andeuteten, nur noch wenige Wochen zu leben hat und daß dann das Staatsminiſterium

neu beſetzt werden muß. Es fragt ſich alſo, wem dieſer hohe Poſten übertragen werden ſoll, und da iſt es der Wunſch, nein, daß ich's recht ſage, die ſtricte Bedingung der Frau Marquiſe, daß Sie mit demſelben nicht den Herrn Staatsrath von Chauvelin, ſondern den Herrn Grafen Marc Pierre von Argenſon, den früheren Polizeilieutenant und jetzigen Intendanten von Paris betrauen. Ja noch mehr, daß Sie es dann dem neuen Staatsminiſter überlaſſen, das ganze Miniſterium umzubilden, und ſich verpflichten, die Vorſchläge, die Ihnen der Herr Graf in dieſer Beziehung machen wird, unbedingt zu genehmigen."

„Wirklich?" ſagte Ludwig XV. und man hätte faſt meinen können, es liege einiger Spott in ſeiner Stimme. „Höre, Richelieu, es will mich bedünken, daß bei der Aufſtellung dieſer Bedingungen die Marquiſe de La-Tournelle nicht allein thätig geweſen ſei. Doch," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während zugleich ſein Geſicht wieder den früheren Ausdruck annahm; „doch was liegt mir am Staatsrath Chauvelin und an der Zuſammenſetzung meines Miniſteriums? Ihr ſollt alſo euren Willen haben und ich werde den Grafen d'Argenſon zu meinem Staatsminiſter ernennen, ſobald der Cardinal ſeine Augen geſchloſſen hat. Nunmehr aber biſt du hoffentlich mit deinen Bedingungen zu Ende."

„Ich bin nicht in der Lage, Majeſtät," erwiderte der Herzog von Richelieu, „hierauf mit Ja antworten zu können. Es bleibt vielmehr noch eine vierte übrig, die wichtigſte von allen; zugleich aber auch eine ſolche, welche Zeugniß gibt von dem großen Herzen der Frau Marquiſe und welche nennen zu dürfen mich mit gerechtem Stolz erfüllt. Unter Eurer Majeſtät großem Vorgänger, dem Könige Ludwig XIV., hatte Frankreich mit ſeinen ſämmtlichen Nachbarn ſchwere Kämpfe zu beſtehen; aber aus allen dieſen Kriegen ging es ſtets ſiegreich und vergrößert hervor. Woher kam nun dieß? Daher, daß ſich Ludwig der Große immer in Perſon an die Spitze ſeiner Armeen ſtellte und mit dem Ruhme des Staatsmannes die Lorbeeren des Feldherrn vereinigte. Dieſelbe Kraft aber, ſo ſpricht durch meinen Mund die Frau Marquiſe de La-Tournelle, dieſelbe Kraft, derſelbe Muth, daſſelbe

Genie wohnt auch in Eurer Majestät, und wenn Sie dem Beispiel Ihres großen Ahns folgend in Person zu Felde ziehen, so wird sich der Sieg so gut an Ihre Fersen ketten, wie an die Ludwigs XIV. Ja, eine neue Aera wird anbrechen für Frankreich und alle seine Feinde müssen demüthig den Frieden von Ihnen anflehen."

Der Herzog sprach dieß in lautem, fast feierlichem Tone und man sah es ihm an, daß es ihm darum zu thun sei, den Ehrgeiz in dem Monarchen zu wecken. Dieß gelang ihm auch wirklich, wenigstens halb und halb, denn Ludwig XV. richtete sich stramm in die Höhe und sein Auge nahm einen stolzen Herrscherausdruck an.

„Bei Gott, ein hochherziges Weib," rief er, „und ich werde ihr auch hierin den Willen thun. Aber," setzte er eine Weile darauf hinzu, indem er in seinen früheren Ton zurückfiel, „das war hoffentlich die letzte deiner Bedingungen?"

„Es war die letzte, Majestät," erklärte der Herzog von Richelieu.

„Gut," meinte sofort Ludwig XV.; „mit diesen vier Bedingungen also bin ich einverstanden und werde sie getreulich halten. Doch nun habe auch ich eine solche zu stellen, welche eben so genau befolgt werden muß, und diese Bedingung lautet, daß all' das, was wir so eben mit einander abmachten, ein tiefes Geheimniß bleiben muß bis zum Tode des Cardinals. Beim Himmel, ich will nicht von allen Seiten bestürmt werden, mein dir gegebenes Wort wieder zurückzunehmen. Ich will auch keine Scenen haben, weder mit dem Cardinal, noch mit Chauvelin, noch mit der Mailly, noch mit meinem Beichtvater, und dieß kann nur dadurch vermieden werden, daß sie alle von den künftigen Veränderungen nichts erfahren, als bis diese bereits ins Werk gesetzt sind. Verstanden? Nun aber fort, Mann, zu der herrlichen Marianne. Sag' ihr, daß wir heute nach Fontainebleau fahren und daß sie natürlich mit von der Parthie sein wird. Ha, wie ich mich sehne, sie unter vier Augen zu sprechen!"

Der Herzog von Richelieu verbeugte sich und ging. — Der Handel war abgeschlossen!

Ja wohl: „der Handel!“ denn anders kann ich diese Liebesabmachung nicht nennen. Und überdem ein recht profitlicher Handel war es für Frau de La-Tournelle, da sie sich nur für ein Herzogthum verkaufte! In so fern ist sie jedoch noch zu entschuldigen, als der Handel auch für Frankreich seinen Nutzen hatte, und zwar, wie der Leser sogleich aus dem Nachfolgenden sehen wird, einen viel größeren noch, als für die genannte Frau Marquise selbst.

Seit Ende Oktober oder Anfang November 1742 lag der Kardinal von Fleury an den Folgen der Altersschwäche darnieder und seit Mitte Dezember wußte man ganz genau, daß er unmöglich wieder aufkommen könne. Nicht lange darauf verschlimmerte sich sein Zustand so, daß er von einer Schwäche in die andere fiel, und mehr als einmal sagte man ihn todt. Doch zeigte es sich immer wieder, daß die Nachricht eine verfrühte sei, und es währte noch bis zum neunundzwanzigsten Januar, Mittags um 12¼ Uhr, bis der Tod wirklich eintrat. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht und obwohl man sich längst darauf gefaßt gemacht hatte, so war das Ereigniß doch ein allzuwichtiges, als daß man dasselbe nicht von allen Seiten besprochen haben würde. Die Wenigsten übrigens hatten große Hoffnungen, sondern im Gegentheil war man so ziemlich allgemein darauf vorbereitet, es werde der König den Staatsrath von Chauvelin zum Nachfolger Fleurys ernennen, und wenn das geschah, so wußte man wohl, daß es beim Alten bleiben werde. Chauvelin selbst zweifelte ebenfalls nicht im Geringsten an seiner Ernennung zum Staatsminister, da ihn der König bis auf die letzte Zeit nie anders behandelte, denn als den Stellvertreter des Kardinals, und nicht minder zuversichtlich trat die Jesuitenparthei auf, denn der Pater Lémery, der Beichtvater des Königs — Kardinal Fleury hatte ihn ihm gegeben — versicherte noch am 28. Januar seine Oberen, Ludwig XV. sei ihnen so günstig als je. Wie schnell aber sollten alle diese Hoffnungen schwinden!

Drei Tage vor dem Tode des Kardinals erklärte der Leibarzt Dumoulin, daß nun jeden Augenblick die Auflösung eintreten

könne, und auf dieſes hin eilte der Herzog von Richelieu auf Befehl oder wenigſtens mit Erlaubniß des Königs nach Iſſy, um von nun an den Sterbenden nicht mehr zu verlaſſen. So wie aber der Kardinal die Augen ſchloß, ſprengte er auf unterlegten Pferden nach Verſailles und ſo erhielt der König in unglaublich kurzer Zeit genaue Kunde von dem Ereigniß. — Noch mehr, zu gleicher Zeit, wo er ſelbſt von Iſſy abritt, beorderte er auch ſeinen vertrauteſten Kammerdiener als Courier zu dem Grafen d'Argenſon, dem Intendanten von Paris, und dieſer traf daher kaum eine Stunde ſpäter, als der Herzog ſelbſt, ebenfalls in Verſailles ein. Kaum jedoch war er daſelbſt angelangt, ſo berief ihn der König vor ſich und verkündigte ihm, daß er ihn zu ſeinem Staatsminiſter ernannt habe, mit der Befugniß das ganze Miniſterium neu zu ordnen. Nun ging es Schlag auf Schlag mit den Ernennungen. Das Kriegsminiſterium erhielt der Marſchall von Noailles an der Stelle des Marquis de Breteuil, welchen darob der Schlag rührte. Das Miniſterium des Auswärtigen wurde dem älteren Bruder des Staatsminiſters, dem Marquis René-Louis d'Argenſon, übertragen und Herrn Amelot de Chaillou traf das Loos der Penſionirung. Mit den Finanzen betraute man den Generalkontroleur Orry, einen Mann, welchem ſelbſt ſeine Feinde das Zeugniß der Ehrlichkeit nicht verſagen konnten, was in jenen Zeiten doch gewiß viel beſagen wollte, und das Innere übernahm der Graf von Saint-Florentin, während das Seeweſen dem Herrn von Maurepas zu Theil wurde. Mit einem Wort das ganze Miniſterium wurde umgeändert, und zwar in einer faſt unglaublich kurzen Zeit. Nicht minder ſchnell ging es mit den übrigen Veränderungen, welche der König vorzunehmen verſprochen hatte, und noch am Abend des Tags an welchem der Kardinal ſtarb, erfolgte die Ernennung der Frau Marquiſe de La-Tournelle zur Herzogin von Chateau-Roux, während der Herzog von Richelieu zum erſten Kammerherrn vorrückte. Nur wenige Tage ſpäter aber veröffentlichte man die Dekrete, kraft welcher die beiden tapferen Generallieutenante, der Graf Moritz von Sachſen und Graf Auguſt von Belle-Isle, in Marſchälle von Frankreich verwandelt wurden, und zuletzt ging

man auch an die Reorganisation der Armee, welche schon längst so überaus nothwendig gewesen wäre.

Welch' eine Masse von Neuigkeiten! Die Pariser schwelgten förmlich in ihrem Genusse und was für einen Sturm dieselben erst am Hofe hervorbringen mußten, kann man sich denken. Ein besonderes Interesse aber nahm man vorzüglich an zweien davon, an dem Vorrücken des Grafen von Sachsen zum Marschall von Frankreich und an der Ernennung der Marquise de La-Tournelle zur Herzogin von Chateau-Roux. Man bedenke doch nur, der Graf von Sachsen gehörte der protestantischen Religion an und man hatte ihm, ehe man ihn zum Marschall machte, nicht einmal zugemuthet, die Religion zu changiren! Das war etwas Unerhörtes seit langen, langen Jahren und bedeutete nichts Anderes, als daß die schwarze Rotte der Jesuiten wenigstens für den Augenblick aufgehört hatte, am Hofe die Oberherrschaft zu führen! Doch jammerte man in Paris etwa hierüber? O nein, gewiß nicht, sondern gerade umgekehrt, man jubelte und frohlockte und ließ das neue Regiment hoch leben, denn bei der großen Masse des Volkes von Paris, so wie ohnehin bei den Gebildeten allen waren die Söhne Loyola's mit ihren Verfinsterungsplänen von jeher auf's tiefste verhaßt gewesen. Einen vielfach andern Eindruck machte die Ernennung der Frau Marquise de La-Tournelle zur Herzogin von Chateau-Roux, indem es doch selbst den Frivolsten nicht gefallen wollte, daß der König nun gar der dritten Schwester das Schnupftuch zugeworfen habe. Nicht minder mißfiel es, daß die neue Mätresse gleich zum Anfang sich ein Herzogthum schenken ließ, und zwar, — es nahm die große Ebene am Fluß Indre im Berri'schen ein und war von König Ludwig XIII. zu Gunsten Heinrichs von Bourbon gegründet worden — keines von den kleinsten und uneinträglichsten. „Die kann's weitbringen," rief man sich laut in Paris zu, „und wenn sie so fort macht, so besitzt sie in ein paar Jahren das halbe Königreich Frankreich." Doch als man bald nachher erfuhr, daß sie ihren Einfluß auf den König keineswegs zum Schlimmen benütze, sondern daß sie ihn vielmehr aus seiner Trägheit, Schlemmerei und Wollustgier auf-

zurütteln ſuche und ihn ſogar gleich von Anfang an dazu gebracht habe, jene häßlichen Orgien, welche man die kleinen Soupers nannte, aufzugeben, um dafür in ihren Gemächern in anſtändiger und geiſtreicher Geſellſchaft das Nachteſſen einzunehmen — als man dieß erfuhr, verſöhnten ſich die Pariſer vollſtändig mit ihr. „Beſſer," ſagte man nun, „beſſer die Blutſchande mit der dritten Schweſter, als die ewige thieriſche Völlerei mit der Mailly."

Doch der Leſer wird jetzt billig fragen, ob denn alle dieſe großen Veränderungen am Hofe und in der Regierung vor ſich gehen konnten, ohne daß der geringſte Widerſtand ſtattgefunden habe, ja ohne daß ein ſolcher auch nur verſucht worden wäre? O nein, ſo ganz und gar wolkenlos ging die Sache nicht ab und ſelbſt an ein bischen Sturm nebſt Blitz und Donner fehlte es nicht. Noch am nehmlichen Mittag, da der Kardinal von Fleury ſtarb, nur eine Stunde nach dem erfolgten Tode deſſelben, fuhr der Staatsrath von Chauvelin nach Verſailles, um dem Könige das traurige Ereigniß zu melden. Er war der Hoffnung voll, daß ihn Ludwig XV. ſofort an der Stelle des Verſtorbenen zum Staatsminiſter ernennen werde, und in ſeinen ſtolzen Mienen lag dieſe Hoffnung offen zu Tag. Doch — ſchreckliche Enttäuſchung; er wurde vom Könige nicht angenommen, ſondern vielmehr zum Grafen von Argenſon gewieſen! Ja noch mehr; der Graf präſentirte ſich ihm als den neuen Staatsminiſter, und gab ihm kaltblütig den Rath ſich nach Iſſoire in der Auvergne zurückzuziehen! Freilich nur ein Rath war's, den der neue Miniſter ihm gab, aber dieſer Rath klang wie ein Befehl, oder, deutlicher zu ſprechen, er war ein Befehl, dem ſofort gehorcht werden mußte. Der Herr Staatsrath reiste alſo nach Iſſoire, wo er ein kleines Gut beſaß, ab und erhielt dorthin ſein Entlaſſungsdekret nachgeſandt. Auch blieb es bei dieſer ſeiner Entlaſſung, obwohl er ſich ſpäter die größte Mühe gab, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, und es half ihn nicht einmal etwas, als er — er war ſehr reich — der Herzogin von Chateau-Roux eine Million Livres bot, wenn ſie ihm die Zurückberufung an den Hof auswirke. Doch ſetzte er wenigſtens das durch, daß er ſpäter nach ſeinem Schloß Grosbois, fünf

Meilen von Paris übersiedeln durfte, und dort starb er wenige Jahre nachher sozusagen in gänzlicher Vergessenheit.

Mit weit mehr Geräusch, als der Staatsrath von Chauvelin, trat die Jesuitenparthei auf, so wie sie von den großen Neuerungen Kunde erhielt, und in einer sehr stürmischen Sitzung, welche in dem Ordenshause in der Straße St. Jaques statthatte, wurde abgemacht, daß der Pater Lémery, der Beichtvater des Königs, diesen sofort auf den Weg der bisherigen Ordnung zurückzubringen habe. Der Pater erbat sich also eine Audienz bei Ludwig XV. und begann, nachdem er vorgelassen worden war, einen vortrefflich einstudirten und äußerst salbungsreichen Sermon über die Sünde des Mätressenthums überhaupt, so wie insbesondere über die Sünde des blutschänderischen Umgangs mit mehreren Schwestern zugleich. „Augenblickliche Verbannung der Herzogin von Chateau-Roux vom Hofe," so schloß er seine Strafrede, „sei das Einzige, womit der König seine Seele retten könne; im umgekehrten Falle aber müßten Seiner Majestät die Segnungen der Kirche bis auf Weiteres entzogen werden." Ludwig XV. hörte den Pater ruhig an und erwiderte ihm nach Gewohnheit keine Sylbe. So wie derselbe aber — ohne Zweifel in der festen Ueberzeugung einen recht tiefen Eindruck hinterlassen zu haben — sich entfernt hatte, erhielt er eine schriftliche Weisung von Seiten Seiner Majestät, für die Zukunft nie mehr vor Höchstderselben zu erscheinen, als bis er gerufen würde, und bei dieser Weisung blieb es ganz unabänderlich trotz aller Versuche des Paters, sich wieder beim Könige zu insinuiren. So ward auch dieser Sturm abgeschlagen und zwar auf eine Weise, welche den Parisern, so wie sie davon Kunde erhielten, unendlich viel Freude machte.

Nicht so still ging es bei der Entlassung der Frau Gräfin von Mailly zu, welche unmittelbar nach der Ernennung der Frau Marquise de La-Tournelle zur Herzogin erfolgte. Im Gegentheil als die Gräfin den betreffenden Befehl erhielt, gerieth sie in die furchtbarste Aufregung und tobte und schrie wie eine Besessene. Auch drang sie sofort bei ihrer Schwester ein und machte ihr wegen ihrer Verstellung, Undankbarkeit und Schlechtigkeit solch'

schmähliche Vorwürfe, daß nichts anders übrig blieb, als sie mit Gewalt zu entfernen. Ebenso mußte man sie mit Gewalt abhalten, dieselbe Scene bei dem Könige aufzuführen, und erst als man sie in ihre Zimmer eingeschlossen hatte, kehrte sie einigermaßen zur Besinnung zurück. Den andern Tag, als sie der Herzog von Richelieu im Auftrag des Königs aufsuchte, fand er sie in Thränen aufgelöst und überhaupt war ihr Zustand ein solcher, daß er das tiefste Mitleid mit ihr empfinden mußte. „Was soll aus mir werden?" rief sie ihm schluchzend zu. „Mein Gatte hat sich von mir getrennt und nirgends finde ich eine Heimath. Ueberdem bin ich tief in Schulden und meine Gläubiger werden mir keine Ruhe lassen." So jammerte sie; aber der Herzog von Richelieu wußte sie zu trösten. Er hatte ihr nehmlich von Seiten des Königs dreierlei zu verkünden: einmal, daß der Generalkontroleur Orry bereits Befehl erhalten habe, alle ihre Schulden zu bezahlen; zum zweiten, daß ihr eine Reihe von Zimmern im Palaste Luxemburg in Paris zur Verfügung gestellt seien; zum dritten endlich, daß sie eine jährliche Rente von vierzigtausend Livres zu beziehen hätte, so wie sie sich herbeilasse, Versailles sofort ohne weiteres Geräusch und für immer zu verlassen. „Und dieß Alles," setzte der Herzog am Schlusse seines Vortrags hinzu, „verdanken Sie der Fürsprache der Frau Herzogin von Chateau-Roux." Es war auch wirklich so. Ihr verdankte sie es, daß sie von nun an in gemächlicher Sorglosigkeit in Paris leben konnte, und sie hätte also alle Ursache gehabt, derselben dankbar zu sein. Allein zu einer solchen Selbstüberwindung brachte sie es nicht, selbst nicht einmal als sie einige Jahre später fromm geworden war und sich unter die Seelendirektion des Pater Renaut, eines damals vielberühmten Beichtigers gestellt hatte. Vielmehr starb sie im März 1751, ohne ihrer Schwester, der Herzogin, obgleich diese ihr im Tode längst vorangegangen war, je vergeben zu haben, und auch dem Könige verzieh sie den Betrug, den er an ihr begangen hatte, nie.

Doch es ist Zeit, daß wir an den Hof zurückkehren, welcher durch die Herzogin von Chateau-Roux so plötzlich ein anderes

Aussehen gewann. Wir müssen dahin zurückkehren, um zu konstatiren, daß die genannte Herzogin mit den durch sie an's Ruder gekommenen Ministern Alles that, um die Ehre Frankreich's gegenüber dem Auslande wieder herzustellen. Zu dem Ende wurden alle verfügbaren Regimenter zu den in Deutschland und den Niederlanden kämpfenden Armeen gesandt und selbst die Leibgarde des Königs nebst seinen Musketieren durfte nicht zurückbleiben. Ueberdem hob man überall im ganzen Lande Rekruten aus und was nur irgend dienstfähig war, mußte unter das Gewehr treten. Was aber die Hauptsache, man stachelte den Adel an, sich in Masse zur Armee zu begeben, und die Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres, der Graf von Clermont, der Prinz von Dombes, der Graf von Eu, der Herzog von Ponthièvre und der Prinz von Conti gingen ihm hierin mit gutem Beispiel voran. Kurz man betrieb den Krieg mit einer Energie, die fast beispiellos genannt werden konnte, und um das Werk zu krönen, entschloß sich der König endlich, sich wie vordem Ludwig XIV. in Person an die Spitze seiner Truppen zu stellen. Am 3. Mai 1744, einem Sonntag, Morgens früh um drei Uhr reiste er mit Kurierpferden von Versailles ab und seine Begleitung bestand einzig und allein aus Militärpersonen nebst dem Kriegsminister Marschall von Noailles. Alle Damen mit dem ganzen Hofstaat mußten zurückbleiben, denn der König sollte jetzt nichts sein, als der erste Soldat Frankreichs. Also ordnete es die Herzogin von Chateau-Roux an und in ganz Frankreich jubelte man ihr deßhalb zu!

Siebentes Kapitel.

Diana-Adelaide, Herzogin von Laureguais-Brancas, die vierte Schweſter, oder die Geliebte von einer Nacht. (1744.)

Die Reiſe des Königs ging über Peronne und Valenciennes zur Armee nach Flandern, welche bis jetzt unter dem Oberbefehl des Marſchalls Grafen von Sachſen ſtand; ſo wie Ludwig XV. aber, am 6. Mai 1744, das Lager von Ciſoing, zwiſchen Lille und Tournai erreicht hatte, übernahm er ſelbſt das Commando, wie es in den officiellen Berichten hieß, und er gefiel ſich im Anfang unendlich wohl in dieſer neuen Funktion. Freilich allzuviel verſtand er nicht davon, oder vielmehr ſo viel wie gar nichts, und faktiſch blieb die Oberleitung dem Marſchall von Sachſen nebſt dem ihn im Kriegsrathe unterſtützenden Marſchall von Noailles; allein dem Namen nach gingen doch alle Befehle vom Könige aus und dieß kitzelte deſſen Eitelkeit nicht wenig. Ueberdem gewährte es ihm Unterhaltung in der Uniform eines Marſchalls an der Spitze ſeiner acht Adjutanten, worunter die Herzoge von Richelieu, von Boufflers, von Luxemburg und von Ayen, hoch zu Roß dahin zu fliegen und ſeine Truppen Revue paſſiren zu laſſen. Am meiſten aber freuten ihn die kleinen Rundreiſen, die man ihn im Anfang machen ließ, um die feſten Plätze

Lille, Douai, Condé, Le-Quesnoi und Maubeuge zu besichtigen, und es schien wirklich ein kriegerischer Geist in ihm zu erwachen.

Doch nein, ein solcher Geist wehte nicht in ihm, sondern Alles war blos vorübergehende Aufregung und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so fühlte er sich schon nach den ersten Tagen schrecklich gelangweilt. Auch vergrößerte sich diese Langeweile mit jeder Stunde, denn es fehlte ihm das, wofür er eigentlich allein Sinn hatte: der Genuß des Weibes in Verbindung mit starken Libationen in Speisen und Getränken. Freilich an Letzterem, das ist an Speisen und Getränken, war, wie sich wohl von selbst versteht, kein Mangel, sondern der Marschall von Noailles, der das Amt des Wirths für die Zeit des Lagerlebens übernommen hatte, ließ auftragen, was nur die Tische tragen konnten; aber es fehlte dem Könige die gewohnte Gesellschaft, in welcher er sich die letzten Jahre her so ungenirt bewegt hatte, und er fühlte sich beengt, weil ihn nun bei seinen „Soupers" fremde Gesichter beobachteten. Ueberdem, und das war die Hauptsache, wer ersetzte ihm die Geliebte des Herzens, die wunderbar schöne Herzogin von Chateau-Roux, welche er seit einem Jahre die Seinige nennen durfte?

Gegen Ende des Monats begannen die Kriegsoperationen und vor Allem schritt man zur Belagerung der Festung Menin. Das war nun aber eine etwas zeitraubende Affaire, weil man mit den Laufgräben, sowie mit den sonstigen Vorbereitungen natürlich nicht in einem einzigen Tage fertig werden konnte, und so wollte es den ungeduldigen König oft bedünken, als ob eigentlich gar nichts geschehe. In Folge dessen wurde er noch mürrischer und übelgelaunter, als er vorher schon gewesen war, und in solchen Augenblicken fiel es denen, welche es in ihrem Innern mit der seit dem Tode des Kardinals gestürzten Parthei hielten, nicht schwer, in ihrer Weise und zu ihrem Vortheil auf Seine Majestät einzuwirken. Seit dem 22. Mai hatte er sein Hauptquartier auf einem kleinen Hofe außerhalb der Schußweite von Menin und den Tag darauf treffen wir ihn Abends, nachdem er sich zuvor eine Stunde lang müde geritten hatte, mit einer höchst unfreundlichen Miene in seinem Zimmer auf und abgehend. Soeben hatte ihn der Herzog

von Aumont verlaſſen, auch einer ſeiner Adjutanten und Vertrauten, von dem man aber wiſſen wollte, daß er, weil er es heimlich mit den Schwarzröcken halte, lieber den Herrn von Chauvelin am Ruder geſehen hätte, als den Grafen von Argenſon. Wie dem aber ſei, der Herzog von Aumont war eben vom König weggegangen, als der Herzog von Richelieu bei demſelben eintrat.

„Endlich kommſt du," rief ihm Ludwig XV. vorwurfsvoll entgegen; „ich habe ſchon vor einer Viertelſtunde nach dir geſchickt."

„Majeſtät," erwiederte der Herzog ſich entſchuldigend, „in dieſem Augenblick erſt....."

„Glaub's, glaub's," unterbrach ihn der König haſtig; „in dieſem verdammten Feldlager wird man nicht einmal ordentlich bedient. Aber ich ſage dir, Richelieu, ich hab's ſatt und werde dem Ding ſo bald wie möglich ein Ende machen."

„Ein Ende machen, Sire?" verſetzte der Herzog nicht wenig betreten. „Wie verſtehen das Eure Majeſtät?"

„Sehr einfach, bei Gott," fuhr Ludwig XV. fort, indem er wieder mit langen Schritten auf- und niederging. „Ich werde Friede ſchließen und ſofort wieder nach Verſailles zurückkehren."

„Ah!" rief der Herzog von Richelieu. „Jetzt verſteh' ich Eure Majeſtät. Gewiß war der Herzog von Aumont vorhin hier?"

„Wie kommſt du darauf?" fragte der König, offenbar ein wenig betreten.

„Weil ich," ſagte der Herzog, „aus den Aeußerungen Eurer Majeſtät darauf ſchließen muß. Frieden machen, nach Verſailles zurückkehren," fuhr er dann mit gehobener Stimme fort, „ja das iſt ſein ewiger Refrain. Das iſt das Stichwort, welches ihm eine gewiſſe Parthei in den Mund gelegt hat, um es immer wieder vor Eurer Majeſtät zu wiederholen. Aber dieſe Parthei iſt nicht diejenige, welcher das Wohl Frankreichs und der Ruhm Eurer Majeſtät am Herzen liegt, ſondern ſie iſt diejenige, welche öſtreichiſch denkt und Frankreich demüthigen möchte, um den Habsburgern, jenen innigen Freunden des Ordens Jeſu, die Herrſchaft über Europa zu ſichern. Sire, unter welchen Bedingungen müßten

Sie jetzt Friede schließen? Unmöglich unter andern, als welche der Sieger dem Besiegten diktirt, und alle die großen Anstrengungen, die in den letzten Monaten gemacht wurden, um dem Feinde siegreich die Spitze zu bieten, wären vergeblich gewesen."

Aufmerksam hörte der König zu und die Rede des Herzogs machte offenbar einigen Eindruck auf ihn. Kaum aber hatte sein erster Adjutant und Kammerherr zu sprechen aufgehört, so kehrte auch sogleich der frühere Zug des Mißmuths auf das Gesicht Ludwigs XV. zurück. „Du sagst mir," versetzte er darauf mit einer abwehrenden Geberde, „was mir d'Argenson und der Marschall von Noailles schon fünfzig Mal gesagt haben. Aber ich bin der König und kann befehlen. Ich wiederhole dir also, ich will mich nicht mehr länger hier langweilen. Nein, bei Gott, ich habe das Lagerleben satt und werde schnellstens nach Versailles zurückkehren."

Eine kleine Pause trat ein, nachdem sich Ludwig XV. auf diese Art hatte vernehmen lassen, und der Herzog von Richelieu sah mit kummervollem Gesicht zu Boden. Doch plötzlich erheiterte sich seine Stirne und sein Auge blitzte frei und frisch auf. „Majestät," sagte er, „mir kömmt ein Gedanke."

„Ein Gedanke?" bemerkte Ludwig XV. mit den Achseln zuckend. „Pah, ich will nichts von Gedanken wissen."

„Weil es," fuhr der Herzog von Richelieu fort, ohne auf die Worte des Königs zu achten; „weil es die Lage Frankreichs durchaus nicht gestattet, daß Eure Majestät für jetzt nach Versailles zurückkehren, wie wäre es, wenn Sie Versailles hierher kommen ließen?"

„Versailles hierher?" erwiederte der König. „Ich glaube du bist ein Narr."

„Nun," lächelte der Herzog, „nicht gerade hierher, weil da kein Platz wäre; aber nach dem benachbarten Lille, wo die Frau Herzogin von Chateau-Roux nebst den andern Damen jedenfalls eine geeignete Unterkunft fände."

Ein Blitzstrahl der Heiterkeit fuhr über das Gesicht des Königs. „Ha!" rief er; „so verstehst du die Sache? Ja bei

Gott, du haſt Recht, wir wollen Verſailles hierher kommen laſſen. Aber, halt, nein, ſetzte er gleich darauf in dem früheren Tone des Mißmuths hinzu, „es geht nicht. Die Damen können nicht hierher reiſen, wenn nicht auch die Königin ſich dazu entſchließt, und daß dieſe nicht dazu zu bringen iſt, das weißt du ſo gut wie ich.“

„Wohl, Sire,“ erklärte der Herzog von Richelieu; „ich gebe das unbedingt zu. Aber wenn zum Beiſpiel einige der Prinzeſſinnen von Geblüt.....“

„Ah!“ rief der König zum zweiten Male, ihn in großer Aufregung unterbrechend. „Aber fahre fort. Was iſt's mit den Prinzeſſinnen von Geblüt?“

„Euer Majeſtät erinnern ſich,“ fuhr er fort, „daß geſtern der Herr Herzog von Chartres mit dem Pferde geſtürzt iſt?“

„Gewiß,“ verſetzte Ludwig XV.; „er ſtürzte und hat einige leichte Verletzungen davongetragen. Aber, zum Henker, das gehört doch nicht hierher?“

„Ei freilich, gewiß gehört es hierher,“ lächelte der Herzog von Richelieu. „Eure Majeſtät bemerkten ganz richtig, daß ſich der Herr Herzog nur ganz leicht verletzt hat; allein man könnte in Verſailles und Paris ausbreiten: daß die Verletzungen ſehr ſchwerer Natur ſeien, und es könnte dann unmöglich auffallen, wenn die Frau Herzogin von Chartres in's Lager oder nach Lille eilte, um perſönlich nach dem Herrn Gemahl zu ſehen. Auch wäre es natürlich nicht ſchicklich, daß die Frau Herzogin allein reiste, beſonders da ſie noch ſo ſehr jung iſt, und ſo müßte wohl ihre Mutter, die Frau Prinzeſſin von Conti, ſowie ihre nahe Verwandte, die Frau Gräfin von Toulouſe, mitgehen. Wenn aber einmal dieſe Prinzeſſinnen von Geblüt in Lille verweilen, ſo gehört es ſich, daß ſich ein Kreis von Hofdamen um ſie bilde, und dann.....“

Wiederum unterbrach der König den Herzog und zwar dießmal mit einer ſtürmiſchen Umarmung. „Du biſt die Klugheit ſelbſt,“ rief er ihm zu und ſeine Augen ſtrahlten dabei vor Vergnügen; „aber wie willſt du den Plan durchführen?“

„Geben mir,“ ſagte der Herzog mit großer Zuverſicht; „geben

mir Eure Majestät auf acht Tage Urlaub, um nach Paris und Versailles zu reisen, so stehe ich für den Erfolg. Aber nicht wahr, dann versprechen Sie mir, nicht mehr an die Abreise von der Armee und an einen voreiligen Friedensschluß denken zu wollen?"

„Hier mein Wort darauf," betheuerte König Ludwig XV.; „aber nun spute dich, denn ich sehne mich unaussprechlich darnach, einmal wieder in die Augen meiner theuren Marie-Anne zu sehen."

Eine halbe Stunde später saß der Herzog von Richelieu in einer Postchaise mit Vieren und er gab den Postillonen so gute Trinkgelder, daß er schon am dritten Tage sein Hôtel in Paris erreicht hatte. Von dort fuhr er alsobald nach Saint-Leger zur Frau Gräfin von Toulouse, und nach einer nur kurzen Unterredung ging's nach Versailles, wo er sich der Königin vorstellte. Unmittelbar von der Königin aber begab er sich in den Palast Conti, woselbst er wieder mit der Frau Gräfin von Toulouse zusammentraf, welche inzwischen ebenfalls dahin geeilt war. Kurz darauf verbreitete sich das Gerücht, daß der Herzog von Chartres sich durch einen Sturz vom Pferde sehr bedeutend verletzt habe, und dieses Gerücht fand sofort darin seine Bestätigung, daß die Frau Herzogin von Chartres mit ihrer Mutter, der Frau Prinzessin von Conti, und ihrer Muhme, der Frau Gräfin von Toulouse, schon den andern Tag in aller Frühe nach Lille abreisten.

Erst um einige Stunden später trat der Herzog von Richelieu seine Rückfahrt an, denn er hatte vorher noch eine lange Unterredung mit der Frau Herzogin von Chateau-Roux, welche in Folge derselben ebenfalls ihre Koffer packen ließ.

Was nun auf einmal in Lille für ein Leben entstand! Den ersten und größten Palast hatte die Prinzessin von Conti mit ihrer Tochter und Base, der Frau Gräfin von Toulouse, inne und es wimmelte da von höherer und niederer Dienerschaft. Ein anderes Palais bewohnte die Herzogin von Modena, welche als die Tante des Herzogs von Chartres — sie war die Schwester des Herzogs von Orleans und hieß Charlotte-Aglaë — ebenfalls nach Lille gekommen war und ihren eigenen Hofstaat mitgebracht hatte. Ein

dritter Palast endlich war der Frau Herzogin von Chateau-Roux eingeräumt worden, und wahrhaftig nicht der schlechteste, denn sie brauchte große Räumlichkeiten, weil sich in ihrer Begleitung noch mehrere andere Damen befanden, wie zum Beispiel ihre Schwester, die Frau Herzogin von Laureguais-Brancas, und die Gräfin von Egmont, ihre Freundin. Man mußte doch den äußern Anstand wahren, um den Lästerzungen nicht allzuvielen Anlaß zum Räsonniren zu geben, und — und genirt wurde die Frau Herzogin von Chateau-Roux durch diese ihre Begleiterinnen nicht! So sammelte sich in Lille ein förmlicher weiblicher Hof, und daß nun Ludwig XV. es nicht verabsäumte, so oft es nur irgend ging, aber immer nur von Wenigen begleitet, aus dem Hauptquartier nach Lille hinüberzureiten, das werde ich dem Leser natürlich nicht erst zu versichern brauchen. Auch hatten diese Reisen, welche hie und da zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Lille ausgedehnt wurden, den allerbesten Einfluß auf das Aussehen Seiner Majestät und von einem mißmuthigen, verleideten und mürrischen Benehmen war durchaus keine Rede mehr. Merkwürdig aber, die Belagerungsarbeiten litten unter diesen Reisen des Königs keineswegs, obwohl Ludwig XV. als Oberbefehlshaber fungirte, sondern es ging so schnell mit ihnen vorwärts, daß man hoffen durfte, schon in den ersten Tagen des Juni die Festung nehmen zu können.

Am vierten Juni 1744, am Frohnleichnamsfest in der Früh, sprengte der Marschall von Sachsen mit seinem Stabe nach dem kleinen Gehöfte, welches Ludwig XV. bewohnte und in das er soeben erst von Lille zurückgekehrt war.

„Ha, mein lieber Marschall," rief ihm der König entgegen, „Sie halten genau Wort."

„Ich habe Eure Majestät gestern gebeten," erwiederte der Marschall, „auf heute früh acht Uhr den Sturm zu befehlen und ich hoffe, daß Sie nun diesen Befehl geben werden."

„Die Festung gehört unter die stärkeren," bemerkte der König ausweichend, „und es werden viel Menschenleben dabei zu Grunde gehen."

„Wir müssen Menin haben," war die Antwort des Mar-

ſchalls von Sachſen, weil es der Schlüſſel zu dem ganzen Lande dahinter iſt. Aber beruhigen ſich Eure Majeſtät, die Kanonen werden bei dem Sturme die Hauptrolle ſpielen."

Der König beruhigte ſich auch und fünf Minuten ſpäter ſprengte er an der Spitze des Stabs vorwärts, um dem Schauſpiel der Eroberung einer Feſtung beizuwohnen. Nein, nicht bloß ihm beizuwohnen, ſondern um dieſe Eroberung ſelbſt zu machen oder wenigſtens um ſich den Ruhm dafür anzueignen! Es kam übrigens ganz, wie der Marſchall von Sachſen es vorausgeſagt hatte, und nach einem furchtbaren zweiſtündigen Bombardement, durch welches die hervorragenderen Gebäude der Stadt in Brand geriethen, zog die Beſatzung die weiße Flagge auf. Bald waren die Uebergabe-Bedingungen geregelt und genau um die Mittagsſtunde zog Ludwig XV. ſiegreich in Menin ein, um ſogleich in der Hauptkirche ein Te-Deum ſingen zu laſſen.

Das war der erſte Erfolg dieſes Feldzuges in den Niederlanden und man kann ſich denken, daß der Jubel darüber in ganz Frankreich wiederhallte. Man hatte ſo lange nichts als Niederlagen erlebt, warum ſollte man ſich alſo nicht freuen, daß endlich einmal ein Sieg, wenn auch noch kein großer, erkämpft worden war? So wurden denn in allen franzöſiſchen Städten Dankfeſte gefeiert, und in Paris gabs noch extra Kanonendonner, Freudenfeuer und Illumination; am Hofe in Verſailles aber ward eine eigene Hymne auf den König in Muſik geſetzt und in dieſer ſtreute man ihm mehr Lob, als in den Prologen der Lully'ſchen Opern dem Könige Ludwig XIV. je geſtreut worden war. Nur fiel auf, daß die Königin an allen dieſen Feſten keinen Antheil nahm oder daß ſie, wenn ſie es that, nie eine freudige Miene zeigte, gerade wie wenn ſie die Waffenerfolge ihres Gemahls nichts angingen. Sie erntete jedoch mit dieſem ihrem Gebahren nirgends Beifall, ausgenommen bei denjenigen, in deren Händen ſie ſich total befand; ich meine die Herren Väter von der ſchwarzen Jeſuitenrobe und deren getreue Anhängerinnen, die alten betenden Weiber, welche in ihrer Jugend zu viel geſündigt hatten.

Indeſſen fuhren die franzöſiſchen Waffen fort, große Fort-

schritte zu machen, und schon am 6. Juni ward Ypern berannt, doch ohne daß der Ueberfall geglückt wäre. Man mußte es vielmehr einschließen und förmlich kunstgerecht belagern, bis es sich endlich am 25. Juni ergab. Auch hatte man dabei bedeutende Verluste zu beklagen und namentlich fiel während des Sturms der Generalmajor Marquis von Beauvau, der ganz das Zeug zu einem großen Feldherrn in sich hatte. Um so größer war aber der Ruhm der Eroberung und man fing allgemein an zu prophezeihen, daß der Feldzug dießmal zu unbedingten Gunsten der Franzosen ausfallen werde. Dieß bestätigte sich auch schon in der allernächsten Zeit, denn am 26. Juni, also dem Tag nach der Uebergabe von Ypern, ward die Festung Knoque und gleich darauf die Stadt Furnes erobert. Von da aus aber rückte die französische Armee gegen Brügge und Ostende vor, während die feindlichen Truppen — die Oesterreicher im Verein mit den Engländern und Holländern — es nicht wagten, die Schelde zu überschreiten. Kurz, alles ging ganz vortrefflich, und weil die französischen Waffen so gar schnell siegreich vordrangen, siedelten die Damen, welche den obgenannten weiblichen Hof bei der Armee bildeten, um nicht allzuentfernt vom Kriegsschauplatze zu sein, von Lille nach Dünkirchen über, wohin ihnen natürlich der König sofort nachfolgte.

So ruhmreich nun aber die Franzosen in den Niederlanden und Flandern kämpften, um so elender ließ sich der Feldzug in Teutschland an. Hier nehmlich hatte man nicht den Marschall von Belle-Isle, wie ursprünglich beabsichtigt gewesen war, zum Oberbefehlshaber ernannt, sondern vielmehr den Marschall von Coigny, denn den ersteren brauchte man zu einer äußerst wichtigen militärisch-politischen Mission am Münchener Hofe, und von dem letzteren hoffte man im Felde das Beste, weil es einer der erfahrensten Generale war, die Frankreich damals besaß. Hierin hatte man auch ganz recht — der Marschall von Coigny war ein sehr umsichtiger und erfahrener General; nur vergaß man dabei den kleinen Umstand, daß er, der das Jahr 1670 sein Geburtsjahr nannte, damals bereits vierundsiebenzig Jahre zählte

und daß also von Energie und Kühnheit bei ihm keine Rede mehr sein konnte. Ueberdem litt er an Harnbeschwerden, wodurch natürlich seine Kampflust auch nicht vermehrt wurde, und kurz und gut, der alte kranke Mann hielt sich beständig in der Defensive, indem er sich meist in ein befestigtes Lager einschloß. Wenn er aber angegriffen wurde, so zog er es vor, statt sich mannhaft zu vertheidigen, einen hübschen Rückzug zu bewerkstelligen, und ebenso thaten auch seine Untergenerale, welchen er die Vertheidigung der Grenzfestungen anvertraut hatte. So lief denn eine schlimme Nachricht nach der andern an dem Hoflager des Königs in Dünkirchen ein und selbstverständlich wurde dadurch die Freude über die bisher in Flandern errungenen Vortheile unendlich getrübt. Wie sollte man jedoch diesem traurigen Zustande ein Ende machen? Es gab — darüber waren die Freunde einer kräftigen Politik alle einig — nur ein einziges Mittel, und dieß bestand darin, daß der König den Krieg in Flandern und den Niederlanden dem Marschall von Sachsen überließ, um sich dagegen unter der Aegide des Marschalls von Noailles an die Spitze der in Deutschland operirenden Armee zu stellen. Natürlich aber sollte der König von einem starken Armeecorps begleitet werden, welches der Marschall von Sachsen wohl entbehren konnte, und überdem wollte man in Frankreich neue Aushebungen veranstalten, damit die Streitkräfte nach allen Seiten hin auf den respektabelsten Stand gebracht werden könnten. Also ward im Kriegsrath der Actionspartei beschlossen, und da die Herzogin von Chateau-Roux sich mit diesem Plane vollständig einverstanden erklärte, so fehlte es nicht lange an der Einwilligung Ludwigs XV. Schnellstens wurden nun die nöthigen Befehle gegeben und schon am 19. Juli, einem Sonntag früh, trat der König die Reise nach Metz an. Sie ging über Saint-Omer, Bethüne, Arras, Peronne, La-Fère, Laon, Rheims, Chalons, Verdun, und Malatour, und alle Damen, die sich damals um ihn in Dünkirchen versammelt hatten, waren in seiner Begleitung. Nicht blos aber die Damen, sondern auch der Marschall von Noailles nebst seiner ganzen Adjutantur, denn in Metz wollte Ludwig XV. mit dem Marschall

von Belle-Isle, sowie mit noch andern hervorragenden militärischen Persönlichkeiten zusammenkommen, um großen Kriegsrath zu halten. Dann sollte es mit dem inzwischen unter dem Oberbefehl des Herzogs von Harcourt aus Flandern herangerückten Heere nach Straßburg weiter gehen und schließlich die Vereinigung mit der Hauptarmee, die unter dem Marschall von Coigny in einem verschanzten Lager bei Hagenau stand, bewerkstelligt werden. So war's abgemacht; aber dieser Abmachung trat eine abscheulich-finstere That entgegen, deren nähere Details ich den Leser übrigens eben wegen ihrer Abscheulichkeit mehr errathen lassen muß, als ich sie ihm enthüllen kann.

Am ersten August fuhr der König mit seinem Gefolge in Metz ein, und man kann sich denken, welch' außergewöhnliches Leben dadurch in diese frühere deutsche Reichsstadt kam. Kaum reichte der Gouvernementspalast nebst den übrigen öffentlichen Gebäuden aus, um Seine Majestät, sowie dessen Umgebung gehörig unterzubringen, und da auch eine Menge von Fremden herbeieilten, um den Monarchen zu sehen, so waren sämmtliche Gasthöfe und Privathäuser ebenfalls überfüllt. Kurz, es war ein ungeheures Gewoge von Menschen, von Civil- wie Militärpersonen, und Hunderte trieben sich in der Stadt herum, von denen man nicht einmal wußte, welchem Stande sie angehörten. Einem solchen Manne nun begegnen wir am 5. August Abends, als eben die Sonne sich anschickte von der Erde Abschied zu nehmen. Er trug sich in der Hauptsache wie ein Handwerker; diesem Stande aber widersprach der Schlapphut, der ihm das Gesicht fast ganz beschattete und eher auf eine Militärperson hinzudeuten schien. Eine solche konnte der Mann übrigens auch wieder nicht sein, denn auch nicht die Spur eines Bartes war an ihm sichtbar und zudem standen seine mageren, strengen Züge damit in Widerspruch. Eben aber, weil wir nicht wissen, wer der Mann ist, wollen wir ihm folgen; noch mehr deßwegen, weil es uns auffällt, daß er in einer ganz andern Wegesrichtung forteilt, als die andern Bewohner von Metz heute thun.

Die dreißigtausend Mann Truppen nehmlich, welche Lud-

wig XV. aus Flandern gezogen hatte, waren gestern, am 4. Aug., unter der Führung des Herzogs von Harcourt in Metz eingetroffen, und marschirten am 5. Mittags wieder weiter, um sich mit dem Heere des Marschalls von Coigny zu vereinigen. Was konnte also die Bevölkerung von Metz anders thun, als ihnen das Geleit zu geben oder wenigstens das Schauspiel ihres Abmarsches mitanzusehen? Der König selbst übrigens mit seinem Hofe zog mit den Truppen nicht ab, sondern wollte erst zwei Tage später, am 7., nachfolgen, denn da er natürlich weit schneller reiste, als die Truppen zu marschiren im Stande waren, so konnte er sie in Straßburg mit Leichtigkeit einholen, und überdieß hatte er versprochen, einem Bankette und Ballfeste beizuwohnen, welches die Stadt Metz ihm am Abend des 6. geben zu dürfen sich ausgebeten hatte. Doch — folgen wir dem Manne mit dem Schlapphut!

Er ging eine ziemlich breite Straße hinab, wandte sich dann links nach dem Ufer der Mosel zu, eilte einige hundert Schritte diesem entlang und lenkte dann schnell wieder rechts in eine ganz enge und schmutzige Gasse ein. Hier war es schon ziemlich dunkel, obwohl die Sonne noch immer am Himmel stand, und der Mann durfte also nicht leicht befürchten, erkannt zu werden. Dennoch zog er den Schlapphut noch tiefer ins Gesicht und sah sich sorgfältig um, ob ihn Niemand beobachte. Es war aber kein Mensch um den Weg und auch aus den trüben Fenstern der elenden Holzbaracken, welche zu beiden Seiten des Gäßchens standen, sah keine Seele heraus. So schritt er denn ohne Aufenthalt vorwärts und hielt endlich an einem Häuschen still, das noch etwas besser erhalten sein mochte, als die andern. Hier war an einer Thüre ein kleines Schild angebracht und auf dem Schilde stand geschrieben: „Moses Mosessohn, Chemist;“ die Thüre aber schien fest verschlossen und das ganze Anwesen unbewohnt zu sein. Es schien übrigens nur so, denn kaum hatte der Mann dreimal leise geklopft, so schaute ein altes häßliches Judenweib durch eines der unteren Fenster und öffnete dann sogleich die Hausthüre.

„Zu Hause?“ fragte der Mann mit dem Schlapphut kurzweg.

„Gewiß," erwiderte das häßliche alte Weib. „Er hat Sie ja auf heute Abend bestellt."

Der Mann im Schlapphut betrat sofort die vor ihm befindliche etwas morsche Stiege, während die Frau die Hausthüre wieder hinter ihm schloß, und nach wenigen Schritten hatte er das erste Stockwerk erreicht. Dort klopfte er an einer Zimmerthüre und auf ein leises „Herein" verschwand er nach innen.

Das Zimmer, welches er betrat, bot einen ziemlich eigenthümlichen Anblick, denn man sah da eine Menge von Retorten und Gläsern, wie in einem Laboratorium, und auf einem kleinen Heerde brannte ein Kohlenfeuer. Noch eigenthümlicher sah der Bewohner des Zimmers aus, ein alter Mann mit langem grauem Bart, eine grünblaue Brille auf dem Vordertheil der Nase, und den dürren gekrümmten Leib in einen blumigten Schlafrock gehüllt. Auch war der Jude in ihm nicht zu verkennen und die Habichtsnase ging fast über den Mund herab.

„Ihr seid präzis," sagte der alte Jude, sobald er des Eintretenden gewahr wurde; doch ohne sich von seinem Sitze zu erheben.

„Ihr hoffentlich nicht minder," entgegnete der Mann im Schlapphut. „Oder käme ich zu früh?"

„Der Liebestrank ist fertig," versetzte der Andere kalt, „und Ihr könnt ihn in Empfang nehmen, sobald die Goldstücke in meinen Händen sind."

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, griff der Mann mit dem Schlapphut in die Tasche, zog eine lederne Börse heraus und zählte dem Juden zwanzig schwere Goldstücke auf den Tisch. Darauf erhob sich der Jude, öffnete einen Schrank in der Wand und entnahm ihm ein fein geschliffenes mit einer röthlichen Flüssigkeit gefülltes Fläschchen, das er dem Fremden reichte.

„Hier," sagte er, indem er zugleich die Goldstücke mit Einem Griff an sich zog.

Der Fremde nahm das Fläschchen und ließ es in einer seiner Taschen verschwinden; während er es aber that, glaubte er ein höhnisches Grinsen im Gesichte des Juden zu bemerken.

„Höre, Jude," rief er sofort von plötzlichem Mißtrauen erfüllt, „wenn du mich betrogen hättest! Man sagt dir Vielerlei nach und das Meiste ist schlimm genug."

„Nun?" versetzte der Jude. „Bin ich gekommen zu Euch, oder Ihr zu mir? Wenn Ihr kein Zutrauen habt zu mir, warum habt Ihr Euch denn herbemüht zum alten Moses Mosessohn? Warum habt Ihr ihn überredet mit Eurem Geld, Euch zu brauen den Trank, nach dem die Männer und Frauen gleich sehr gelüstet?"

„Also ist es wirklich ein Liebestrank?" fragte der Andere noch immer mißtrauisch. „Die Vernunft verwirft solche Dinge als einen Unsinn und doch sprechen Thatsachen dafür, daß derlei Tränke ihre Wirkung haben."

„Was ist Liebe, Herr?" meinte der Jude äußerst trocken. „Ist sie nicht eine Brunst, gleich der Brunst der Thiere? Liegt sie etwa wo anders als in den Sinnen? Nun, und die Sinne kann man reizen, das ist das ganze Geheimniß."

„Ihr mögt Recht haben," erwiderte der Andere nach einer kleinen Pause und wandte sich sofort der Thüre zu. Doch plötzlich drehte er sich wieder, als ob ihm noch ein Gedanke käme. „Ihr habt mir noch nicht gesagt, wie der Trank anzuwenden ist," fragte er dann.

„Ich glaubte, Ihr wüßtet's," war die trockene Antwort des jüdischen Doctors. „Wenn Ihr's aber nicht wißt, so sagt mir vorher, wer soll brünstig gemacht werden, ein Mann oder ein Weib?"

„Ein Mann," sprach der Andere.

„Ein Solcher, der etwas ertragen kann?"

„Sehr viel!"

„Gut," versetzte der Jude, „so gebt ihm den achten Theil vom Inhalt des Fläschchens. Er wird davon aufgeregt genug werden, um selbst ein altes Weib zu umarmen. Wollt Ihr ihn aber haben wie den Hirsch im Spätherbst, so gebt ihm ein Viertheil, und dann werdet Ihr Eure Wunder erleben."

„Ich danke euch," sagte der Mann mit dem Schlapphute.

„Doch noch Eines. Was wäre die Wirkung, wenn Einer das Ganze zu trinken bekäme?"

„Schon die Hälfte," erwiderte der Jude mit einem durchdringenden Blicke, „müßte selbst den stärksten Mann so wahnsinnig machen, daß er schwerlich zu retten wäre, und ein Weib würde ohnehin daran zu Grunde gehen. Also nehmt Euch in Acht; ich hab's Euch gesagt."

Der Mann mit dem Schlapphut fragte nun nicht weiter, sondern öffnete, sich rasch drehend, die Thüre, um die Treppe hinabzusteigen. Dort unten erwartete ihn das häßliche alte Weib und ließ ihn stillschweigend auf die Straße hinaus. Draußen angekommen aber drückte sich der Mann den Hut wieder tief ins Gesicht und eilte mit raschen Schritten vorwärts.

Er mußte übrigens über die Localitäten von Metz gut instruirt sein, denn er vermied alle Hauptstraßen, sich blos auf Nebengäßchen beschränkend, und verlor doch sein Ziel nie aus den Augen. Dieß war offenbar der Dom oder die Hauptkirche von Metz, und schon nach wenigen Minuten hatte er ihn vor sich liegen. Er betrat ihn übrigens nicht, sondern vielmehr ein kleines Gebäude hart neben ihm, welches seinerseits wieder mit einem größeren, palastartigen Steinhause, dem Sitze des Bischofs, verbunden war. Hier hinein ging er und wie er die Thüre aufgestoßen hatte, kam ihm ein Mann in demüthiger Haltung entgegen.

„Hochwürdigster Herr," sagte der Mann, der die Kleidung eines Sacristans trug, „Seine Eminenz warten schon seit mehr als einer Viertelstunde."

„Er allein?" fragte der Mann mit dem Schlapphut; „oder ist der Kammerdiener auch schon da?"

„Noch nicht," war die Antwort. „Es ist aber auch noch nicht zehn Uhr."

„So halte gute Wache," erwiderte der erstere, „und so wie der Erwartete eingetreten ist, so schließe fest zu, damit wir gewiß sind, nicht gestört zu werden."

Mit diesen Worten stieg er eine kurze Treppe hinan, ohne nur ein einziges Mal zu straucheln, obwohl es hier ganz dunkel

war, und mit eben derſelben Sicherheit fand er die Thüre, die er ſuchte. In dem Gemach übrigens, in das er nun trat, brannte eine helle Lampe, welche Alles deutlich beleuchtete; dagegen aber hingen vor den Fenſtern ſchwere Gardinen, ſo daß man von außen nicht einmal unterſcheiden konnte, ob wirklich Licht da innen brenne.

„Eminenz," ſagte der Eintretende zu dem einzigen Weſen, das ſich im Zimmer befand, einem großen Manne von vornehmer Haltung, aber in ganz einfacher, bürgerlicher Kleidung, — eine Kleidung übrigens, mit welcher das hagere ſtrenge Geſicht, ſowie das Sammetkäppchen, welches ſeinen halbkahlen Kopf bedeckte, eigenthümlich kontraſtirte. — „Eminenz, ich bedauere, Sie haben warten zu laſſen; allein dafür," ſetzte er mit frohlockendem Blicke hinzu, das Fläſchchen mit dem Liebestrank hervorziehend, „dafür bin ich auch im Beſitz des Bewußten."

„Und Sie haben's erlangt," rief der Andere, ſchnell nach dem Fläſchchen greifend, „ohne daß der verdammte Giftmiſcher Ihnen beſondere Schwierigkeiten machte?"

„Um Geld iſt einem Juden Alles feil," erwiderte der Erſtere verächtlich, „und überdieß macht ja der alte Sünder ein Geſchäft daraus, Liebestränke zu fabriziren."

„Er erkannte Sie natürlich nicht?" fuhr der Andere fort, indem er etwas beſorgt blickte.

„Er hielt mich," meinte der Erſtere höhniſch, „für einen Bürger, der eine ſeiner Töchter an einen vornehmen Herrn verkuppeln wolle. So ließ er wenigſtens merken."

„Um ſo beſſer," war die Antwort deſſen, der Eminenz genannt wurde. „Aber wiſſen Sie, daß auch ich eine gute Nachricht habe? Es beſtätigt ſich, daß die Chateau-Roux ſeit drei Tagen unwohl iſt und das Bett hütet."

„Ernſtlich krank?" fragte der Erſtere. „Vielleicht gar gefährlich? Dann iſt wohl Ihre Meinung, wir könnten unſere Mühe wie unſer Geld ſparen."

„Nein, nein," erwiderte der Andere haſtig. „Nur ein vorübergehendes Unwohlſein, das ohne Zweifel keine Folgen hat. Aber ſie kommt nicht auf den Ball, den morgen die Stadt dem

Könige gibt, und folglich kann sie unserem Vorhaben nicht in den Weg treten. Ha!" setzte er in großer Aufregung hinzu. „Ich wollte, wir hätten die nächsten vierundzwanzig Stunden hinter uns und der große Wurf wäre gelungen! Doch, wo bleibt der Kammerdiener?"

„Es fehlen noch fünf Minuten bis zehn Uhr," sagte der Mann mit dem Schlapphut, indem er auf seine Uhr sah, „und vor dieser Zeit kann er vom Könige nicht abkommen."

Sie schwiegen nun Beide still und gingen neben einander auf und nieder; diese Zeit aber will ich benützen, um den Leser in der Schnelligkeit mit ihnen bekannt zu machen. Der Erstere, nehmlich der mit dem Schlapphut, war kein anderer, als der Jesuitenpater Pérusseau, der Nachfolger des Pater Lémery in der Stellung eines Beichtvaters beim Könige. Nachdem nehmlich Lémery die Ungnade des Monarchen auf sich geladen hatte, ohne daß er jedoch förmlich entlassen worden wäre, beschloß der Orden Jesu, ihn durch einen Andern zu ersetzen, aber durch Einen, der den König klüger zu behandeln verstehe, um so nach und nach das verlorene Terrain wieder zu erobern. Hiezu paßte der Pater Pérusseau ganz vortrefflich, denn er wußte die Miene eines vollkommenen Weltmannes anzunehmen und trug in allem seinem Thun und Treiben eine ganz ungewöhnliche Laxheit zur Schau. Ja, wenn Jemand ihm beichtete, so gab er ihm immer die Absolution, der Beichtende möchte auch verbrochen haben, was er wollte, und dessen waren natürlich die Beichtkinder ungemein froh. Solches alles hinterbrachte man nun dem Könige getreulich — die Jesuiten sorgten selbst dafür, daß es geschah — und wie hätte er sich also weigern können, den ihm vorgeschlagenen Wechsel einzugehen? Auf diese Art war der Pater Pérusseau der Nachfolger des Paters Lémery geworden; allein Einfluß hatte er keinen, indem der König ihm nie Beichte ablegte. Auch drang derselbe nie darauf, daß dieß anders werden müßte, sondern er nahm vielmehr die Miene an, als ob ihm solches ganz gleichgültig wäre. In seinem Innern dagegen dachte er ganz anders und er sehnte sich mit Schmerzen nach dem Zeitpunkte, wo er seine wahre Gesinnung an

den Tag legen dürfte. Das war der Eine der beiden Männer in bürgerlicher Tracht; der Andere aber ſtand noch höher, und hatte mit Recht Anſpruch auf den Titel Eminenz, denn in ihm ſtelle ich dem Leſer vor den Herrn Biſchof von Soiſſons, den erſten Almoſenier des Königs, alſo gewiß eine ſehr bedeutende Perſönlichkeit. Mit ſeinem weltlichen Namen hieß er Graf von Fitz-James, Herzog von Berwick, und er war der zweitgeborene Sohn jenes berühmten Jacques Fitz-James, Herzogs von Berwick und Marſchalls von Frankreich, welcher den vertriebenen König Jacob II. von England ſeinen Vater nannte, obwohl allerdings nur in der Weiſe, wie ein illegitimer Sohn ſeinen Erzeuger — Vater nennen kann. Gewiß alſo, die Eminenz war ein ſehr hoher Herr; aber trotzdem hüllte er ſich für jetzt mit dem Pater Pé-ruſſeau in bürgerliche Kleidung, denn ſie beide befanden ſich aus Gründen incognito in Metz, und es ſollte kein Menſch vom Hofe, am allerwenigſten der König ſelbſt, wiſſen, daß ſie da ſeien.

Etwa fünf Minuten mochten die zwei vornehmen geiſtlichen Herren neben einander im Zimmer hin- und hergegangen ſein, da ließen ſich außen leichte ſchleichende Tritte hören und faſt im ſel-ben Augenblicke meldete der Sakriſtan den Kammerdiener Bachelier.

„Endlich," ſagte die Eminenz, ſofort am Tiſche Platz neh-mend und zugleich den Pater winkend, daſſelbe zu thun.

Gleich darauf trat der uns wohlbekannte Kammerdiener ein und machte den beiden Herren in bürgerlicher Kleidung ſeine tief-unterthänigſte Reverenz, welche dieſe äußerſt vornehm nur mit kurzem Kopfnicken erwiederten.

„Ah, mein Freund, da ſind Sie ja," eröffnete der Biſchof von Soiſſons das Geſpräch, denn der Kammerdiener blieb, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, in ehrerbietiger Ferne ſtehen, ohne es zu wagen, den Mund zuerſt zu öffnen. „Der König iſt alſo jetzt zu Bette? Oder befindet ſich Seine Majeſtät etwa noch mit der Frau Herzogin von Chateau-Roux zuſammen?"

„Nein," erwiederte der Kammerdiener in beſcheidener, faſt de-müthiger Weiſe; „die Frau Herzogin fühlt ſich nicht ganz wohl

und an solchen Tagen pflegt Seine Majestät die Zimmer derselben Abends nie zu betreten."

Ein Blick des Bischofs streifte den des Paters, ohne Zweifel um ihn an das, was vorhin zwischen ihnen besprochen worden war, zu erinnern. „Hoffentlich," sagte dann die Eminenz laut, „hoffentlich wird Seine Majestät diese Zimmer bald nie mehr betreten. Doch nun zur Sache. Haben Sie der Frau Herzogin von Laureguais-Brancas den Ihnen übergebenen Brief als vom Könige kommend überreicht?"

„Ich that so, Eure Eminenz," entgegnete der Kammerdiener, der sich offenbar hütete, ein Wort mehr zu sagen, als durchaus nöthig war.

„Und wie nahm sie denselben auf?" fuhr der Bischof fort. „Sprechen Sie ausführlich, denn es liegt uns daran, Alles genau zu wissen."

„Sie war, wie mir schien," gab der Kammerdiener zur Antwort, „hocherfreut über denselben, und las ihn zwei oder drei Male durch. Auch versprach sie mir auf heute Abend eine Antwort."

Abermals streiften sich die Blicke der beiden geistlichen Herren und der Pater Pérusseau nickte verstohlen. „Ich habe ihr längst schon in Versailles zu verstehen gegeben," flüsterte er seinem Nebensitzer zu, „daß der König sie heimlich liebe und es ihr nur, ihrer Schwester wegen, nicht zu gestehen wage. Sie sehen jetzt, daß sie meinen Worten Gehör schenkte."

„Die Frau Herzogin," fuhr dann die Eminenz laut fort, „war also wirklich der Ueberzeugung, daß der Brief vom Könige komme?"

„Wie konnte sie anders," sagte der Kammerdiener trocken, „da die Handschrift so ganz ausnehmend getreu nachgemacht war? Der Herr Pater Pérusseau versteht sich auf solche Dinge," setzte er nicht ohne leisen Hohn hinzu.

Gern hätte er übrigens diese letzten Worte zurückgenommen, denn ein äußerst strenger Blick des Bischofs von Soissons traf ihn dafür. „Wir wollen keine Bemerkungen," sprach derselbe sehr vor-

nehm, „sondern nur Antworten. Die Frau Herzogin von Laureguais," fuhr er darauf in der vorigen Weise fort, „versprach Ihnen also auf heute Abend ein Billet an den König und ohne Zweifel hat sie ihr Wort gehalten?"

„Sie hielt es," versetzte der Kammerdiener, „nnd hier ist das Billet."

So sprechend zog er ein süß duftendes Briefchen aus der Tasche und überreichte es, einige Schritte vortretend, dem Bischof. Es war versiegelt und an Ludwig XV. adressirt. Dessenungeachtet erbrach es der Bischof augenblicklich und las es aufmerksam durch. Dann reichte er es seinem Nebensitzer, dem Pater Pérusseau, welcher es ebenfalls mit größter Genauigkeit studirte.

Inzwischen hörte man außen ein Geräusch wie von einem schleppenden seidenen Gewande und in demselben Augenblicke eilte der Sacristan herein, um dem Bischof einige Worte zuzuflüstern.

„Wie?" sagte dieser halblaut. „Meine Schwägerin, die Frau Herzogin von Fitz-James? Nicht möglich! Oder doch? Dann muß es etwas äußerst Wichtiges sein, was sie herführt."

Rasch stand er auf, um auf die Thüre zuzugehen; aber ehe er diese noch erreicht hatte, rauschte eine tief verschleierte Dame herein, welche sofort ihren Schleier zurückschlug.

Es war wirklich die Frau Herzogin von Fitz-James, die Gemahlin von des Bischofs älterem Bruder, dem erstgebornen Sohne Herzogs von Berwick, welcher Jakob II. von England seinen Vater nannte. Sie hatte sich erst vor einigen Tagen in Metz eingefunden, angeblich um die Frau Herzogin von Modena zu besuchen, mit welcher sie auch in demselben Hotel zusammenwohnte; in Wahrheit jedoch kam sie hierher, weil ihr heimlich anwesender Bruder sie nothwendig zur Unterstützung und Durchführung seiner Pläne brauchte.

„Meine theure Schwägerin," rief der Bischof ihr entgegen, indem er ihr höflich den Arm bot, um sie nach einem Sitze zu geleiten; „ich bin im höchsten Grade erstaunt, wie Sie zu so später Nachtstunde und allein .... Halt, halt, Bachelier," unterbrach er sich plötzlich, als er sah, wie der Kammerdiener sich nach dem

Eintritt der Herzogin schnell in den Hintergrund zurückzog; „Sie brauchen sich nicht zu entfernen, denn seit wir mit Ihnen einig wurden, haben wir vor Ihnen keine Geheimnisse und überdem ist unser heutiges Geschäft noch lange nicht zu Ende. Doch nun, meine theuerste Schwägerin," wendete er sich wieder an die Herzogin, „welchem wichtigen Ereigniß verdanken wir Ihre jetzige Gegenwart zu so ungewöhnlicher Stunde?"

„Mein Gott, dem wichtigsten von der Welt," erwiederte die Herzogin, tief Athem holend. „Denken Sie nur, meine Freundin, die Herzogin von Laureguais-Brancas hat einen äußerst feurigen Liebesbrief vom Könige erhalten und denselben eben so feurig erwiedert."

„Wir haben dieß von dem Kammerdiener Bachelier erfahren," sprach der Bischof von Soissons, indem sein Auge wieder den Pater Pérusseau streifte, „und wir sind von hoher Freude darüber erfüllt. Wenn nun aber das neue Verhältniß bereits so weit gediehen ist, wie hat sich denn die Frau Herzogin von Laureguais über unsere Angelegenheiten ausgesprochen? Sie suchten doch hoffentlich in dieser Richtung auf sie einzuwirken und stellten ihr das Alles vor, was ich Ihnen sagte?"

„Natürlich that ich das," rief die Herzogin in frohlockender Weise, „und wie glücklich bin ich nicht, Ihnen die Mittheilung machen zu können, daß mir die Mission, mit der Sie mich betrauten, vollkommen geglückt ist. Ja meine Freundin erklärt sich in Allem mit uns einverstanden und wird, so wie sie der König zu seiner Geliebten erklärt hat, Seine Majestät dahin zu bestimmen wissen, daß der Hof alsbald nach Versailles zurückkehrt. Das Leben in der Nähe der Armee gefällt ihr durchaus nicht und am allerwenigsten gelüstet es sie, sich in Straßburg bei den deutschen Bären zu ennuyiren."

„Ganz gut," versetzte der Bischof von Soissons; „ich freue mich, das zu hören. Allein es handelt sich, wie Sie wissen, nicht blos davon, daß der König nach Versailles zurückkehrt, sondern die Hauptsache ist vielmehr, daß der . . . . ."

„Daß der Frieden zu Stande kommt," unterbrach ihn seine

Schwägerin haſtig. „Glauben Sie denn, ich habe das vergeſſen? Nein gewiß nicht," fuhr ſie mit triumphirender Miene fort; „im Gegentheil, ich ſprach vor noch nicht zwei Stunden mit der Herzogin von Laureguais darüber und ſie denkt in dieſer Beziehung ganz wie wir. Seien Sie verſichert, ganz wie wir, und überdieß haßt ſie gleich uns den Grafen von Argenſon, weil ſie wohl weiß, daß er es mit ihrer Schweſter der Herzogin von Chateau-Roux hält."

„Sie wird," fuhr der Biſchof von Soiſſons fort, „ſie wird alſo Allem aufbieten, um . . . . ."

„Um," unterbrach ihn die Herzogin von Fitz-James zum zweiten Male, „um den Grafen von Argenſon zu ſtürzen und dafür den Herzog von Chatillon, unſern Freund, ans Ruder zu bringen. Das hat ſie mir heilig verſprochen und daß ſie es durchſetzt, wenn ſie einmal die Geliebte des Königs iſt, darüber kann wohl kein Zweifel ſein."

„Ich bewundere Sie, meine theure Schwägerin," entgegnete der Biſchof von Soiſſons in der einſchmeichelndſten Weiſe und doch nicht ohne einen Anflug von Spott. „In der That, nur Sie waren im Stande, in wenigen Tagen ſo Großes zu leiſten. Aber nun krönen Sie Ihr Werk und bereiten Sie Ihre ſchöne Freundin darauf vor, daß ſie ſich gleich morgen Nacht . . . ."

Die übrigen Worte ſprach er ſo leiſe, daß ihn die Andern nicht verſtehen konnten; ſeine Schwägerin aber verſtand ihn offenbar ganz gut, denn ihr Mund verzog ſich zu einem ſinnlichen Lächeln und ihr Auge erglänzte feucht.

„Sie ſollen mit mir zufrieden ſein," flüſterte ſie ihm zu, „ja höchſt zufrieden, ſage ich Ihnen. Doch jetzt," fuhr ſie laut fort, indem ſie ſich zugleich erhob, „jetzt muß ich in den Palaſt zurückkehren, ſonſt möchte es allzuſehr auffallen."

Auch der Biſchof und der Pater Pérusſeau ſtanden auf. „Ich werde Sie begleiten, meine Schwägerin," ſagte der erſtere.

„Nein, nein," erwiederte ſie, „das iſt durchaus unnöthig. Meine Kammerfrau und ein Bedienter erwarten mich gleich um die Ecke am Kirchenportale und der Vorſicht halber, damit ſie

nicht ahnen, mit wem ich verkehrte, habe ich ihnen zu verstehen gegeben, daß es sich um ein Liebesabenteuer handle."

Mit leichter Verbeugung eilte sie hinaus, und gleich darauf hörte man die Hausthüre gehen, welche der Sacristan sofort wieder sorgfältig schloß.

„Sie haben sie nicht in Alles eingeweiht, mein Bruder," sagte der Pater jetzt leise zum Bischof.

„Nein," meinte der letztere fast verächtlich. „Weiber schwatzen, und darum ließ ich sie auch auf dem Glauben, daß der Brief des Königs an die Herzogin ächt sei. Doch nun Bachelier, treten Sie näher. Wir haben einen neuen Auftrag für Sie. Nicht wahr, der König ist gewohnt, alle Abende eine halbe oder auch ganze Stunde vor Bettgehen einen großen Kelch stark gewürzten Weins zu sich zu nehmen?"

„So ist es," entgegnete der Kammerdiener, sehr aufmerksam werdend.

„Nun gut," fuhr der Bischof in seiner vornehm-gebietenden Weise fort; „mein Freund der Pater Pérusseau hat hier Etwas, das Sie dem König in diesen Nachttrunk mischen werden."

„Ich soll dem Könige Etwas in seinen Wein mischen?" rief der Kammerdiener, indem er wie entsetzt um ein paar Schritte zurückprallte und seiner bisherigen Vorsicht im Antworten ganz vergaß. „Nein, bei Gott, so haben wir nicht gehandelt, Herr Bischof von Soissons, und daraus wird nichts."

„Mensch," sprach die Eminenz mit einem strafenden Hoheitsblick auf den Kammerdiener, „Mensch, bist du verrückt? Glaubst du denn, wir wollen den König vergiften? Pater Pérusseau, erklären Sie dem Mann die Sache."

Letzterer hatte inzwischen das Fläschchen mit dem Liebestrank hervorgezogen und wollte eben damit beginnen, einen Theil seiner Flüssigkeit in ein anderes ähnliches Fläschchen umzuleeren. Nun aber hielt er inne und winkte dem Kammerdiener herbei. „Da," sagte er zu demselben, „da sehen Sie sich diese Flüssigkeit an. Sie ist so klar und rein, wie gutes Wasser und hat gar keinen Geschmack. Glauben Sie wohl, daß es ein Gift giebt, welches

dieſe Eigenſchaften beſitzt? Unmöglich; aber Liebestränke giebt es, die ſo ausſehen, und das hier iſt auch ein ſolcher Trank. Sehen Sie nun; ich nehme den vierten Theil deſſelben, vielleicht auch ein bischen mehr (in der That nahm er gut den dritten Theil) aus dem Fläſchchen heraus und gieße es in dieſes andere. Dieſe wenigen paar Tropfen aber werden, wenn Sie ſie dem Könige unter ſeinen Nachttrunk miſchen, bewirken, daß ihm, weil er vor ſinnlicher Aufregung ganz außer ſich gerathen muß, die Frau von Laureguais eben ſo willkommen ſein wird, als die Herzogin von Chateau-Roux. Begreifen Sie nun, was wir bezwecken?"

„Nein, ich begreife Sie nicht und will Sie nicht begreifen," erklärte der Kammerdiener mit derſelben Entſchiedenheit wie zuvor. „So viel ſteht aber feſt, daß ich dem Könige nichts unter ſeinen Wein miſche."

„Pah, Mann, wir wollen's kurz machen," nahm jetzt wieder der Biſchof das Wort. „Wie viel mußten wir Ihnen zahlen, um Sie für uns zu gewinnen?"

„Sie gaben mir fünfzigtauſend Livres," ſagte der Kammerdiener, „und verſprachen mir noch außerdem eine Pfründe. Aber von ſolchen Dingen, wie Sie mir jetzt zumuthen . . . . . ."

„Stille, Menſch," herrſchte ihm der Biſchof zu; „ich will von dieſem thörichten Verdachte nicht zum zweiten Mal etwas hören. Um übrigens dein Gewiſſen noch mehr zu erleichtern, wollen wir die fünfzigtauſend Livres auf hunderttauſend erhöhen und nun hat es hoffentlich mit jedem Einwand ein Ende."

Es hatte auch ein Ende, und der Kammerdiener Bachelier war von nun an die Gefügigkeit ſelbſt. Bis um Mitternacht übrigens war alles genau beſprochen und nun ſchlich ſich Bachelier unbemerkt in das Gouvernementsgebäude, wo der König logirte, zurück.

Am 6. Auguſt 1744 Mittags fand auf dem Rathhauſe das große Banquet ſtatt, welches die Stadt Metz dem Könige gab, und auf das Banquet folgte ein eben ſo ſolenner Ball. Die Beſchreibung dieſer Feſtlichkeiten aber wird mir der Leſer ſchenken, denn um eine ſolche Beſchreibung iſt es immer etwas Langweiliges,

und es möge daher genügen zu constatiren, daß in Beziehung auf Pracht und Reichthum wenig oder nichts zu wünschen übrig blieb. Auch sprach Ludwig XV. den in verschwenderischer Fülle aufgetragenen Speisen nach gewohnter Weise zu, und daß er von den herrlichen Weinen ebenfalls im reichlichsten Maße genoß, versteht sich so zu sagen von selbst. Nicht minder eifrig betheiligte er sich eine Zeitlang am Tanze; aber nur eine Zeitlang, denn es fehlte ihm seine geliebte Marie-Anne und diese konnte ihm keine der andern Damen, selbst nicht die sich sehr auffällig an ihn heandrängende Frau Herzogin von Laureguais, ersetzen. Er zog sich also, ziemlich gelangweilt, schon um eilf Uhr zurück und begab sich sofort in seine Appartements, wo ihm sein Kammerdiener Bachelier alsbald den großen Kelch mit dem gewürzten Nachttrunk präsentirte. In langen Zügen schlürfte er den Wein hinab und trotzdem er schon viel zu sich genommen hatte, so mundete ihm das starke Getränke doch ausnehmend.

„Wie das erwärmt!" murmelte er für sich hin, während er in dem hohen Gemache auf- und niederging. „Wie das den Körper durchglüht! Bei Gott, Marie-Anne ist sehr zur Unzeit unwohl geworden!"

Alle seine Pulse schlugen und seine Wangen glühten fieberhaft. Er befand sich in einer Aufregung, wie er sie noch nie empfunden.

„Ich halte es nicht mehr aus," rief er wie außer sich; „aber vielleicht finde ich Ruhe im Schlafe. Entkleide mich, Bachelier!"

Der Kammerdiener führte ihn ins anstoßende Schlafzimmer, wo die große Himmelbettlade mit den schweren damastenen Vorhängen stand und merkwürdig, so schwer diese Vorhänge herabhingen, so schienen sie sich doch zu bewegen. Geschah es in Folge eines Luftstoßes? Aber es ging kein Lüftchen in diesem Zimmer und Fenster wie Thüre waren fest verschlossen.

Der König hatte nichts bemerkt, sondern ließ sich schnell entkleiden. Dann zog Bachelier einen der Vorhänge zurück und fast taumelnd wie ein Betrunkener stieg Ludwig XV. in's Bett. In

demſelben Augenblicke hörte man einen Aufſchrei — einen Aufſchrei der Luſt und Wonne. „Du hier, Marie-Anne?“ klang es leiſe zwiſchen den Vorhängen heraus und dann rauſchten dieſelben heftig bewegt. Doch ſtill — ich will die Vorhänge nicht lüften!

Den andern Morgen erwachte der König ſehr ſpät und wie zentnerſchwer lag es auf ſeinem Gehirne. Dazu fühlte er ſich matt bis zum Tod, gerade als ob alle ſeine Glieder zerſchlagen wären, und ſein Athem war heiß, wie der eines Schwerkranken. Er ſchlug die Vorhänge zurück; es war heller Tag, aber in ſeiner Seele tagte es nicht.

„Wie kam ich doch nur zu Bette?“ murmelte er für ſich hin. „Ich kann mich wahrhaftig nichts mehr erinnern!“

Seine trüben Augen irrten umher und — ha, was war das? Neben ihm lag ein Weib, ein halbnacktes, ſchönes Weib, ſanft ſchlummernd, ohne ſich zu rühren!

Er rieb ſich die Stirne und ſuchte ſeine Gedanken zu ſammeln. Dann ſah er noch einmal hin und jetzt erkannte er das Weib. Es war die Frau Herzogin von Laureguais-Brancas, die Schweſter ſeiner geliebten Marie-Anne!

„Hölle und Teufel!“ ſchrie er und ſprang mit gleichen Füßen aus dem Bette. Der Sprung glückte ihm jedoch nur halb, oder vielleicht auch trugen ihn ſeine Füße nicht; genug, er fiel ſo ſchwer zu Boden, daß es laut dröhnte, und ob dieſem Lärm mußte natürlich die Dame erwachen.

„Louis, mein theurer Louis,“ flötete ſie noch halb ſchlaftrunken, „was machſt du? Was treibt dich ſo früh von meiner Seite?“

Er gab ihr keine Antwort, ſondern bemühte ſich, ſeinen Körper aufzuraffen. Mit einer ungeheuren Anſtrengung gelang es ihm und nicht minder gelang es ihm die Nachtglocke zu ergreifen. Er ſchellte mit Macht und hereinſtürzte der Kammerdiener Bachelier.

„Wer hat das Weib hierher gebracht?“ herrſchte der König ihm zu.

„Majeſtät,“ ſtammelte der Kammerdiener.

„Wer hat die Dame in mein Schlafzimmer geführt?“ rief der König lauter und drohender, als zuvor.

„Sire,“ stotterte Bachelier, „ich war es; ich glaubte.....“

„Fort!“ schrie Ludwig XV. „Wagen holen, das Weib nach Hause bringen!“

Der Kammerdiener stürzte fort; im selben Augenblicke aber lag die Frau Herzogin von Laureguais zu den Füßen Seiner Majestät, die Hände flehentlich erhoben.

„Madame, wir sind jetzt nicht in der Komödie,“ sagte er kalt zu ihr. „Sie werden besser daran thun, sich anzukleiden.“

Jetzt schellte er zum zweiten Male und sofort war ihm der zweite Diener zur Seite.

„Binet,“ befahl ihm der König, „führe mich an meinen Schreibtisch.“

Der zweite Kammerdiener sah, daß Ludwig XV. sich nur mühsam auf seinen Füßen erhielt, und beeilte sich, ihn zu unterstützen. Zugleich aber wußte er ihm einen Schlafrock umzuwerfen, damit derselbe wenigstens nothdürftig bekleidet sei.

Nachdem sich der König am Schreibtische im Nebengemache niedergelassen, ergriff er die Feder, um zu schreiben. Seine Hand zitterte aber so heftig, daß die ersten Versuche mißlangen. Doch gelang es ihm endlich, zwei ganz kurze Billete zu Stande zu bringen, und eben als er damit zu Ende war, kehrte der Kammerdiener Bachelier zurück.

„Der Wagen steht parat, Eure Majestät,“ berichtete Bachelier im demüthigsten Tone.

„So bringe die Frau Herzogin von Laureguais in denselben,“ sagte der König, „und dann gehst du mit diesem Billet zu Orry, damit er dir deinen Gehalt auszahlt. Vor meinen Augen darfst du dich nie mehr blicken lassen.“

„Eure Majestät,“ jammerte Bachelier, auf seine beiden Kniee niederfallend.

„Fort, Elender,“ schrie Ludwig XV., mit den Füßen nach ihm stoßend. „Bist du in einer Stunde noch in meiner Nähe, so lasse ich dich aufknüpfen, so wahr ich der König bin.“

In der Sekunde verschwand der Kammerdiener in dem anstoßenden Schlafzimmer, um die Frau Herzogin von Laureguais von dort wegzubringen; nach dieser Zeit aber hörte man nie mehr etwas von ihm.

„Binet," sprach nun Ludwig XV., nachdem Bachelier sich entfernt hatte, „du bist von jetzt an mein erster Kammerdiener. Kleide mich an und bringe dann diese Zeilen an meinen Hofjuwelier. Ich habe ihm darin den Auftrag gegeben, der Herzogin von Laureguais einen Diamantschmuck zu überreichen, und du sagst ihm, er solle sich so sehr als möglich damit beeilen, denn ich will nicht in ihrer Schuld sein."

Der König sprach dieß noch mit ziemlich klarem Ausdruck; den Moment darauf aber, ehe ihm noch Binet ein einziges Kleidungsstück anlegen konnte, sank er ohnmächtig zusammen. Es war nur die furchtbare Aufregung gewesen, die ihn bisher aufrecht erhalten hatte, und um so heftiger brach sich jetzt die Krankheit Bahn, die bereits in ihm wüthete. Schon ein Viertheil der Liebestrankdosis würde ihn nach einer solchen Nacht total erschöpft niedergeworfen haben; ein volles Drittheil dagegen, wie er es in seinem Gewürzwein bekam, mußte sein Nervensystem vollständig zerrütten!

Der Kammerdiener Binet brachte den ohnmächtigen König natürlich sogleich zu Bette und dann schickte er in aller Eile zu der Herzogin von Chateau-Roux, sowie zu dem Herzog von Richelieu. Nicht minder schnell wurden die beiden anwesenden Leibärzte des Königs, der Doktor Chicoyneau nebst dem berühmten La-Peyronnie, dem ersten Chirurgen Ludwigs XV., den dieser stets mit seinem besondern Vertrauen beehrte, von dem Unfall benachrichtigt und schon wenige Minuten später waren alle Viere um das Bett des kranken Monarchen versammelt. Da standen sie, von Schrecken und Betrübniß zugleich ergriffen, und die Frau Herzogin von Chateau-Roux in Thränen schwimmend; aber keines von ihnen wußte Rath, nicht einmal die erfahrenen Aerzte, die doch die Konstitution des Königs durch und durch kannten. Vor Allem nahmen die Letzteren eine Aderlässe am Fuße vor und gaben

ihm dann ein ſtarkes Laxier ein. Zugleich verordneten ſie die tiefſte Ruhe und die Herzogin von Chateau-Roux mit dem Herzog von Richelieu übernahmen ſofort die Wache bei dem kranken Monarchen. Sonſt wurde Niemand zugelaſſen, den Kammerdiener Binet und die Aerzte natürlich ausgenommen. Deſſenungeachtet trat keine Beſſerung ein, ſondern die Krankheit, ein heftiges Fieber mit unendlicher Erſchlaffung, nahm mit jeder Stunde zu, und bald lag Ludwig XV. im heftigſten Delirium.

Natürlich konnte die Krankheit des Monarchen nicht lange verſchwiegen bleiben, und je mehr ſich die nächſte Umgebung in das tiefſte Stillſchweigen hüllte, um ſo unſinnigere Gerüchte tauchten darüber auf. In ganz Metz ſprach man von nichts Anderem und man hatte dazu um ſo mehr Grund, als die Abreiſe des Königs nach Straßburg, welche am 7. Auguſt vor ſich gehen ſollte, auf einmal durch den Herzog von Richelieu abbeſtellt wurde. Am 8. in der Früh begehrte der Herzog von Bouillon in ſeiner Eigenſchaft als Großkämmerer Einlaß beim Könige. Der Doktor de La-Peyronnie verweigerte ihn ihm, weil es gefährlich ſei, die Ruhe des hohen Kranken zu ſtören. Jetzt erſchienen der Pater Pérufſeau und der Biſchof von Soiſſons mit demſelben Begehr; der Eine als Beichtvater des Königs, der Andere als deſſen Großalmoſenier, Beide aber wie vom Himmel gefallen, denn von dem Erſten wußte man nichts Anderes, als daß er ſich in Verſailles befinde, und den Zweiten glaubte man in Soiſſons. Die zwei geiſtlichen Herren alſo begehrten Einlaß beim Könige und zwar in einem Tone, als wären ſie hier allein maßgebend. „Wir wiſſen, daß Seine Majeſtät ſich am Rande des Grabes befindet," ſprachen ſie, „und unſere Pflicht iſt, demſelben die Tröſtungen der Religion zu reichen." Dennoch gab ihnen der Herzog von Richelieu eine abſchlägige Antwort. „Der König iſt krank," ſagte er ihnen, „ſogar ſehr gefährlich krank, allein die Aerzte beſtehen auf der unbedingteſten Ruhe, und zudem iſt Seine Majeſtät nur ſelten bei Bewußtſein." Daraufhin entfernten ſie ſich, ohne ein weiteres Wort zu verſchwenden; aber die Wuth kochte ihnen im Herzen und als Begleiterinnen der Wuth kamen ſofort die Rachegedanken.

Von jetzt ab flog es mit Kurieren nach Versailles. Den Einen sandte der Herzog von Bouillon, der Großkämmerer, an die Königin; einen Andern der Herzog von Richelieu an die Minister von Argenson und St. Florentin; einen Dritten der Herzog von Noailles an den Generalkontroleur Orry sowie an den Marschall von Belle-Isle. Der Wichtigste war der, welchen der Bischof von Soissons an den Herzog von Chatillon, den Gouverneur des Dauphin, Louis de France, das ist des Thronerben von Frankreich, absandte, und dieser Kurier flog so schnell, daß er allen andern zuvorkam. „Endlich," schrieb der Bischof dem Herzog, „endlich wird unsere Sache triumphiren, ob nun der König am Leben bleibt oder stirbt; aber Sie müssen am Platze sein, Sie, der Dauphin und die Königin."

Bis zum 13. Abends hatte man weder in Paris noch in Versailles auch nur das Geringste von der Erkrankung des Königs gewußt. Im Gegentheil hielt man ihn für kerngesund und glaubte, er werde sich bereits in Straßburg befinden. Da um Mitternacht langte ein Kurier in Versailles an, welcher Depeschen für den Herzog von Chatillon brachte und diese Depeschen waren so wichtiger Natur, daß der Herzog — er hieß mit seinem ganzen Namen: Paul Sigismond von Montmorenci-Bouteville-Luxembourg, erster Herzog von Chatillon-sur-Loire, und der König hatte ihn gleich nach der Geburt des Dauphin, welche, wie wir wissen, am 4. September 1729 erfolgt war, zum Gouverneur desselben ernannt — alsbald, nachdem er sich in seine Kleider geworfen, die Königin durch ihre diensthuende Kammerfrau wecken ließ. Es währte übrigens einige Zeit, bis er vorkommen konnte, und wie er nun eben der hohen Dame seine traurigen Nachrichten mittheilte, langte der Kurier des Herzogs von Bouillon an, welcher derselben unmittelbare Briefe brachte. Nun ließ sich nicht mehr daran zweifeln, daß das Leben des Königs in größter Gefahr schwebe, und in Folge dessen ward es dem Herzoge von Chatillon leicht, die Königin zu überzeugen, daß es ihre Pflicht sei, sich sofort an das Krankenlager ihres hohen Gemahls zu begeben. Eben dahin gehörte auch der Erstgeborne und Thronerbe, der

Dauphin Louis, mit seinem Gouverneur, denn ohne diesen konnte doch der noch nicht fünfzehnjährige Jüngling nicht reisen, und so wurde denn beschlossen, daß gleich am Morgen die Abfahrt stattfinden solle. Noch in der Nacht packte man und bestellte sofort die Postpferde. Dadurch aber kam nicht blos ganz Versailles, sondern auch ganz Paris in Allarm, und es entstand sofort die furchtbarste Aufregung. Ja man ging bald so weit, daß man den König mit größter Bestimmtheit bereits für todt sagte, und mit Ungestüm strömte Alles nach den Ministerien, um von dort nähere Nachrichten zu erhalten. Doch lassen wir die Pariser in ihrer Aufregung, welche sich später noch mehr steigern sollte, und folgen wir der Königin, die richtig mit ihren Hofdamen und Cavalieren am 14. Morgens um 7 Uhr in fünf sechs- und vierspännigen Karossen abreiste. Sie nahmen die Route über Chalons, Saint Menehould und Verdun, und da man Couriere zur Bestellung der Pferde hatte vorausgehen lassen, so erreichte man Verdun schon am 16. Abends. Hier traf die Königin ihren Sohn, den Dauphin und seinen Gouverneur, denn obwohl diese mit ihrem Gefolge erst zwei Stunden nach ihr von Versailles hatten abfahren können, weil man nicht so viele Postpferde auf einmal aufzutreiben im Stande war, und obwohl sie, ebenfalls wieder der Postpferde wegen, den Umweg über Reims hatten machen müssen, so waren sie doch schon nach Mittag in Verdun angekommen, indem sie sich unterwegs fast gar keinen Aufenthalt gönnten. Der Herzog von Chatillon wußte übrigens gar wohl, warum er so eilte und selbst auf den schlechtesten Wagen die Postillone zur schnellsten Fahrt anspornen ließ. Er hoffte mit Bestimmtheit in Verdun vom Bischof von Soissons, sowie vom Pater von Pérusseau nähere Nachrichten zu erhalten und in dieser seiner Hoffnung täuschte er sich auch nicht. Von beiden geistlichen Herren lagen Briefe für ihn da, in denen die Verhaltungsmaßregeln genau vorgezeichnet waren, welche beobachtet werden müßten, wenn das Ziel vollständig erreicht werden solle.

In Verdun also, um dieß zu wiederholen, kam die Königin am 16. August Abends an, und hier wollte sie einige Stunden

ausruhen, ehe sie die Weiterfahrt antrat. Aus den zwei Stunden sollten aber fast anderthalb Tage werden, denn erst am 17. in der Früh wurde Befehl gegeben, die Chaisen wieder hervorzuziehen. Sobald nehmlich die Königin anfuhr, eilte ihr der Herzog von Chatillon an den Schlag entgegen und führte sie in die für sie bereitgehaltenen Zimmer.

„Wie schätze ich mich glücklich," meldete er ihr, „Eurer Majestät sagen zu können, daß es mit dem Könige viel besser geht! In der Nacht von gestern auf heute — Gott sei gedankt — war die Krisisstunde und Seine Majestät haben sie glücklich überstanden."

„So eilen Sie," rief die Königin freudig erregt; „eilen Sie Anstalt zu treffen, daß wir weiter kommen. Ich sehne mich innigst darnach, meinen Herrn und Gemahl zu sehen."

„Majestät," erwiederte der Herzog von Chatillon, „ich fürchte, das wird nicht gehen. Der König fühlt sich noch sehr schwach und man muß jede Erschütterung vermeiden. Ueberdem aber hat man in Metz noch vorher die für Eure Majestät nöthigen Zimmer in Paratschaft zu setzen und dieß nimmt immer einige Zeit in Anspruch."

„Wie?" sprach die Königin verwundert. „Das sollte ein Grund sein, meine Reise zu verzögern? Ich kann mich auch ein paar Tage mit dem geringsten Logis begnügen, wenn's sein muß im Hause eines Privatmanns."

„Verzeihung, Majestät, das geht nicht," entgegnete der Herzog sehr ernsthaft. „Die Königin muß in Metz da wohnen, wo ihr Gemahl, der König wohnt; also im Gouvernementspalast. Dessen Lokalitäten waren aber bis jetzt zum großen Theil von Oberoffizieren in Anspruch genommen und diese müssen also zuerst ausquartiert werden."

„Herr Herzog von Chatillon, ich verstehe Sie immer weniger," sagte die Königin nun wirklich betreten. „Wozu denn diese Förmlichkeiten und Umstände?"

„Nun denn," erklärte endlich der Herzog, „wenn Eure Majestät durchaus die Wahrheit wissen wollen, so schreibt mir Seine

Eminenz, der Herr Bischof von Soissons, daß jenes schamlose Weib, die sogenannte Herzogin von Chateau-Roux, sich noch immer in der nächsten Nähe des Königs befindet, daß es aber eine Schmach und Herabwürdigung für Eure Majestät wäre, unter dasselbe Dach mit dieser entarteten Kreatur zu ziehen. Der Herr Großalmosenier sowie der Pater Péruſſeau sind dagegen der vollständigsten Ueberzeugung, daß es ihnen vielleicht heute noch gelingen werde, Seine Majestät auf den Weg der geistigen Buße zu leiten, und bringen in mich, nach Metz vorauszueilen, um sie mit meinen geringen Kräften in den Anordnungen zu unterstützen, welche dann nothwendig getroffen werden müssen."

„Jetzt glaube ich, verstehe ich Sie," erwiederte die Königin, welche über und über roth geworden war.

„Ja Majestät," sprach der Herzog mit großer Offenheit weiter, „es steht Großes auf dem Spiele, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um die ewige Verbannung der Herzogin von Chateau-Roux mit ihrer ganzen Sippschaft. Ist dann dieses Ziel erreicht und ist der König Ihnen wieder das geworden, was er Ihnen immer hätte bleiben sollen, nehmlich ein treu liebender Gemahl, dann wird auch die Sache der Religion endlich triumphiren und dieser schändliche Krieg nimmt ein Ende."

Also sprach der Herzog von Chatillon, und die Königin, welcher der Großalmosenier, das damalige Haupt der Jesuitenpartei in Frankreich, ein Orakel war, hörte ihm andächtig zu. Auch erklärte sie sich sofort damit einverstanden, daß der Herzog nach Metz vorauseile, während sie selbst in Verdün so lange zu verweilen versprach, bis sie nähere Nachrichten erhalten hätte. Somit machte sich der Herzog von Chatillon schon eine Stunde später auf den Weg und bereits am Morgen vom 16. auf den 17. traf er in Metz ein. Wir selbst aber eilen ihm dahin voran, da wir begierig sind, das Ende dieses Drama's zu erfahren.

Am 8. August waren, wie wir wissen, von Metz die ersten Couriere abgegangen, um von des Königs Krankheit in Versailles Meldung zu thun und von da an verging kein Tag, ja fast keine Stunde, wo nicht neue Couriere den früheren gefolgt wären. Die

Krankheit nämlich steigerte sich immer höher und erreichte schon am 11. einen Grad, daß man keinen Augenblick sicher war, wann es mit dem Monarchen ein Ende nehmen werde. Worin aber die Krankheit bestehe und welchen Namen man ihr zu geben habe, dieß wußten die Aerzte selbst nicht, weder die, welche den König von Anfang an behandelt hatten, noch die, welche man nachher noch beizog. Vom 12.—15. lag derselbe in einer förmlichen Agonie und hatte die Sprache wie das Bewußtsein gänzlich verloren. Am Abend des 15. aber trat ein Zustand ein, der den beginnenden Todeskampf verkündete, und nun wurde auch die letzte Hoffnung aufgegeben. Doch was der beginnende Todeskampf schien, das war das beginnende Leben und mit der zwölften Stunde in der Nacht verfiel der Monarch in einen gesunden Schlaf, der bis an den späten Morgen andauerte. Alle möglichen Arzneien hatte man dem Kranken eingegeben, und sechs Mal war ihm Blut abgezapft worden. Aber alle diese Mittel hatten auch nicht den geringsten Erfolg gehabt und nicht einmal der berühmte Dumoulin, der am 14. mit Courierpferden ankam, konnte etwas ausrichten. Endlich in der Krisisnacht vom 15. auf den 16. half sich die Natur selbst und der eintretende gesunde Schlaf gab die Gewißheit, daß der furchtbaren unbekannten Krankheit die Spitze abgebrochen sei.

Während nun aber der Monarch auf die beschriebene Weise mit dem Tode kämpfte, von welchen Gefühlen mußte da nicht seine Umgebung bestürmt werden — seine nähere wie seine entferntere! Es war die Angst um des Königs Leben, welche auf den meisten Gesichtern ausgeprägt lag! Bei nur zu Vielen jedoch war es nicht sowohl diese Angst, als vielmehr die Angst um das eigene Ich, um die eigene Zukunft. Ja, diese letztere Angst wurde bei nicht Wenigen zuletzt allein maßgebend, denn wenn der König starb, was dann? Dann kam der jetzt fünfzehnjährige Dauphin Louis an die Regierung und mit ihm die Personen, unter deren Obhut er bisher stand und welche also nothwendig den größten Einfluß auf ihn haben mußten. Diese waren in erster Linie die Königin, seine Mutter, sowie der Herzog von Chatillon, sein

Gouverneur und Erzieher. In weſſen Händen aber befanden ſich dieſe Beiden? In keinen anderen als denen der Partei, welche man mit Recht die jeſuitiſche nannte, im Gegenſatz gegen die freidenkende, welche durch die beiden d'Argenſons, den Herzog von Richelieu und die Herzogin von Chateau-Roux vertreten wurde. Ha, wie bereuten es jetzt dieſe letzteren, nicht ſchon vor Monaten darauf gedrungen zu haben, daß der Herzog von Chatillon als Gouverneur des Dauphin entfernt werde! Aber wenn ſie es auch gethan hätten und wenn auch der König darauf eingegangen wäre, was würde es geholfen haben? Der Dauphin war ja die ganze lange Zeit über, in der Ludwig XV. als Muſter eines Ehemannes lebte, und auch nachher unter der indifferenten Herrſchaft der Gräfin von Mailly, von dem Herzog „nach ſeinem Sinn" erzogen worden und dieſen „Sinn" konnte natürlich auch der freiſinnigſte neue Gouverneur dem königlichen Jüngling nicht mit Einem Schlag nehmen. Ueberdem blieb ja die Königin-Mutter und deren Einfluß wäre immer, ſo wie ſo, maßgebend geweſen. Doch ſei dem, wie ihm wolle, ſo viel ſtand feſt, daß, wenn der König ſtarb, die jeſuitiſche Partei an's Ruder gelangte, und dann war es um die Stellung der bisher dominirenden Perſonen geſchehen.

Die Angſt um das eigene Ich, um die eigene Zukunft quälte alſo die nächſte Umgebung des kranken Monarchen und in dieſer Angſt wagte es weder der Herzog von Richelieu noch die Herzogin von Chateau-Roux dem Andrängen des Großalmoſeniers und des Pater-Beichtvaters längeren Widerſtand entgegenzuſetzen. Es ſtand ja faſt mit Gewißheit in Ausſicht, daß dieſe künftig am Hofe den Ton angeben würden, wie hätte man alſo den Muth haben können, deren Zorn geradezu herauszufordern? So traten denn vom 11. an der Pater-Beichtvater und der Großalmoſenier jeden Tag zu jeder beliebigen Stunde an das Bette des mit dem Tode ringenden Monarchen und je näher dieſer ſeinem Ende kam, um ſo ſtolzer ſchritten ſie einher. Wie nun aber am Abend des 15. der Biſchof von Soiſſons durch einen Geheimboten die ſichere Kunde erhielt, daß die Königin mit dem Dauphin von Verſailles abgereist ſei, um ihren Platz am Krankenbette des Gemahls einzunehmen, da

lag ein förmlicher Triumph in ſeinen Augen und am Morgen des 16., beim Erwachen des Königs, war er der Erſte, auf den der Blick Ludwigs XV. fiel. Schon ſeit ein paar Stunden hatte der Biſchof auf dieſen Moment gewartet und kein Zureden der Aerzte konnte ihn bewegen, auch nur eine Minute lang vom Bette des hohen Kranken zu weichen.

Ich will mich nun kurz faſſen, da dieſes Kapitel ohnehin ſchon zu lange gedauert hat. Oben ſagte ich, daß durch die überwundene Kriſis der Krankheit des Monarchen die Spitze abgebrochen worden ſei; aber gerettet war der Monarch deßwegen noch nicht. Im Gegentheil lag er nun, theils in Folge des furchtbaren Fiebers, das er durchgemacht hatte, theils wegen den vielen Aderläſſen, die mit ihm vorgenommen worden waren, in einer ſo grenzenloſen Schwäche da, daß immer noch das Aergſte befürchtet werden mußte, und die Aerzte empfahlen daher abermals die unbedingteſte Ruhe. Doch damit drangen ſie für dießmal nicht durch, weil ihnen der Großalmoſenier und der Beichtvater Péruſſeau mit all' der Gewalt, die ihnen ihr Amt verlieh, entgegentraten. „Soll vielleicht die Seele des Königs verloren gehen?" riefen ihnen die beiden Geiſtlichen entgegen. „Soll er in ſeinen Sünden dahinfahren und auf ewig der himmliſchen Gnade entbehren? Wir kennen unſere Pflicht und von dieſer werden wir nicht um ein Haar breit abgehen. Wenn ihr uns aber mit Gewalt verhindern wollt, ſo wiſſet, morgen, längſtens übermorgen iſt die Königin hier und dann verantwortet eure Handlungsweiſe vor ihr, wenn ihr könnt." Alſo ſprachen die beiden geiſtlichen Würdeträger, und nun wagten die Aerzte keine Einrede mehr, beſonders da der Großkämmerer, der Herzog von Bouillon, ganz offen zu den Geiſtlichen ſtand und weder der Herzog von Richelieu, noch die Herzogin von Chateau-Roux den Muth hatten, wie früher zu opponiren. Demgemäß hatten die beiden genannten Gewiſſensräthe von nun an freies Feld am Krankenbette des Königs und wie ſie dies benutzten, kann man ſich denken. Drei Stunden lang am 16. und volle fünf Stunden lang am Morgen des 17. bearbeiteten ſie ihn auf alle Weiſe, daß er in ſich gehe und ſeine Miſſethaten bereue.

„Er," stellten sie ihm vor, „der erste Sohn der Kirche", wie man den Regenten von Frankreich allgemein nannte; „Er, der allerchristlichste König, welchen Titel ihm und seinen Vorfahren der Pabst verliehen hatte; Er hätte vor allen anderen Menschenkindern die Pflicht gehabt, auf dem Wege des Heils zu wandeln, und Er sollte solch' ein schwerer Sünder sein, daß er jetzt im Angesicht des Todes nicht allem aufbiete, den Himmel zu versöhnen? Ueberdem war nicht sein Leben in den letzten Jahren ein Scandal gewesen für alle Welt und hatte er nicht insbesondere seine Gemahlin aufs tiefste dadurch beleidigt? Und doch sei sie, die so schwer Beleidigte, in der Güte ihres Herzens jeden Augenblick bereit, zu verzeihen und verlange nichts, als die Zusage künftiger Liebe und Treue!" Dies und Anderes stellten die beiden Gewissensräthe dem Könige in ewigen Wiederholungen vor und es war eine förmliche Höllenqual, welche sie den armen Kranken durchmachen ließen. Auch erklärte sich derselbe schon nach den ersten Stunden recht gern bereit, ganz laut vor seinem ganzen Hofe ein Sündenbekenntniß abzulegen, wenn der Himmel nicht anders zu versöhnen sei, als durch eine offene Kirchenbuße; gegen die Zumuthung aber, die Herzogin von Chateau-Roux mit deren ganzem Hause vom Hofe auf immer zu verbannen, sträubte er sich, so furchtbar schwach er auch war, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte. Doch wie nun der Herzog von Chatillon am Morgen des 17. von den beiden geistlichen Herren bei ihm eingeführt wurde und ihm rundweg mit der strikteſten Bestimmtheit erklärte, daß die Königin unter keinen Umständen Metz betreten werde, als bis die Concubine mit ihrem Anhange entfernt sei, da gab der bis zum Tode gepeinigte Monarch, der kaum noch zu denken im Stande war, endlich nach, und jetzt erst, nachdem er unter den schnell angefertigten Verbannungsbefehl seine Unterschrift gesetzt hatte, gönnte man ihm auf eine Zeit lang Ruhe.

Auf diese Art gelang es der Partei der Herren Patres vom Orden Jesu den Sieg zu erringen, und daß sie diesen so sehr als möglich zu ihren Gunsten auszubeuten entschlossen war, darüber braucht man natürlich keinen Zweifel zu hegen. Vor allem sollte

die Entfernung der Herzogin von Chateau-Roux unter rechtem Eclat vor sich gehen, denn Rache schmeckt süß und die genannte Dame hatte sich schwer an dem Orden und seinen Freunden vergangen. Der Herr Pater Pérusseau eilte also in die verschiedenen Klöster von Metz und deren Insassen eilten wieder in die verschiedenen Bürgerhäuser, mit deren Bewohnern sie sich vertraut gemacht hatten. Insbesondere ward auf den niedrigsten Theil der Bevölkerung eingewirkt, daß er sich auf der Straße befinde, wenn die Herzogin von Chateau-Roux mit den ihrigen abfahre, und eine Demonstration konnte also selbstverständlich nicht ausbleiben. Und eine recht gemeine Demonstration war es, zu der sofort das Zeichen gegeben wurde, als die genannte Herzogin, auf den ihr von dem Großkämmerer überbrachten Königlichen Befehl hin, sich mit ihrer Schwester nach ihren Gütern zurückzuziehen, sich in den Wagen setzte, denn alsbald umringte eine tobende Menge das Gefährt und aus Hunderten von Kehlen ertönte das Geschrei: „Fort mit der Königsmetze.“ Ja, es regnete von faulen Aepfeln und Eiern und sogar Steine wurden gegen den Wagen geworfen, so daß die Herzogin mit den ihrigen nur dem Umstande das Leben verdankte, daß ihr Wagen fest geschlossen war und der Kutscher die Pferde so schnell ausgreifen ließ, als es nur irgend anging.

So groß nun aber der Skandal war, mit welchem die Herzogin von Chateau-Roux abziehen mußte, so erschien derselbe doch nur als eine Kleinigkeit gegen die Selbsterniedrigung, welche man dem Könige selbst am Mittag des 17. auferlegte. Am genannten Mittag nehmlich versammelte der Großalmosenier in dem Schlafzimmer des Monarchen so viel Menschen, als dasselbe nur fassen konnte, darunter übrigens nicht blos Angehörige des Hofs, sondern auch Mitglieder der städtischen Behörden von Metz und überhaupt Solche, von denen er überzeugt sein konnte, daß sie das, was sie hörten, recht laut und überallhin verkündigen würden. Und so wie nun dieses gemischte Publikum versammelt war, hielt er dem todtmatten Könige laut sein Sündenbekenntniß vor, und der König mußte Alles nachsprechen, was er ihm vorsagte. Nicht blos aber

ein allgemeines Bekenntniß, das am Ende jeder Mensch ablegen kann, sondern ein recht detaillirtes, ins schmutzigste Einzelne gehendes, und zu Allem sagte der Todtkranke in seinem Bette: Amen. Kurz, ein größerer Skandal ließ sich gar nicht denken, und nie, gar nie wurde die königliche Majestät mehr in den Koth herabgezogen. Auch währte diese öffentliche Buße nicht etwa blos einige Minuten — nein, zwei volle Stunden nahm sie in Anspruch, und erst, als dem geistlichen Dünkel des Großalmoseniers volle Genüge geschehen war, erhielt der gequälte Monarch, der die ganze Ceremonie gleichsam nur mechanisch ohne Bewußtsein mitgemacht hatte, mit dem heiligen Sacrament die Absolution. Total erschöpft, einer Leiche gleich, sank nun Ludwig XV. in seine Kissen zurück!

Am Abend dieses Tags fuhr der Herzog von Chatillon mit Kurierpferden nach Verdun und am Mittag darauf, am 18., kam die Königin mit dem Dauphin in Metz an. Sie bezog die an des Königs Zimmer anstoßenden Gemächer und galt von der Stunde an als die Regentin von Frankreich, obwohl alle Befehle im Namen des Königs erlassen wurden. Gleich nach ihrer Ankunft verbreitete sich eine weitere große Neuigkeit: Der König entließ alle seine acht Adjutanten! Was bedeutete das aber anders, als daß Ludwig XV. keineswegs gesonnen sei, nach seiner Genesung noch länger im Felde zu bleiben, sondern daß er vielmehr den Beschluß gefaßt habe, zum friedlichen Leben von Versailles zurückzukehren? Einer der acht Adjutanten übrigens wurde noch schlimmer behandelt, als seine sieben Collegen, und zwar war dieß der Herzog von Richelieu, der bisherige Günstling des Monarchen. Ihm nehmlich überbrachte der Herzog von Chatillon in Person die Ordre, stehenden Fußes nach seinem Schloß Plessis abzureisen und sich nie mehr weder in Paris noch in Versailles blicken zu lassen. Eine förmliche Verbannung also, in Folge Allerhöchster Ungnade, weil Er, Richelieu, wie alle Welt wußte, die Intrigue mit der Chateau-Roux hauptsächlich geleitet hatte!

Achtes Kapitel.

Ein kurzer Triumph der alten Liebe.

Wie die Jesuiten nun triumphirten! Und nicht blos die Jesuiten, sondern die ganze mit ihnen verbündete Partei! Umgekehrt aber, wie Viele gab es nicht, welche über die mit dem Könige aufgeführte pfäffische Farce aufs höchste indignirt waren! Ueberdem wie man vollends den Skandal in Paris erfuhr, wie furchtbar war nicht der Sturm des Unwillens, der die dortige Bevölkerung ergriff! Auch sorgten die höchsten Behörden dafür, daß solches der Königin nicht unbekannt blieb, und namentlich sandte das Parlament auf den Antrag des Greffier Dufranc eine eigene Deputation an sie, um ihr zu erklären, daß man in jener Metzer Kirchenbuße nichts anderes sehen könne, als eine Herabwürdigung des Königthums selbst. Somit wagte es die Monarchin nicht, um dem Skandal die Krone aufzusetzen, auch das bisherige Ministerium zu entlassen, und selbst der kluge Pater Pérusseau gab den Rath, von einem solchen Schritte wenigstens vor der Hand abzustehen. Die Minister blieben also im Amte und die Staatsmaschine ging ihren bisherigen Gang fort.

Inzwischen machte die Genesung des Königs zwar äußerst langsame, aber doch anhaltende Fortschritte und in Folge dessen

konnten die bei solchen Anlässen üblichen Festlichkeiten natürlich nicht ausbleiben. Demgemäß sang man in allen Kirchen ein großes Te Deum und überdieß ordnete der Polizeilieutenant von Marville in Paris schon am 22. August eine allgemeine Illumination an, welche wirklich recht prächtig ausfiel. Auch andere Städte ahmten dieses Beispiel nach und beim Anblick der vielen Freudenfeuer konnte man nicht umhin, zu glauben, daß Ludwig XV. den Titel, den ihm Schmeichler jetzt gaben, den Titel nehmlich: „Louis le bien aimé", das ist: „Ludwig der Vielgeliebte", mit Recht führe. Ja noch mehr, man traf große Vorbereitungen in Paris, um den Monarchen festlich zu empfangen, denn man hoffte nicht anders, als daß derselbe den Winter über in den Tuilerien Hof halten werde, um den Parisern seine Dankbarkeit wegen ihrer an den Tag gelegten Anhänglichkeit zu beweisen!

Doch ich komme auf die Genesung des Königs zurück und wiederhole, daß dieselbe nur äußerst langsam von Statten ging. Der ganze Körper war allzu abgeschwächt, als daß die Kräfte so schnell sich wieder hätten einstellen können, und mit der körperlichen Schwäche ging auch die geistige Hand in Hand. Doch nach und nach ging es besser und endlich am 2. September erklärten die Aerzte, daß der Abreise Seiner Majestät nichts mehr im Wege stehe. Eine augenblickliche Rückkehr nach Versailles oder Paris hielten sie übrigens für durchaus nicht räthlich, weil sie befürchteten, der Monarch möchte sich dann gleich wieder dem ermüdenden Jagdvergnügen hingeben; vielmehr meinten sie, eine kleine Reise mit kurzen Tagmärschen würde Seiner Majestät weit zuträglicher sein, und so wurde denn beschlossen, daß der König eine Tour durch das ganze Elsaß machen solle, um später durch die Franche-Comté über Dijon nach Versailles heimzufahren. Freilich dem Großalmosenier wollte dieser Beschluß nicht recht behagen, allein die Königin, welcher die vollkommene Genesung ihres Gemahls gar sehr am Herzen lag, hatte nichts dagegen einzuwenden, und die Marschälle von Noailles, von Belle-Isle und von Maillebois — die letzteren zwei waren neuerdings eines Kriegsraths wegen ebenfalls nach Metz berufen worden — drangen mit aller Macht

in den König, dieſen Abſtecher zu machen, weil er ſeiner Armee in Deutſchland, welche eben jetzt (am 25. September) die Belagerung von Freiburg im Breisgau begann, die Genugthuung ſchuldig ſei, ſich wenigſtens bei ihr zu zeigen.

Kurz alſo, die Tour durch das Elſaß in Begleitung der genannten drei Marſchälle wurde beſchloſſen und ſofort ſchon am 29. Sept. angetreten. Die erſte Haltſtation war Lüneville, und bis dahin trennte ſich die Königin nicht von dem Monarchen, während der Dauphin mit ſeinem Gouverneur gleich von Metz aus nach Verſailles zurückbeordert wurde. Am 3. October jedoch, als Ludwig XV. die Weiterfahrt nach Straßburg antrat, reiste auch die Königin nach Verſailles zurück und traf dort am 12. wohl und geſund ein. Ganz eben ſo wohl fühlte ſich der König nach ſeiner Ankunft in Straßburg und er war bereits erſtarkt genug, um alle die Feſtlichkeiten mitmachen zu können, welche ihm dieſe Stadt bereitete. Am 7. October ging's dann wieder weiter das Rheinthal hinauf bis nach Colmar, und dort wurde der Rhein bei Burkheim überſchritten, um in das Lager vor Freiburg zu gelangen. In dieſem aber blieb der König nicht, ſondern ſeiner Geſundheit wegen quartierte er ſich in Altbreiſach ein, wo er alle Bequemlichkeiten genoß, die er ſich nur wünſchen konnte. So hoben ſich ſeine Kräfte immer mehr, und da er den feſten Entſchluß ausſprach, nicht eher zu weichen, als bis ſich Freiburg ergeben hätte, ſo gereichte es ihm nur zum Vortheil, daß die Belagerung der überaus feſten Stadt viel mehr Zeit in Anſpruch nahm, als man im Anfang geglaubt hatte. Der öſterreichiſche Commandant, General Damnitz, vertheidigte ſich nehmlich aufs tapferſte, und der Generallieutenant von Vallière, der Chef der franzöſiſchen Artillerie, konnte daher längere Zeit nichts gegen ihn ausrichten, ſo wenig er auch ſeine Leute ſchonte. Endlich jedoch, nachdem ein großer Theil der Feſtungswerke zuſammengeſchoſſen wär und auf einen Entſatz nicht gerechnet werden konnte, zog General Damnitz am 7. November die weiße Flagge auf und ergab ſich am Morgen darauf mit der ganzen Garniſon. Der Sieg war alſo ein vollſtändiger und alſobald flogen von Seiten des Königs

Couriere nach Verſailles, um denſelben dort zu verkündigen. Nicht blos aber dieß, ſondern die Couriere meldeten auch, daß Ludwig XV. nunmehr geſonnen ſei, ſofort die Heimreiſe anzutreten, indem er ſeine vollſtändige Geſundheit wieder erhalten habe.

In der That trat Ludwig XV. dieſe ſeine Heimreiſe ſchon am Nachmittag des 8. November, alſo noch am Tage der Kapitulation Freiburgs, an und noch am ſelben Abend erreichte er mit ſeinem Gefolge, worunter eine Compagnie ſeiner Garde, die Stadt Mühlhauſen, woſelbſt das Nachtquartier beſtellt war. Von da wollte er in langſamen Tagemärſchen über Beſançon nach Dijon fahren, und nach einem Aufenthalt von einigen Tagen ſollte es dann über Tonerre und Sens nach Paris gehen. So war's abgemacht, aber ein Ereigniß eigenthümlicher Art gab dem Könige plötzlich Veranlaſſung, ſeine Reiſeroute zu ändern und den kürzeſten Weg einzuſchlagen.

Es ging bereits gegen Mitternacht, als ſich Ludwig XV. von ſeiner Umgebung verabſchiedete, um ſich in ſein Schlafgemach zurückzuziehen, und kein Menſch wußte anders, als man werde den andern Morgen um zehn Uhr in der Richtung nach Dijon aufbrechen. In ſeinem Schlafgemache angekommen, gab der Monarch ſeinem Kammerdiener Binet einen Wink, mit dem Auskleiden zu beginnen; allein ſtatt dieſen Wink zu befolgen überreichte Binet dem Könige in demüthiger Haltung ein Billet.

„Von wem?" fragte Ludwig XV. kurzweg.

„Ich glaubte," erwiderte Binet kleinlaut, denn es war ihm offenbar nicht ganz wohl bei der Sache; „Ich glaubte, Eure Majeſtät kenne die Handſchrift."

„Ja, bei Gott," ſagte der König, die Aufſchrift des Briefchens genauer betrachtend; „es iſt Richelieu's Hand. Aber wie kommſt du dazu? Richelieu befindet ſich ja auf Schloß Pleſſis in der Verbannung."

Es war ein eigenthümlicher Ton, in welchem der König dieß ſprach, ein Ton gemiſcht aus Spott und Aerger und Wohlwollen. Aber das Wohlwollen ſchlug doch vor. Raſch erbrach er das Briefchen und eben ſo raſch las er es durch.

„Ha!“ rief jetzt der Monarch und ein Blitz der Freude schoß aus seinen Augen. „Der Schreiber dieses Billets befindet sich in der Nähe?“

„In meinem eigenen Zimmer, Majestät,“ entgegnete der Kammerdiener mit sichtlich erleichtertem Herzen.

„So hole ihn,“ befahl Ludwig XV.; „aber trage Sorge, daß ihn Niemand sieht.“

Im Momente war Binet verschwunden und im Momente kehrte er wieder. Doch kehrte er nicht allein wieder, sondern neben ihm ging ein Mann in der Tracht eines Kapuziners mit übergeschlagener Kapuze.

„Eure Majestät würdigen mich der großen Gnade,“ rief der Kapuziner, indem er auf seine beiden Kniee vor dem Monarchen niederfiel und dessen Hand ergriff, um sie mit Küssen zu bedecken.

„Ah,“ lachte der König, „du bist's wirklich, Richelieu? Ich hätte dich wahrhaftig in dieser barocken Verkleidung kaum erkannt. Aber nun stehe auf und setze dich hierher neben mich, denn du hast mir ja, wie du mir schreibst, Höchstwichtiges mitzutheilen. Und du, Binet,“ wandte er sich an den Kammerdiener, „halte gute Wache. Du stehst mir mit deinem Kopfe dafür, daß uns Niemand stört.“

Den Augenblick darauf saßen der König und der Kapuziner, oder vielmehr der Herzog von Richelieu, Seite an Seite und bald waren sie in ein eifriges jedoch sehr leise geführtes Gespräch mit einander verwickelt. Um übrigens die Wahrheit zu sagen, so schien der König mehr nur der zuhörende Theil, aber der sehr aufmerksam und eifrig zuhörende Theil zu sein, während der Herzog fast ununterbrochen und zum Theil sehr leidenschaftlich sprach.

„Ich glaube dir, Richelieu,“ sagte endlich Ludwig XV. in erregtem Tone, indem er seinem früheren Günstling die Hand drückte. „Schon längst ging eine Ahnung hievon durch meinen Kopf und jetzt hast du mich vollends überzeugt. Aber wenn ich nur wenigstens einen Beweis in Händen hätte, nur einen einzigen.“

„Zwei, Eure Majestät,“ entgegnete der Herzog mit froher

Zuversicht; „zwei für einen, und einer bündiger als der andere. Geruhen Eure Majestät die beiden Briefe zu lesen.“

Der König nahm die beiden Briefe und besah sich die Adresse derselben. „An Seine Excellenz,“ sagte er laut, indem er den ersten auseinanderschlug; „an Seine Excellenz, den Herrn Grafen von Kaunitz-Rietberg, bevollmächtigten Minister Oesterreichs bei Seiner Durchlaucht dem Herrn Herzoge Karl von Lothringen, Generalgouverneur der österreichischen Niederlande. Teufel, Richelieu, wie kommst du zu diesem Schreiben?“

„Majestät, lesen Sie, dann will ich Ihnen Alles mittheilen,“ drängte der Herzog.

Und der König las und las sehr aufmerksam; je länger er aber las, um so mehr umdüsterte sich sein Gesicht, um so höher schwollen die Adern auf seiner Stirne an. „Tod und Hölle,“ ertönte es endlich gepreßt aus seiner Brust. „Also in solcher Art gedenken sie mich zu benützen? Ich soll nichts als die Puppe sein in ihren Händen? Und,“ setzte er dann wie fragend hinzu, indem er den Brief nochmals zur Hand nahm, „und das Schreiben ist wirklich von dem Herzog von Chatillon, dem Gouverneur des Dauphin? Ja, so wahr ich lebe, hier steht seine Unterschrift, und wenn sie auch nicht hier stünde, so würde mir's schon die Handschrift beweisen.“

Fast krampfhaft zerknitterte er den Brief und warf ihn sofort in der größten Wuth zu Boden, indem er mit dem Fuß darauf stampfte.

„Bitte, Majestät,“ sagte nun der Herzog von Richelieu, indem er das Schreiben geschickt aufraffte und sorgsam in die Tasche steckte; „bitte, Majestät, den Brief wollen wir aufbewahren, denn er ist ein gewichtiges Beweisstück. Doch hier, das zweite Schreiben harrt noch immer Ihrer Entzifferung.“

„Du hast Recht, Richelieu,“ entgegnete der König, indem er sich gewaltsam zusammennahm, „wir wollen den zweiten Brief ebenfalls lesen. Ihrer Königlich-Kaiserlichen Majestät,“ fuhr er dann laut fort, „der Kaiserin Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen. Prächtig, prächtig! Also der Herr Minister

von Kaunitz in Brüſſel macht den Vermittler zwiſchen Verſailles und Wien! Natürlich, denn es wäre doch gar zu auffallend, wenn man die Briefe unmittelbar nach Wien ſchickte. Aber wer hat denn dieſen Brief geſchrieben? Es iſt ja eine weibliche Handſchrift. Oho! Vortrefflich! Ganz ausgezeichnet! Die Schreiberin iſt die Gemahlin des verrätheriſchen Herzogs, die Gemahlin des Gouverneurs meines Sohnes!"

In der höchſten Wuth durchmaß er das Zimmer und mehr als einmal war er im Begriff, den Brief in tauſend Fetzen zu zerreißen. Doch immer beſann er ſich wieder eines Beſſern und endlich gewann er es ſogar über ſich, das Schreiben Zeile für Zeile durchzuleſen. „Da, Richelieu," höhnte er dann, als er zu Ende war, „nimm auch dieſes Schreiben, um es aufzubewahren, denn ſolche prächtige Machwerke findet man nicht alle Tage. Aber ich bin recht froh, daß ich nun doch weiß, was ich zu thun habe. Alſo zuerſt werde ich mein Geſammtminiſterium entlaſſen und den Herrn Herzog von Chatillon zum Premier ernennen, mit dem Auftrage, die übrigen Poſten ganz nach ſeinem Belieben zu beſetzen. Das iſt Nummer eins. Dann, Nummer zwei, und dieſe Nummer iſt die Hauptſache, dann werde ich mit Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Maria Thereſia einen Separatfrieden ſchließen und alle meine Verbündeten preisgeben. Endlich, Nummer drei, um dieſen Frieden recht dauerhaft zu machen, wird mein Dauphin eine öſterreichiſche Erzherzogin heirathen, aber nur erſt nachdem ich aus Dankbarkeit für die Herablaſſung der Kaiſerin, in dieſe Heirath zu willigen, alle meine Eroberungen rechts vom Rhein aufgegeben habe. Alles das werde ich thun, ſobald ich in ein paar Tagen in Verſailles eingetroffen ſein werde, denn ich bin, wie die Frau Herzogin von Chatillon ſchreibt, ein ſchwacher Charakter, der ſich ſo leicht leiten läßt, als wie eine Windfahne, und hänge gegenwärtig rein von meiner Gemahlin ab, über welche ihrerſeits der Großalmoſenier das Dominium führt. Ueberdem habe ich für nichts Sinn als für ſinnlichen Genuß und haſſe alles Denken und jede Arbeit von Grund des Herzens. Was iſt alſo natürlicher, als daß ein ſolch' ärmlicher Monarch einen Vor-

münder haben muß, wie den Herrn Herzog von Chatillon, das Schooßkind des verstorbenen Cardinals Fleury?"

Er lachte grell und bitter auf, als er endlich mit dieser langen Rede, der längsten, die er vielleicht je hielt, zu Ende kam, und dann stellte er sich hart vor den Herzog von Richelieu hin. „Was würdest du jetzt an meiner Stelle thun?" fragte er ihn. „Doch halt, daß ich's nicht vergesse, wie kommst du zu den Briefen?"

„Majestät," erwiderte der Herzog in seiner gewohnten offenen Weise, „als Sie mich vor sechs Wochen in die Verbannung schickten, da wußte ich wohl, daß dieser Befehl nicht aus Ihrem Herzen komme, sondern daß vielmehr der Großalmosenier und der Herzog von Chatillon Ihren damaligen Schwächezustand benützten, um Sie ....."

„Beim Himmel," unterbrach ihn der König heftig, „wenn du noch nie die Wahrheit gesprochen hast, so thatst du es dießmal. Aufs allerschmählichste mißbrauchten sie mich damals. Aber ich will nicht der ewigen Seligkeit theilhaftig werden, wenn ich's ihnen je vergesse! Doch fahre fort; ich werde dich jetzt nicht mehr unterbrechen."

„Nun es ist gleich gesagt, Majestät," meinte der Herzog von Richelieu. „Ich wollte Ihnen den Beweis liefern, daß die Partei der schwarzen Kutten nicht diejenige sei, auf die Sie sich verlassen könnten, und beschloß also, die Anführer dieser Partei zu entlarven. Weil ich aber wußte, daß dieselben schon seit Jahr und Tag auf nichts anderes hinarbeiten als auf den Frieden mit Habsburg, ihrem großen Schutzpatrone, so konnte ich mir leicht denken, daß ein geheimes Einverständniß mit Wien entweder bereits bestehe oder sofort würde eingeleitet werden, und somit konnte meine Aufgabe keine andere sein, als diesem Einverständnisse auf die Spur zu kommen. Demgemäß ging ich nicht nach Schloß Plessis, trotzdem es mir Eure Majestät befohlen hatte, sondern ich machte mich in guter Verkleidung nach Paris und stellte sofort Spione auf, welche jeden Schritt und Tritt des Herzogs von Chatillon bewachen mußten. Längere Zeit war alle meine Mühe eine ver-

gebliche, aber vor vier Tagen erfuhr ich, daß derselbe einen eigenen Courier nach Brüssel gesendet habe, und nun natürlich reiste ich diesem Courier mit unterlegten Pferden nach. Bei Mons, also bereits auf niederländischem Boden, holte ich ihn ein und besann mich nicht einen Augenblick lang, ihn ohne weiteres zu überfallen. Auch gelang es mir leicht, seiner Herr zu werden, da er sich gar keines feindlichen Angriffes versehen hatte, und in wenigen Minuten war sein Mantelsack durchsucht. So kam ich zu den Briefen, Majestät, und ich hoffe, Sie werden mir die Gewaltthat verzeihen, da sie das Mittel zu einem guten Zwecke war."

„Gewaltthat?" rief Ludwig XV. immer noch heftig aufgeregt. „Beim Allmächtigen, du hättest das Recht gehabt, ihn niederzuschießen! Höre, Armand — der Leser wird sich erinnern, daß der Herzog von Richelieu, Marquis du Plessis, die Vornamen Louis Armand führte, — höre, Armand," fuhr er dann in sanfterem fast zärtlichem Tone fort, „ich habe dir wohl sehr wehe gethan mit deiner Verbannung? Aber ich will's gut machen, so weit ich kann, und ich weiß gewiß, dein gutes Herz wird mir's nicht nachtragen."

„Eure Majestät," rief der Herzog von Richelieu, ein Knie vor dem Monarchen beugend, „dieser Augenblick ersetzt mir zehnfach, was ich zuvor geduldet."

„Ich wußte es, Armand," fuhr der König in demselben zärtlichen Tone fort, „ich wußte es, daß du mir wieder gut werden würdest; aber sie, die ich noch weit tiefer beleidigte, als dich; sie, die mir Alles hingab, und die ich doch so unbarmherzig war einer gemeinen Buhlerin gleich zu verstoßen, sie muß mich nothwendig hassen bis in den Tod."

„Sire," sagte der Herzog von Richelieu, als der König hier wie in Wehmuth versunken stille schwieg; „Sire, glauben Sie wirklich, Ihre schöne Freundin, die Frau Herzogin von Chateau-Roux wäre fähig, Sie zu hassen? Wahrhaftig, Majestät, da weiß ich das Gegentheil!"

„Du?" rief Ludwig XV., auf einmal in eine andere Stimmung überspringend. „Hast du sie gesehen? Hast du sie ge-

ſprochen? Wann warſt du bei ihr? Schnell, ich will Alles wiſſen."

„Ich habe ſie weder geſehen, noch geſprochen, noch war ich bei ihr," entgegnete der Herzog, „denn Chateau-Roux lag mir viel zu weit abſeits, als daß ich einen Abſtecher dahin hätte machen können. Aber ich ſtand in Briefwechſel mit ihr und das letzte Schreiben von ihr athmet lauter Liebe und Sehnſucht für Eure Majeſtät. Ich habe den Brief bei mir; wollen Sie ihn leſen, Sire?"

Mit unendlicher Begierde griff der König nach dem Briefe, welchen ihm der Herzog darbot, und mit einem wahren Heißhunger verſchlang er ihn. Dann, wie er ihn geleſen, ſchob er ihn, ſtatt ihn zurückzugeben, in ſeine Taſche und ging ſofort auf einen Koffer zu, der geöffnet auf einem Tiſchchen ſtand. Raſch wühlte er darin herum und endlich fand er, was er ſuchte. Es war eine prächtige, aus Perlen, Gold und Diamanten zuſammengeſetzte Roſe an einer ſchweren goldenen Kette und dieſe in einem ſchimmernden Etui prangende Roſe reichte er dem Herzog von Richelieu dar. „Nunmehr weiß ich," ſagte er, „warum ich mich vor einigen Wochen in Straßburg bewegen ließ, dieſen Schmuck zu kaufen. Ich that es, damit ich ihn jetzt durch dich der Frau Herzogin von Chateau-Roux ſenden könne. Willſt du mein Bote ſein, Armand? Aber du mußt ſchnell reiſen, weil ich dich längſtens bis zum 18. in Verſailles erwarte. Haſt du mich verſtanden, Richelieu? In Verſailles erwarte ich dich, denn dahin, hart an meine Seite, gehört mein erſter Kammerherr, und dort ſollſt du mir ſagen, wie Marie-Anne mein Geſchenk aufgenommen hat."

Abermals wollte der Herzog von Richelieu ein Knie vor dem Monarchen beugen, um ihm ſeinen Dank abzuſtatten; aber Ludwig XV. hinderte ihn daran und ermahnte ihn nochmals zur ſchnellſten Abreiſe. So nahm denn der Herzog ſeinen Abſchied und verſchwand, von dem Kammerdiener Binet begleitet, aus dem Zimmer.

Es war inzwiſchen ſchon ſpät in der Nacht geworden; aber ohne irgend an Schlaf zu denken, ſchritt der König in dem Ge-

mache auf und nieder, mit großer Ungeduld auf die Rückkehr Binets wartend.

„Ist er fort?“ rief er ihm entgegen, als der Kammerdiener wieder geräuschlos die Thüre öffnete. „Und ohne daß ihn Jemand bemerkt hätte? Gut; nun spute dich, mir den Herzog von Noailles zu holen.“

„Aber, Eure Majestät,“ stotterte der Kammerdiener, „die Uhr geht auf Zwei und . . . . .“

„Und,“ unterbrach ihn der Monarch, „der Marschall von Noailles liegt längst zu Bette, willst du sagen. Ich kann mir das denken; allein man soll ihn wecken und du wirst ihn hierher bringen.“

Ohne ein weiteres Wort der Entgegnung zu wagen, ging der Kammerdiener, um den ihm gewordenen Befehl zu vollziehen, und wie er endlich nach einer Viertelstunde an der Seite des Marschalls zurückkehrte, fand er den König immer noch in großer Aufregung auf und ab schreitend.

„Mein lieber Herzog,“ redete sofort Ludwig XV. den Marschall an, „ich mußte Ihren Schlaf unterbrechen lassen, denn ich habe Ihnen die wichtige Mittheilung zu machen, daß unsere Reiseroute morgen nicht über Dijon geht. Wir werden vielmehr den kürzesten Weg einschlagen, den über Vesoul, Chaumont und Troyes, und am 13. soll der Einzug in Paris stattfinden. Treffen Sie gleich jetzt die nöthigen Anordnungen und lassen Sie sofort Couriere nach Paris und an die Königin in Versailles abgehen.“

„Aber, Majestät,“ wandte nun auch der Marschall ein, wie vorhin der Kammerdiener. Doch der König unterbrach ihn augenblicklich.

„Kein Aber,“ sagte derselbe. „Ich liebe das nicht. Vollziehen Sie einfach meine Befehle. Noch eins,“ setzte er dann in einem äußerst gleichgültigen Tone hinzu, als der Herzog sich zum Gehen wandte, „schreiben Sie zwei Lettres de cachet, damit ich sie sofort unterzeichne. Dort ist Dinte, Feder und Papier.“

Der Herzog von Noailles schaute hoch auf, als er den König so sprechen hörte; doch trat er, ohne ein Wort zu sagen, zum

Schreibpulte und fing an, die Feder in Bewegung zu setzen. „Die Namen der zu Verhaftenden?“ fragte er dann während des Schreibens.

„Den Platz für die Namen lassen Sie offen,“ sprach der Monarch; „ich werde ihn selbst ausfüllen. So; nun habe ich nichts mehr für Sie, als daß Sie mir sogleich den Rittmeister de La-Lucerne senden.“

Abermals schaute der Herzog hoch auf, sagte aber wieder kein Wort. Im Abgehen jedoch murmelte er für sich hin: „Gerade wie Ludwig XIV. in seinen besseren Tagen. Ich bin begierig, wie lange das andauert.“

Eine neue Viertelstunde verging, bis der Rittmeister de La-Lucerne erschien; allein unermüdet ging der Monarch, nachdem er einige Augenblicke geschrieben, im Zimmer auf und nieder.

„Hier, La-Lucerne,“ wandte er sich sofort an den Rittmeister, indem er ihm die beiden Lettres de cachet überreichte, die er inzwischen ausgefüllt und mit seiner Unterschrift versehen hatte, „hier lesen Sie.“

Der Rittmeister, ein kühn aussehender Soldat mit gewaltigem Schnurrbart, las die zwei Verhaftsbefehle durch und schaute dann den König ruhig an, ohne irgend Erstaunen zu verrathen. „Ich habe gelesen, Majestät,“ rapportirte er sofort höchst kaltblütig. „Die zwei Lettres de chachet lauten auf den Herrn Herzog von Chatillon und dessen Gemahlin, die Frau Herzogin.“

„Wohl, wohl,“ entgegnete der König; „die Beiden müssen verhaftet und nach Schloß Chatillon im Poitou abgeführt werden. Hiezu habe ich Sie ausersehen, denn man hat mir Ihre Entschlossenheit gerühmt, und Sie mögen sich zwölf Mann von ihrer Schwadron zu Ihrer Beihülfe auslesen. Bis wann können Sie reisefertig sein?“

„In einer Stunde, Sire,“ war die kurze Antwort.

„Und bis wann ist es für Sie möglich, in Versailles einzutreffen?“ fragte der König weiter.

„Bis zum 12. in der Nacht,“ erwiderte der Rittmeister, nachdem er nur wenige Augenblicke überlegt hatte.

„Es genügt mir der 13. in der Früh," versetzte der König. „Aber merken Sie sich's, Sie haben den Herzog und die Herzogin von Chatillon sogleich nach der Verhaftung abzuführen, ohne ihnen zu gestatten, vorher mit dem Dauphin oder der Königin zu sprechen. Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen, Eure Majestät," erwiderte der Soldat, seinen Schnurrbart streichend.

„Dann Glück auf den Weg," fuhr der König fort, „und hier . . . . Binet, meine Privatchatouille . . . hier, diese Rollen werden genügen, Ihre Reisekosten zu bestreiten."

Mit diesen Worten überreichte er dem Rittmeister drei oder vier Goldrollen und winkte ihm dann, sich zu entfernen. Dieser aber ging alsbald klirrenden Trittes ab.

„Endlich," murmelte Ludwig XV. für sich hin, als er jetzt dem Kammerdiener Befehl gab, ihn zu entkleiden; „endlich bin ich zu Ende, und ich glaube, Marie-Anne wird zufrieden mit mir sein, wenn sie erfährt, wie ich Alles veranstaltet habe. Sie wollte ja immer, ich solle werden wie mein Großahn Ludwig XIV. und nun bin ich's auf einmal geworden."

Und in der That, er war es geworden, auf einmal, ohne irgend eine Vorbereitung; ganz allein in Folge der Entdeckung des schändlichen Spiels, das man mit ihm getrieben und auch ferner mit ihm treiben wollte. Aber Bestand hatte diese geistige Aufraffung nicht, auch nicht einen einzigen Tag lang. Im Gegentheil, vom 9. an, wo die Weiterreise angetreten wurde, war Ludwig XV. wieder der Alte, das ist derselbe schweigsam-passive Monarch, der er von jeher gewesen.

Am 13. November, Morgens zehn Uhr, sollte die Königin mit dem Dauphin und dem ganzen Hofstaate von Versailles nach Paris abfahren, um den König, der am Abend dieses Tages dort eintreffen wollte, in den Tuilerien zu empfangen. So lautete die Ordre, welche die Königin mittelst Couriers durch den Herzog von Noailles erhalten hatte, und um neun Uhr Morgens standen daher bereits die nöthigen Karossen bespannt im großen Hofe. Da sprengte auf einmal ein Garderittmeister, gefolgt von zwölf Mann

seiner Schwadron, in den Hof und hielt vor der kleinen Treppe, welche in die Gemächer des Herzogs von Chatillon — sie lagen neben denen des Dauphin — hinaufführte. Hier stieg er ab und commandirte vier Mann, ihm zu folgen. Die übrigen blieben im Sattel sitzen und hielten die ledigen Pferde. Nach zehn Minuten schon kehrte der Rittmeister wieder und neben ihm gingen, auf der einen Seite der Herzog von Chatillon, auf der andern die Herzogin, dessen Gemahlin. Hinten drein folgten die vier Gardisten nebst einem Diener und einer Dienerin. „Befehlen Sie Ihre Karosse," sagte jetzt der Officier zum Herzog und sein Ton klang so kurz und bestimmt, daß der letztere sich nicht zu widersetzen wagte. Auf einen Wink holte also der Diener die betreffende Karosse herbei und alsobald stiegen der Herzog und die Herzogin hinein, während der Diener und die Dienerin sich hinten aufschwangen. „Vorwärts im Galopp auf der Straße nach Melün," commandirte der Officier, der sich alsbald mit seinen Gardisten wieder auf's Pferd geschwungen hatte, und in wenig Augenblicken war der Wagen, umgeben von seiner Eskorte, verschwunden.

Alles dieß erforderte weit weniger Zeit, als ich zur Beschreibung nöthig gehabt habe; allein nicht Wenige von der Hofdienerschaft hatten das Factum mit angesehen, und wenn sie auch während des Vorgangs selbst vor Schrecken und Staunen stumm da standen, so waren sie jetzt um so geschäftiger, die Mähr' allenthalben zu verkündigen. Sofort theilte sich das Staunen und der Schrecken dem ganzen Schlosse mit, und die Königin nebst dem Dauphin waren nicht diejenigen, welche am wenigsten davon betroffen wurden. Doch faßte sich die Königin alsbald wieder, indem sie sich überredete, daß hier ein Mißverständniß vorliege, und somit erlitt die Fahrt nach Paris in die Tuilerien keinerlei Unterbrechung. „Die Sache wird sich aufklären," sagte sie, „so bald mein Gemahl, der König, in Paris angekommen ist, und ehe ein paar Tage vergehen, befindet sich der Herzog von Chatillon mit seiner Gemahlin wieder in unserer Mitte."

Um fünf Uhr Abends kam der König, umgeben von seiner Leibgarde und einer ziemlichen Anzahl von Offizieren, in Paris

an und wurde dort aufs feierlichste von den Behörden, wie von der Bevölkerung begrüßt. Auch die Königin mit dem Dauphin und dem gesammten Hofe war ihm entgegen geeilt, als er sich auf seinem Zuge den Tuilerien näherte, und so konnte sein Empfang nicht anders, denn als ein überaus solenner gelten. Dabei blieb es aber natürlich nicht, sondern es folgten nun in den nächsten drei Tagen eine solche Menge von Festlichkeiten — Te-Deum, Banquet, Feuerwerk, Beleuchtung und was dergleichen mehr ist — daß die Pariser vor lauter Schauen und Bewundern fast gar nicht mehr zu sich selbst kamen. Man wollte zeigen, daß man dem Himmel dankbar sei für die Errettung des vielgeliebten Monarchen aus der Todesgefahr, und was war also natürlicher, als Prachtaufzüge zu veranstalten, welche allesammt schwer Geld kosteten? Für den Leser kann es jedoch kein Interesse haben, mit einer genauen Beschreibung dieser Festtage behelligt zu werden, und somit möge es mir erlaubt sein, mit Stillschweigen darüber hinwegzugehen. Das dagegen muß ich constatiren, daß die Königin nicht unterließ, bei ihrem hohen Gemahl die Sache des Herzogs von Chatillon zur Sprache zu bringen, und daß der Dauphin sogar geradezu seinen Vater um Zurückberufung seines Gouverneurs anging. Allein Ludwig XV. hatte sich, wie ich schon oben sagte, längst wieder in seine bekannte Schweigsamkeit gehüllt, und so würdigte er weder die Königin noch den Dauphin auch nur der geringsten Antwort. Was wollten sie nun machen? Sie mußten sich in Gottes Namen fügen, denn wenn Ludwig XV. einmal schweigen wollte, so konnte man ihm den Mund nicht öffnen, man mochte anfangen, was man wollte.

Am 18. nach dem Mittagstisch, der aber sehr lange gewährt hatte, verließ Ludwig XV. Paris, um sich nach Versailles zurückzubegeben, und halb Paris gab ihm das Geleite. Der König fuhr in einem achtspännigen offenen Wagen, die Königin zu seiner Rechten, und ihm folgte der Dauphin mit dem Herzog von Chartres in einer sechsspännigen Karosse. Dann kamen noch wenigstens zwanzig meist vierspännige Chaisen und diesen ganzen langen Zug geleiteten entsprechende Abtheilungen der Garde, sowie der Musketiere

und des Schweizerregiments. Kurz also es war wieder ein prächtiges Schauspiel, dieser Abschied von Paris, und nicht minder prächtig war der Empfang, den man dem Könige in Versailles bereitet hatte. In der großen Allee nehmlich, durch die man zum Schloß fuhr, hing eine farbige Lampe neben der anderen und am Ende der Allee brannte man bei der Annäherung des Monarchen ein Feuerwerk ab, das an Großartigkeit seines Gleichen suchte. Ueberdem standen die Bürger der Stadt Versailles, Spaliere bildend, in langen Reihen aufgestellt, jeder eine Pechfackel in der Hand, und an der Spitze derselben hielt ein Trupp Berittener, um dem einfahrenden König das Geleite zu geben. Noch weiter nach vorn zu aber konnte man einen einzelnen Reiter in reicher Hofuniform bemerken, und dieser Reiter, hinter welchem einige gallonirte Bediente, ebenfalls zu Roß, sich aufgepflanzt hatten, nahm eine solche Stellung ein, daß Ludwig XV. unmöglich an ihm vorbeipassiren konnte, ohne seiner gewahr worden zu sein.

In der That ruhte nun auch das Auge Ludwigs XV. schon lange auf dem genannten Reiter, ehe er ihm noch ganz nahe gekommen war, und zwar, wie es schien, mit großem Wohlgefallen; der Reiter aber zog, als der König näher kam, seinen Hut tief ab und neigte sich bis auf den Hals des Pferdes.

„Richelieu," rief Ludwig XV. und winkte den Reiter herbei, daß er sein Pferd an den Kutschenschlag dränge; „mein lieber Richelieu, bei Gott, ich bin äußerst erfreut, daß du endlich deinen Urlaub beendigt hast, und hoffentlich, Madame," wandte er sich an seine Nebensitzerin, die Königin, „theilen Sie meine Freude. Heute Abend," fügte Seine Majestät dann noch hinzu, „nach dem Souper erwarte ich dich auf meinem Zimmer."

Der König hatte also die Güte, die Exilirung des Herzogs von Richelieu als einen Urlaub darzustellen, den er ihm ertheilt habe, und somit wurde der Herzog in seinem Amte als erster Kammerherr rehabilitirt, ohne einer neuen Ernennung benöthigt gewesen zu sein. Auch ging diese Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Höflinge, und unwillkürlich brachte man sie mit der schnellen Verbannung des Herzogs von Chatillon in Ver-

bindung. So ward auf einmal alle Welt am Hofe im höchſten Grade aufgeregt und Jedermann machte ſich auf irgend eine explodirende Bombe gefaßt.

Am Abende dieſes Tages beendigte Ludwig XV. das Souper ganz gegen ſeine Gewohnheit ſchon zu ſehr früher Stunde und zog ſich unmittelbar darauf in ſeine Gemächer zurück. Dahin aber folgte ihm alsbald der Herzog von Richelieu und der Kammerdiener Binet erhielt ſofort die ſtrengſte Weiſung, unter keinen Umſtänden dieſes Tête à Tête ſtören zu laſſen. Ganz zu der gleichen Stunde, in welcher dieſes Tête à Tête ſtattfand, empfing auch die Königin verſchiedene Herren und Damen in ihren Zimmern, und es mußte nothwendig auffallen, daß dieſelben alle zu der Partei gehörten, welche ich ſchon ſo oft die jeſuitiſche genannt habe. Insbeſondere nenne ich den Großkämmerer, Herzog von Bouillon, den Großalmoſenier, Herrn von Fitz-James, den Großgarderobemeiſter, Herzog von Rochefoucault mit ſeiner Gattin, den alten Marſchall von Villeroy und ſo noch verſchiedene Andere, welche zur Zeit, als der König noch als das Muſter eines Ehemannes galt, eine Rolle geſpielt hatten. Was thaten nun aber dieſe Herren und Damen bei der Königin? Der Leſer wird es leicht errathen, denn es lag ſo zu ſagen auf flacher Hand, daß ihr Geſpräch ſich um nichts anderes drehen konnte, als um die Zurückberufung des Herzogs von Richelieu. Wenn Er, der alte Günſtling des Monarchen, von neuem deſſen rechte Hand wurde, ſtand dann nicht Alles in Frage, was man durch den Auftritt in Metz bereits in ſo ſicherer Ausſicht hatte? Ja, war nicht durch die plötzliche Verbannung des Herzogs von Chatillon und ſeiner Gemahlin, obwohl man deren Urſache noch immer nicht kannte, gleichſam die Gewißheit gegeben, daß noch weitere ähnliche Verbannungen nachfolgen würden, und mußte alſo nicht in Jedem, der zu den Freunden des genannten Herzogs gehörte, die Furcht lebendig werden, die Reihe möchte möglicherweiſe auch an ihn kommen? Es herrſchte alſo eine recht trübe Stimmung unter den Herren und Damen, welche ſich am Abend des 18. nach dem Souper bei der Königin eingefunden hatten, und die Unterhaltung wurde mehr flüſternd, als laut geführt.

„Wo bleibt denn aber der Pater Pérusseau so lange?“ fragte endlich die Königin den Großalmosenier, Bischof von Soissons.

„Hier bin ich, Majestät,“ erwiderte der Pater, der so eben leise eingetreten war, „und ich habe Ihnen eine Nachricht zu verkünden, welche mich ganz darniedergeschmettert hat.“

„Dann muß es eine sehr schlimme Nachricht sein,“ gab die Königin zur Antwort, „denn ich habe noch nie gesehen, daß Sie Ihre Fassung verloren hätten.“

„Die Nachricht,“ versetzte der Pater in hartem schneidendem Tone, „ist einfach die, daß jetzt eben in dieser Stunde der Staatssecretär Graf von Maurepas auf Befehl des Königs nach Schloß Chateau-Roux abreist, um die Herzogin dieses Namens im Triumph an den Hof zurückzuführen.“

Die Königin ward so weiß wie die Wand und mußte sich an einer Stuhllehne halten, um nicht umzusinken. „Es ist nicht möglich,“ hauchte sie; „so gränzenlos falsch kann der König nicht sein, denn erst gestern noch .....“ Sie vollendete nicht, sondern bat den Großalmosenier leise, die Gesellschaft sofort zum Aufbruch zu veranlassen, da sie allein zu sein wünsche.

Natürlich bedurfte es nur eines Winks und in wenigen Minuten war der Wunsch der Königin erfüllt. Nur allein der Pater Pérusseau blieb zurück, um der Königin seinen geistlichen Trost zukommen zu lassen; allein die hohe Frau, welche sofort in die bittersten Thränen ausbrach, winkte auch ihm zu gehen. Der Pater verließ also ebenfalls das Gemach, um seine einsame Stube aufzusuchen; am Ende der kleinen Treppe aber, die zu ihm hinaufführte, stand der Großalmosenier, offenbar um ihn zu erwarten.

„Mit der Nachricht,“ fragte der Großalmosenier mit finsterer Stirn, nachdem er mit dem Pater in dessen Stube getreten war; „mit der Nachricht über die Zurückberufung der Chateau-Roux hat es also seine Richtigkeit?“

„Seine vollkommene,“ erwiderte der Pater. „Ich habe sie aus dem Munde des Grafen von Maurepas selbst, den ich abpaßte, bis er das Zimmer des Königs verließ.“

„Und was nun?“ fragte der Großalmosenier weiter.

„Was nun?“ entgegnete der Pater Pérusseau. „Nun bleibt uns nichts übrig, als uns abermals in Geduld zu fassen, bis sich wieder eine günstige Gelegenheit giebt, unsere Gegner zu Boden zu werfen.“

„Natürlich,“ versetzte der Großalmosenier und seine Stimme zitterte fast vor Wuth; „natürlich in Geduld müssen wir uns fassen! So in eine recht zarte kopfhängerische Lammsgeduld! Und wenn wir dann lange genug geduldig waren, so wird uns der liebe Gott schon dafür belohnen! Nicht wahr, so meinen Sie's, mein frommer Bruder in Christo?“

„Großalmosenier,“ sagte der Pater Pérusseau, „Sie werden bitter. Und doch wissen Sie nur zu gut, daß ich ganz dieselben Gesinnungen hege, wie Sie. Aber gegen das Schicksal kämpft man vergebens an und so finde ich's für klüger, sich ihm mit Resignation zu unterwerfen.“

„Wie nun aber,“ meinte nach einer kleinen Pause der Großalmosenier, dem Pater einen durchdringenden Blick zuwerfend; „wie nun, wenn wir selbst ein wenig Schicksal spielten?“

„Wir selbst?“ wiederholte der Pater-Beichtvater. „Wie meinen Sie das?“

Der Bischof von Soissons erwiderte eine Zeitlang nichts, sondern ging nachdenklich auf und nieder. Dann stellte er sich hart vor den Pater Pérusseau und schaute ihm voll ins Gesicht. „Haben Sie noch von dem Brunsttrank,“ fragte er ihn jetzt leise, aber mit fester Stimme, „von welchem der König in Metz getrunken?“

„Der König,“ erwiderte der Pater ebenso leise, aber ein klein wenig erblassend; „der König trank den dritten Theil; die andern zwei Drittheile habe ich sorgfältig aufbewahrt.“

„So geben Sie mir dieselben,“ fuhr der Bischof in seinem früheren Tone fort. „Aber, Mensch, was haben Sie denn? Man sollte ja gerade meinen, Sie seien ein Novize in Ihrem Orden, so wehleidig schauen Sie darein!“

„Es ist weder Weh- noch Mitleid,“ versetzte der Pater nicht

ohne einige Aufregung; „aber ich finde es nicht für klug, den König jetzt schon wieder ....."

„Pah," unterbrach ihn der Großalmosenier; „wer spricht denn vom Könige? Nicht ihm will ich das Tränkchen zukommen lassen, sondern ihr, der Mätresse, welche sich mit Gewalt zwischen ihn und uns drängt. Zusammen können wir nicht wirken, sie und wir; also muß Eins weichen, und da denke ich, ist's besser, wir machen sie weichen, als daß sie uns weichen macht. Was sagen Sie hiezu, mein guter Bruder?"

Der Pater sagte nichts, keine Silbe; aber eine Antwort gab er dennoch, denn er schloß sofort einen Schrank auf und holte das Fläschchen mit dem Liebestrank hervor, um es dem Großalmosenier zu reichen. Schweigend trennten sie sich dann, einander vollkommen verstehend.

Sieben Tage vergingen, ohne daß irgend etwas Besonderes vorgefallen wäre. Vielmehr ging Alles seinen gewöhnlichen Gang fort und insbesondere lag Ludwig XV. dem Jagdvergnügen wieder mit derselben Emsigkeit ob, wie in den früheren Tagen. Am Spätabend des 25. November jedoch erhielt er einen Courier und die Nachrichten, die er durch diesen erhielt, mußten äußerst gewichtiger Natur sein, denn sie bestimmten ihn, am 26. in aller Früh, nur allein begleitet von den beiden Herzogen von Richelieu und von Ayen, in einer leichten Kalesche nach Etampes zu eilen, welches an der Straße nach Orleans und Chateau-Roux liegt. Kaum war er dort angekommen, so traf von der andern Seite her die Frau Herzogin von Chateau-Roux ein und am Abend fuhren die Beiden, der König und die Herzogin, in einem und demselben Wagen hart neben einander sitzend nach Versailles. Hier bezog die Herzogin dasselbe Palais, das sie früher innegehabt hatte und welches in den letzten Tagen ganz in der Stille für sie hergerichtet worden war; am Hofe aber verkündete der König den andern Tag mit erhobener Stimme, daß er die Frau Herzogin, um das ihr in Metz angethane Unrecht so viel möglich wieder gut zu machen, zur Oberintendantin und aus demselben Grunde die Frau von Laureguais zur Dame d'Atour bei der künftigen Frau

Dauphine (wer dieſe Dauphine war, wird der Leſer im nächſten Kapitel erfahren) ernannt habe. So hatte alſo jetzt endlich Ludwig XV. ſeine Marie-Anne wieder erhalten und dieſe war auf ihren alten Poſten mit dem vollen Rechte einer dominirenden Mätreſſe zurückgekehrt. Ja noch mehr, ſie wurde nun mit einem höchſt einflußreichen Amte betraut und hiedurch ſah ſich die Königin ſelbſt gezwungen, ſie zu empfangen!

Und in der That, ihr Einfluß machte ſich auch ſchon in der nächſten Stunde mit großem Eclat geltend, denn es erhielten ſofort eine Menge von hohen Herren den Befehl, von nun an vom Hofe fern zu bleiben, und daß dieſe hohen Herren ſämmtlich der ihr feindlichen Partei angehörten, das werde ich dem Leſer wohl nicht erſt zu ſagen brauchen. Auch kennt derſelbe bereits einen Theil dieſer Herren, wie z. B. den Großkämmerer Herzog von Bouillon, den Großgarderobemeiſter Herzog von Rochefaucoult, den Herzog Marſchall von Villeroy, den Großalmoſenier Biſchof von Soiſſons und den Pater Pérusſeau, den bisherigen königlichen Beichtvater. Doch wozu ſoll es dienen, die Namen alle zu nennen? Genug. Die Herzogin von Chateau-Roux triumphirte vollſtändig und alle ihre bedeutenderen Gegner mußten ſofort das Feld räumen. Sie reisten auch ſogleich nach erhaltener Ordre ab, die weltlichen Herren auf ihre Güter und von den beiden Geiſtlichen der Eine auf ſeinen Biſchofsſitz in Soiſſons, der Andere in ſein Ordenshaus zu Paris; wenn aber die weltlichen Herren in Folge dieſer ihrer Verbannung den Kopf hängen ließen und alſo nicht im Stande waren, ihre tiefe Demüthigung zu verbergen, ſo nahm dagegen der Biſchof von Soiſſons eine ganz umgekehrte Haltung ein und aus ſeinen Augen leuchtete eitel Hohn und Schadenfreude. Ja er wußte ſogar mit dieſer ſeiner Stimmung ſeinen Mitleidensgenoſſen, den Pater Pérusſeau, anzuſtecken, und wenn man die Beiden anſah, ſo hätte man meinen können, es ſei ihnen ſo eben ein großes Glück widerfahren. Woher nun dieſe außerordentliche Erſcheinung? Ich kann es dem Leſer nicht ſagen; aber vielleicht erräth er es aus dem Nachfolgenden.

Drei Tage erſt befand ſich die Frau Herzogin von Chateau-

Roux in ihrem Palaſt in Verſailles, gefeiert von Jedermann und angebetet vom Könige; da verlautete plötzlich, ſie ſei über Nacht erkrankt. Ganz im Anfang machte man nicht allzuviel aus der Krankheit und Viele meinten ſogar, dieſelbe ſei nur vorgeſchützt, weil die Herzogin es gerne vermeiden möchte, der Königin ihre Aufwartung zu machen; allein nur zu bald überzeugte man ſich, daß es ſich hier nicht blos von einem Unwohlſein handle, ſondern von einer äußerſt gefährlichen Krankheit, welche möglicher Weiſe die ſchlimmſten Folgen haben könne. Ja, was eine noch viel größere Aufregung hervorrief, es ſtellte ſich ſchon nach den erſten vierundzwanzig Stunden heraus, daß die Krankheit ganz dieſelbe war, an welcher der König in Metz darniedergelegen hatte, nur in weit verſtärkterem Maßſtabe und deßwegen auch ohne irgend Ausſicht auf Rettung!

Deſſenungeachtet unterließ man es natürlich nicht, die angeſtrengteſten Verſuche zur Bekämpfung der Krankheit zu machen, und außer den Hofärzten, die der Leſer ſchon kennt, wurden auch alle mediciniſchen Notabilitäten von Paris herbeigezogen. Man ließ der armen Herzogin alſo gewiß ein Dutzendmal zur Ader und der Arzneien, die man ſie verſchlucken ließ, waren es jedenfalls mehr als genug. Es half aber Alles nichts und nach wenigen Tagen lag ſie in einem ununterbrochenen Delirium. Woher nun dieſe plötzliche Krankheit? Kein Menſch konnte das Räthſel löſen, und derjenige, der es vielleicht gekonnt hätte, ſchwieg ſtille wie das Grab. Der König war außer ſich vor Schmerz und kam faſt nicht von ihrem Bette. Weil aber Er, der Monarch Frankreichs, deſſen kleinſter Augenwink den Hofleuten gleich einem göttlichen Befehle galt, ſo außerordentlichen Antheil an der Kranken nahm, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ganz Verſailles von Theilnahme überſtrömte. Hunderte und Aberhunderte kamen tagtäglich in die Antichambre und ſchrieben ihre Namen in das dort aufliegende Buch ein. Ja die Königin ſelbſt ließ jeden Morgen nachfragen, wie es der Frau Herzogin gehe, und um dem Publikum Genüge zu thun, gab man endlich des Tages zweimal Bülletins aus, gerade wie bei einer legitimen Throninhaberin!

Dieß hinderte aber nicht, daß das böse Fieber, welches die arme Marie-Anne ergriffen hatte, mit jeder Stunde ihren Körper mehr schwächte, und als sie endlich am 7. December Abends zu sich kam, waren ihre Lebenskräfte so aufgezehrt, daß die Aerzte einstimmig erklärten, sie könne höchstens noch einige Stunden leben. Man sorgte also so schnell als möglich für ihre Seele, und der Pater Segaud, ein damals berühmter Beichtiger, war es, der ihr mit dem letzten Viaticum die Sünden abnahm. Gleich darauf begann der Todeskampf und am andern Tag, den 8. December, einem Dienstag, Morgens fünf Uhr, starb sie in der Blüthe ihrer Jahre, denn sie zählte deren erst siebenundzwanzig.

Ein Schmerz, wie er noch nie einen empfunden, durchzuckte den König Ludwig XV. und jählings befahl er anzuspannen, um nach La-Muette hinauszufahren. Nur wenig Vertraute durften ihn begleiten, der Herzog von Ayen, der Herzog von Luxemburg und der Herzog von Harcourt (der Herzog von Richelieu mußte in Versailles zurückbleiben, um das Leichenbegängniß zu besorgen), denn er wollte allein sein. Auch schloß er sich in der That drei Tage lang förmlich ab und nahm so wenig Speise und Trank zu sich, daß man ernstlich um seine Gesundheit besorgt wurde. Endlich jedoch am 12. war er so weit getröstet, daß er dem Zuspruch seiner Cavaliere folgend nach Trianon übersiedelte, und dort vermehrte sich seine Umgebung durch die Herzoge von Richelieu, von Grammont und einige andere. Am 18. kehrte er nach Versailles zurück, um die früheren Lebensgewohnheiten wieder aufzunehmen; aber er hatte sichtlich gemagert und man konnte sich also bis zur Evidenz überzeugen, daß der Tod der schönen Marie-Anne ihm äußerst nahe gegangen sei.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Sechstes Buch:

Die Zeiten der Pompadour.

Erſtes Kapitel.

Jeanne-Antoinette von Etiolles, geborene Poiſſon oder der Königsbiſſen. (1745.)

Wie ſie nun jubelten, die frommen Väter von der Geſellſchaft Jeſu! Sie war ja todt, ihre ſchlimme Feindin, ganz todt und begraben und alſo für immer unſchädlich! Freilich allzulaut durften ſie ihren Jubel nicht werden laſſen, denn ſonſt hätte man können einen böſen Verdacht daraus ſchöpfen, da man im Publikum ohnehin allerlei munkelte und nicht Wenige feſt überzeugt waren, die Herzogin von Chateau-Roux ſei keines natürlichen Todes geſtorben. Allein wenn nun auch freilich die genannten Väter vor den Leuten mit ernſten Mienen einhergingen und, ſo wie von der Verſtorbenen die Rede war, den Blick wie mitleidig zum Himmel richteten, als wollten ſie dieſen für die todte Sünderin um Barmherzigkeit anflehen, ſo triumphirten ſie dagegen um ſo lauter, wenn ſie unter ſich waren, und eben ſo hielten es auch die, welche zu ihrer Parthie hielten.

Doch war denn mit dem Tode der Chateau-Roux der Zweck ſchon ganz erreicht, der Zweck nehmlich, für die Zukunft das Regiment zu führen oder beſſer geſagt unter des Königs Firma

ungestört schalten und walten zu dürfen? Nein sicherlich nicht, denn Ludwig XV. zählte erst vier und dreißig Jahre, und somit war anzunehmen, daß er der Liebe noch nicht entsagen würde. Wie nun aber, wenn eine Frau Einfluß auf ihn gewann, welche eben so gottlos dachte wie die verstorbene Chateau-Roux? Beim Himmel da mußte man vorbeugen und dafür sorgen, daß die künftige Geliebte des Königs zu den Freundinnen des Ordens Jesu gehöre! So hielt man denn großen Kriegsrath in jenem Prachtbau der St. Jakobsstraße, welchen die frommen Väter von der schwarzen Robe so bescheiden ein Collegium nannten, während er in der That an Größe, Umfang und Bedeutung die Sorbonne mit sammt der ganzen Universität übertraf; allein die guten Patres, so klug sie waren, fanden doch dießmal, daß die Aufgabe, die sie sich gestellt, eine ungemein schwierige sei, und Woche auf Woche verging, ohne daß eine passende Freundin für den König gefunden gewesen wäre.

Zuerst versuchten sie es auf dem legitimen Wege, das heißt sie arbeiteten daran, den König mit seiner Gemahlin zu versöhnen, um so jede Geliebte überflüssig zu machen. Dieß schien auch wirklich gelingen zu wollen, denn die Königin war gutmüthig genug, alle Kränkungen zu vergessen, die ihr in den letzten paar Jahren durch das Mätressenthum angethan worden waren, und kam ihrem Gemahl mit so viel Liebe entgegen, daß er beinahe Gleiches mit Gleichem vergolten hätte. Allein ein Zufall vereitelte Alles. Der Herzog von Chartres nehmlich war einige Zeit lang krank gewesen, so daß er erst verschiedene Wochen nach dem Tode der Herzogin von Chateau-Roux wieder bei Hofe erscheinen konnte. Wie er sich nun aber mit seiner Gattin dorten zeigte, waren beide ganz in Schwarz gekleidet und die Königin fragte sie sofort verwundert, um wen sie Trauer angelegt hätten. „Um unsere theure Verwandte, die verstorbene Frau Herzogin von Chateau-Roux," erwiderte der Herzog ohne zu zaudern und seine Gattin bestätigte dieß durch eine Verbeugung. Daraufhin wandte die Königin, weil eine solche Verwandtschaft in Wahrheit gar nicht existirte, dem Paare den Rücken und der König, dieß sehend,

wurde von dieser Minute an wieder kälter als je gegen seine Gattin.

Mit der Erneuerung des ehelichen Liebesverhältnisses zwischen dem König und der Königin war es also nichts und es mußte an eine andere Auskunft gedacht werden. Man verfiel nun nach einander auf die Frau Herzogin von Laureguais-Brancas und auf die Frau von Portail, die Gemahlin des Präsidenten Portail beim Pariser Parlamente; allein auch mit diesen Beiden, so gerne sie die ihnen zugedachte Rolle übernommen hätten, kam man nicht ans Ziel. Zwar allerdings lud der König noch im Dezember die Frau von Laureguais mit drei anderen Damen, den Herzoginnen von Modena, von Boufflers und von Bellefonds zu einer Parthie nach Choisy ein und Frau von Laureguais hoffte schon in das Zimmer „mit den blau-weißen Tapeten," welches zuerst für die Frau von Mailly und dann nachher für die Frau Herzogin von Chateau-Roux daselbst eingerichtet worden war, einquartiert zu werden; allein es stellte sich bald heraus, daß der König die vier Damen nur eingeladen hatte, um sich von ihnen über die letzten Tage und Stunden der Frau Herzogin von Chateau-Roux, denen sie angewohnt, erzählen zu lassen, und das blau-weiße Zimmer wurde für keine von ihnen aufgeschlossen. Ja noch mehr, Ludwig XV. fand sich von der allzu kecken Manier, mit der ihm Frau von Laureguais begegnete, offenbar unangenehm berührt und vermied sorgfältig Alles, was eine Erinnerung an jene Nacht in Metz hätte wecken können. Noch weniger Eindruck machte die Frau von Portail auf ihn, denn sie, die verzogene Enkelin des Millionärs Fontaine, wollte das kokette Spiel, das sie sonst mit den Männern trieb, auch auf ihn anwenden, und trat ihm heute als schroffer Tugendspiegel gegenüber, während sie sich ihm morgen fast offen vor aller Welt in die Arme warf. Das war nun aber ganz und gar nicht nach dem Geschmack Ludwigs XV. und somit schenkte er ihr schon nach den ersten Tagen der Annäherung auch nicht einen einzigen Blick mehr.

So verging der Monat December des Jahres 1744 so wie der Monat Januar 1745, ohne daß Ludwig XV. in neue

Bande der Liebe geſchlagen geweſen wäre, und es ſchien faſt, als ob der junge Monarch ſeine ganze Natur verändert hätte. Da, mit dem Ende des Monats Januar wurde der gute Pater de Linières, eine ſonſt ganz unbekannte Perſönlichkeit, von einer gewiſſen Madame Poiſſon in Paris, welche ebenfalls keine Rolle in der Welt ſpielte, zum Beichtvater erwählt, und ſiehe da, jetzt war auf einmal der richtige Gegenſtand für des Königs brünſtige Liebe gefunden. Der Pater de Linières nehmlich konnte zwar allerdings als kein beſonders hervorragender guter Kopf bezeichnet werden, und er hatte deßhalb auch unter ſeinen Ordensbrüdern bis jetzt noch keine höhere Charge erringen können; allein er galt als guter Kanzelredner und, was noch höher anzuſchlagen war, er beſaß die Gabe, ſich bei den Weibern einzuſchmeicheln, in hohem Grade. So wußte er denn auch ſchon nach den erſten Tagen ſeiner Bekanntſchaft das ganze Vertrauen der Madame Poiſſon zu gewinnen und wer ihre Geſpräche belauſcht hätte, der würde geglaubt haben, es müßte ſchon viele Jahre her die innigſte Gemeinſchaft unter ihnen beſtanden haben. Am freiſten aber äußerte ſich dabei immer die Frau Poiſſon, denn ſie gehörte zu den emancipirteſten Weibern jener Zeit, und was das heißen will, darüber brauche ich den Leſer wohl nicht zu unterrichten.

Eines Tags nun ſaßen ſie auch wieder bei einander — der gute Pater nehmlich ſtellte ſich jeden Tag ein — und ohne daß ſie eine beſondere Abſicht dabei zu haben ſchien, lenkte Frau Poiſſon das Geſpräch auf den Hof und den König.

„Wiſſen Sie das Neuſte?“ ſagte der Pater im Verlaufe des Geſprächs uud zwar mit einer Miene, welche ſein höchſtes Mißfallen ausdrückte. „Man ſagt, der König habe ſich in ein gewöhnliches Bürgermädchen, eine Klempnerstochter aus der Straße Des-Marais verliebt. Er ſoll ſie bei einer Fahrt ins Bois de Boulogne erſtmals bemerkt haben, oder vielmehr vom Herzog von Richelieu, der bei ihm im Wagen ſaß, auf ſie aufmerkſam gemacht worden ſein. Bedenken Sie nur, eine Klempnerstochter und noch dazuhin, wie ich hörte, eine verkappte Janſeniſtin!“

„Pah,“ entgegnete Frau Poiſſon, verächtlich die Achſeln

zuckend, „ich glaube kein Wort davon. Einen solch' schlechten Geschmack hat der König nicht und ebensowenig der Herzog von Richelieu."

„Meinen Sie?" erwiderte der Pater; „aber," setzte er dann sogleich tief aufseufzend hinzu, „aber es könnte doch einmal so weit kommen und, mein Gott, wenn ich mir dann die Zukunft denke! Der König in eine Jansenistin verliebt und diese tonangebend in Versailles! Ganz Frankreich käme an den Rand des Verderbens!"

„Gewiß, Gewiß," eiferte Frau Poisson, „da bin ich ganz mit Ihnen einverstanden. Der König muß wieder eine Geliebte haben; das kann gar nicht anders sein, weil seine Frau, die jetzt schon die Vierzig hinter sich hat, viel zu alt für ihn ist. Aber er soll sich eine gute Christin wählen und keine Ketzerin aus der Reihe der Jansenisten und Hugenotten."

„Mein Gott," stimmte der Pater mit einem abermaligen tiefen Seufzer bei, „wenn's nur schon so weit wäre, damit man endlich die Angst los würde!"

„Hm!" meinte jetzt Frau Poisson, indem sie unruhig auf dem Sessel hin- und herrückte und dem Pater einen lauernden Blick zuwarf; „hm, mein theurer Freund, ich habe schon lange was auf dem Herzen. Ich wüßte einen Bissen für den König."

„Einen Bissen?" fragte der Pater. „Was wollen Sie damit sagen, Frau Poisson?"

„Herr du meine Güte," lachte Madame Poisson, „Sie sind doch auch gar zu unschuldig! Ich meine, ich wüßte eine Geliebte für den König und zwar eine, die in jeglicher Beziehung ausgezeichnet passen würde. Denken Sie sich einen wahren Engel in Hinsicht der Schönheit und dann diese Schönheit gepaart mit so viel Geist, Witz und Verstand, daß gar kein anderes Frauenzimmer mit ihr concurriren kann. Ueberdem singt sie wie eine Nachtigall, und malt und zeichnet trotz einem Rubens oder Rafael und wie diese Künstler sonst heißen. Nicht minder versteht sie sich auf's Reiten und Jagen, und wenn sie tanzt, so meint man eine Sylphide vor sich zu haben. Kurz, sie hat Alles, was die Män-

ner an einer jungen Dame so gerne bewundern, und um das Maaß ihrer Vorzüge voll zu machen, so besitzt sie eine Unterhaltungsgabe von wahrhaft zauberischer Gewalt."

„Sie sind ja ganz begeistert, meine theure Freundin," meinte der Pater, als Frau Poisson jetzt einen Augenblick inne hielt. „Aber wie kommt es denn, daß diese zauberische Fee nicht bereits ihre Bestimmung erhalten hat?„

„Ihre Bestimmung?" rief Frau Poisson. „Ach, ich verstehe, Sie meinen, wie es komme, daß die junge Dame, von der ich gesprochen, noch nicht verheirathet sei. Aber wer sagt Ihnen denn, daß sie dieß nicht ist?"

„Also sie ist verheirathet?" versetzte der Pater, indem sich seine Miene in Falten zog.

„Ja freilich ist sie's," sagte Frau Prisson laut auflachend, „und zwar schon seit zwei Jahren. Allein darin liegt doch wahrhaftig kein Hinderniß, die Geliebte eines Andern zu werden?"

„Nein, nicht gerade," erwiderte der Pater etwas stockend. „Das heißt, ein moralisches Vergehen bleibt so was immerhin; doch kein so schweres, daß die Absolution verweigert werden müßte. Nur meine ich, der Ehegemahl könnte Einwendungen machen oder sonst Schwierigkeiten bereiten, und überdem haben verheirathete Frauen gewöhnlich einige Scheu vor offener Untreue."

„Pah," erwiderte Madame Poisson, „das Alles paßt nicht auf unsern Fall. Was nehmlich den Gemahl betrifft, so fragen wir kein Jota darnach, ob er Einwendungen macht oder nicht, denn die besagte Dame liebt ihn nicht und hat ihn noch nie geliebt. Umgekehrt aber liebt sie den König und sehnt sich nach nichts mehr, als ihm Beweise von ihrer Liebe zu geben."

„Wirklich?" versetzte der Pater. „Aber, meine liebe Freundin, woher wissen Sie denn das Alles?"

„Woher?" lachte Frau Poisson. „Nun woher werde ich's wissen? Einfach daher, daß die Dame meine Tochter ist."

„Ihre Tochter?" rief der Pater, die Augen ganz verwundert aufreißend.

„Ja freilich," entgegnete Frau Poisson, „meine eigene leib-

liche Tochter, Jeanne Antoinette, verehlicht an Herrn Le-Normand von Etiolles auf Schloß Etiolles. Diese Heirath ist aber nicht mein Werk, sondern das meines Freundes, des Generalpächters Le-Normand, des Oheims des jungen von Etiolles."

„Ah so," meinte der Pater, der seine Verwunderung noch immer nicht genug überwunden hatte, „und Sie wollten diese ihre Tochter an den König ....."

Verwirrt hielt er inne, die Augen an den Boden heftend; Frau Poisson aber brach abermals in ein lautes Gelächter aus, das gut einige Minuten lang andauerte. „Glauben Sie denn," sagte sie dann, als sie ihrer Stimme wieder mächtig wurde, „glauben Sie denn, ich habe meiner Tochter für nichts und wieder nichts eine so feine Erziehung gegeben? Von ihrer ersten Jugend an, als ich ihre Schönheit und Talente bemerkte, bestimmte ich sie dazu, daß sie einstens dem Könige Ludwig XV. das werde, was die Frau Marquise von Montespan dem Könige Ludwig XIV. war, und Gott sei Dank, es ist mir gelungen, einen wahren und wahrhaften Königsbissen aus ihr zu machen. Doch nun zur Hauptsache, mein Freund. Meine Tochter kennt wohl den König und bewundert ihn und liebt ihn; aber der König kennt sie nicht, obwohl er sie schon gesehen hat, denn dafür haben wir gesorgt."

„Er kennt sie nicht?" fragte der Pater, als Frau Poisson hier einen Augenblick schwieg, wie um zu überlegen.

„Nein, bis jetzt nicht," wiederholte seine Freundin; „aber das muß nun anders werden und zwar, wie ich hoffe, durch Ihre Hülfe."

„Durch meine Hülfe?" schrie der Pater, die Hände wie abwehrend vorstreckend. „Wo denken Sie hin, Madame Poisson! Meine Person ist eine viel zu unbedeutende und ich kenne weder den König noch Frau von Etiolles."

„Aber," fuhr Frau von Poisson ganz unbeirrt fort, „Sie kennen den Herrn Binet, den ersten Kammerdiener des Königs und sind sogar ein ziemlich naher Verwandter von ihm. Sie werden also....."

„Nein, ich werde nicht," unterbrach sie der Pater hastig; „ich habe nur ein einziges Mal bei meinem Vetter Binet auf den Busch

geklopft und er hat mich ſtreng abgewieſen. Er will ſich nicht in dieſelbe Verlegenheit bringen, welche ſeinem Vorgänger die Königliche Ungnade zuzog."

„Pah," verſetzte Frau Poiſſon, „Sie haben mich nicht ausreden laſſen und alſo falſch verſtanden. Ich verlange nichts von Ihnen, als daß Sie mich dem Herrn Binet vorſtellen; das Uebrige will ich ſchon alles ſelbſt beſorgen. Darin werden Sie doch nichts Verfängliches ſehen?"

„O nein, ganz und gar nicht," erwiderte der Pater, „und hiezu wird ſich gleich morgen Gelegenheit geben, wenn Sie am Mittag wie zufällig eine Spazierfahrt durchs Boulogner Wäldchen in der Nähe des Schloſſes La-Muette machen. Aber," ſetzte er dann nach einer kleinen Pauſe und unter vielen Stockungen hinzu, „wenn Sie nun einmal Ihre Tochter zu dem beſtimmt haben, was Sie einen Königsbiſſen nennen, ſo halte ich es für meine Pflicht, mich doch auch vorher nach ihrem Chriſtenthum zu erkundigen."

„Nach ihrem Chriſtenthum?" entgegnete Frau Poiſſon. „Ei, damit hat's gute Wege, denn ſie iſt gerade ſo fromm, wie ich auch, und damit Sie darüber ganz in's Klare kommen, ſollen Sie gleich von morgen an ihr Beichtvater werden. Sind Sie aber einmal das und wird meine Tochter die Geliebte des Königs, ſo avanciren Sie ſelbſtverſtändlich zum Königlichen Beichtvater und das iſt ein Poſten, der es wohl verdient, daß man ſeinetwegen einige Anſtrengungen macht."

„Ich bin auch ganz bereit dazu," erklärte ſofort der Pater mit großer Wärme, „und werde meinem Vetter Binet ſo viel Schönes von Ihnen ſagen, daß er im höchſten Grade begierig ſein wird, Sie und Ihre Tochter kennen zu lernen. Aber ich hab' noch etwas auf dem Herzen. Die Politik, welche die verſtorbene Herzogin von Chateau-Roux verfolgte, war ganz gegen das Intereſſe, welches wir verfolgen, und wenn Ihre Tochter....."

„Meine Tochter," rief Frau Poiſſon, indem ſie ihm mit einem ſchallenden Gelächter in die Rede fiel; „meine Tochter und Politik? Ich glaube, Sie ſind nicht ganz bei Troſte, mein lieber Pater. Meine Tochter weiß gar nicht, was Politik iſt, und wird ſich auch

nie um so Etwas bekümmern. Sie will lieben und geliebt werden, und vor allem will sie als vornehme Dame glänzen und einen großen Palast besitzen und von Diamanten und Perlen strahlen. Das ist's, was sie will, und daß sie dies alles erlangt, dazu soll mir Ihr Vetter, der Kammerdiener Binet, verhelfen."

Auf diese Art unterhielten sich Madame Poisson und der Jesuitenpater de Linières mit einander und dem Leser wird es aus dieser Unterhaltung längst klar geworden sein, daß Frau Poisson eine ganz bestimmte Absicht verfolgte, als sie diesen Pater zum Beichtvater nahm. Um so mehr dürfte es an der Zeit sein, uns nach dieser Frau und ihrer Tochter etwas näher umzusehen, und ich erlaube mir daher dem Leser mit einer kurzen Skizze ihres beiderseitigen Lebens aufzuwarten.

Madame Poisson war die Tochter eines Metzgers in Paris, mit Namen Lamotte, und also gut bürgerlicher Abkunft. Nun verdiente aber dieser Metzger als Fleischlieferant des Invalidenhauses viel Geld und somit hielt es Herr Poisson, erster Buchhalter bei den Gebrüdern Paris — der Leser kennt diese Banquiers von früher her, aus der Zeit der Regentschaft, — für durchaus nicht unter seiner Würde, um die Tochter desselben zu freien, besonders auch da sich dieselbe durch eine nicht wenig hervorragende Schönheit auszeichnete. Die Hochzeit kam sofort im Jahr 1720 wirklich zu Stande; allein eine glückliche Ehe entsprang nicht daraus, obwohl ein Jahr nachher ein junger Poisson das Licht der Welt erblickte. Es zeigte sich nämlich schon in den Flitterwochen, daß die neugebackene Madame Poisson nicht blos sehr schön, sondern auch sehr gefallsüchtig sei und in Beziehung auf eheliche Treue gerade so frei dachte, wie die Lascivsten der damaligen Hofdamen. Warum auch nicht? Man wußte ja damals unter den Höchstgestellten nicht anders, als daß alle Tugend nur eine Redensart sei, warum hätten also solche prächtige Grundsätze nicht unter den Bürgerlichen ebenfalls Platz greifen sollen? Warum hätte insbesondere die schöne Metzgerstochter denselben nicht huldigen sollen? Madame Poisson ließ demgemäß ihren Leidenschaften freien Lauf, das heißt, sie hatte nach einander drei oder vier Liebhaber, denen sie keine

Gunst versagte, und das war der eine Grund, warum ihre Ehe mit dem ersten Buchhalter bei den Gebrüdern Paris nicht glücklich ausfallen konnte. Der andere Grund lag nicht in ihr, sondern in den geschäftlichen Verhältnissen sowie in dem Charakter des Herrn Poisson. Letzterer nehmlich, vom Law'schen Schwindelgeist ergriffen, wäre gern über Nacht reich geworden und ließ sich daher in verschiedene betrügerische Schwindelgeschäfte ein, wegen deren er sofort in Untersuchung gezogen wurde. Das Resultat war, daß er von dem Gerichtshof, an dessen Spitze der Staatsrath Fagon stand, zu Anfang des Jahres 1722 zum Galgen verurtheilt wurde; allein er wußte der Vollziehung des Urtheils durch die schnellste Flucht zu entgehen und lebte nun seither im Auslande, meist in Hamburg und Amsterdam. Dieses Exil gefiel ihm jedoch gar nicht sehr und er versuchte es daher bald auf diesem, bald auf jenem Wege, sich Begnadigung oder wenigstens Revision seines Processes zu erwirken. Längere Zeit gelang ihm dies nicht; endlich aber, anno 1741, durfte er zurückkehren weil man annahm, daß er durch die lange Verbannung hinlänglich gestraft sei. Den Makel dagegen, der auf seinem Namen ruhte, konnte ihm Niemand mehr abnehmen und er war und blieb gebrandmarkt.

Man sieht hieraus, daß die Ehe der schönen Metzgerstochter mit dem Herrn Poisson keine glückliche war; allein Madame Poisson wußte sich zu trösten. Nachdem sie nehmlich schon ganz zu Anfang ihrer Ehe, wie schon gesagt, verschiedene Male mit ihren Liebhabern gewechselt, wurde sie Ende 1721 mit Herrn Le-Normand de Tournehem, einem reichen Generalpächter bekannt und diese Bekanntschaft steigerte sich bald bis zur höchsten Intimität. Ja, als dann im folgenden Jahre Herr Poisson, wie wir gesehen, das Weite suchte, zogen die Beiden, der Generalpächter und Frau Poisson, förmlich zusammen und das Mädchen, welches die Letztere zu Ende 1722 gebar, wurde von Le-Normand als sein eigenes angesehen, obwohl man dasselbe allerdings nicht auf seinen, sondern auf den seines nominellen Vaters taufte. Dieses Mädchen nun war die Jeanne Antoinette, von welcher dieses Capitel den Namen trägt, und da dieselbe nicht nur sehr schön zu werden versprach,

sondern auch von Jugend auf ungemein viel Talent und Geist zeigte, so gab ihr Herr Le-Normand de Tournehem eine Erziehung, die weit über ihren Stand ging. Warum auch nicht? Herr Le-Normand war ja ein sehr reicher Mann und überdem lag ihm Frau Poisson Tag und Nacht in den Ohren, auf die schöne Tochter alles Denkbare zu verwenden, denn sie hatte mit dieser Tochter von Anfang an gewisse Absichten.

So wuchs denn die junge Jeanne zu einer wunderbaren Schönheit heran und verband, was sicherlich noch mehr Werth hatte, mit dieser Schönheit eine solch ausgezeichnete Bildung, daß vielleicht keine einzige Dame damaliger Zeit hierin den Vergleich mit ihr aushalten konnte. Da fiel es, wie sie achtzehn Jahre alt geworden war, dem Herrn Le Normand ein, sie zu verheirathen, und hiegegen wagte es natürlich Frau Poisson nicht, etwas einzuwenden. Sie wagte es um so weniger, als der von Herrn Le-Normand auserwählte Gemahl dessen eigener Neffe war, mit Namen Le-Normand von Etiolles auf Schloß Etiolles, und so kam denn diese Heirath im Jahr 1741, also im selben Jahr, in welchem Herr Poisson von seinem Exile zurückkehrte, zu Stande. Auch prognosticirte Jedermann dem jungen Ehepaar eine ganz selige Zukunft, denn Herr von Etiolles, der bis über die Ohren verliebt war, trug seine Angetraute auf den Händen und Herr Le-Normand von Tournehem gab derselben eine Rente von jährlich vierzigtausend Livres zur Mitgift. Nur Schade, daß die schöne Frau Jeanne ihren Gatten auch nicht im geringsten liebte, sondern daß sie vielmehr von seinen Zärtlichkeiten, trotzdem sie ihm anno 1742 eine Tochter gebar, welche in der Taufe den Namen Alexandrine erhielt, nur zu oft mit Widerwillen erfüllt wurde.

Frau Jeanne Le-Normand von Etiolles fühlte sich also nicht glücklich und was Wunder also wenn sie sich zu entschädigen suchte? Die Tochter einer solchen Mutter, die unter den Augen dieser Mutter aufwuchs, wird sich doch nicht lange besonnen haben, ihren Gelüsten Genüge zu thun? Und in der That, sie besann sich nicht allzulange und der Beglückte war ein Herr von Fargeau, welcher als Freund ihres Gatten ihr Haus zu besuchen pflegte. Als Dame

von Bildung übrigens umgab sie dieses Verhältniß mit einem tiefen Schleier und weder ihr Gatte, noch ihre Umgebung hatten eine Ahnung davon. Nur allein das Auge ihrer Mutter konnte sie nicht täuschen, denn dieselbe war allzuerfahren, als daß sie nicht aus Kleinigkeiten schon in kurzem den wahren Sachverhalt errathen hätte.

Eines Tags stellte sich Frau Poisson ganz unerwartet auf Schloß Etiolles ein, welches, in nicht allzuweiter Entfernung von Paris, am Saume des Waldes von Sénart lag, und Frau von Etiolles war über diesen eiligen Besuch nicht wenig erstaunt.

„Du siehst mich verwundert an, Jeanne," sagte Frau Poisson, die nicht gewohnt war, viele Umstände zu machen; „allein ich habe Dinge gehört, die mich mit tiefem Schmerz erfüllten."

„Und welche Dinge, meine Mutter?" erwiderte Frau von Etiolles ohne im geringsten in Verlegenheit zu kommen.

„Dein Verhältniß zu Herrn von Fargeau," fuhr die Mutter fort, „wie willst du dieses verantworten?"

Frau von Etiolles besann sich eine Zeitlang, ob sie läugnen sollte; allein ihr Stolz gab dieß nicht zu. „Es steht Ihnen gut an," erwiderte sie sofort mit höhnischer Geberde, „mir wegen einer solchen Kleinigkeit Vorwürfe zu machen."

„Du verstehst mich falsch, Jeanne," versetzte darauf die Mutter; „nicht die Untreue gegen deinen Gatten werfe ich dir vor, sondern das, daß du deine Person an einen solchen Menschen wegwirfst."

„An einen solchen Menschen?" rief Frau von Etiolles erglühend.

„Ja, so sagte ich," sprach Frau Poisson mit großem Nachdruck. „Allerdings ist er schön und jung und mag noch sonst verschiedene Tugenden haben. Aber eine Dame von deinen Eigenschaften sollte höher hinauf streben."

„Ja wohl, höher hinauf!" rief Frau von Etiolles. „Sie wissen wohl, meine Mutter, daß wir in der höheren Gesellschaft nicht zugelassen sind, wie sollte ich also hochadelige Bekanntschaften machen?"

„Du verstehst mich immer noch nicht," war die Antwort der Frau Poisson. „Nicht blos höher hinauf sollst du streben, sondern nach der allerhöchsten Höhe. Du bei deiner unübertrefflichen Schönheit; du mit deinen bezaubernden Talenten; du das hinreißendste weibliche Wesen, das es gibt, hast du noch nie daran gedacht, des Königs Geliebte zu werden? Ich habe dir doch schon so viel von der Frau von Montespan erzählt, und diese Frau, wenn sie heute neben dir stünde, würde vor dir in Schatten gestellt werden."

„Meine Mutter," erwiderte Frau von Etiolles mit glückstrahlenden Augen; „meine Mutter, Sie schmeicheln mir. Ueberdem hat ja der König schon längst seine Auserkorene und ich wüßte gar nicht ....."

„Pah," unterbrach sie Frau Poisson mit ihrer gewöhnlichen Ungenirtheit, „der König braucht dich blos zu sehen und zu sprechen, so will er von keinem andern Weib mehr etwas wissen, und daß dich der König sieht und spricht, dazu wird die Gelegenheit schon kommen. Kommt sie aber nicht von selbst, nun dann müssen wir sie kommen machen, denn es bleibt dabei, deine Bestimmung ist, die erste Dame von Frankreich zu werden."

Also sprach Frau Poisson mit ihrer Tochter Jeanne Antoinette, verehelichte Le-Normand von Etiolles, und kein einziges der ausgestreuten Samenkörner fiel auf einen steinigten Boden. Im Gegentheil konnte Frau Jeanne von nun an den Gedanken an Ludwig XV. gar nicht mehr los werden und selbst in ihren Träumen sah sie ihn vor sich. Sie sah ihn aber nie, ohne daß sie sich selbst an seiner Seite befunden hätte und ohne daß alle Welt ihr tief demüthig entgegengekommen wäre. Ja nur zu oft war es ihr, als ob sie ein großes Schloß besäße, so groß und so schön, wie Versailles, und vor diesem Schlosse fuhr der König an, und sie empfing ihn als dominirende Herrin, gerade wie wenn sie Königin von Frankreich wäre! So sah's in ihren Träumen aus, und diese Träume gingen ihr auch oft bei Tage, wenn sie offenen Auges dasaß, durch den Kopf. In der Wirklichkeit aber gestaltete sich die Sache ganz anders, denn obwohl sie von nun an nach

jeder Gelegenheit haſchte, wo der König ſich öffentlich zeigte, ſo nahm trotzdem der Monarch gar keine Notiz von ihr, und allzu-auffallend wollte ſie ſich nicht vordrängen, weil ihr Liebhaber, der ſehr eiferſüchtige Herr von Fargeau, ſie mit Argusaugen bewachte. Endlich übrigens ſchien eine Wendung der Dinge eintreten zu wollen. Sie erfuhr nehmlich eines Tags, daß Ludwig XV. am andern Morgen im Walde von Sénart jagen werde, und alſobald war ihr Entſchluß gefaßt. Am beſagten Morgen ließ ſie ihr herrliches Reitpferd ſatteln und ritt nur von Herrn von Fargeau begleitet die Alleen des Waldes entlang. Dabei unterhielt ſie ſich freundlichſt mit ihm, als ob es ihr einzig um ſeine Geſellſchaft zu thun ſei; ihr Ohr dagegen lauſchte aufmerkſam, ob ſich die Jagd des Königs nicht nähere. Und horch, jetzt hörte ſie Hundegebell und gleich darauf ließ ſich der Galopp von Roſſen vernehmen. Als eine gewandte Reiterin parirte ſie ſofort ihr Pferd und tief verneigte ſie ſich, als der König an ihr vorüberſchoß. Natürlich hoffte ſie, ihre herrliche ſchlanke Geſtalt werde dem Könige nicht entgehen, und ſie bemerkte auch deutlich, daß ſein Auge eine Sekunde lang wohlgefällig auf ihr ruhe. Nicht minder bemerkte ſie aber auch, daß die Dame, die hart an des Königs Seite dahingaloppirte — es war die Herzogin von Chateau-Roux, — ſie mit einem mißfälligen Blicke ſtreifte und dann einem der nachfolgenden Herren etwas zurief. Unmittelbar darauf ſprengte dieſer Herr zurück, lüftete höflich vor ihr und ihrem Begleiter den Hut und brachte ihnen den Befehl Seiner Majeſtät, künftighin durch ihre Gegenwart die Jagd nicht mehr zu ſtören. Tief beſchämt ritt nun Frau von Etiolles nach Hauſe und unterließ es fortan ſogar, ſich bei den Abfahrten des Königs im Schloßhof von Verſailles als Zuſchauerin einzuſtellen.

So ſtand es bis zu der Zeit, da Madame Poiſſon durch die Vermittlung ihres Beichtvaters, des guten Paters de Linières, die Bekanntſchaft des Kammerdieners Binet zu machen ſuchte und in der That auch gleich darauf machte. Nun aber ſollte es anders werden. Eines Abends nehmlich, zu Anfang des Monats Februar im Jahre 1745 erfuhr Ludwig XV. beim Auskleiden von ſeinem

Kammerdiener Binet, daß sich im Walde von Sénart das Wild ganz außerordentlich angehäuft habe, und alsobald erklärte Seine Majestät, welche seit ihrem Cölibat dem Waidmannsvergnügen wieder mehr als je oblag, daß sie den andern Mittag eine Jagd dort abhalten würde.

„Soll ich den Herrn Herzog von Ayen hievon benachrichtigen?“ fragte darauf der Kammerdiener.

„Ja,“ erwiderte der Monarch, „ihn und den Herzog von Richelieu, und sage ihnen zugleich, daß wir in Choisy übernachten werden.“

Noch am selben Abend brachte Binet den Befehl seines königlichen Herrn zur Ausführung; zu gleicher Zeit aber sandte er auch einen vertrauten Boten mit einem Briefchen an Frau Poisson nach Paris, und diese eilte, so spät es auch war, sogleich nach Empfang der paar Zeilen mit Extrapost nach Schloß Etiolles.

Den andern Morgen um eilf Uhr fuhr Ludwig XV. mit seinen beiden Freunden, den Herzogen von Ayen und von Richelieu, in einer offenen Jagdkalesche (die Reitpferde waren schon ein paar Stunden früher vorausgesandt worden) nach dem Walde Sénart und hinten drein folgte in einer Art von Fourgon der Kammerdiener Binet nebst einem Tafeldecker. Der Fourgon enthielt einen Vorrath von kalten Speisen nebst einigen Dutzend Weinflaschen, und Binet hatte den Auftrag, während der König mit seinen Freunden jagte, in einer Waldhütte, die von einem Forstwächter bewohnt wurde, bis gegen Abend einen Imbiß herzurichten. Von dort aus wollte dann der König nach Choisy fahren, um daselbst zu übernachten, und der andere Morgen sollte wieder der Jagd gewidmet sein. So lautete das Programm und dasselbe wurde auch richtig eingehalten, das Uebernachten in Choisy allein ausgenommen.

Nachdem nehmlich der König mehrere Stunden lang gejagt und eine ziemliche Menge von Wild erlegt hatte, stieg er mit seinen beiden Begleitern wieder zu Pferde und sprengte nach der Waldhütte, in welcher Binet den Imbiß parat halten sollte; noch aber waren sie eine gute Viertelstunde von derselben entfernt, so

begegneten sie in einer der Alleen einem offenen von zwei Rappen gezogenen Phaëton, welcher sogleich auf die Seite fuhr und ehrfurchtsvollst anhielt, als der König sich näherte. So hatte denn Ludwig XV. volle Muße, sich die zwei Damen zu betrachten, die in dem Phaëton saßen, und wahrhaftig des Ansehens waren sie gar wohl werth. Zwar allerdings die Eine weit mehr als die Andere, denn wenn auch diese Andere noch immer große Spuren von Schönheit zeigte, so gehörte sie doch schon mehr dem Matronenalter an, während die Erstere in der Fülle ihrer Jugend prangte und so unendlich liebreizend aussah, daß man den Blick gar nicht von ihr abwenden konnte. Dazuhin trug sie ein azurfarbenes Kleid, welches ihr ganz ausnehmend gut stand, und ihre von der scharfen Luft gerötheten Wangen bildeten einen äußerst wohlthuenden Gegensatz mit den wallenden Locken, die unter dem schmalen Hütchen hervorquollen.

„Wer ist das herrliche Frauenbild?" fragte der König seine beiden Begleiter, als sie vorbeigeritten waren. „Es will mich bedünken, ich sollte demselben schon einmal begegnet sein."

„Ich kenne die Damen nicht," entgegnete der Herzog von Ayen, „und sie gehören also jedenfalls nicht zur höhern Welt."

„Es wird wohl so sein, wie der Herzog von Ayen sagt," bemerkte der Herzog von Richelieu; „allein es geht mir gerade wie Eurer Majestät; ich meine die Jüngere schon gesehen zu haben, nur kann ich mich nicht mehr erinnern, wo und wann. Uebrigens," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „müssen die Damen ohne Zweifel in der Nachbarschaft ihren Wohnsitz haben, denn sonst würden sie nicht in einem so leichten Gefährt eine Spazierfahrt hier durch den Wald machen."

Der König erwiderte keine Silbe, sondern ritt nachdenklich weiter, und eben so nachdenklich blieb er, als sie die Waldhütte erreicht hatten. Doch ließ er sich den dort aufgetragenen Imbiß vortrefflich schmecken und auch den Weinen sprach er mit großem Eifer zu, indem er zugleich seine Begleiter durch einen Wink animirte, dasselbe zu thun. Wie er nun aber seinen Appetit und Durst gestillt hatte, befahl er dem Kammerdiener Binet, den Wald-

hüter, welchem die Hütte gehörte, vor ihn zu bringen, und Binet leiſtete dem Befehl natürlich im Augenblicke Folge.

„Jaques," redete Seine Majeſtät ſofort den alten Mann an, welcher ſeinen Dienſt wohl ſchon dreißig Jahre lang inne hatte; „Jaques, ich denke, du biſt in dieſer Gegend gut genug bekannt."

„Ja, Majeſtät," entgegnete der alte Mann mit Freimuth, „ich darf wohl ſagen, daß ich jeden Baum in einer Runde von fünf Stunden zu bezeichnen weiß."

„Wohl, wohl," lächelte Ludwig XV., „aber nicht von Bäumen ſpreche ich, ſondern von Menſchen und zwar insbeſondere von zwei Damen, die .... Aber," unterbrach er ſich da plötzlich, „ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe, da ſind ſie wieder. Eben fahren ſie die breite Allee herauf und in wenigen Minuten müſſen ſie da vorbeikommen."

Er ſprang auf und trat an's Fenſter. Ebenſo thaten auch die beiden Herzoge von Ayen und von Richelieu, denn ſie merkten natürlich wohl, daß der König von Niemanden ſonſt rede, als von den beiden Damen, denen ſie vorhin im Walde begegnet waren. Kaum aber ſtanden ſie an den beiden Fenſtern, als ſie alle Dreie zumal einen Schrei des Schreckens ausſtießen, und gleich darauf rannten ſie, gefolgt von Binet und dem Waldhüter, zur Thüre hinaus nach der breiten Allee, die vor dem Häuschen vorbeiführte. Auch hatten ſie guten Grund hiezu. Die feurigen Roſſe nehmlich, welche den Phaeton zogen, eilten im raſcheſten Laufe die breite Allee herab und weil eines derſelben vielleicht einmal einen Seitenſprung machte oder ſonſt eine Unart beging, züchtigte es dafür der Kutſcher heftig mit der Peitſche. Darob empört, bäumte ſich das edle Thier hoch auf und rannte dann in wilder Carriere davon, das andere mit ſich fortreißend. So verlor der Kutſcher die Meiſterſchaft über die Roſſe — oder ſchien ſie doch zu verlieren — und dieſelben ſprangen von dem Fahrweg ab gegen einen mächtigen Baumſtumpf zu, der auf der Seite ſtand. Kamen ſie nun mit dieſem in Colliſion, ſo mußte der Phaëton zerſchellen, und von einem furchtbaren Schreck ergriffen, ſchrieen daher auch die Damen, die im Gefährt ſaßen,

laut auf. Das war der Grund, warum der König mit seinem Gefolge so schnell zu der Waldhütte hinaussprang.

Die Gefahr ging übrigens noch gnädig vorüber, denn der Wagen stieß nicht an den Baumstumpf auf, sondern streifte ihn nur seitwärts, so daß der ganze Schaden im Zerbrechen eines Rades bestand. Gleich darauf brachte der Kutscher die Pferde zum Stehen und so ward dem Könige als dem Ersten auf dem Platz das Glück, die Damen aus dem Wagen zu heben. Keine von Beiden hatte durch den Stoß nothgelitten, allein vom Schreck fühlte sich die Jüngere so außerordentlich angegriffen, daß sie sich ohne Unterstützung nicht auf den Beinen halten konnte, und so lehnte sie sich denn fest an den König an, der ihr den Arm bot, um sie in die Waldhütte zu führen. Eben dahin brachten die beiden Herzoge von Ayen und von Richelieu auch die ältere Dame; doch hatten sie nicht so viel Mühe mit ihr, da dieselbe schon nach wenigen Secunden sich völlig erholt hatte.

Es wird nun nicht nöthig sein, dem Leser weitläuftig auseinander zu setzen, daß die eigenthümliche Situation, in der sie sich gegenseitig befanden, die Damen den Herren bald näher brachte. Die Ersteren waren ja den Letzteren unendlich viel Dank schuldig für die Hülfe, welche ihnen so schnell geworden war, und noch mehr für die Aufmerksamkeit, mit der sie in der Waldhütte behandelt wurden! Das Eigenthümliche aber dabei war, daß besonders die Jüngere der Damen in einem Moment für den König vor Ehrfurcht fast erstarb, während sie im nächsten ihre Augen mit einer solchen Innigkeit auf ihm ruhen ließ, daß man hätte glauben können, sie sei schon längst in herzlichster Liebe mit ihm verbunden. Doch daß ich's kurz mache, nach den ersten Minuten schon wußte der König von seinem Kammerdiener, wer die Damen seien — der Leser hat ihre Namen natürlich längst errathen — und abermals nach einigen Minuten berichtete derselbe Kammerdiener, daß der Phaëton allzu beschädigt sei, als daß seine Insassinen mit demselben nach Schloß Etiolles zurückfahren könnten. Was folgte nun daraus? Wie sich von selbst versteht, nichts Anderes, als daß der König die Damen einlud, sich zu

ihm in seine Jagdkalesche zu setzen, und daß er sie sofort allerhöchst eigenhändig nach ihrer Wohnung brachte, während die Herzoge von Richelieu und von Ayen zu Pferde, Binet und der Tafeldecker aber in dem Coupée nachfolgten.

Um sieben Uhr Abends kam die ganze Gesellschaft auf Etiolles an und — merkwürdig, es schien fast, als ob Frau von Etiolles und ihre Mutter Alles zum Voraus auf den Empfang des Königs und seiner Begleitung eingerichtet gehabt hätten. Schon nach einer kleinen Viertelstunde ward das Abendessen servirt und Frau von Etiolles ließ es sich nicht nehmen, den König persönlich zu bedienen. Nach dem Essen war einmal von der Abfahrt nach Choisy die Rede; doch nur vorübergehend, denn der Wind brauste außen gar winterlich kalt und hier innen war es so warm und behaglich. Auch versicherten die beiden Damen, daß sie entzückt sein würden, den König und seine Begleitung zu beherbergen, und wie hätte nun Ludwig XV. einer Einladung aus so schönem Munde widerstehen können? Er setzte sich also wieder nieder und Frau von Etiolles mußte neben ihm Platz nehmen. Von da an aber hatte sie nur noch Auge und Ohr für ihn und Er — nun natürlich, er hatte auch nur Auge und Ohr für sie.

Doch, so fragt jetzt ohne Zweifel der Leser, wo blieb denn während dieser ganzen Zeit Herr Le-Normand von Etiolles, der Gemahl der schönen Frau Jeanne? Nun er war abwesend, und diese Abwesenheit hatte Frau Poisson zu bewerkstelligen gewußt. Schon seit einiger Zeit nehmlich fungirte er bei seinem Oheim, dem Generalpächter, als dessen Adjunct, und diese seine neue Stellung, die mit bedeutenden Revenüen verknüpft war, zwang ihn nicht selten zu kleinen Reisen in die Provinz, um da die Geschäfte seines Oheims abzuwickeln. Eine solche kleine Reise aber hatte er auch heute Morgen antreten müssen, indem Frau Poisson ihm den Auftrag dazu von Seiten seines Oheims überbrachte, und so kam es denn, daß die beiden Damen, Mutter und Tochter, sich für heute allein auf Schloß Etiolles befanden.

Um zehn Uhr Abends stand der König vom Tische auf, um sich zur Ruhe zu begeben, allein er that es mit sichtlichem Wider-

ſtreben, weil ihn ſeine Nebenſitzerin ganz über die Maßen zu feſſeln gewußt hatte. Auch war von Schlaf keine Rede, ſondern er ging vielmehr lange in heftiger Aufregung in ſeinem Zimmer auf und ab, ehe er dem Kammerdiener Binet geſtattete, ihn zu entkleiden.

„Binet, woher kennſt du die Damen?“ fragte nun Ludwig XV.

„Majeſtät,“ erwiderte Binet friſch weg, „Madame Poiſſon iſt eine Verwandte von mir.“

„So?“ verſetzte der König. „Eine Verwandte von dir? Warum haſt du mir dann noch nie von deiner ſchönen Baſe, der herrlichen Frau von Etiolles, erzählt?“

„Es wäre nicht klug von mir geweſen,“ erwiderte der Kammerdiener, „und ich geſtehe offen, ich halte es für ein großes Unglück, daß Eure Majeſtät ſie kennen gelernt haben.“

„Teufel, Binet, was ſoll das heißen?“ rief Ludwig XV. „Du hälſt es für ein Unglück, daß ich das liebenswürdigſte Geſchöpf von der Welt kennen lernte?“

„Für Eure Majeſtät ſelbſt freilich wirds kein Unglück ſein,“ ſeufzte Binet; „wohl aber für meinen Vetter, den Herrn von Etiolles. Aber,“ ſetzte er dann mit ſtoiſcher Ruhe hinzu, „ſeinem Schickſal kann Niemand entgehen und er wußte es ja längſt, daß ſeine Gattin für den König von Frankreich ſchwärmt.“

„Ha!“ ſchrie Ludwig XV. „Was ſagſt du? Frau von Etiolles ſchwärmt für mich?“

„Oh,“ erklärte Binet, „damit habe ich noch viel zu wenig geſagt. Frau von Etiolles betet ſie an, ſeit Jahr und Tag ſchon, ſeit ſie Sie zum erſten Mal ſah, und ich bin feſt überzeugt, daß ſie Eurer Majeſtät nur deßwegen dieſes Gemach zum Schlafzimmer angewieſen hat, um jeden Ihrer Athemzüge überwachen zu können.“

„Ha!“ rief der König zum zweiten Male. „Wie verſtehſt du das? Wie kann ſie meine Athemzüge in dieſem Zimmer überwachen?“

„Hm,“ meinte Binet; „das Schlafzimmer der Frau von Etiolles iſt von dieſem da nur durch eine Tapetenwand getrennt und hier dieſe Thüre führt unmittelbar in daſſelbe.“

„Ha!“ rief der König zum dritten Male und ſeine Augen

glühten vor Begierde. Doch ſetzte er kein Wort weiter hinzu und entließ gleich darauf den Kammerdiener.

Den andern Morgen erwachte Ludwig XV. nicht in ſeinem eigenen Schlafzimmer, ſondern in dem daran ſtoßenden, und hart an ſeiner Seite ruhte ſanft ſchlummernd ein weibliches Weſen, wie er noch nie ein ſchöneres ſein Eigenthum genannt. Lange, mit einem eigenthümlichen Blick betrachtete er ſich das Weib; dann ſtieg er leiſe aus dem Bett, ſchlich durch die Tapetenthür und ſchellte gleich darauf ſeinem Kammerdiener. Eine Viertelſtunde ſpäter befand er ſich bereits mit ſeinem ganzen Gefolge auf dem Weg nach Choiſy, nachdem er der Dienerſchaft von Schloß Etiolles ein faſt überreiches Geſchenk hinterlaſſen. — — —

An demſelben Morgen, etwa eine Stunde nach dem Abgang des Königs ſaßen Frau Poiſſon und Frau von Etiolles bei einander am Frühſtücktiſch und die rothen Augen der Letzteren deuteten darauf hin, daß ſie geweint haben müſſe.

„Ich will dir Glauben ſchenken, meine Mutter," ſagte Frau von Etiolles mit trübem Lächeln, „daß dieſe brüske Manier in ſeiner Natur liegt. Aber ich würde glücklicher ſein, wenn er mehr Zartheit an den Tag gelegt hätte und wenigſtens nicht ohne Abſchied von mir gegangen wäre."

„Du mußt ihn nehmen wie er iſt," erwiderte Frau Poiſſon, „und erſt wenn du einmal feſt im Sattel ſitzſt, magſt du daran gehen, ihm ſeine königlichen Unarten abzugewöhnen. Doch à propos war das nicht ein köſtlicher Einfall von mir, die Pferde dem Anſchein nach durchgehen zu laſſen, damit ſie uns aus der Waldhütte zu Hülfe ſpringen müßten? Und der Jean, der Kutſcher, wußte die Sache auf eine Art durchzuführen, daß ich ihm darob noch mein beſonderes Lob zollen werde."

Sie lachte laut auf als ſie dies ſagte und einen Augenblick nachher begaben ſich die beiden Damen in ihre Boudoirs, um ſich ankleiden zu laſſen.

Zweites Kapitel.

Schloß Bagneux. (1745—1746.)

Nach acht Tagen längstens, hatte Frau Poisson ihrer Tochter prophezeit, werde Ludwig XV. voll Inbrunst seinen Besuch auf Schloß Etiolles wiederholen; aber die acht Tage vergingen, ohne daß der König auch nur ein einziges Mal nach der genannten Dame gefragt hätte. Ja aus der einen Woche wurden ihrer dreie und noch immer brachte Ludwig XV. den Namen der Frau von Etiolles nicht über den Mund.

Freilich — es war auch Grund dazu vorhanden, denn bei Hofe gabs damals so viele Zerstreuungen, daß man fast gar nicht zu sich selbst kam. Louis de France nehmlich, das ist der Dauphin, welcher wie wir wissen am 4. September 1729 geboren worden war und also jetzt fünfzehn und ein halb Jahr zählte, heirathete und zwar eine Infantin von Spanien, eine Tochter des Königs Philipp V., mit Namen Maria Therese Antoinette. Wer wird es aber nicht in der Ordnung finden, daß mit dieser Hochzeit die solennesten Festlichkeiten verbunden wurden und daß außer dem Hofe die Bürger von Versailles mit denen von Paris wetteiferten, wer es am großartigsten zu treiben und das meiste Geld auszugeben verstehe? Festbälle, Festtheater, Illuminationen, Feuerwerke, Banquette, öffentliche Aufzüge und Maskeraden wechselten

täglich miteinander ab, und wenn man glaubte, am Ziele zu sein, so ordnete der König selbst, der diesmal unermüdlich schien, irgend eine neue Fête an, welche an Zauber die bereits vorhanden gewesenen wieder weit hinter sich ließ. Kurz man kam volle drei Wochen lang nicht aus dem Taumel hinaus, und viele Damen und Herren vom Hofe ruinirten sich über diese Zeit gründlich, denn der Aufwand, den man in Kleidern und Schmuck machte, war ein in Wahrheit grenzenloser.

Den Schluß all' dieser Verschwendungen bildete ein Masken-Ballfest, welches die Stadt Paris dem Königshause am Sonntag vor dem Aschermittwoch auf dem Stadthause gab, und ein würdiger Schluß war es. Die Pracht nehmlich, welche die Stadt entfaltete, ging ins Immense, so daß man in der That hätte meinen können, man finde das Geld auf der Straße. Weil man nun aber schon zum voraus wußte, daß es so großartig zugehen werde, drängte sich Alles herbei, um Eintrittskarten zu dem Ball zu bekommen, und obgleich man das Stück um vierzig Livres verkaufte, so waren doch in wenigen Tagen weit mehr vergriffen, als das große Haus nur Personen fassen konnte. Man kann sich also denken, welch' ein furchtbares Gewühl es gab, als die Ballnacht endlich herbeikam, und man mußte am Eingang des Stadthauses Spaliere von Garden und Musketieren bilden, um nur den Zugang offen zu halten. Ich will mich übrigens mit der Beschreibung des Festes selbst nicht weiter aufhalten, und bemerke daher blos, daß sich der König mit dem Dauphin und seiner jungen Gemahlin um zwei Uhr Morgens in ein eigenes für ihn hergerichtetes Apartement zurückzog, von welchem man den großen Ballsaal unten, sowie überhaupt das Gewoge der Menschen mit Muse übersehen konnte. Hier saß er nun mit den Seinigen längere Zeit; man konnte aber nicht sagen, ob er sich an dem bunten Durcheinander, das noch durch die schallenden Fanfaren der Musik gehoben wurde, erlustire oder nicht, denn er veränderte keine Miene und blickte jetzt so ernst, als den Augenbblick zuvor. Doch plötzlich — mein Gott, wie zuckte es plötzlich auf in diesem ewig unveränderlichen Gesichte! Er hatte auf der Gallerie unter sich ein paar Augen bemerkt, die mit unverkenn-

barer Trauer auf ihm ruhten, und dieſe Augen gehörten Niemanden an, als dem ſchönen Geſichte der Frau von Etiolles! Ohne daß er ſeiner Herr geweſen wäre, mußte er aber- und abermals nach dieſen Augen ſchauen; aber ſo oft er auch ſchaute, immer hingen ſie mit dem gleichen Ausdruck der Trauer und des Vorwurfs an ihm. „Sie iſt doch nicht wie die Andern," murmelte er jetzt für ſich hin, „ſondern ſie liebt mich um meiner ſelbſt willen, denn ſonſt würde ſie an den Freuden des Balls Theil nehmen, ſie, die ſo jung und ſo ſchön iſt! Unmittelbar darauf, noch vor drei Uhr Morgens, gab er Befehl zum Aufbruch und gleich nach vier Uhr befand er ſich in ſeinem Schlafzimmer zu Verſailles, um ſich zur Ruhe zu begeben.

„Binet," fragte der König während des Entkleidens ſeinen vertrauten Kammerdiener, „was macht deine ſchöne Anverwandte, die Frau von Etiolles?"

„O Majeſtät," erwiderte Binet, die Augen zu Boden geſenkt, „ich bitte, fragen Sie mich nicht."

„Aber ich will Antwort haben," beharrte Ludwig XV. „Du haſt ſie doch ſeit dem Abenteuer auf Schloß Etiolles ſchon öfters geſehen?"

„Ja, Majeſtät, ich ſah ſie bei ihrer Mutter, der Madame Poiſſon," verſetzte der Kammerdiener; „aber es ſchnitt mir durch's Herz, ſo oft ich ſie ſah."

„Was ſchnitt dir durch's Herz?" fuhr der König ſich immer noch höchſt gleichgültig ſtellend fort. „Du biſt doch ſonſt ein ziemlich hartgeſottener Burſche."

„Nun, Sire," ſagte der Kammerdiener, „wenn Sie's durchaus wiſſen wollen, die rothgeweinten Augen der Frau von Etiolles ſchnitten mir in's Herz. Sie iſt ſeit jenem Abenteuer, wie Eure Majeſtät es zu nennen belieben, wie eine geknickte Lilie, und ihre Mutter ſagt mir, daß ſie ſeither nicht ein einziges Mal mehr gelacht habe; ſie, die ſonſt die Fröhlichkeit ſelbſt war. Aber wie konnte es auch anders kommen? Sich ſo vergeſſen, ſo mit Verachtung behandelt zu ſehen, während ſie ſelbſt Tag und Nacht.... O Majeſtät, erlauben Sie, daß ich ſtillſchweige."

„Narr, der du biſt," rief jetzt der König, „wer ſagt dir denn, daß ich ſie vergeſſen habe? Nicht einen Augenblick lang that ich das und noch weniger gedachte ich ihrer mit Verachtung. Aber ich wollte wiſſen, welchen Eindruck meine anſcheinende Gleichgültigkeit auf ſie machen würde, und deßwegen fragte ich dich ſeither nicht nach ihr. Alſo du weißt gewiß, daß ſie mich immer noch ein wenig liebt?"

„Ein wenig?" platzte der Kammerdiener heraus. „Sie betet Sie an, wie immer, und Ihr Bildniß, das ſie ſich zu verſchaffen wußte, kommt ſelbſt bei Nacht nicht von ihrem Herzen. O, wenn Sie ahnten, was ihre Mutter mir vertraute! Aber ....."

„Gut, gut, Binet," unterbrach ihn Ludwig XV. mit einem äußerſt gnädigen Winke; „ich glaube dir Alles, weil ich mich durch den Augenſchein von der Wahrheit überzeugt habe. Alſo höre mich. Auf morgen entbinde ich dich den ganzen Tag deines Dienſtes, doch nur damit du um ſo mehr in meinem Dienſte thätig ſeieſt. Du wirſt ſofort deine Schritte zu Frau Poiſſon richten und von da zu der ſchönen Frau von Etiolles. Sage ihr," fuhr er in einem immer aufgeregteren Tone fort, „daß ich ſie anbete, und daß ſie mir von der erſten Minute an, da ich ſie ſah, nie mehr aus dem Kopfe gekommen iſt. Sage ihr mit einem Worte Alles, was ſie wegen meines langen Stillſchweigens beruhigen kann, und dann bringe auf eine Zuſammenkunft. Verſtehſt du mich, auf eine Zuſammenkunft gleich am Abend, und laß dich durch keine Einreden abweiſen. Ich weiß wohl," ſchnitt er dem Kammerdiener eine Einrede im Munde ab; „ich weiß wohl, daß ſie nicht ganz unabhängig handeln kann, weil ſie ihren Gatten zu ſchonen hat; aber ich weiß auch, daß einem klugen Weibe Alles möglich iſt, wofern es nur will. Vielleicht wird ihre Mutter krank und ſie muß deßhalb nach Paris eilen, um bei ihr zu wachen; wenn ſie aber einmal in Paris iſt, ſo hat ſie nicht mehr weit nach Verſailles, und dann weißt du das Weitere. Alſo nochmals, Binet, bei meiner Ungnade, ſorge dafür, daß die ſchöne Frau in der nächſten Nacht in meinen Armen ruht."

Dieſes Zwiegeſpräch fand ſtatt am Frühmorgen des Sonn-

tags, welcher dem Aschermittwoch vom Jahre 1745 voranging, und in der darauf folgenden Nacht ruhte wirklich Frau Jeanne Antoinette Le-Normand von Etiolles in den Armen Ludwigs XV. Sie hatte es möglich zu machen gewußt, trotzdem sie eine verheirathete Frau war, und zwar ohne daß ihr Gatte etwas davon merkte, denn Ludwig XV. hatte ganz recht: „Wenn Weiber wollen, so können sie ihre Männer betrügen, selbst wenn diese Argusaugen hätten." Von da ab übrigens kam das Liebespaar regelmäßig zusammen, das eine Mal in Choisy, das andere Mal in Versailles, das dritte Mal in La-Muette, und den Vermittler machte immer der Kammerdiener Binet. Doch blieb das Verhältniß vorderhand noch, wenigstens nach der Frau von Etiolles und des Königs Meinung, ein geheimes, und wenn man, weil bekanntlich selbst über das Geheimste nach einiger Zeit Gerüchte auftauchen, je bei Binet darauf anspielte, daß doch in der Nachricht über diese neue Flamme des Königs eine halbe Wahrheit liegen möchte, so vermaß er sich hoch und theuer, es sei dieß Alles nur lügenhaftes, thörichtes Geschwätz. Umgekehrt dagegen konnte es wenigstens Einzelnen unter der Dienerschaft nicht verborgen bleiben, daß der König in der Woche zum mindesten dreimal mit der schönen Frau von Etiolles zu nur zwei Gedecken zu Nacht speise, und weil diese Einzelnen wieder Anderen, natürlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, diese Thatsache anvertrauten, so lüftete sich das Geheimniß obigen Verhältnisses trotz aller Schwüre Binets bald mehr und mehr.

Etwa sechs Wochen mochten vergangen sein, seit jener Montag-Nacht vor Aschermittwoch, und man befand sich in der Mitte des Monats April. Frau von Etiolles war eben auf Besuch bei ihrer Mutter in Paris und wollte einige Tage da verweilen, weil ihren Gemahl wieder einmal Geschäfte auf's Land gerufen hatten. So fuhr sie denn eines Morgens vor einem Spitzenmagazin vor, das man ihr gerühmt hatte, und las sich da verschiedene Artikel von hohem Werthe aus. Wie sie jedoch bezahlen wollte, fand sie, daß sie ihre Börse vergessen habe, und natürlich kam sie dadurch in einige Verlegenheit, denn als gänzlich Unbekannte, wie sie zu

sein glaubte, konnte sie natürlich keinen Anspruch auf Credit machen.

„Legen Sie die Sachen für mich bei Seite," sagte sie daher zu der Inhaberin des Ladens; „ich werde sie im Laufe des Tages abholen lassen."

„Aber, Madame," erwiderte die Verkäuferin, „warum wollen Sie dieselben nicht gleich jetzt mitnehmen?"

„Ich habe," erklärte nun Frau von Etiolles freimüthig; „ich habe meine Börse vergessen und ...."

„Aber, mein Gott," unterbrach sie die Verkäuferin in verbindlichstem Tone, „das hat ja gar nichts zu sagen. Die gnädige Frau schicken das Geld gelegentlich."

„Sie schenken mir viel Vertrauen," lächelte Frau von Etiolles. „Fürchten Sie nicht, möglicherweise betrogen zu werden?"

„Betrogen?" rief die Verkäuferin mit einer tiefen Verbeugung: „Auf diese Gefahr hin steht Ihnen mein ganzes Assortiment zu Diensten. Bitte, lesen Sie nach Belieben aus."

„Aber, mein Gott," sagte jetzt Frau von Etiolles ziemlich betreten, „Sie kennen mich doch nicht. Wenigstens war ich noch nie bei Ihnen."

„Nein, gnädigste Frau," entgegnete die Verkäuferin mit einer zweiten noch tieferen Verbeugung, „diese hohe Ehre wurde mir noch nie zu Theil; was aber das Kennen anbelangt, so weiß ich recht wohl, vor wem ich stehe. Oder," setzte sie äußerst naiv hinzu, „hätte ich etwa nicht das Vergnügen, die Nachfolgerin der Frau Herzogin von Chateau-Roux bei mir zu sehen?"

Frau von Etiolles wurde roth bis über die Ohren und entfernte sich ohne ein Wort weiter zu sagen. Alles kochte und gährte in ihr und sie machte sich die bittersten Selbstvorwürfe. „Ich Thörin," rief sie sich einmal über das anderemal zu, „die Schmach des Mätressenthums habe ich auf mich geladen und den Vortheil desselben kenne ich nicht."

Von diesem Gedanken voll befahl sie dem Kutscher, schnellstens nach Hause zu ihrer Mutter zu fahren, denn sie wollte mit dieser zu Rathe gehen. Wie sie aber bei der Madame Poisson

eintrat, da erwartete sie eine neue Aufregung und zwar eine solche, gegen welche die von vorhin als eine Bagatelle verschwand. Sie traf nehmlich bei ihrer Mutter ihren Gatten, Herrn Le-Normand von Etiolles, welchen sie vor einem Monat nicht zurückerwartet hatte, und dieser ihr Gatte stellte sich ihr in einer Weise gegenüber, die sie an ihm noch nie gesehen.

„Treulose! Ehrlose!" rief er ihr gleich bei ihrem Eintritt zu, und auf sie zuspringend ergriff er sie heftig am Arme.

Ihre Mutter winkte ihr, sich zusammenzunehmen, und diesen Wink verstand sie vollkommen. „Mein Herr Gemahl," erwiderte sie ihm also so ruhig als möglich, indem sie sich von ihm loszumachen suchte, „Sie sind außer sich und ich werde mich daher so lange entfernen, bis Sie sich wieder gefaßt haben."

„Nein, du bleibst," schrie er wüthend, indem er ihren Arm noch fester packte. „Du bleibst und stehst mir Rede. Doch was brauche ich lange zu fragen? Die Untreue steht ihr auf dem Gesichte geschrieben, und was ich von ihr erfahren habe, was mich mit Sturmesflügeln nach Hause trieb, ist nur allzuwahr. Sprich, Elende, seit wann bist du die Buhlerin des Königs?"

„Mein Herr Sohn," rief jetzt Madame Poisson, „das geht zu weit. Sie werden sich augenblicklich entfernen, oder ich muß Hülfe requiriren."

„Ha, ha, ha!" lachte er gellend auf; „läßt sich die Zuführerin auch vernehmen? Aber mit Ihnen habe ich nichts zu thun, sondern nur mit dieser da, deren Herr und Gemahl ich nach dem Gesetze bin."

„Das waren Sie," erklärte sofort Frau von Etiolles mit Entschiedenheit, denn sie hatte sich inzwischen vollkommen gefaßt. „Das waren Sie bis jetzt, aber ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie es für die Zukunft nicht mehr sind. Noch gibt es in Frankreich ein Recht für Frauen gegen Wütheriche und augenblicklich trage ich auf gerichtliche Trennung von Ihnen an."

Nunmehr ging eine plötzliche Umwandlung mit Herrn von Etiolles vor und seine bisher so wild blickenden Augen füllten sich jählings mit Thränen. „Jeanne," schluchzte er, indem er sich

seiner Gattin zu Füßen warf; „Jeanne, theure Jeanne, o wie unendlich lieb habe ich dich doch! Weib meines Herzens, geh' in dich und bereue. Sieh', Alles will ich dir verzeihen, wenn du mir nur versprichst, von jetzt an wieder meine treue Gattin sein zu wollen. Komm, laß uns jetzt gleich abreisen, weit weg in eine entlegene Provinz, und nie mehr soll unser Fuß dieses verdorbene Paris betreten."

Flehentlich ruhte sein Auge auf ihr und dieser flehentliche Blick hätte einen Stein erweichen können; aber sie benützte den Moment, sich von ihm loszumachen und sprang der Thüre zu.

„Komm, meine Mutter," rief sie zugleich, „retten wir uns vor diesem Barbaren."

Schnell schlüpfte sie durch die Thüre in ein anderes Zimmer und eben so schnell folgte ihr Frau Poisson. Dort innen aber verriegelten sie sich augenblicklich, so daß ihnen Herr von Etiolles nichts mehr anhaben konnte. Dies schien übrigens keineswegs in seinem Sinne zu liegen, sondern er blieb vielmehr eine geraume Zeit wie erstarrt stehen und verließ dann, die Hand an der Stirne, langsamen Schrittes das Haus. Vor dem Hause stand er wieder eine Zeitlang still, wie um nachzudenken; dann aber ging er festen Trittes vorwärts und nahm die Richtung nach der Wohnung eines der berühmtesten Advocaten jener Zeit.

Die beiden Frauen im Nebenzimmer hatten zuerst aufmerksam gehorcht, was Herr von Etiolles wohl beginnen werde. Darauf, wie sie hörten, daß er ganz still das Haus verließ, schauten sie ihm unverwandt nach und offenbar war es ihnen nicht ganz wohl bei der Sache. Endlich, wie sie sahen, daß er um die Ecke bog, ohne sich nur noch einmal umzudrehen, blickten sie sich Beide fragend in's Gesicht.

„Was er wohl beginnen wird?" sagte nach einer Pause Madame Poisson.

„Das weiß ich nicht," erwiderte Frau von Etiolles in entschlossenem Tone; „was aber ich beginnen werde, das weiß ich."

„Nun?" fragte Madame Prisson.

„Ich werde," erklärte Frau von Etiolles; „ich werde heute

Abend mit dem Könige in La-Muette ſoupiren und ihn bitten, daß er mich zur Herzogin mache, wie vor drei Jahren die Chateau-Roux."

Abermals entſtand eine Pauſe. „Meine Tochter," ſagte dann Frau Poiſſon, „ſpanne die Saiten nicht gleich im Anfang zu hoch, ſondern bedenke, daß die Frau Herzogin von Chateau-Roux ſchon von Geburt eine hochadelige Dame war, während deine Abſtammung eine rein bürgerliche iſt."

„Gut," verſetzte die Tochter nach einigem Beſinnen, „ſo beginnen wir mit einem Marquiſate. Aber Hofdame will ich werden, und meine eigenen Zimmer im Schloſſe will ich bekommen, und dazuhin einen Palaſt, und man ſoll mir dieſelben Ehren erweiſen, wie vordem der Frau Marquiſe von Montespan."

Nach einigen Tagen wurden Verſailles und Paris von zwei hochwichtigen Neuigkeiten überraſcht. Die Eine ging dahin, daß der König dem Prinzen von Conti das Marquiſat Pompadour um eine halbe Million Livres abgekauft und die Frau von Etiolles unter Erhebung derſelben zur Frau Marquiſe damit beſchenkt habe. Auch habe ihr der König dieſelben Zimmer in Verſailles angewieſen, welche vordem die Frau Gräfin von Mailly inne gehabt, und ſie ſei demnach als erklärte Mätreſſe anzuſehen. Endlich verlautete noch vom Wiederbeginn der ſogenannten kleinen Soupers, ſo wie daß zu dem erſten derſelben außer der Marquiſe von Pompadour noch die Frau von Belleſond und Madame d'Eſtrades nebſt den Herzogen von Richelieu, von Ayen und von Boufflers eingeladen zu werden die Ehre gehabt hätten. Das war die Eine der beiden hochwichtigen Neuigkeiten. Die Andere hatte eine geringere Tragweite, denn ſie betraf nur den armen Narren von einem Ehemann, ich meine den Herrn Le-Normand von Etiolles, welcher ſo thöricht war von den Gerichten zu verlangen, daß ſie ihm ſeine Frau wieder verſchaffen ſollten. Statt eines Gerichtsſpruches nehmlich erhielt er eine Lettre de Cachet, die ihn aufforderte, ſofort nach Avignon abzureiſen, um dort die reine provençaliſche Luft einzuathmen. Natürlich mußte er gehorchen; aber er that es mit Verzweiflung im Herzen, und dieſe

Verzweiflung machte, daß er in ein hitziges Nervenfieber verfiel, welches ihn beinahe ins Grab gebracht hätte. Doch siegte seine kräftige Natur, und wie er nun wieder gesundete, da fand er, daß es sehr thöricht von ihm wäre, sich wegen seiner treulosen Frau noch länger abzuhärmen. Somit gesundete auch sein Geist und sobald der König dieß erfuhr, übertrug er ihm an der Stelle seines Oheims, welcher zum Generaldirektor der Königlichen Bauten ernannt wurde, das sehr einträgliche Amt eines Generalpächters. Hiezu fügte seine Majestät später noch die Stelle eines Generalpostdirektors sowie einige weitere kleinere Nebenämter, so daß das Gesammteinkommen des Monsieur Hahnrei's sich jährlich auf mehr als einmalhunderttausend Livres belief. Lag nun darin nicht des Trostes genug? Gewiß mehr als genug und nach wenigen Jahren fing Herr Le-Normand von Etiolles an, die Frau Marquise von Pompadour als eine ihm ganz fremde Person zu betrachten. Ja schließlich kam es ihm so vor, als hätte er sie eigentlich nie vorher gekannt, sondern als wüßte er nur vom Hörensagen von ihr, und so wurde denn das Verhältniß zwischen ihm und der Frau Jeanne durch gar keinen Mißton mehr getrübt.

Doch genug nun von Herrn von Etiolles, zu dessen Gunsten ich mir eine kleine Abschweifung erlaubt habe, und kehren wir zu der neu creirten Frau Marquise von Pompadour zurück. Sie war nun, seit der letzten Hälfte des Aprils 1745, die förmlich declarirte Mätresse Ludwigs XV. und man kann sich denken, wie ihr sofort von allen Seiten hofirt wurde. Ihre Stellung konnte aber deßwegen doch keineswegs eine ganz wolkenlose genannt werden, denn einmal hatte sie viele Feinde, welche sie jeden Augenblick gerne gestürzt haben würden, und zum andern kostete es unendliche Mühe den König so zu fesseln, daß er sich stets wohl fühlte in diesen Banden. Was nun besonders den letzteren Punkt betrifft, so hatte der arme Ludwig schon alle Lüste erschöpft und wurde dadurch so abgestumpft, daß ihn nur zu oft die gräßlichste Langeweile beschlich. Wenn also Frau von Pompadour ihren Posten behaupten wollte, so mußte sie vor allem dafür sorgen, bei ihrem Königlichen Geliebten die Langeweile nicht aufkommen zu lassen; sie mußte

dafür ſorgen, daß er ſich bei ihr ſtets gut unterhielt. Doch, welch' ein Glück, daß ſie hiezu ein ganz ausgezeichnetes Talent beſaß! Es konnte ja Niemand ſo erzählen, wie ſie, die ſelbſt den einfachſten Begebenheiten eine intereſſante Seite abzugewinnen verſtand! Wahrhaftig der König mußte lachen, ſo oft ſie nur den Mund öffnete, und vom Gähnen war ohnehin nicht mehr die Rede. Dazu dann ihre Gabe zu ſingen und zu muſiciren; ferner ihr Talent zu zeichnen und zwar Perſonen wie Landſchaften; weiter ihre Grazie und Anmuth beim Tanzen, ſo daß das Auge wie gebannt ihren Bewegungen folgte; noch mehr ihre reiche Phantaſie, welche immer wieder neue Divertiſſements zu erfinden wußte; endlich ihr Scharfſinn, den Augenblick zu gewahren, wann etwas aufhörte, dem König angenehm zu ſein! Sie verſtand es alſo, den König zu feſſeln, aber trotzdem ſie es verſtand, ſo mußte ſie doch all' ihr Genie aufwenden, um ihre Stellung zu einer geſicherten zu machen.

Nicht minder ſchwer hielt es für ſie, ihren vielen Feinden die Stange zu halten, beſonders jenen, welche in ihr eine politiſche Gegnerin witterten. Es gab damals, wie der Leſer weiß, zwei große Partheien am Hofe von Verſailles, von denen die Eine, mit faſt der ganzen Geiſtlichkeit und vor allem dem mächtigen Orden Jeſu auf ihrer Seite, durchaus Frieden mit Oeſtreich geſchloſſen haben wollte, während die Andere auf energiſche Fortführung des Krieges drang. Bis jetzt hatte dieſe andere Parthei, mit den Brüdern d'Argenſon und dem Herzog von Richelieu an der Spitze, beim König den Ausſchlag gegeben; allein konnte das nicht durch den Einfluß der Frau von Pompadour ſchnellſtens anders werden? Die Letztere, nehmlich die am Ruder befindlichen Miniſter mit ihrem Anhang befürchteten, dieß, und haßten daher die neue Mätreſſe; die Andern aber, das iſt die Freunde der Geſellſchaft Jeſu hofften es und jubelten daher laut auf, als ſie die Gewißheit erhielten, daß Frau von Etiolles vom Könige zu ſeiner öffentlichen Geliebten erkoren worden ſei. Doch wie benahm ſich nun die Frau von Pompadour? Sie war klug genug, einzuſehen, daß die jetzigen Miniſter das Vertrauen des Königs in ſehr hohem Grade beſäßen und daß es daher für ſie gefährlich werden könnte, ſchon jetzt den Kampf

mit denſelben aufzunehmen. Darum war auch ihr Entſchluß ſchnellſtens gefaßt, und derſelbe ging dahin, in politiſchen Fragen ſich an eine ſtrikte Neutralität zu halten. „Meine Zeit," ſagte ſie leiſe zu ſich ſelbſt, „wird ſchon kommen und ich will mein Möglichſtes thun, daß ſie ſchnell kommt; aber dem Pater de Linières und ſeinen Freunden zu Lieb jetzt ſchon mit Gewalt eingreifen und dadurch meine ganze Stellung aufs Spiel ſetzen, nein, eine ſolche Thorheit begehe ich nicht und wenn der Pater mich zehnmal deßhalb eine ſchlechte Chriſtin nennt." So dachte ſie für ſich ſelbſt. Vor dem Hofe dagegen, vor den Miniſtern und vor dem Könige lachte ſie laut auf, wenn von Politik die Rede war, und bat inſtändig, ſie doch ihr ganzes Leben lang mit dieſem langweiligen Wort zu verſchonen. „Ich weiß nicht, was man darunter verſteht," erklärte ſie ſtets mit einem komiſchen Ernſte, „und will es auch nicht wiſſen; aber das weiß ich, daß die Männer langweilig werden, ſowie ſie von dieſem Thema anfangen, und daß noch jede Frau die einen Politiker ehelichte, über Mangel an Liebe geklagt hat!" Durch ſolche und ähnliche Reden wußte ſie diejenigen, welche von Anfang an bereit waren, feindſelig gegen ſie aufzutreten, vollſtändig zu entwaffnen, und ſo ſicherte ſie ſich ihre Stellung auch gegen dieſe Seite hin.

Weil nun übrigens die Frau Marquiſe von Pompadour zwiſchen den beiden ſich am Hofe bekämpfenden Partheien die vollſtändigſte Neutralität bewahrte, ſo mußte ſie ſich auch geduldig darein fügen, als die Kriegsparthei ſchon zu Anfang Mai 1745 den König zu überreden wußte, abermals wie im vorigen Jahre ins Feld zu rücken. Sie mußte ſich darein fügen, weil ſie ſonſt das Mißtrauen jener Parthei aufs neue geweckt hätte, und ſo erlaubte ſie ſich denn auch nicht die geringſte Einrede, als die Abreiſe des Monarchen bereits auf den neunten Mai feſtgeſetzt wurde. Und in der That am beſagten neunten Mai reiste Ludwig XV. zur Armee nach Flandern ab und zwar ohne irgend eine weitere Begleitung als den Dauphin, den Herzog von Richelieu, den Herzog von Ayen und die nöthige Dienerſchaft. Das weibliche Geſchlecht war ganz ausgeſchloſſen, denn Ludwig XV. ſollte ſich nur den

Kriegsoperationen widmen, damit man ihm nach seiner Rückkehr eben so viele Ruhmesdenkmale errichten und eben so viele Ruhmesmedaillen prägen könne, als in vergangenen Jahren seinem Urgroßvater Ludwig XIV. Solches war der Zweck und derselbe wurde auch zum Theil wenigstens erreicht. In so fern nehmlich, als in jenem Feldzug der Marschall von Sachsen eine Menge von Festungen wie Tournay, Gent, und Oudenarde, eroberte und zugleich nicht wenige glückliche Schlachten schlug. Allein den König zu einem Helden zu stempeln, dieß wollte trotz alledem nicht gehen, denn er verstand vom Kriegswesen nicht das Geringste und seine ganze Thätigkeit bestand darin, bei den verschiedenen Actionen nicht abwesend gewesen zu sein. In mehreren anderen Beziehungen dagegen entwickelte Ludwig XV. eine nicht geringe Thätigkeit, wie insbesondere in festlichen Einzügen in die eroberten Städte und noch mehr in Absendung von täglichen Kourieren an die Frau Marquise von Pompadour. Die theure Geliebte beschäftigte ihn auch im Felde immerwährend und er sehnte sich je mehr und mehr nach ihr zurück!

Doch was that nun während dieser ganzen Zeit die Frau Marquise von Pompadour? Sie zog sich alsobald nach der Abreise des Königs von Versailles nach Schloß Etiolles — ihr Gemahl war ja nach Avignon verbannt — zurück, und lebte da so durchaus zurückgezogen, daß auch nicht die geringste Nachrede über sie entstehen konnte. Ja ihre ganze Beschäftigung beschränkte sich darauf, dem Könige Liebesbriefe zu schreiben, und in jeden dieser Briefe, deren sie täglich mehrere verfaßte, wußte sie eine solche Sehnsucht hineinzulegen, daß ihr hoher Liebhaber nothwendig davon entzückt werden mußte. So hielt sie es drei volle Monate lang, also von Mitte Mai bis Mitte des Monats August und bis dahin hatte auch nicht das geringste Widerwärtige ihre selbstgewählte Einsamkeit gestört. Da jedoch erhielt sie einen Brief, welcher sie in eine nicht geringe Bestürzung versetzte, und kaum hatte sie ihn gelesen, so eilte sie mit demselben zu ihrer Mutter und ersten Rathgeberin.

„Hier, lies, meine Mutter," sagte sie in zitterndem Tone, wie von Todesangst gequält, zu Frau Poisson.

Die Mutter las und je weiter sie las, um so größer wurde auch ihre Bestürzung; nur mischte sich mit der Bestürzung ein eben so heftiger Zorn. „Der Elende, der Tropf!“ stieß sie einmal über das andere hervor. „Was glaubt denn dieser nichtswürdige Bursch, dieser Herr von Fargeau unseligen Angedenkens? Ich verfluche die Stunde, da Du ihn das erste Mal in Deinem Hause empfingst.

„Das hilft aber jetzt alles nichts mehr,“ stöhnte die Frau Marquise von Pompadour. „Denn geschehen ist geschehen. Vergangenes läßt sich nicht rückgängig machen.“

„Du hast recht, meine Tochter,“ versetzte Frau Poisson, indem sie plötzlich ganz ruhig wurde. „Sehen wir lieber, was der Bursche, Dein früherer Liebhaber, will. Vor Allem eine Zusammenkunft und dann Wiedereinsetzung in seine vormaligen Rechte, wie er's nennt. Der Wahnsinnige meint wohl, Du werdest den König aufgeben, um wieder mit ihm als sein Turteltäubchen zusammenzuleben!“

„Nein, nein,“ sagte Frau von Pompadour, „das will er wohl nicht, sondern er will unser früheres Verhältniß nur deßwegen wieder hergestellt wissen, um durch mich beim Könige hohe Ehrenstellen und große Güterverleihungen auszuwirken. Ach, und ich glaubte, als ich ihm den Abschied gab und er im Zorn von mir schied, er werde vom Ausland, wohin er ging, nie mehr zurückkehren und jetzt ist er doch wieder da.“

„Ja freilich ist er da,“ entgegnete Frau Poisson, „und offenbar kam er zurück, als er im Ausland erfuhr, daß Du die dominirende Frau Marquise von Pompadour geworden seiest. Aber“ fuhr sie darauf nach einigem Nachdenken fort, „könnte er Dir denn beim Könige, wenn Du ihn jetzt ohne weiteres abwiesest, so sehr viel schaden?“

„Mein Gott, liebe Mutter,“ rief Frau von Pompadour verzweiflungsvoll, „der König glaubt, daß ich außer ihm noch nie einen Mann geliebt habe, denn daß ich meinen Mann ohne Liebe nahm, weiß er ganz zuverlässig. Gewiß also, ich wäre verloren, wenn Fargeau sich eine Audienz beim Könige erwirkte.“

„Dann muß der Burſche unter allen Umſtänden beſeitigt werden," erklärte Frau Poiſſon.

„Aber wie? wie?" ſtöhnte wieder Frau von Pompadour. „Die Zeit drängt ſchrecklich. Der König ſchrieb mir ſchon zu wiederholten Malen, daß ihn die Sehnſucht faſt tödte und daß er daher jedenfalls in dieſem Monat noch zurückkehren werde."

„Teufel," fluchte Frau Poiſſon — denn im Zuſtande der Aufregung nahm ſie es nicht ſehr genau mit ihren Ausdrücken — „Teufel, da thut Eile noth. Aber halt, da fällt mir was ein. Ha," ſetzte ſie alsbald mit furchtbarer Entſchloſſenheit hinzu, „das iſt eine Fügung des Himmels oder auch der Hölle, was mir im jetzigen Augenblicke ganz gleichviel bedeutet!"

„Was haſt Du, meine Mutter?" rief Frau von Pompadour erſchreckt.

„Was ich habe?" erwiederte Frau Poiſſon mit derſelben furchtbaren Entſchloſſenheit. „Nichts, als daß ich jetzt den Weg weiß, wie wir Deinen ehemaligen Liebhaber für immer zum Schweigen bringen. Ja wohl, für immer und ewig. Aber erſchrick nicht, ich werde Alles allein beſorgen. Du ſelbſt haſt nichts dabei zu thun, als dem Herrn Fargeau brieflich zu wiſſen zu thun, daß Du ihm übermorgen oder längſtens in drei Tagen auf Schloß Bagneux, dem Eigenthum Deiner Mutter, eine Zuſammenkunft bewilligen wolleſt, natürlich aber eine ganz geheime, über die er das tiefſte Stillſchweigen bewahren müſſe."

„Auf Schloß Bagneux?" fragte Frau von Pompadour, ihre Mutter ganz verwirrt anſehend. „Iſt denn das Dein Eigenthum? Ich höre den Namen heute das erſte Mal."

„Noch iſt es nicht mein," erklärte Frau Poiſſon; „aber morgen werde ich es beſitzen. Es iſt dieß ein kleines Beſitzthum, zehn Stunden von hier, das früher dem Kardinal von Richelieu gehörte und welches ſein jetziger Eigenthümer, ein gewiſſer Herr Trinart, aus Mangel an Mitteln um jeden Preis verkaufen muß. Vorgeſtern erfuhr ich dieß und zugleich ſagte man mir auch, was es für eine Bewandtniß mit dieſem Schloſſe hat. Aber ſtill, frage

mich nicht weiter. Es soll das mein Geheimniß bleiben. Genug wenn Du den elenden Fargeau loswirst."

Hier brach die Unterhaltung ab und Frau Poisson beeilte sich, Herrn Trinart aufzusuchen. Auch fand sie ihn bald und der Handel um das halb verfallene oder wenigstens sehr heruntergekommene Schlößchen Bagneux ward sofort abgeschlossen. Unmittelbar darauf schrieb Frau von Etiolles ihrem früheren Liebhaber Fargeau, daß sie ihm am Spätabend des 19. August eine geheime Zusammenkunft auf Schloß Bagneux verwilligen wolle, weßhalb am Garteneingang ihn eine ältere Frau in Empfang nehmen werde. „Dagegen aber," hieß es in dem Briefe weiter, „erwarte sie von ihm, daß er gegen keinen Menschen ein Wort von seinem Glück verlauten lasse, dieweil es für ihn sowohl als für sie selbst die mißlichsten Folgen haben würde, wenn die Sache in den Mund der Leute käme."

Doch was hatte es denn für eine Bewandtniß mit dem Hause oder Schloß Bagneux? Ich will das Geheimniß dem Leser anvertrauen und kann es mit um so mehr Recht, als das Haus während der Revolutionszeit dem Erdboden gleich gemacht wurde. Dasselbe wurde von dem Kardinal Richelieu, dem allmächtigen Minister Ludwigs XIII., erbaut, dem Namen nach als eine Villa, in welcher der Kardinal von den Geschäften ausruhen könnte. In Wahrheit aber gehörte es zu jener gräßlichen Sorte von Gebäuden, welche man mit dem bezeichnenden Namen „Dubliettes" getauft hat, und es verlautete schon zu Lebszeiten Richelieu's, daß gar Mancher, den der Kardinal unter der Firma der innigsten Vertraulichkeit dorthin verlockte, nie mehr unter den Lebenden erschienen sei. Nach dem Tode des Kardinals erbte es mit den andern Gütern sein Neffe Armand Jean de Vignerot, Herzog von Richelieu; aber es war ihm viel zu geringfügig, um es nur ein einziges Mal zu besuchen, und so zerfiel es mehr und mehr. Endlich um's Jahr 1740 erwarb es ein gewisser Trinart in der Meinung, es mit geringen Kosten restauriren zu können. Diese Hoffnung erwies sich aber als eine falsche und aus Mangel an Mitteln mußte Trinart den Plan aufgeben. Ja er sah sich sogar, weil seine Einkommens-

theile immer spärlicher flossen, im Jahr 1745 genöthigt, das Schlößchen um ein Geringes zu verkaufen und die Käuferin war, wie wir eben gesehen haben, Frau Poisson. Vielleicht hatte er aber auch noch andere Gründe, seines Besitzthums los werden zu wollen, denn während seines Aufenthalts dorten machte er eine Entdeckung, die ihn mit furchtbarem Schrecken erfüllte. Er fand nämlich nicht nur eine Geheimtreppe, die von einem Hinterthürchen in's zweite Stockwerk hinaufführte, sondern es zeigte sich auch am Fuß dieser Treppe ein halb verschütteter Brunnen mit einem noch wohl erhaltenen Fallbrett. Trinard ließ den Brunnen ausleeren und siehe da, was zeigte sich nun? Nichts Geringeres, als in einer Tiefe von wenigstens hundert Fuß eine Masse menschlicher Gebeine, zum Theil noch in Form von Gerippen, und neben ihnen verschiedene Uhren, Ringe und andere Kostbarkeiten, so daß man wohl sah, daß sie nicht beraubt worden waren, ehe man sie hier hinabstürzte. Trinard erschrack entsetzlich, wie er diese Entdeckung machte, und eilte sofort zum nächsten Gericht, um eine Untersuchung zu veranlassen; allein seit dem Tode Richelieus waren schon über hundert Jahre verflossen und so erklärte man ihm, daß man die Sache beruhen lassen müsse. „Eine Untersuchung, wer die Ermordeten gewesen," meinte das Gericht, „möchte leicht die Regierung in Verlegenheit bringen und überdem hätte sie auch gar keinen Werth, da man ja die Todten doch nicht mehr lebenig machen könne." Demgemäß veräußerte Trinard die vorgefundenen Uhren und Ringe, und beeilte sich dann das unheimliche Haus, das er ohnehin nicht hätte behaupten können, so schnell als möglich loszuwerden.

Das ist die Geschichte vom Schloß Bagneux, und nun wird der Leser sich schon denken, zu welchem Zwecke es Frau Poisson erwarb. Auch eilte sie sogleich nach abgeschlossenem Kaufe dorthin und sah genau nach, ob das Fallbrett noch ganz in der Ordnung sei, und richtig, es war ganz in der Ordnung und man durfte nur ziehen, so fiel der darauf Stehende rettungslos in die Tiefe von hundert Fuß hinab.

Zwei Tage nachdem Frau Poisson in Bagneux gewesen war, am 19. August Mittags, fuhr sie mit Frau von Pompadour

wieder dahin ab und auf den Schlag acht Uhr Abends ſtand ſie dicht in einen Mantel gehüllt am kleinen Gartenpförtchen, von welchem aus man nach der Geheimtreppe gelangte. Zehn Minuten ſpäter erſchien ein noch junger Mann, in dem ſie alsbald Herrn von Fargeau erkannte, und mit ſtummem Gruße nahm ſie ihn an der Hand, um ihn in das zweite Stockwerk hinaufzuführen. Oben angelangt, öffnete ſich eine Thüre und den Augenblick darauf befand ſich Herr von Fargeau Seite an Seite mit ſeiner früheren Geliebten. Was nun da vor ſich ging — ich kann und will es nicht ſagen; genug, Herr von Fargeau blieb volle zwei Stunden lang allein bei Frau von Pompadour. Nach dieſer Zeit drängte ſie ihn zum Scheiden und er nahm mit einem langen Kuſſe Abſchied. Vor der Thüre empfing ihn wieder ſeine frühere Führerin und geleitete ihn die Geheimtreppe herab. Am Ende derſelben trat Frau Poiſſon etwas bei Seite, und wie nun der junge Mann auf dem Fallbrette ſtand, zog ſie ſchnell an dem Seile, durch welches daſſelbe gehalten wurde. Ein dumpfer Schrei, ein noch dumpferer Fall war Alles, was jetzt gehört wurde; dann ſchloß ſich das Fallbrett gleichſam von ſelbſt wieder. „Der wird uns nicht mehr ſchaden," murmelte jetzt Frau von Poiſſon und begab ſich ſofort zu ihrer Tochter hinauf. Eine halbe Stunde ſpäter befanden ſich Beide auf dem Wege nach Paris zurück und unbehelligt kamen ſie daſelbſt gegen Morgen an. Von Herrn von Fargeau hörte man ſpäter nie mehr eine Silbe, aber — ein Verſchollener ohne Rang und Vermögen mehr oder weniger, wer kümmerte ſich in damaliger Zeit darum?

Ganz kurze Zeit darauf, am 1. September 1745, reiste der König aus dem Feldlager von Molis ab und am 7. traf er in Paris ein, nachdem er vorher in Gent, Brügge und Lille einen kurzen Aufenthalt genommen hatte. Natürlich war für einen großartigen Empfang geſorgt worden und, um alle die ihm bereiteten Huldigungen mitzumachen, mußte er mit dem Hofe einige Tage in den Tuillerien verweilen. Doch ſchon am 11. verlegte er die Reſidenz wieder nach Verſailles, und kaum dort angekommen, fuhr er mit wenigen Auserwählten, unter welchen natürlich Frau von

Pompadour die erſte Stelle einnahm, nach Choiſy-le-Roi, woſelbſt das alte Leben wieder anfing. Einen noch längern Aufenthalt — über zwei Monate — nahm er dann, mit derſelben ausgewählten Geſellſchaft, Ende September in Fontainebleau und nun erſt, als Abends die kleinern Soupers wieder florirten, nachdem er den Tag über ganz ungeſtört der Jagd obgelegen hatte — nun erſt fühlte ſich Seine Majeſtät von Neuem recht behaglich. Zu bemerken habe ich übrigens noch, daß Frau von Pompadour nicht blos bei den kleinen Soupers eine hervorragende Rolle ſpielte, ſondern daß ſie auch während der Jagd nur ſelten von des Königs Seite kam. Sie ſaß ja zu Pferde, als wäre ſie eine Bereiterin, und mit den Schießwaffen konnte ſie umgehen trotz einem gelernten Forſtmann! Ueberdem ſtand ihr das Amazonenkleid, das ſie bei der Jagd anzulegen pflegte, ganz vortrefflich, und wenn ſie vollends mit fliegenden Haaren im Walde dahinjagte, ſo meinte man nichts anderes, als eine griechiſche Göttin vor ſich zu ſehen. So lag es denn ganz in der Natur der Sache, daß die Frau Marquiſe von Pompadour dem Könige mit jedem Tag mehr in's Herz hinein wuchs, und die Folge hievon war, daß die Damen und Herren am Hofe ſich vor ihr faſt noch unterthäniger beugten, als vor dem Könige ſelbſt. Nur allein die Königin, der Dauphin und die Dauphine machten hievon eine Ausnahme, und wer konnte ihnen dieß verübeln, da ſie ſich ja durch die unberechtigte Konkubine in ihren Rechten mehr als gekränkt fühlen mußten?

Drittes Kapitel.

Der Frieden von Aachen. (1748.)

Zu Anfang des Jahres 1747 hatte das Volk von Verſailles und Paris wieder viel zu reden, denn eine Neuigkeit ſchlug die andere. Am 22. Juli 1746, Morgens 11½ Uhr, war die Frau Dauphine unerwartet ſchnell geſtorben, ohne einem Thron-Erben das Leben gegeben zu haben, und hauptſächlich aus dem letzteren Grunde trauerte man am Hofe recht ernſtlich um ſie. Weil man nun aber ſehr nothwendig eines Erbprinzen bedurfte — der ganze Mannsſtamm der Bourbonen in gerader Linie beruhte auf den zwei Augen des Dauphin —, ſo dachte der König ſchon ſehr bald wieder daran, ſeinen Sohn von neuem zu verheirathen und ſeine Wahl fiel auf die Fürſtin Marie Joſephe, die dritte Tochter des Königs Auguſt von Sachſen-Polen, eine junge Dame von erſt fünfzehn Jahren. Als Brautwerber fungirte der Herzog von Richelieu, welcher in der Mitte des December 1746 mit den gehörigen Vollmachten verſehen nach Dresden abging, und ſelbſtverſtändlich erhielt er keine abſchlägige Antwort. Auch wurde ſofort die Hochzeit auf den Montag, ſpäter auf den Donnerſtag vor der großen Faſtenzeit, das iſt auf den Anfang des Februars 1747, feſtgeſetzt, und alsbald ging es an die Vorbereitungen, mit welchen man es noch viel großartiger hielt, als bei der erſten Hochzeit mit der verſtorbenen Infantin. Was es nun da nicht Alles zu

rapportiren gab und welche Mischung von Wahrheit und Dichtung! Jeder wollte das Neuste wissen; Jeder berief sich auf seine „beste Quelle", und allemal den andern Tag zeigte sich's, daß die „beste" Quelle nicht einmal eine „gute" gewesen war! Endlich am 5. Februar 1747 sammelte sich der ganze Hof in Choisy und am 7. fuhr der König mit der Königin, dem Dauphin, den Ministern, den Großoffizieren und seinem gesammten Staate der künftigen Dauphine nach Corbeil entgegen. Die gegenseitige Begrüßung war eine äußerst feierliche und ebenso feierlich machte sich der Einzug in Choisy, wo übernachtet wurde. Den andern Tag, den 8. Februar, fuhr man nach Versailles und hier natürlich fand ein noch viel festlicherer Einzug statt. Doch wozu die vielen Worte? Am 9. Februar, Donnerstag vor Fastnacht, wurde die Trauung Mittags ein Uhr durch den Großalmosenier, einen gebornen Herzog von Rohan-Ventadour, in der königlichen Kapelle vollzogen und nun folgte sich Ball auf Ball, Illumination auf Illumination, Feuerwerk auf Feuerwerk, bis endlich die ganze Reihe der Feste erschöpft war.

Ein zweites Ereigniß, das den Leuten gar viel Stoff zum Reden gab, war ein schweres Unglück, das in der Nacht vom Sonntag den 3. März auf Montag den 4. auf dem Wege von Paris nach Versailles vorfiel, und im Anfang erzählte man sich die Sache folgendermaßen. Des alten Marschalls von Coigny Sohn, der Graf von Coigny, Generallieutenant und Oberstinhaber eines Dragonerregiments, dazuhin Ludwigsritter vom blauen Bande, so wie Gouverneur des Schlosses Choisy und ein Günstling des Königs, war am Sonntag Abend spät von Versailles nach Paris gefahren, um bei „Mademoiselle", das ist bei der Prinzessin von Charolais, mit der er stets in sehr vertrauten Verhältnissen stand, zu soupiren, und dieses Essen hatte bis ziemlich nach Mitternacht gedauert. Endlich gegen zwei Uhr Morgens ließ der Graf anspannen, um nach Versailles zurückzufahren, denn der König hatte ihn auf den Morgen zu einer Jagdparthie eingeladen. Nun aber war über Nacht ein tiefer Schnee gefallen und es schneite noch immer in so großen Flocken, daß der gräfliche Kutscher seinem Herrn

im Hofe der Prinzeſſin erklärte, er glaube kaum den Weg finden zu können. Mademoiſelle, die dieß hörte, ſprach alſo dem Grafen zu, bei ihr in Paris zu übernachten; allein er beſtand darauf, jetzt im Augenblicke nach Verſailles zurückzufahren und fuhr auch wirklich dahin ab. Zu ſeinem Unheil übrigens, denn in der Nähe des Dorfes Auteuil, wo ſich zur rechten Seite der Straße tiefe Gräben befinden, die aber jetzt zugeſchneit waren, ſprangen die Pferde vom geraden Wege ab und alsbald lag die Chaiſe zerſchellt in einem Loche. Auch fiel der Graf ſo unglücklich, daß er auf der Stelle todt blieb, ohne Zweifel weil er ſich die Hirnſchale an einem Stein zerſchmetterte, oder auch weil ihm die zerbrochenen Glasſcheiben die Halspulsadern durchſchnitten. So erzählte man ſich im Anfang das traurige Ereigniß; allein bald ſtellte ſich der Sachverhalt ganz anders heraus und man erfuhr, daß ein Duell die Urſache des Todesfalls geweſen war. Bei Mademoiſelle hatte man nehmlich in jener Nacht vom Sonntag auf den Montag hoch geſpielt und der Graf von Coigny verlor dabei eine große Summe an den Prinzen von Dombes, den Sohn des Herzogs von Maine, von welch' letzterem in dieſen Blättern ſchon mehrfach die Rede geweſen iſt. „Bei Gott," rief da der Graf von Coigny im Unmuth, „ſo thörichtes Glück kann nur der Sohn eines Baſtards haben." Der Prinz von Dombes wechſelte die Farbe und man befürchtete ſchon einen heftigen Auftritt, da derſelbe viel von dem heroiſchen Geiſte ſeiner Mutter geerbt hatte. Allein er wollte das Spiel nicht ſtören und blieb daher dem Anſchein nach ganz ruhig. Eine Weile ſpäter aber trat er hart auf den Grafen zu und flüſterte ihm einige Worte in's Ohr. „Satisfaction?" flüſterte der Graf zurück. „Mit Vergnügen. Beſtimmen Sie nur das Wann und Wo." „Mit Tagesanbruch, auf der Straße nach Verſailles," war die Antwort des Herzogs. Zwei Stunden ſpäter verließen die beiden Gegner zugleich mit den meiſten übrigen Anweſenden das Palais der Prinzeſſin von Charolais, ohne daß Irgendwer etwas Arges geahnt hätte, und Jeder ſetzte ſich in ſein Gefährt. Mit Tagesanbruch trafen ſie ſich auf der Straße nach Verſailles unweit des Dorfes Auteuil, gerade gegenüber der Brücke von Gre-

nelle, welche daher heut zu Tage noch „le Point du Jour“ heißt, und sogleich stiegen sie aus, um zum Degen zu greifen. Der Kampf währte übrigens nur wenige Minuten, denn nach dem dritten Gange schon brachte der Prinz von Dombes, nachdem er selbst eine tiefe Wunde erhalten hatte, dem Grafen einen Stich durch den Hals bei, der diesen augenblicklich todt darniederstreckte. Sofort jagte nun der Prinz nach Paris zurück, ließ sich dort nothdürftig verbinden und entfloh dann spornstreichs nach Flandern. Das Duell war nehmlich in so fern ein mehr als gewöhnlich strafbares gewesen, als man weder Secundanten noch Aerzte beigezogen hatte, und der Prinz fürchtete daher, wenigstens auf einige Zeit, in die Bastille wandern zu müssen. Allerhöchsten Orts hielt man es dagegen für passender, die ganze Geschichte zu vertuschen, und somit durfte nicht nur der Prinz von Dombes gleich nachher völlig straffrei zurückkehren, sondern es wurde auch Befehl gegeben, in der officiellen Anzeige vom Tode des Grafen von Coigny über die Ursache dieses Todes das tiefste Schweigen zu beobachten. Der König wollte es so und also mußte gehorcht werden, trotz Recht und Gesetz und Moral und Religion!

So traurig nun aber dieses Rencontre zwischen dem Grafen von Coigny und dem Prinzen von Dombes sich anhörte, so fröhlich war dagegen das Intermezzo, mit welchem der geistreiche Herzog von Richelieu, der abenteuerreichste aller Hofcavaliere, den Parisern gleich nachher aufwartete. Damals gab es einen Generalpächter mit Namen „Le-Riche-de-la-Popelinière“, der seinen Namen „Le-Riche“, das ist: „der Reiche“, mit Recht führte, denn er hatte eine Masse von Geld und Gut zusammengescharrt und lebte in Paris, wenn ihn seine Geschäfte nicht in der Provinz festhielten, auf sehr großem Fuße. Dieser Herr Le-Riche-de-la-Popelinière nun meinte, eben seines Reichthums wegen, das Recht zu haben, sich eine Frau ganz nach seinem Geschmacke auszulesen, und er erkieste sich dazu eine gewisse Mademoiselle Dessayes, eine Sängerin der großen Oper. Diese Wahl aber traf er deßwegen, weil Mademoiselle Dessayes sich eben so sehr durch Schönheit und Anmuth, als auch durch Witz und Verstand auszeichnete, und da

er einmal verliebt war, ſo überſah er alles Uebrige. Namentlich beachtete er auch nicht die Einwürfe ſeiner näheren Bekannten, welche ihm ſagten, daß es eine Thorheit ſei, eine Theaterprinzeſſin zu heirathen, und eben weil er dieß nicht glaubte, ſo beſchloß ſeine junge Gattin ſofort, ihn für ſeinen Unglauben zu ſtrafen. Sie gab alſo den Einflüſterungen des Herzogs von Richelieu Gehör und bald wußte alle Welt, daß derſelbe ihr Auserkorener ſei. Endlich erfuhr auch der Herr Gemahl von dem ſtrafbaren Verhältniß, und nun gab's Auftritte über Auftritte. Ja, Herr Le-Riche-de-la-Popelinière ließ ſich ſogar dazu hinreißen, ſeine beſſere Hälfte mit der Fauſt zu bearbeiten, und zugleich ſchrieb er dem Herzog von Richelieu einen Brief, worin er ihm drohte, ihm ohne Weiteres Hals und Bein zu brechen, falls derſelbe ſich nur noch ein einziges Mal in ſeinem Hauſe blicken laſſe. Man ſieht, die Sache wurde kritiſch, denn man durfte dem jähzornigen Herrn von La-Popelinière zutrauen, daß er aus ſeiner Drohung Ernſt mache, und da der grobe Menſch, der offenbar vom Zeitgeiſte nichts verſtand, noch überdieß die Niederträchtigkeit hatte, ſeine Frau, wenn ſie ausging, auf Tritt und Schritt bewachen zu laſſen, ſo konnten die beiden Liebenden nicht einmal außer dem Hauſe zuſammenkommen. Was war nun da zu machen? Einander aufgeben? Pfui, wie ſpießbürgerlich! Nein, jetzt, wo ſich Hinderniſſe ergaben, jetzt mußte das Verhältniß erſt recht durchgeſetzt werden, und daß der erfindungsreiche Herzog von Richelieu dieß möglich machen würde, darauf hätte man Hundert gegen Eins wetten dürfen. Auch machte er's möglich, aber in der That auf eine Weiſe, auf die ſonſt gewiß kein Menſch gekommen wäre. Herr Le-Riche-de-la-Popelinière nehmlich wohnte der königlichen Bibliothek gerade gegenüber und ſein Haus gehörte unter die anſehnlichſten Häuſer der Stadt. Das hart anſtoßende Gebäude jedoch war klein und wurde von einem alten Geizhalſe geeignet, der gar nichts auf ſeine Erhaltung verwandte. Somit bekam der Mann am Ende keine ordentlichen Miethbewohner mehr und fühlte ſich hochbeglückt, als ihm ein Commiſſionär, welchen der Herzog von Richelieu als ſeinen geheimen Agenten benützte, einen guten Preis dafür bot.

Nun wartete der Herzog, deſſen Namen aber natürlich ganz aus dem Spiele blieb, den Zeitpunkt ab, wann der Generalpächter wieder einmal auf einige Wochen auf's Land verreiſen mußte, und dann ließ er die Mittelwand, welches dieſes ſein neu erworbenes Haus von dem des Herrn Le-Riche-de-la-Popelinière trennte, durch einen von ihm in Sold genommenen und natürlich ſehr gut bezahlten Handwerksmann, einen eben ſo geſchickten als verſchwiegenen Burſchen, bei Nacht durchbrechen. Selbſtverſtändlich übrigens nicht die ganze Mittelwand, ſondern nur den Theil derſelben — der Handwerksmann hatte vorher die Localität genau inſpicirt —, welcher auf das Kamin im Schlafzimmer der Frau von La-Popelinière zuführte, und hier wurde dann die eiſerne Kaminplatte durch eine auf einen Druck ſich öffnende, ganz ähnliche eiſerne Thüre erſetzt. Mit Einem Wort, es gelang einen geheimen Eingang von einem Hauſe in's andere herzuſtellen, und zwar einen Eingang, von dem kein Menſch etwas wußte, als nur allein der Herzog von Richelieu und ſein Handwerksmann, ſowie die Frau von La-Popelinière und deren vertraute Kammerfrau, welche man natürlich ſchon während der Bauzeit mit in das Geheimniß hatte ziehen müſſen. Eine geraume Zeit nun ging Alles ganz vortrefflich und das Liebespaar ſah ſich ſo oft es wollte. Nach Verfluß von verſchiedenen Monaten kam es jedoch, wie es in ſolchen Fällen ſtets zu kommen pflegt; das heißt die Kammerfrau wurde mit jedem Tag anmaßender und erlaubte ſich endlich ſolche Freiheiten gegen ihre Herrin, daß dieſe es nicht mehr mit ihr aushielt. Es kam alſo zu einer Trennung und zwar zu einer ſehr ſtürmiſchen. Allein was war die Folge? Eines ſchönen Morgens erhielt Herr Le-Riche-de-la-Popelinière ein anonymes Briefchen, worin ihm das ganze Geheimniß mitgetheilt wurde, und der gehörnte Ehemann wußte nun nichts Eiligeres zu thun, als den geheimen Verbindungsweg durch einen Maurermeiſter in Gegenwart von zwei Notaren, welche darüber ein Protocoll aufnehmen mußten, öffnen zu laſſen. So kam denn Alles heraus, und die Ehebrecherin mußte ſofort das Haus verlaſſen. Jedoch was that's? Sie erhob Klage und Herr Le-Riche-de-la-Popelinière ſah ſich ge-

nöthigt, ihr jährlich achttausend Livres auszusetzen. Ueberdem wurde er das Gespött von ganz Paris, denn nicht nur boten von jetzt ab die Werkmeister von Paris „Kamine à La-Popelinière" öffentlich aus, sondern es wurde auch Mode: Kleider, Fächer und Coiffüren „à La-Popelinière" zu tragen. Ja in gewissen Verkaufsbuden bot man kleine Kamine von Pappe feil mit einer auf einen Federdruck sich öffnenden Platte, hinter welcher sofort ein Mann und eine Frau in adamitischem Costüme sichtbar wurden, und so bewahrheitete sich es auch dießmal wieder, daß wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht!

An Stoff zur Unterhaltung fehlte es also den Parisern nicht; den allerwichtigsten aber bot ihnen doch die Frau Marquise von Pompadour, denn diese wußte, seit sie sich zur öffentlichen Nachfolgerin der Frau Herzogin von Thateau-Roux emporgeschwungen hatte, jeden Tag am Hofe etwas Neues aufzutischen und so nach und nach das ganze Hofleben umzugestalten. Namentlich richtete sie in einem der Säle des Schlosses von Versailles ein Liebhaber-Theater ein, auf welchem man nicht blos Lustspiele, sondern auch kleine Opern und Ballete gab und wobei alle Rollen von Herren und Damen vom Hofe, den König selbst nicht ausgeschlossen, gespielt wurden. Auch trat sie selbst, wie zum Beispiel in dem eigens für sie von dem Komiker Roi gedichteten Stücke «l'Année galante», mit außerordentlichem Glücke auf und fast immer wurde wenigstens Seine Majestät — natürlich aber in Folge dessen auch das übrige hohe Publikum, welches zum Zusehen geladen worden war — zum donnerndsten Beifall hingerissen. Sie spielte übrigens wirklich gut, und ein Fremder hätte vielleicht glauben können, sie sei eigens für das Theater ausgebildet worden. Mit dem Liebhabertheater allein aber begnügte sie sich natürlich nicht, sondern sie erfand auch noch eine Menge von andern Divertissements, von welchen man vorher am Hofe nichts gewußt hatte. So zum Beispiel führte sie Gesellschaftsspiele ein, wie solche in bürgerlichen Kreisen auf dem Lande zu Hause waren, und nicht selten kam es selbst bis zu Pfänderspielen. Doch Alles mit Maß und Ziel, damit der König nicht davon ermüdet wurde. Ueberdieß ohne die

früheren Hofvergnügungen, als da sind Bälle, Concerte, Opernbesuche u. s. w., ganz abzuschaffen, und insbesondere ohne dem Könige selbst seinen vordem gewohnten gedoppelten Lieblingszeitvertreib zu rauben, ich meine die Jagd zu Fuß und zu Rosse, sowie die kleinen Soupers mit den damit verbundenen Orgien. Ja noch mehr, sie stellte sich an die Spitze fast aller dieser Vergnügungen und veranlaßte den Monarchen sogar, ein neues großes Opernhaus in Versailles zu bauen, was ganz gegen seine bisherigen sparsamen Gewohnheiten ging.

Wie nun übrigens die Frau Marquise von Pompadour den Hof in den so eben genannten hochwichtigen Angelegenheiten vollkommen beherrschte, wie hielt sie es in den andern Dingen, welche zum Ressort eines Monarchen gehören? Ließ sie etwa die Minister gewähren, wie bisher, so daß Ludwig XV. nichts weiter zu thun hatte, als einfach Morgens seinen Namen unter verschiedene Papiere zu setzen, um dann der lästigen Staatsgeschäfte für den ganzen Tag ledig zu sein? O gewiß für den allerersten Anfang hielt sie es so, denn sie hatte ja laut genug erklärt, nichts von der Politik zu verstehen und sich nie mit diesem häßlichen Worte näher befassen zu wollen. Aber siehe da, je offenkundiger Ludwig XV. ihre Fesseln trug, um so mehr drängten sich die Hofleute, die höheren wie die niederen, zu ihr hin, um sich unter den demüthigsten Schmeicheleien ihre Fürsprache in dieser oder jener Angelegenheit zu erbitten. Sollte sie nun diesen oft so süßsprechenden Bittstellern mit harten Worten begegnen? Oder sollte sie dieselben gar abweisen, weil — Politik nicht ihre Sache sei? O nein, das that sie nicht, und daß sie es nicht that, dafür hatte sie einen guten Grund. Man würde ja sonst möglicherweise geglaubt haben, sie sei ohne Macht in solchen Dingen, und eine Dame in ihrer Stellung durfte in gar keinem Ding, das vom Könige abhing, ohne Macht sein! Sie legte also fast regelmäßig ihre Fürsprache ein und es ward ihr die Genugthuung, daß diese ihre Fürsprache bei Ludwig XV. stets ein geneigtes Ohr fand. In Folge dessen kamen ihr die sonst am Hofe maßgebenden Personen ebenfalls mit größter Zuvorkommenheit entgegen, wenn sie

für ſich oder einen Andern etwas auf dem Herzen hatten, und unter dieſe maßgebenden Perſonen gehörten ſogar mehrere der fungirenden Miniſter, wie beſonders der Herr Graf von St. Florentin und der Staatsrath von Maurepas, welche beide den Mantel nach dem Wind zu hängen wußten. Nur Einer ſtellte ſich ihr gleich von der erſten Minute an feindſelig entgegen, und dieſer Eine war der ehrliche Orry, der Generalcontroleur der Finanzen. Er wußte, wie ſchlimm es um die Einnahmen des Staates ſtand und ſtemmte ſich alſo mit aller Macht dagegen, daß zu den alten Schulden, deren Zinſen kaum mehr erſchwungen werden konnten, noch neue kämen. Der Thor! Als ob es denkbar geweſen wäre, daß die Frau Marquiſe von Pompadour ſich eine ſolche Engherzigkeit in die Länge würde gefallen laſſen! Somit erfuhr man auch eines Morgens plötzlich, daß der ehrliche Orry entlaſſen ſei, um dem gefügigeren Herrn Machaut d'Arnouville, dem bisherigen Intendanten von Hainaut, Platz zu machen.

Man ſieht, die Frau Marquiſe fing ſchon ſehr bald an, auch in die höhere Politik hinüberzugreifen, und von keinem Menſchen, nicht einmal von den beiden Brüdern d'Argenſon, den Hauptperſonen des Miniſteriums, obwohl ſie in Hinſicht der Gefügigkeit ihren Kollegen Saint-Florentin und von Maurepas ſonſt gar nicht gliechen, ward Widerſpruch dagegen erhoben. Aber freilich, Herr Machaut d'Arnouville gehörte zu ihrer Verwandtſchaft und durfte ſich noch extra einen ſpeciellen Jugendfreund des Herrn Grafen von Argenſon nennen, wie hätten ſich alſo die beiden Brüder gegen deſſen Erhebung zum Miniſter ſtemmen ſollen? Bei dieſem erſten Eingriff in die höhere Politik blieb übrigens die Frau Marquiſe von Pompadour längere Zeit ſtehen und es ſchien faſt, als wolle ſie ſich auf dieſem Terrain nicht weiter wagen. Auch fanden es viele nicht wenig auffallend, daß ſie nicht einmal zu Gunſten der Jeſuitenparthei intervenirte, ſondern ſich auch in dieſer Beziehung damit begnügte, den König zu bewegen, daß er den Pater de Linières zum Beichtvater annahm. Ja in einem Fall arbeitete ſie dem Orden Jeſu ſogar geradezu entgegen, damals nämlich, als es ſich um die Aufnahme des berühmten Dichters Voltaire in die

französische Academie handelte. Himmel und Erde setzten die guten Patres in Bewegung, daß dieser gräßliche ungläubige Atheist und Spötter, dieser Hauptfeind der gesammten katholischen Priesterschaft, nicht aufgenommen würde; aber Frau von Pompadour stand auf der Seite Voltaires, und am 9. Mai 1747 hielt er seine Inaugurationsrede. Doch handelte sie etwa so aus Haß gegen die Gesellschaft Jesu? O nein, ganz und gar nicht; sondern sie folgte auch diesmal, wie immer, ihrer Laune und Caprice — derselben Laune und Caprice, welche sie zum Beispiel bewog, im Dezember 1747, einer Dame, der Gräfin von Noailles, das Großkreuz des Malteser-Ordens zu verschaffen! Ueberdem war es nicht eine Thatsache, daß die Frau Herzogin von Chateau-Roux sich schon anno 1743 mit großem Eifer für die Aufnahme Voltaires, jedoch ohne Erfolg, verwendet hatte, und mußte es also nicht ihren Ehrgeiz kitzeln, etwas durchzusetzen, was jener allmächtigen Schönheit unmöglich gewesen war? Kurz also Frau von Pompadour handelte damals den Jesuiten entgegen, aber keineswegs aus Haß gegen sie, und nicht lange hernach wußte sie dieselben wieder vollständig zu versöhnen.

Die beiden Brüder d'Argenson, den Grafen und den Marquis — der erstere begleitete, wie wir wissen, den Posten eines Premier zugleich mit dem Ministerium des Kriegs, und der letztere war Minister der auswärtigen Angelegenheiten — kennt der Leser als die Häupter der Kriegsparthei am Hofe von Frankreich und insbesondere hatte der Marquis die alte Richelieu'sche Maxime: „Demüthigung Oesterreichs", auf seine Fahne geschrieben. Habsburg und Bourbon — Frankreich und Oesterreich waren ja Rivalen schon seit den Zeiten Karl's V. und von damals an arbeitete jeder der beiden Staaten unausgesetzt darauf hin, den andern zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken. Ganz in diesem Sinne operirte auch der Marquis von Argenson, der Lenker der auswärtigen Angelegenheiten Ludwig's XV.; allein siehe da, plötzlich verlautete, daß hinter dem Rücken dieses Ministers ein geheimer Unterhändler nach Wien gesandt worden sei, um mit der Kaiserin Maria Theresia über einen Separatfrieden ein Abkommen zu treffen,

und daß an diesem Gerüchte etwas Wahres war, dies bestätigte sich gleich nachher bis zur Evidenz. Friedrich II. von Preußen nämlich, welchen der Graf d'Argenson dazu gebracht hatte, anno 1744 abermals dem Bündnisse mit Frankreich beizutreten und zum zweiten Mal in diesem Kriege die Waffen gegen Oesterreich zu ergreifen — König Friedrich II. von Preußen, über solche Treulosigkeit, welche Frau von Pompadour den schwarzen Vätern von der Gesellschaft Jesu zu lieb eingeleitet hatte, indignirt, machte schnellstens, wie vor drei Jahren, seinen Frieden mit Maria Theresia, und so verlor Frankreich zum zweiten Male seinen einzig und allein werthvollen Verbündeten in dem langen Kriege. Natürlich wurde der Marquis d'Argenson hierüber im höchsten Grade erbittert und verklagte die Frau Marquise ganz offen beim Könige; allein was war die Folge? Er wurde einfach entlassen und an seine Stelle trat der Staatsrath Marquis de Puisieux, derselbe, welcher auf der Frau von Pompadour Veranlassung die oben angedeutete Intrigue mit der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich eingeleitet hatte. Dieser Marquis de Puisieux aber war eine reine Kreatur der Frau von Pompadour und nebenbei eine so nichtssagende politische Persönlichkeit, daß von nun an alle Fäden der auswärtigen Politik Frankreichs rein durch die Hände der genannten Frau Marquise liefen.

Sie hatte sich also jetzt mitten in die Politik hineingeworfen, die neue Geliebte König Ludwigs XV., obwohl es nur erst wenige Jahre her waren, daß sie die feste Versicherung abgab, sie verstehe nichts von diesem Geschäft, und wolle auch nichts von demselben wissen. In ersterer Beziehung übrigens, das ist im schlechten Verständniß der Politik, mochte sie Recht haben, denn sie trieb dieselbe rein nach ihrer Laune und diese ihre Laune wollte, daß Frankreich Frieden schlösse. Der Marquis d'Argenson, der verhaßte Mensch, der sie beim Könige zu verklagen gewagt hatte, — er war ja für den Krieg gewesen; also war sie natürlich entschlossen, für den Frieden zu wirken und in diesem ihrem Entschlusse bestärkten sie ihre Freunde, die Herren Patres vom Orden Jesu, aus besten Kräften. So wurden denn schon zu Anfang des Jahres 1748 die

Friedens-Unterhandlungen eingeleitet und bereits im Mai jenes Jahres unterzeichnete man die Präliminarien. Von da an aber vergingen noch mehrere Monate, bis endlich am 18. October 1748 zu Aix-la-Chapelle (das ist zu Aachen), der definitive Frieden unterzeichnet wurde, nachdem der Krieg sieben volle Jahre lang gedauert hatte.

Doch was gewann nun Frankreich in diesem durch die Politik der Frau von Pompadour herbeigeführten Frieden? Nichts, auch rein gar nichts. Im Gegentheil, es gab alle seine in den Niederlanden gemachten Eroberungen zurück, und erhielt dafür nicht einen Heller Entschädigung. Umgekehrt aber war während des Krieges seine Seemacht von den Engländern total zerstört worden und die Wohlfahrt des Landes, ich meine die Staatsfinanzen nebst dem Wohlstand des Volkes konnten als förmlich zerrüttet gelten. Ueberdem — konnte denn dieser Frieden als ein wirklicher und bleibender angesehen werden? Mein Gott, nein, sondern es war ein Frieden, der die Einleitung bildete zu einem neuen Kriege, denn Europa hatte sich jetzt in zwei Feldlager getheilt, welche — auf der einen Seite Oesterreich mit Deutschland, England, Holland, Rußland und Sardinien, auf der anderen Frankreich, Preußen, Spanien, Sicilien und Schweden — bis an die Zähne bewaffnet blieben, um bei der nächsten Gelegenheit sich endgültig zu messen. Ja noch mehr, Frankreich verlor durch diesen Frieden Etwas, was es noch nie verloren hatte, nehmlich seine Reputation und Ehre, wie sogleich klar werden wird.

Im Juli 1745 war der englische Prätendent Karl Eduard, der Enkel des vertriebenen Königs Jacob II. von Großbritannien, auf Veranlassung der französischen Regierung und von dieser durch eine Flotte unterstützt, in Schottland gelandet, um den Bürgerkrieg daselbst zu entflammen, und Ludwig XV. hatte ihm dafür sein Königliches Wort gegeben, daß ihm ein Asyl in Frankreich stets gesichert sei, falls die Unternehmung gegen Großbritannien mißglücke. Nun mißglückte in der That, wie der Leser ohne Zweifel aus der Geschichte weiß, die Unternehmung gänzlich und Karl Eduard, der froh sein mußte, sein nacktes Leben von Schott-

land nach Frankreich hinüber gerettet zu haben, lebte seit anno 1746 von einer ihm ausgesetzten Rente in Paris. Was geschah jedoch in Folge des Friedens von Aachen? Die Engländer hatten es zur ersten Friedensbedingung gemacht, daß der Prätendent aus Frankreich ausgewiesen werden müsse, und der neue französische Minister des Auswärtigen, Marquis de Puisieux, war schamlos genug gewesen, auf Befehl der Frau Marquise von Pompadour auf diese Bedingung einzugehen. Darum, wie nun der Friede definitiv abgeschlossen war, mußte man sich beeilen, den Prätendenten aus Paris, wie überhaupt aus ganz Frankreich auszuweisen, und der Herr Minister begab sich sofort in die Wohnung des Prinzen Karl Eduard, um diesen aufzufordern, sich freiwillig nach Italien zu absentiren.

„Ich werde in Paris bleiben," erwiderte ihm der Prinz kurzweg.

Der Herr Minister brachte nun seine ganze Ueberredungskunst in Anwendung und fügte noch extra verschiedene Versprechungen in Beziehung auf Jahrgehalt und dergleichen bei; allein der Prinz blieb fest bei seinem: „ich werde in Paris bleiben."

Nun sandte Frau von Pompadour den Herzog von Gêvres, den Gouverneur von Paris, an ihn ab, und dieser mußte ihm im Namen des Königs erklären, daß seines Bleibens in Frankreich nicht mehr sein könne.

„Ich habe," entgegnete der Prinz Eduard äußerst kaltblütig, „ich habe das Wort Seiner Majestät, so lange es mir beliebt, unbehelligt in Paris leben zu können, und ein König bricht sein Wort nie."

Dabei beharrte er, man mochte ihm sagen, was man wollte, und so steigerte sich mit jedem Tage die Verlegenheit, weil England mit aller Energie auf Erfüllung des Friedenstractates drang. Endlich blieb nichts übrig, als Gewalt zu brauchen, und am 10. Dezember 1748 erhielt der Major des Garderegiments, Herr von Vaudreuil, Befehl, sich der Person des Prinzen zu bemächtigen. Man hatte erkundet, daß derselbe an diesen Abend die Oper besuchen würde, und Herr von Vaudreuil stellte sich also mit fünf-

undzwanzig wohl bewaffneten Gardisten, die er aber in Civilröcke gesteckt hatte, am Eingang der Loge auf, welche dem Prinzen gehörte. Um fünf Uhr erschien der Gesuchte, begleitet von zwei englischen Cavalieren. So wie er aber der Logenthür sich näherte, warfen sich sechs Gardisten auf ihn, und fesselten ihn in der Sekunde an Armen und Beinen. Wohl brüllte er laut auf um Hülfe; wohl zogen seine beiden Begleiter die Säbel, um für ihn zu kämpfen; wohl machten selbst die Umstehenden Miene, sich seiner anzunehmen — die Vorbereitungen waren allzugut getroffen, und nach wenigen Minuten hatten ihn die sechs Gardisten — die Uebrigen machten Front gegen das Publikum und entwaffneten die zwei englischen Cavaliere, welche sofort in die Bastille abgeführt wurden — durch eine Hinterthüre ins Palais Royal gebracht von wo aus eine bereitgehaltene Chaise mit ihm nach Vincennes jagte. Natürlich übrigens ließ man ihn nicht dort, sondern escortirte ihn wenige Tage später, natürlich wieder mit Gewalt, nach Freiburg in der Schweiz, wohin man ihm alle seine Effekten nachsandte. Von da siedelte er dann nach Rom über und lebte fortan hier bis zu seinem Tode im Jahre 1788 unter dem Namen eines Grafen von Albany.

Also verfuhr man gegen den unglücklichen Prätendenten von England und dieses Verfahren mußte natürlich in der ganzen civilisirten Welt das größte Aufsehen machen. In Versailles aber und insbesondere in Paris war alle Welt darüber einig, daß der Ehre Frankreichs durch diese schimpfliche Landesverweisung eines Asylberechtigten ein untilgbarer Makel aufgedrückt worden sei, und des Königs Wort — was hatte es künftig noch für einen Werth?

Viertes Kapitel.

Die Familie Poiſſon.

Luſtig, luſtig ihr Franzoſen, denn der Hof erluſtirt ſich ja bei den Späſſen der Frau von Pompadour und wenn der König lacht, muß das ganze Land mitlachen! Luſtig, luſtig, ihr Verſailler und Pariſer, denn eine zweite Monteſpan iſt erſtanden und das Geld florirt wieder wie vor Zeiten in Hülle und Fülle! Freilich der König iſt zum Lügner geworden und Frankreichs Ehre gehört unter die Dinge, von denen man vor Zeiten einmal hat ſprechen können! Freilich der Frieden von Aachen hat Frankreich nichts gebracht als den Ruin des Staates und die Armuth des Volkes! Aber was liegt an ſolchen Kleinigkeiten? Die Hauptſache iſt, daß Frau von Pompadour lacht und mit ihr der ganze Hof!

Ja wohl, Frau von Pompadour war luſtig — ſie und ihre ganze werthe Familie! Und ſie hatten Alle große Urſache dazu, denn es ging ihnen ſämmtlich ſehr gut, viel beſſer, als ſie es ſich in ihrem Leben hätten träumen laſſen! Doch — was ſind Worte! In Worte kann man Zweifel ſetzen und darum mögen Zahlen ſprechen!

Vor allem ſorgte Frau von Pompadour für ſich ſelbſt, dem Grundſatze gemäß, daß Jedermann ſich ſelbſt der Nächſte iſt. Somit genügte ihr das Marquiſat von Pompadour in Bälde nicht

mehr, indem daſſelbe nur die Bagatelle von 20,000 Livres jährlich eintrug, und ſie ließ ſich ſofort im Mai 1746 von ihrem Königlichen Geliebten die Summe von 760,000 Livres ſchenken, um das Marquiſat Crézy-en-Brie ihrem Beſitzthum anreihen zu können. Dazu kamen dann in demſelben Jahr 215,000 Livres für die Seigneurie de-la-Selle, ſowie netto eine Million zum Ankauf eines Palaſtes in Verſailles. Am 1. Januar 1747 erhielt ſie vom Könige als Neujahrsgeſchenk eine über und über mit Diamanten verzierte Schreibtafel und als Einlage die Kleinigkeit eines Wechſels von 150,000 Livres „zahlbar an den Inhaber." Nicht lange hernach war ſie im Stande das Marquiſat von Ménars in der Nähe von Blois zu erwerben, welches ebenfalls über eine Million koſtete, und hierauf folgte die Acquiſition des Hotels Evreux in Paris, welches der Herzog gleichen Namens in der Vorſtadt Saint-Honoré anno 1718 neu erbaut hatte. Weil ihr aber Manches daran mißfiel, ließ ſie es total niederreißen und viel großartiger als vorher von Grund aus neu aufführen, ſo daß daraus der Bau entſtand, welcher jetzt noch unter dem Titel des „Palais Elyſée" als eine Zierde von Paris gilt. Deſſenungeachtet hatten die Pariſer keine große Freude an dem Anweſen, beſonders auch weil die Frau Marquiſe, um den Garten ihres neuen Hotels zu vergrößern, mit Erlaubniß des Königs einen Theil der Champs Elysées, welche das Publikum als „ſein Eigenthum" betrachtete, dazu ſchlug, und es regnete nun förmlich Satyren und Pamphlete über dieſen an Paris begangenen „Diebſtahl". Ja als die Steinhauer den ſo vergrößerten Garten mit einer Mauer einzufaſſen begannen, fiel eine zuſammengerottete Menge über ſie her und man mußte die bewaffnete Macht aufbieten, um die Arbeiter vor Gewaltthaten zu ſchützen! Das waren nun ſchon wieder ein paar ſchlimme Zeichen der Zeit, welche unter Ludwig XIV. zu den reinen Unmöglichkeiten gehört hätten; allein die Frau von Pompadour lachte nur über dieſen vergeblichen Volkszorn und weil ſie lachte, ſo lachte der König mit dem geſammten Hofe mit. Der Neubau des Hotels Evreux verſchwindet übrigens völlig vor einem andern Bau, den Frau von Pompadour ſchon gleich in den erſten Jahren

ihrer Herrschaft begann, ich meine den Bau des Schlosses Bellevue, denn dieser verschlang mit der inneren Ausschmückung in wenigen Jahren über fünfzehn Millionen Livres, welche alle durch sogenannte „acquits de comptant", das ist durch unmittelbare Königliche Zahlbefehle an den General-Kontrolleur der Finanzen gedeckt wurden.

Schloß Bellevue! Wahrhaftig es knüpfen sich keine glückliche Erinnerungen für Frankreich an diese Schöpfung der Pompadourschen Laune, und nicht umsonst hat dasselbe die Revolution von 1789 im Zorn total vom Erdboden vertilgt! Eines Tages, Ende Mai 1748, fuhr Frau von Pompadour nach Meudon spazieren, und wie sie nun, der Hügelkette der Seine entlang, in der Nähe von Sèvres angelangt war, befand sie sich auf einmal an einer Stelle, von welcher aus man einer entzückenden Aussicht genoß. Sie war schon oft an dieser Stelle vorbeigefahren, ohne daß ihr dieselbe je auffiel; aber heute — vielleicht machte es der prachtvolle sonnige Abend, vielleicht auch ihre sehr heitere Stimmung, kurzum, sie ließ halten und stieg aus, um die Aussicht zu bewundern. Und es war wirklich ein prachtvolles Schauspiel! Ein Landschaftsbild, wie es vielleicht in Frankreich kein zweites gab! „Da müßte sich ein Schloß wunderschön ausnehmen!" dachte sie und urplötzlich fiel ihr ein, daß die Frau Marquise von Montespan ihr Clagny und die Frau Marquise von Maintenon ihr St. Cyr gehabt habe. Hatte sie also nicht ebenfalls ein Recht auf ein Lustschloß und zwar auf ein ureigenthümliches Lustschloß? Gleich den andern Tag mußten die Hofbaumeister Lassurance und d'Isle den Platz besichtigen und obwohl dieselben fanden, daß die Natur des Bodens große Hindernisse, besonders auch zur Anlegung eines Parks, darbiete, so wurde doch sofort der Bau beschlossen. Dem Beschluß aber folgte die That auf dem Fuße und Herr Colin, der Generalagent und Spezialintendant der Frau von Pompadour, machte den Anfang damit, daß er auf höheren Befehl den Grund und Boden im Umkreis einer halben Stunde ankaufte. Der Werth dieses Bodens war kein sehr großer; aber Herr Colin mußte ihn bezahlen, als wär's lauter Pariser Bauplatz gewesen, denn die Eigenthümer gingen von der Ansicht aus,

daß eine ſolche Gelegenheit, den Königlichen Schatz zu beſteuern, ſich nicht oft biete. Endlich am 30. Juni 1748 konnte man mit dem Bau ſelbſt beginnen und von nun an wurde mit einem Eifer daran gearbeitet, wie vordem einſtens an dem Bau von St. Cyr. Fünfhundert bis tauſend Menſchen waren täglich beſchäftigt und darunter Maurer und Steinhauer, welche auf den Namen von Künſtlern Anſpruch machen konnten. Ueberdieß nahm man die Einrichtung gleich von Anfang an ebenfalls in Arbeit und es wird genügen, wenn ich anführe, daß für die Sculptur Berühmtheiten wie Couſton, Rouſſeau, Mauriſſan, Chevalier und Verbreck, für die Malerei Oubry, Neilſon, Gavou und Brunelle, für die Ornamentik Janſon, Cropel und Caffiori, für das Amöblement La-Boule und La-Martinière gewonnen wurden. Um aber den Leſer nicht länger zu ermüden, ſo ſei ihm hiemit kund gethan, daß man mit Allem und Allem im Laufe des Monats November 1748 zu Ende kam, ſowie daß ſich bereits am 24. jenes Monats König Ludwig XV. das Vergnügen machte, daſelbſt zum erſten Mal zu übernachten. Jetzt alſo beſaß Frau von Pompadour ihr „Clagny“ und von da an verging faſt kein Tag wo ſie nicht nach „Bellevue“ — denn dieſen Namen gab ſie ihrer Schöpfung — hinausgefahren wäre. Ja man darf wohl ſagen, daß, was ſie von nun an unternahm, in Bellevue ausgeheckt wurde, und in Betracht deſſen dürfen wir uns nicht mehr wundern, warum die Männer der Revolution von einem ſolchen Haß gegen dieſes Luſtſchloß erfüllt waren.

Doch genug nun von Schloß Bellevue und genug auch davon, wie die Frau Marquiſe für ſich ſelbſt ſorgte. Nur das bemerke ich noch, daß ihr jährliches Einkommen ſich auf mehr als 1,200,000 Livres belief, und daß die Geſammtſumme, welche ſie Frankreich koſtete, in Allem und Allem auf 150 Millionen Livres berechnet wurde. Man bedenke hundert und fünfzig Millionen für dieſe einzige Königliche Geliebte — konnte man da es dem franzöſiſchen Volk verübeln, wenn es endlich auf den Gedanken kam, mit dem Königthum abzurechnen?

Man wäre übrigens ſehr im Irrthum, wenn man glaubte,

Frau von Pompadour habe nur ganz allein für sich gesorgt und über dem lieben „Ich" die „Ihrigen" ganz vergessen. O nein, so egoistisch war sie nicht, sondern sie lebte dem Grundsatz: „Leben und Leben-lassen" und namentlich sollten die „Poissons" leben. Freilich für ihre Mutter konnte sie nicht viel thun, denn dieselbe starb schon am 24. Dezember 1845 erst sechs und vierzig Jahre alt. Dagegen aber kaufte sie dem Herrn Poisson, obgleich derselbe, wie wir wissen, nur ihr nomineller Vater war, für 200,000 Livres das Gut Marigny in der Nähe von Nogent-sur-Marne, und ließ es gleich darauf in ein Marquisat verwandeln. So wurde der alte Dieb, den die Gerichte vor Jahren zum Strang verurtheilt hatten, am Ende seines Lebens gar noch ein Marquis und lebte von nun an bis an sein Ende, das am 25. Juni 1754 erfolgte, in lauter Herrlichkeit und Freude, meist nur mit Trinken und schlechten Witzen über seiner Tochter Avancement beschäftigt. Weit höher ließ Frau von Pompadour ihren Bruder, den Sieur Poisson, wie man ihn vom Jahr 1745 an gewöhlich nannte (der Leser vergleiche das erste Capitel dieses Buchs), avanciren und gleich zum Anfang erhielt er die Anwartschaft auf die Stelle eines Generaldirektors der Königlichen Bauten. Mit andern Worten, er sollte diese Stelle erhalten, sobald Herr Le Normand de Tournehem, gestorben sein würde, und er erhielt sie auch nachher — Le Normand starb im October 1751 — richtig. Zwei Jahre nach dieser ersten Auszeichnung, im Jahr 1748, machte sie ihn zum Marquis de Vandières, natürlich mit einem entsprechenden Einkommen; allein der Titel gefiel dem Herrn Bruder gar nicht, denn die spottsüchtigen Pariser nannten ihn sofort, statt „de Vandiéres," nur den Marquis „d'avant-hier" das ist den „Marquis von Ehegestern", und er war daher froh, als er nach seines Vaters Tod durch das ihm zugefallene Marquisat von Marigny den letzteren Titel annehmen konnte. Noch später verheirathete ihn seine Schwester an eine Tochter des Marschalls von Löwenthal, bei welcher Gelegenheit sie ihm eine Rente von 50,000 Livres schenkte, und schließlich verschaffte sie ihm den Ludwigsorden vom blauen Bande, wodurch er hoffähig wurde. Kurz, sie that für ihn, was sie nur thun konnte; aber vor Spott

konnte sie ihn, auch nachdem er ein großer Herr geworden war, nicht bewahren und selbst der König lächelte, als einmal ein Witzling meinte, der Herr Baron von Marigny gleiche, wenn er sein Ordensband trage, eher einem „blau abgesottenen Fische" — Poisson, Fisch — als einem veritablen Edelmanne.

Noch höher hinauf wollte, wie man sich dieß wird wohl vorstellen können, Frau von Pompadour mit ihrer eheleiblichen Tochter Alexandrine, und sie brachte dieselbe vorerst in das Kloster der Nonnen von Mariä-Himmelfahrt, in nächster Nähe von Paris. Besagte Nonnen nehmlich befaßten sich mit der Erziehung junger Fräuleins, aber nur solcher, welche den vornehmsten und reichsten Familien angehörten, und das war der Grund, warum die junge Alexandrine ihnen anvertraut wurde. Erbte sie ja doch einmal verschiedene dutzend Millionen, warum wäre sie also nicht einer Herzogstochter gleich zu behandeln gewesen! Ebendeßwegen dachte Frau von Pompadour auch schon sehr frühe daran, das Töchterchen „standesgemäß" zu verheirathen, und einmal war sie bereits im Begriff, bei dem Herzog von Richelieu anzuklopfen, indem dessen erstgeborner Sohn, der Herzog von Fronsac bereits ein Alter von vierzehn Jahren erreicht hatte. Auf die erste Fühlung hin merkte sie jedoch, daß die Parthie möglicherweise an dem Richelieu'schen Adelsstolze scheitern könnte, und so stand sie von jedem weiteren Schritte ab. Dagegen aber wandte sie sich sofort an ein nicht minder vornehmes Haus, an das des Herzogs von Chaulnes — Luynes, und hier kam man ihr auf halbem Wege entgegen. So ward denn abgemacht, daß der Herzog von Picquigny, der Erbe des genannten Hauses, ein Jüngling von den besten Versprechungen, die kleine Alexandrine heirathen sollte, so bald dieselbe das Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren erreicht haben würde; allein leider griff das Schicksal auf eine andere Weise ein, und die designirte Braut starb am 15. Juni 1754 unerwartet schnell an einer Zahnentwicklung in einem Alter von noch nicht ganz zwölf Jahren. Das war ein schrecklicher Jammer! Das einzige Kind, die einzige Erbin! Frau von Pompadour wollte fast vergehen und natürlich jammerte mit ihr, wer nur irgend in Verbindung mit

ihr ſtand. Am allermeiſten der Bruder, jener Marquis von Ehegeſtern, der einem blauabgeſottenen Fiſche glich. So bald er ſich jedoch allein nnd unbeobachtet wußte, ſo rieb er ſich ſeelenvergnügt die Hände, denn er war ja jetzt der Erbe geworden, weil Frau von Pompadour längſt auf weitere Nachkommenſchaft verzichtet hatte.

Doch nicht blos auf ihre nächſten Verwandten beſchränkte ſich dieſe werkthätige Liebe der Frau Marquiſe, ſondern auch ihre weitläufigeren Vettern und Baſen gediehen unter ihrem Schutze, ſowie ſie ſich demüthig an die vornehme Frau Baſe wandten. In dieſe Kategorie gehörte zum Beiſpiel ein gewiſſer Charles Poiſſon, Tambour im Regiment Piemont, ein Burſche ohne alle Erziehung, aber von ziemlich lebhafter Einbildungskraft und jedenfalls nicht ohne ſehr viel Dreiſtigkeit. Beſagtem Tambour, konnte es nehmlich, trotzdem er in einer entfernten Garniſonsſtadt lag, in die Länge nicht verborgen bleiben, daß die allmögende neue Mätreſſe des Königs eine geborene Poiſſon ſei, und alsbald forſchte er nach, ob er nicht im Stande ſei, eine Verwandſchaft mit ihr nachzuweiſen. Endlich fand er, was er ſuchte, und alsbald wandte er ſich an die hochgeſtellte Frau Couſine. Sie citirte ihn nach Verſailles und da ihr ſeine Perſönlichkeit nicht mißfiel, ſo erwirkte ſie ſofort ſeine Ernennung zum Lieutenant im Garderegiment des Königs. Dem Eintreten des neugebacknen Herrn Lieutenants in das beſagte Regiment ſtellte ſich jedoch ein kleines Hinderniß entgegen, denn alsbald forderten ihn die ſämmtlichen jüngeren Offiziere bis zum Major hinauf zum Duell auf Leben und Tod. Sie waren Alle hochadelig geboren und folglich widerſtrebte es ihrer Ehre, mit einem ſolchen Spießbürgersſohn, wie Monſieur Poiſſon, zuſammenzudienen! Wie nun da abhelfen? Sollte man die Duelle vor ſich gehen laſſen? Aber da wäre, zehn gegen eins zu wetten, der Tambour-Lieutenant gleich in der erſten Woche ein Mann des Todes geweſen. Frau von Pompadour dachte alſo daran, das geſammte Gardeoffizierscorps wegen Duellwuth zur Strafe zu ziehen; allein damals befand man ſich noch im Krieg gegen Oeſterreich und England und es ſchien alſo gefährlich, die Unzufriedenheit des Militärs wach zu rufen. Demgemäß blieb nichts übrig als das Decret,

welches so viel böses Blut machte, zurückzunehmen und dafür den Vetter Poisson in einem im Felde stehenden Dragonerregimente zu placiren. Dieß geschah denn auch wirklich und zur Beruhigung des Lesers kann ich beifügen, daß der junge Mann später zum Rittmeister avancirte, als welcher er im siebenjährigen Kriege auf dem Felde der Ehre seinen Tod fand.

Und zu allem dem nun sagte der König Ja? Natürlich sagte er Ja, denn ihm war es so lange er lebte, vielleicht mit einer oder zwei Ausnahmen, um nichts zu thun gewesen, als sich die Zeit so gut als möglich zu vertreiben und jedenfalls aller geistigen Anstrengung auszuweichen. So ließ er also die Frau von Pompadour gewähren und war herzlich froh, wenn sie nichts weiter von ihm begehrte, als nur allein seine Unterschrift. Ueberdem hatte er nicht volle Ursache zu glauben, daß Alles in Frankreich zum besten stehe? Mein Gott, seine ganze Umgebung gab ihm jeden Tag diese Versicherung und auch vom Lande empfing er die solennesten Beweise hiefür. Oder wie? Errichtete man ihm nicht bei seinen Lebszeiten in Nancy eine Bildsäule, welche am 6. November 1755 unter großen Feierlichkeiten enthüllt wurde? Gewiß, er war der „Vielgeliebte" und daß er es war, daran hatte das vortreffliche Regiment der Frau von Pompadour natürlich den größten Antheil.

Aber die Herren Minister? Ließen sie sich denn in der That dazu herbei, in Allem die folgsamen Knechte der Frau von Pompadour zu sein? Wir haben schon weiter oben gesehen, daß die beiden Chefs des Auswärtigen und der Finanzen, der Marquis d'Argenson und der Staatsrath Orry längst durch gefügigere Subjecte, als sie zu sein sich herbeiließen, ersetzt worden waren, und nicht minder wissen wir, daß die beiden Minister des Innern und der Marine, die Grafen von St. Florentin und von Maurepas, von Anfang an der Frau Marquise auf's unterthänigste hofirten. Somit blieb eigentlich nur der Graf von Argenson, der Premier- und Kriegsminister, übrig, um ihr Opposition zu machen. Aber Er und Opposition! Ja wohl vor den Leuten warf er sich auf's hohe Roß und sprach mit einem Freimuth und einer Kühn-

heit, als ob er ein wirklicher Feuerfreſſer wäre. Wenn es aber an den Ernſt ging, ei wie ſchnell wußte er da einzulenken und wie regelmäßig ſtraften dann ſeine Handlungen ſeine Worte Lügen! Natürlich, denn er wollte um jeden Preis Miniſter bleiben und das Beiſpiel ſeines Bruders hatte ihn belehrt, welche Folgen es habe, wenn man die Thorheit begehe, gegen Frau von Pompadour anzukämpfen.

Mit den Herren Miniſtern hatte alſo die Frau Marquiſe eben ſo leichtes Spiel wie mit dem Könige ſelbſt, und ſo darf es uns denn nicht wundern, daß beinahe Alles durch ihre Hände ging — wenigſtens Alles, was ſie intereſſirte. Wagte es ja doch bald kein einziges Individuum am Hofe mehr, ohne die Erlaubniß der allmächtigen Favoritin auch nur zu athmen, denn wenn es Jemand wagte, ha! wie dann ihr Zorn entbrannte und wie ſie dann zu ſtrafen wußte!

Es war im April des Jahres 1749. Schon ſeit einiger Zeit kurſirten wieder einmal eine Menge von Satyren und ehrenrührigen Gedichten auf die Frau Marquiſe von Pompadour, ſo wie auch nicht minder auf den König, und alle Welt erfreute ſich unendlich an dem Scandale. Die Frau Marquiſe ließ alſo Herrn von Berrier, den damaligen Polizeilieutenant von Paris, kommen und trug ihm auf, um jeden Preis die Urheber dieſer Satyren zu ermitteln, damit man ein Exempel an ihnen ſtatuire.

„Excellenz," erwiderte ihr der Polizeilieutenant, „ich habe längſt alle meine Leute in Bewegung geſetzt, um die Miſſethäter zu entdecken, allein in Paris ſind ſie nicht zu finden und ich bin blos Polizeilieutenant von Paris."

„Was wollen Sie damit ſagen?" fragte die Marquiſe, die wohl merkte, daß Herr von Berrier mit etwas im Hintergrund halte.

„Damit," erklärte Herr von Berrier, „will ich Ihnen andeuten, daß der Heerd des Verbrechens in Verſailles ſelbſt zu ſuchen ſein dürfte; allein Näheres weiß ich nicht, da mir keine Gewalt über den Hof zuſteht."

„Und nicht einmal einen Wink können Sie mir geben?" ſagte

die Marquise, ihm einen durchdringenden Blick zuwerfend. „Sie wissen, daß ich gewohnt bin, discret zu sein.“

„Hm!“ meinte nun der Polizeilieutenant; „ich weiß in der That nichts Näheres; aber es dürfte der Mühe lohnen, den Herrn Grafen von Saint-Florentin zu fragen, was bei dem letzten Abendessen, das der Herr Graf von Maurepas, sein Schwager, gab, so unendlich viel Spaß und Gelächter erregte.“

Der Wink genügte und alsobald ward der Staatsrath von St. Florentin zu der Frau Marquise beschieden. Was erfuhr sie aber von ihm? Nun bei dem besagten Abendessen, zu dem nur ganz nahe Freunde und Verwandte geladen waren, hatte der Graf von Maurepas eine jener in Circulation befindlichen Satyren, von der ihm anonym eine Abschrift zugeschickt worden war, vorgezeigt und dann der kleinen Gesellschaft vorgelesen. Darin bestand das ganze Verbrechen! Allein die Gesellschaft hatte über das Manuscript gelacht; sie hatte in den Spott miteingestimmt und daran trug der Herr Minister von Maurepas die Schuld. Seine Strafe konnte also nicht ausbleiben und was für eine Strafe!

Ganz unversehens und ohne daß er auch nur die geringste Ahnung davon gehabt hätte, trat am Donnerstag den 24. April 1749 der Graf von Argenson Morgens sieben Uhr bei ihm ein — er lag noch zu Bette und mußte geweckt werden — und überreichte ihm ein Handschreiben des Königs. „Ihre Dienste,“ hieß es darin, „sind mir für die Zukunft überflüssig und ich habe über Ihre Stelle verfügt. Angesichts dieses werden Sie auf Ihr Gut Pontchartrain abreisen; weil aber dieses zu nahe bei Versailles liegt, so begeben Sie sich von da binnen zweimalvierundzwanzig Stunden nach Bourges, wo Sie bis auf weiteres zu verbleiben haben.“

Den andern Tag las man in der Gazette die Entlassung des Herrn von Maurepas als Marineministers, so wie zugleich die Ernennung des Herrn von Rouillé zu diesem Posten; warum aber diese wichtige Personalveränderung vorgenommen worden sei, davon sagte man natürlich dem Publikum nichts und Herr von Maurepas erfuhr selbst erst lange nachher den wahren Sachverhalt. Na-

türlich, denn der König war ja Alleinherr und hatte Niemanden Rechenschaft zu geben.

Noch schlimmer erging es, wie ich hier anzuführen nicht unterlassen kann, einem Capitän in der königlichen Leibgarde, einem Malteserritter mit Namen von Rességuier. Derselbe hatte nehmlich ein Spottgedicht auf das Verhältniß des Königs zur Frau von Pompadour verfaßt, in welchem ausgeführt wurde, daß ein Monarch, welcher sich nicht schäme, seine Liebe einer geringen Person zuzuwenden, unmöglich andere als sehr niedere Gesinnungen haben könne, und als man nun nach dem Verfasser der Satyre fahndete, leiteten gewisse Umstände zum Verdacht auf besagten Capitän. Alsobald ward Hausſuchung bei ihm in seiner Abwesenheit angeordnet und es fand sich nun das von seiner Hand geschriebene und corrigirte Concept. Was geschah auf dieses hin? Eine Lettre de cachet verurtheilte den Herrn von Rességuier zu lebenslänglicher Einsperrung im Staatsgefängniß Mont-Saint-Michel, aber nicht in einer der dortigen Zellen, sondern in einem engen eisernen Käfig, in welchem man weder stehen noch liegen konnte. Vielmehr mußte sich der Gefangene stets in gebückter kauernder Stellung verhalten und in dieser gräßlichen Lage brachte derselbe volle sieben Jahre zu, bis er gänzlich gekrümmt war. Dann, wie man diesen Zweck erreicht hatte, gab man ihm eine der Zellen, allein er war schon so verkommen, daß er kurze Zeit darauf starb.

Warum auch nicht? Der König war ja Alleinherr und hatte Niemanden Rechenschaft zu geben. Glückseliges Frankreich!

Fünftes Kapitel.

Die Pompadour und der Hirschpark.
(1749—1755.)

Ja wohl, glückseliges Frankreich!

So viel Schulden, als gegenwärtig Frankreich besaß, so viel hatte es noch nie gehabt, und dennoch gab man alljährlich immer noch mehr aus, als man einnahm. Die Zinsen und andere Abgaben waren kaum mehr aufzubringen, so furchtbar hatten sie sich gesteigert; aber dennoch dachte man nicht daran, außer dem Bürger und Landmann auch den Clerus und Adel in Mitleidenschaft zu ziehen, sondern ließ letztere steuerfrei, wie seit unvordenklichen Zeiten. Gewiß, es war ein glückseliges Frankreich!

Und noch so manch' andern Grund hatten die Franzosen, um sich glücklich zu schätzen, worunter hauptsächlich der, daß sie eine Pompadour besaßen. König Ludwig XV. an sich war sicherlich kein schlechter Mensch und wäre er ein Privatmann gewesen, so hätten ohne Zweifel seine Nachbarn nichts gegen ihn einzuwenden gehabt. Auch besaß er keineswegs zu wenig Verstand und für einen konstitutionellen König würde er ganz gut gepaßt haben. Aber freilich an einen Alleinregenten, an einen Fürsten, der da sagt: „l'Etat, c'est moi", macht man andere Ansprüche und absonderlich

darf ein solcher nicht so gränzenlos träg und faul, nicht so durchaus in Wollust und Sinnlichkeit versunken sein, wie Ludwig XV. es war. Doch was hatte dieß bei ihm zu sagen? Mein Gott, Nichts, gar Nichts, denn für ihn regierte ja die Pompadour! Allerdings kann nicht geläugnet werden, daß Frau von Pompadour nur ein Weib war und daß sie regierte, wie Weiber — im Kleinen wie im Großen — zu regieren pflegen; das heißt nicht nach klar ausgesprochenen Grundsätzen, nicht mit Konsequenz, Festigkeit und Ausdauer, und am allerwenigsten nach Recht und Gesetz, sondern nach Launen und Willkühr, so wie es ihr der jeweilige Augenblick oder auch ihre Leidenschaft, ihr Haß, ihre Liebe, ihr Zorn eingab. Allein es war doch Jemand da, der für den in Trägheit und Wollust versunkenen König regierte, und dann, wer Klugheit besaß, konnte ja den Haß, die Liebe, den Zorn, mit einem Worte die Laune und Willkühr der Herrscherin ausbeuten; was wollte man also mehr?

Von der Wahrheit dieser meiner Behauptung kann man sich am besten überzeugen, wenn man über den großen Streit, der damals wegen einigen nichtssagenden Glaubenssätzen zwischen Molinisten — besser gesagt: Jesuiten, denn es handelte sich nicht sowohl um den längst verstorbenen Pater Molina, als vielmehr um seine Glaubensgrundsätze, welche von den jetzt lebenden Mitgliedern des Ordens Jesu als die ihrigen vertheidigt wurden — und Jansenisten entstand, das Nähere nachliest. Jener Streit nehmlich artete, weil sich das Parlament von Paris mit seiner oberstrichterlichen Gewalt darein mischte und einen Rechtsspruch nach den andern that, um den Kampf zu Ende zu führen, wodurch aber die Gemüther nur noch mehr erhitzt wurden — ich sage, jener Streit artete so sehr aus, daß sich ganz Frankreich, besonders die Städte Paris, Amiens, Orleans, Chartres und Tours, in zwei feindliche Lager theilten, von denen jedes das andere mit allen Waffen bekämpfte, und daß also ein Bürgerkrieg im schönsten Anzug war. Was that nun in diesem schweren Konflikte Frau von Pompadour? Untersuchte sie etwa oder ließ sie untersuchen, wer Recht hatte? Oder gab sie sich Mühe, die Partheien zu versöhnen und damit wieder Ruhe in die

Gemüther zu bringen? O nein, mit solchen Lappalien befaßte sie sich nicht, sondern sie legte dem Könige ein Dekret zur Unterschrift vor, welches aller Welt Stillschweigen auferlegte. Weil aber das Parlament, auf sein Recht fußend, nicht stille schwieg, so ergriff man die Rädelsführer desselben und führte sie nach Ham, Mont-Saint-Michel oder nach andern Festungen ab. Dieß geschah im Mai 1753 und gleich darauf ward auch der ganze Rest des Parlaments nach Pontoise in die Verbannung geschickt. Ja auch eine Menge von andern Personen wurden verhaftet, wenn sie es wagten, den Streit fortzusetzen, und einmal war Frau von Pompadour sogar nahe daran, die sämmtlichen Wortführer der Jesuiten und Jansenisten, also die Koryphäen der damaligen tonsurirten Welt, über die Gränzen von Frankreich bringen zu lassen. Das war ihre Manier zu regieren, und dieser Manier werden wir noch öfter begegnen.

So gar leicht wurde ihr aber das Alleinregieren doch nicht, denn sie mußte ihren Königlichen Liebhaber stets bei der besten Laune erhalten, damit er ohne zu fragen alles das guthieß und mit seiner Unterschrift beglaubigte, was sie von ihm haben wollte. Einen Mann seines Gleichen aber bei stets guter Laune zu erhalten, das fiel schwer und kostete ein eigenes Studium! Einen Mann seines Gleichen, sage ich, das ist einen Mann, dem schon seit langer, langer Zeit jeder andere Sinn abging, als der für die Sinnlichkeit, während er doch ebenfalls längst Alles durchgekostet hatte, was die Sinnlichkeit nur bieten kann!

Aber war denn wirklich Ludwig XV. schon so sehr abgestumpft für alles Geistige und Edle? Für Alles, was Herz und Kopf erhebt, für alle Interessen der Menschheit? Vielleicht sogar für seine Familie uud das Glück und Wehe seiner Nächstangehörigen? Versetze dich, lieber Leser, in jene gränzenlos aufgeregte Zeit, wo der Kampf zwischen Molinisten und Jansenisten am heftigsten entbrannt war und wo jeder nur halbwegs Gebildete entweder Parthei ergriff oder sich voll Spott und Hohn dem ganzen pfäffischen Getriebe entgegenstemmte — was that da der König? er blieb so gleichgültig, so durch und durch indifferent, daß man hätte glauben

können, er beſitze gar keine Nerven! Und ebenſo gleichgültig und indifferent blieb er auch bei allen andern Fragen der Zeit, die der Kunſt, der Poeſie und der Wiſſenſchaft natürlich ebenfalls nicht ausgenommen. Nichts von allem dem regte ihn an, auch gar nichts, und wo andere Menſchenkinder außer ſich kamen, ſei's vor Entzücken oder vor Wuth, da blieb er ſo kalt wie Eis, rein ohne Gefühl und Intereſſe. Noch mehr, die Gräfin von Mailly war ihm gewiß einmal nahe geſtanden, ſo nahe, als nur ein Weib einem Manne ſtehen kann, und es hatte ſogar eine Zeit gegeben, wo er darauf geſchworen haben würde, ſo wie ſie, ſo habe er noch Niemanden geliebt. Nun dieſe dereinſtige Geliebte des Königs ſtarb plötzlich am 30. März 1751 noch nicht einundvierzig Jahre alt an einer Bruſtbeklemmung, und ganz Paris ſowie ganz Verſailles ſprach in den nächſtfolgenden vierzehn Tagen von nichts, als von dieſem Todesfall. Man rief ſich ihr ganzes Leben in's Gedächtniß zurück und ſtellte Vergleichungen an zwiſchen ihrer faſt außerordentlichen Anſpruchsloſigkeit und dem Auftreten der jetzigen Mätreſſe. Man kam dann auf ihre Frömmigkeit zu reden, von welcher ſie in der letzten Zeit ihres Lebens erfüllt war, und wie ſie durch die Ueberredung ihres Beichtigers, des berühmten Pater Renout, bewogen worden ſei, ihre ganze Penſion, welche ſie vom Könige bezog, mit den Armen zu theilen. Endlich erzählte man ſich noch von ihren Schweſtern, beſonders von der Gräfin von Vintimille und der Herzogin von Chateau-Roux, welche ebenfalls in ſo jungem Alter hatten in's Grab ſteigen müſſen, und gar viele Leute waren darob von ungeheuchelter Rührung erfüllt. Ludwig XV. aber? Nun natürlich theilte man ihm den Todesfall augenblicklich mit, allein er wurde von derſelben ſo wenig afficirt, daß man auch nicht das geringſte Zucken in ſeiner Miene gewahr werden konnte. Nicht einmal wiſſen wollte er, an was ſie geſtorben ſei, und von einem Wort der Theilnahme war ohnehin keine Rede. Kurz er benahm ſich gerade, als ob eine ihm ganz fremde Perſönlichkeit mit Tod abgegangen wäre, und als man ihn ſpäter darauf aufmerkſam machte, daß ſie mit Hinterlaſſung von Schulden geſtorben ſei — natürlich um ihn zur Bezahlung derſelben zu veran-

laſſen — beſtand ſeine ganze Antwort in einem langen, ſtummen Gähnen.

Zwei Mal jedoch innerhalb einer langen Reihe von Jahren hatte es den Anſchein, als ob er aufthauen wollte, und zwar das eine Mal, als ſein einziger Sohn, der Dauphin, ſo ſchwer darniederlag, daß man ihn rettungslos verloren glaubte, das andere Mal, als die Frau Dauphine ihm einen Enkel — ich meine den erſten — ſchenkte. Das letztere Ereigniß trat ein in der Nacht des 13. Septembers 1751, zwiſchen ein und zwei Uhr, und zwei Stunden ſpäter, gegen vier Uhr Morgens, donnerten die Kanonen der Baſtille und des Invalidenhauſes den Pariſern dieſe frohe Nachricht zu. Um dieſe Zeit erfuhr auch der König das fröhliche Ereigniß, denn er hatte mit ſeinen Getreuen und der Frau von Pompadour in Trianon ein kleines Souper gefeiert und war kaum zu erwecken, als der Bote mit der Nachricht von Verſailles anlangte. Nun aber warf er ſich, nicht einmal ganz angekleidet, in das nächſte beſte Gefährt, das zuerſt auf dem Platze war, und ließ zufahren, was die Pferde laufen konnten, um den Enkel, welchem er ſofort den Namen eines Herzogs von Burgund gab, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Kaum aber hatte er ſich davon überzeugt, daß der Knabe, ſein dereinſtiger Erbe, wie er meinte (er wurde es aber nicht, ſondern ſtarb ſchon im Jahr 1761, um einem jüngern Bruder Platz zu machen), kräftig und geſund ausſehe, ſo fiel er wieder in die frühere Lethargie zurück und bei den nun folgenden offiziellen Feſtivitäten ſah man ihm die Langeweile ſchon auf hundert Schritte im Geſicht an. Die zweite Gemüthsaffektion ergriff den König, als der Dauphin, ſein einziger Sohn, zu Anfang des Monats Auguſt 1752 von den Pocken ergriffen wurde und die Krankheit nach den erſten paar Tagen den ſchlimmſten Verlauf nehmen zu wollen ſchien. „Mein Gott, wenn er ſtürbe!“ dachte da Ludwig XV. „Dann ruhte die ganze Hoffnung des Reichs auf einem eilf Monate alten Kind, für deſſen Leben ebenfalls Niemand Bürge ſein kann!“ Dieſer Gedanke verurſachte ihm mehr als zwei Mal vierundzwanzig Stunden lang Kummer und während dieſer ganzen Zeit verließ er ſein Zimmer

nicht. Als nun aber die Aerzte am Montag dem 7. Auguſt erklärten, daß die eigentliche Gefahr vorüber ſei, da wurde er augenblicklich wieder der Alte und bei dem großartigen Te-Deum, das man am Sonntag dem 20. wegen der Wiedergeneſung des Dauphin in der Notre-Dame feierte, ſah er ſo moros und triſt aus, daß man hätte meinen können, es werde eine Todtenmeſſe abgehalten. Alſo auch nicht einmal ſolche tief eingreifende Ereigniſſe konnten den König aus ſeiner Abgeſtumpftheit herausreißen, ſondern er fühlte ſich ſtets und immer gelangweilt, ſobald Frau von Pompadour ſich nicht mit ſeiner Unterhaltung befaßte.

Doch mit was nun unterhielt ſie ihn? Etwa die ganze Zeit mit Singen, Tanzen und Comödieſpielen, wie ich dieß weiter oben ſchon geſchildert habe? Mein Gott, nein und abermals nein, denn ein ſolches Einerlei hätte den König unfehlbar ſchon nach wenigen Wochen getödtet. Es gab nur Ein Mittel, beim Könige nicht die Langeweile aufkommen zu laſſen, und dieſes beſtand in einem ewigen Wechſel der Situation, der Umgebung, der Geſellſchaft, des Genuſſes. Heute alſo fuhr man auf drei Tage nach Trianon und dann auf acht Tage nach Choiſy. Ein drittes Mal ging's nach Crecy und ein viertes nach Fontainebleau oder nach irgend einem andern der in der Nähe liegenden Luſtſchlöſſer. Nie aber blieb man lange an einem Orte, ſondern alſobald ordnete Frau von Pompadour den Aufbruch an, ſo wie ſie merkte — und ſie täuſchte ſich nie in den Merkmalen —, daß der König anfing, genug zu haben. Und was that man an den genannten Orten? Ei natürlich, man ſpielte, man führte kleine Comödien auf, man hielt „Soupers" ab, die bis tief in die Nacht hinein währten, von allem aber man jagte, ſei's zu Fuß oder zu Roß oder auf andere Weiſe.

Hieran übrigens war's noch nicht genug, ſondern Frau von Pompadour veranlaßte Seine Majeſtät auch zu größeren Ausflügen, ſo zum Beiſpiel nach Havre, um das Meer zu ſehen, oder nach Compiègne, um eine Truppenmuſterung abzuhalten. Nicht minder wurde die Oper in Paris frequentirt, beſonders zur Maskenzeit, und noch öfter ſtattete man dieſem oder jenem großen Herrn

auf seinem Landsitz einen Besuch ab, wobei dann immer große Jagden oder sonstige Plästrs, wie Illuminationen u. s. w., stattfanden. Derlei Besuche erhielten unter Andern der Herzog von Bouillon, welcher auf Schloß Navarra seinen Hof hielt, der Prinz von Soubise, ein Enkel des Prinzen von Rohan und ein besonderer Liebling der Frau von Pompadour, auf Schloß Saint-Ouen, der Graf von Clermont, den wir längst kennen, auf seiner Abtei St. Germain-des-Prés, und der Herzog von Boufflers auf seinem Jagdhause Saint-Hubert inmitten des schönsten und wildreichsten Waldes. Kurz fast jede Woche brachte einen andern Ausflug, aber immer nur mit kleinem Gefolge, welches Frau von Pompadour mit sehr viel Geschick auszuwählen verstand.

Wird man es nun unter solchen Umständen nicht natürlich finden, daß es dem Könige nie wohler war, als in der Gesellschaft der Frau von Pompadour? Sie allein hatte die Gabe, ihn immer wieder von neuem zu reizen und so jeden Ueberdruß schon im Keime zu ersticken! Wie hätte er also ihrer auch nur einen einzigen Tag lang entbehren können?

Allein, siehe da! gegen das Ende des Jahres 1752 trat ein Umstand ein, welcher das Herz der dominirenden Mätresse mit dem größten Schrecken erfüllte, denn sie fing an eine Störung in ihrem Blutumlauf zu empfinden, in Folge welcher die beigezogenen Aerzte ihr den näheren Umgang mit dem König als für Beide durchaus gesundheitswidrig verboten. Mein Gott — und der König war so gränzenlos sinnlicher Natur! Er mochte nicht einen Tag lang leben, ohne dem Liebesgott ein Opfer gebracht zu haben, und jetzt — jetzt — sie hätte können wahnsinnig werden ob dem Gedanken, daß in der nächsten Zeit schon eine Andere an ihre Stelle treten, eine Andere das Dominium über Frankreich führen werde!

Woher kam nun aber dieses schlimme Uebel so plötzlich geflogen? „Ueberreiz," sagten die Aerzte, „künstlicher Ueberreiz, durch viele Jahre fortgesetzt, trägt die Schuld und ist noch immer von denselben Folgen begleitet gewesen." Das war das einstimmige Urtheil der Doctoren und so mochte es sich wohl auch ver-

halten, wie der Leser aus Nachfolgendem ersehen wird. Ihre Hauptzusammenkünfte mit Ludwig XV. pflegte Frau von Pompadour im sogenannten „Hirschpark" in Versailles zu haben, und dieser Hirschpark war ursprünglich nichts anderes als ein weiter, schon von Ludwigs XIII. Zeiten herrührender, von einer Mauer umschlossener Raum, in welchem man bei großen Jagden die Hirsche hineintrieb, um sie dann von einer Art Tribüne herab todtzuschießen. Unmittelbar aber hinter der Tribüne und mit dieser verbunden standen einige nicht sehr ins Auge fallende Gebäulichkeiten, welche — sie dienten früher den niederen Jagdofficianten zu Wohnungen — Ludwig XV. schon im Jahr 1745 zu einer „Eremitage" für seine geliebte Pompadour einrichten ließ. Von Außen wurde übrigens nur wenig verändert und ein Uneingeweihter hätte das Anwesen leicht für eine bessere Försterwohnung halten können; wenn man aber ins Innere trat — ha welcher Luxus, welche Ueppigkeit! Die Möbeln von vollendeter Eleganz und Bequemlichkeit! Die Wände mit den herrlichsten, aber auch zugleich sinnlichsten Gemälden bedeckt, welche den damals bedeutendsten Künstlern Frankreichs ihr Dasein verdankten! Auf dem Fußboden die weichsten Teppiche, das Schlafzimmer — — nun mit Einem Worte, die Eremitage wäre würdig gewesen, von der Göttin Venus bewohnt zu werden, denn die sämmtlichen Zimmer athmeten eine Verschwendung, die nur ein so mächtiger Monarch wie Ludwig XV. möglich zu machen gewußt hatte. Also in dieser Zauberwohnung pflegte Frau von Pompadour den König zu empfangen, wenn sie sich mit ihm in Versailles befand; allein nur äußerst selten trat sie ihm in ihrer gewöhnlichen Hofkleidung entgegen, sondern sie bereitete ihm vielmehr fast jedesmal eine kleine Ueberraschung. Heute nehmlich verkleidete sie sich als Gärtnerin mit einem Körbchen frischen Obstes in der Hand, und morgen als Milchmädchen, das eine kleine Kanne trug. Ein drittes Mal erschien sie als Göttin in einer Phantasiekleidung, und wiederum an einem anderen Tage als Bäuerin in der Tracht der benachbarten Dorfbewohnerinnen. Kurz sie war stets eine Andere und übte damit einen besonderen Reiz auf den nach Abwechslung

dürſtenden König aus. Nun wollte es aber das Unglück, daß ſie von der Natur ein ſehr kaltes Temperament erhalten hatte, während Ludwig XV. ein feuriges Entgegenkommen liebte, und es mußte alſo auch in dieſer Beziehung nachgeholfen werden. Doch — wie? Ei nun ſehr einfach durch Reizmittel. Sie nahm daher zum Frühſtück ſehr ſtarke mit Vanille und Ambra gewürzte Chocolade und ihre Suppe des Abends beſtand aus Trüffeln- und Sellerie-Abſud. Dieſe und andere Mittel erhitzten ihr Blut; aber natürlich konnte eine ſolche künſtliche Steigerung nur höchſt nachtheilig auf ihre Geſundheit einwirken und ſo entſtand mit der Zeit jene Krankheit, von welcher ich oben geſprochen habe.

Das war die Lage der Dinge zu Ende des Jahres 1751 und nun komme ich an das gemeinſte, ſchmutzigſte und niedrigſte Blatt der franzöſiſchen Geſchichte, über welches ich daher ſo ſchnell als möglich hinwegzugehen mich beſtreben werde; ich meine jenes Blatt, das von der Herrſchaft der Frau von Pompadour vermittelſt des „Hirſchparks“ handelt.

Frau von Pompadour fühlte ſich, wie ſchon oben geſagt, äußerſt unglücklich, als ihr die Aerzte erklärten, daß nicht nur ihr Umgang mit dem König ſofort aufhören, ſondern auch die fernere Steigerung durch Reizmittel bei ihr ſelbſt ſiſtirt werden müſſe, wofern die Frau Marquiſe ihr Leben noch länger erhalten wolle. „Mein Gott, mein Gott!“ rief ſie des Tags wohl hundert Male in einem Zuſtand förmlicher Verzweiflung; „Er wird, er muß eine Andere lieben und ich bin dann die Verſtoßene!“ Weil ſie ſich aber durch ungemein viel Verſtand und Klugheit auszeichnete, ſo fing ſie ſchon nach kurzem an zu überlegen und bald kam ihr ein Gedanke. Ja wohl ein Gedanke, gerade wie vor verſchiedenen Jahren der Frau von Prie, nur vielleicht ein noch raffinirterer! „Wen hat den König bis jetzt geliebt?“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Zuerſt die Königin und dann, als dieſe zu alt wurde, nach einander die vier Schweſtern Nesle, die Marly, die Vintimille, die Lauraguais und die Chateau-Roux. Es waren lauter ſchöne Damen und Eine wie die Andere ziemlich üppiger Natur. Wie nun, wenn ich dem Könige auch hierin eine Ab-

wechslung bereitete? Ich habe ſchon oft gehört, daß Männer, welche ſchon Alles durchgekoſtet haben, vom Gewöhnlichen nicht mehr gereizt werden, ſondern auf Abnormitäten verfallen. Man erzählte mir von Knabenliebe, von Liebe zu unerwachſenen oder wenigſtens noch nicht ganz ausgebildeten Mädchen, und wenn es mir nun gelänge, den König auf dieſe Art zu beſchäftigen — — ha, bei Gott, ich hab's, ich hab's!" ſetzte ſie laut in triumphirendem Tone hinzu, indem ſie aufſpringend das Zimmer mit ſtolzen Schritten maß. „Gewiß, ich hab's, denn Kinder von vierzehn Jahren müſſen einen ungeheueren Reiz auf ihn ausüben, während ſie mir ſelbſt nie etwas ſchaden können. Nein, nein, ein Kind kann mich nie bei ihm verdrängen. Es kann wohl ſeine Sinne befriedigen, aber in jeder andern Beziehung wird er meiner ſo gut wie vorher bedürfen. Ja wohl, ich werde fortfahren, ihn zu unterhalten. Ich werde nie aufhören, ihm die Langeweile zu vertreiben, und abſonderlich werde ich nie aufhören, ihm die ſchweren Regierungsſorgen abzunehmen, mit denen er ſich noch nie hat befaſſen mögen."

Alſo ſprach Frau von Pompadour zu ſich ſelbſt und der Gedanke, daß alle die vielen Damen vom Hofe, welche ſchon ſeit Jahren darauf hinarbeiteten, ſie zu verdrängen, das Nachſehen haben würden, machte ihr ungemein viel Vergnügen. Als eine Frau aber von ungemeiner Energie und Entſchloſſenheit ging ſie ſogleich daran, ihren Plan auszuführen, und das erſte war, daß ſie eine gewiſſe Frau Lincourt kommen ließ, welche von einer kleinen Penſion in großer Armuth in der Stadt Verſailles lebte. Frau von Lincourt beſaß nehmlich eine Tochter, ein Mädchen von etwas über vierzehn Jahren, welches eine wunderbare Schönheit zu werden verſprach, vorderhand aber noch einer knoſpenden Roſe glich und durch ſeine kindliche Anmuth, Schüchternheit und Unſchuld Jedermann bezauberte. Mit dieſer Frau von Lincourt nun hatte die Frau Marquiſe von Pompadour eine lange Unterredung und im Anfang ſchien es faſt, als ob nicht die beſte Uebereinſtimmung zwiſchen den beiden Damen herrſche. Allein bald änderte ſich dieß und endlich reichten ſie ſich die

Hände zum Beweis, daß sie vollständig mit einander ins Reine gekommen seien.

„Ich erwarte also das Portrait heute Mittag," sagte zum Schlusse Frau von Pompadour, „und Sie dagegen dürfen auf das rechnen, was ich Ihnen versprochen habe. Doch reinen Mund gegen Jedermann und vornehmlich gegen Ihre Kleine selbst; denn es darf keine Scene geben."

Frau von Lincourt verbeugte sich tief, als sie ging und eine halbe Stunde nachher hatte Frau von Pompadour das verlangte Portrait in Händen. Nunmehr lies die letztere den ersten Kammerdiener des Königs zu sich bitten und abermals kams zu einer langen Unterredung, welche übrigens ganz zu demselben Resultate führte, wie die so eben mit Frau von Lincourt beendigte. Lebel nehmlich, der würdige Nachfolger Binets, welcher vor etwa einem Jahre zu seinen Vätern versammelt worden war, gehörte zu den Vertrauten der Frau von Pompadour, da sie ihm seinen jetzigen Posten verschafft hatte, und es versteht sich daher von selbst, daß er immer mit größter Zuvorkommenheit auf alle ihre Pläne einging. Wenn also trotzdem die Unterredung längere Zeit in Anspruch nahm, so kam dieß daher, daß Frau von Pompadour ihrem Vertrauten ganz genaue Verhaltungsmaßregeln zu geben hatte, sowie nicht minder daher, daß der Kammerdiener immer wieder neue Fragen aufwarf, wenn das Geschäft schon längst beendet schien.

„Gut," erklärte endlich der vorsichtige Lebel, „jetzt bin ich über alles im Reinen; nur was die Localität anbelangt, wo die Zusammenkünfte stattfinden sollen, so habe ich noch mein Bedenken."

„Aber," versetzte Frau von Pompadour, „wo gäbe es denn ein passenderes Plätzchen, als meine Eremitage?"

„Wohl, wohl," entgegnete der Kammerdiener. „Ausgezeichnet passend in Beziehung auf Einrichtung und Lage. Aber das Haus ist Ihr Eigenthum und Seine Majestät könnte sich scheuen....."

„In meinem Eigenthum einen Wildfrevel zu begehen?" unterbrach ihn lachend die Marquise. „Pah, lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen. Uebrigens will ich heute noch zur Vorsicht dem Könige einen Tausch vorschlagen und ihn dadurch in

den faktischen Besitz der Eremitage bringen. Dann kann er dort thun und treiben was er will und kein Mensch in der Welt erfährt ein Wort davon, die paar Dienstboten ausgenommen, welche nothwendig sein werden. Sind Sie nun zufrieden gestellt, mein sehr bedächtiger Herr Lebel?"

„Vollständig," erwiderte dieser, eine Art von Medaillon, welches ihm Frau von Pompadour reichte, in die Tasche schiebend; „vollständig, und ich werde ganz Ihrer Anordnung gemäß handeln."

Gleich den andern Morgen fiel dem Kammerdiener, während er um den König beschäftigt war, wie zufällig ein kleines Medaillon aus der Tasche und schnellstens griff er darnach, um es wieder einzuschieben.

„Was hast du da?" fragte der König, durch die Hast seines Dieners aufmerksam werdend.

„O nichts, Majestät," erwiderte Lebel; „es ist nur das Portrait eines unbedeutenden jungen Mädchens, dessen Mutter ich kenne."

„Laß sehen," befahl der König, der begierig nach Allem griff, was ihn zerstreuen konnte. „Was?" fuhr er dann fort, als Lebel ihm das Medaillon überreicht hatte. „Das Portrait eines unbedeutenden Mädchens sagst du? Das ist ja ein wahrer Schönheits-Engel, eine verkörperte Unschuld und Anmuth. Aber freilich, der Maler wird, wie das so zu geschehen pflegt, geschmeichelt haben."

„Geschmeichelt?" rief der Kammerdiener in großen Eifer gerathend. „Nein, Majestät, nichts weniger als geschmeichelt, sondern der Maler ist noch hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben, wie Sie selbst bezeugen müßten, wenn Sie das Mädchen sehen würden."

„Alle Teufel," lachte der König; „du vereiferst dich ja schrecklich. Aber ist denn dieses Wunder von einem Mädchen in der Nähe, daß man sie sich betrachten kann?"

„Sie befindet sich in der allernächsten Nähe," erwiderte Lebel, „nehmlich in der Stadt Versailles und wenn Eure Majestät befehlen, so hole ich die junge Dame, um sie Ihnen vorzustellen."

„Gut," bemerkte Ludwig XV. in ziemlich gleichgültiger Weise, „hole das Meerwunder und bringe es in die Eremitage, welche die Frau Marquise von Pompadour an mich abgetreten hat. Aber

sei vorsichtig, denn ich möchte nicht, daß die Sache weiter bekannt würde, weil das Kind noch gar zu jung ist."

Gleich am Abend dieses Tages wurde die junge, noch nicht fünfzehnjährige Tochter der Frau von Lincourt in den Hirschpark oder vielmehr in die im Hirschpark l findliche Eremitage gebracht und verließ sie von diesem Abend an vier ganze Monate lang nicht mehr. Kaum nehmlich hatte sie der König gesehen, so wurde er von ihren unschuldigen Manieren, ihrer Schüchternheit und Kindlichkeit so sehr bezaubert, daß er ganz außer sich kam und sich alsobald mit dem Halbkinde einschloß. Die junge Dame aber? Nun sie weinte und lamentirte längere Zeit; auch suchte sie den König mit Heftigkeit von sich zu stoßen oder vergrub sie den Kopf in die Kissen ihres Bettes. Aber mit der Zeit schickte sie sich in ihre Lage und ehe noch vier Monate um waren, fühlte sie sich in anderen Umständen. Nun schickte sie Ludwig XV. aufs Land, wohin inzwischen ihre Mutter gezogen war, und da ihr zugleich eine jährliche Rente von vierzigtausend Livres ausgeworfen wurde, so fiel es nicht schwer, in kürzester Zeit einen passenden Gemahl für sie zu finden.

Daß war der Anfang des Schmutz-Lebens, welches nun Ludwig XV. begann, denn seit er die Unschuld des jungen Fräuleins von Lincourt verkostet hatte, wurde er so lecker in seinem Geschmacke, daß er jede andere Kost mit Ekel von sich stieß. Mit andern Worten, es erfaßte den König von dieser Zeit an eine wahre Manie, junge, noch nicht gehörig ausgebildete Mädchen zu besitzen, und je öfter er mit denselben wechseln konnte, um so mehr fühlte er sich beglückt. Ja er ging so weit in diesem seinem unnatürlichen Geschmacke, daß ihm schon nach kurzem selbst neun- bis zehnjährige Kinder nicht mehr zu jung waren, und am Ende wurde der Hirschpark gar in ein förmliches Harem verwandelt, in welchem Frau von Pompadour stets eine größere Anzahl junger Mädchen sowohl bürgerlichen als adelichen Standes, meist aber des letzteren für den König „zur Auswahl" parat hielt.

Freilich offen und vor den Leuten trat Frau von Pompadour nicht als „Lieferantin" auf, sondern sie gab sich vielmehr den An-

ſchein, als wiſſe ſie von den neuen Ausſchweifungen des Königs gar nichts, und wenn je in ihrer Gegenwart die Rede darauf kam, ſo brach ſie ſogleich ab, ohne ein Wort darüber zu äußern. Dagegen beſoldete ſie für den genannten Zweck einen eigenen Unterhändler, den Marquis von Langeac, ein liederliches aber durchtriebenes Subject, welches die Augen eines Luchſes hatte, und Er, der Herr Marquis, in Compagnie mit dem Kammerdiener Lebel, ging alle Tage auf Kundſchaft aus, um neue paſſende Exemplare unter der weiblichen Kinderwelt von Paris ausfindig zu machen. Nicht Wenige dieſer Exemplare wurden dadurch gewonnen, daß man ſie ihren Eltern abkaufte, und die für dieſelben bezahlten Summen beliefen ſich nicht ſelten hoch in die Tauſende. Wieder Andere acquirirte der Marquis durch falſche Vorſpiegelungen und er beſaß einen ſolchen Reichthum von Lügen, daß ihm ſeine Beute beinahe nie entging. Die bei weitem meiſten Hirſchparkzöglinge jedoch eroberte man ganz einfach durch Raub und dazu mußte der neue Generallieutenaut der Polizei, Herr Antoine-Raymond-Jean-Gualbert-Gabriel de Sartine, ſeine hülfreiche Hand reichen. Ich könnte nun mit einer ganzen Reihe von Einzelnfällen aufwarten, welche damals das größte Aufſehen erregten; allein der Schmutz dieſer Einzelnheiten iſt allzugroß, als daß ich näher darauf eingehen möchte, und der Leſer wird ſchon an dem bisher Geſagten genug haben. Nur das führe ich noch an, daß es mehrmals, wenn wieder ein kleines Mädchen geraubt worden war — eine Makerelle, Mutter Bompard, ein Scheuſal von einem Weibe, ſpielte dabei immer eine Hauptrolle —, in den Straßen von Paris zu offenen Meutereien kam, welche nur mit Hülfe der bewaffneten Macht gedämpft werden konnten, ſo wie auch daß mehrere Väter und Mütter, denen der Marquis ihre ſchönen Töchterleins unter dieſem oder jenem Vorwande abgeſchwindelt hatte, bei den Gerichten klagbar wurden. Allein zu welchem Ende? Mein Gott, es gab ja Lettres de cachet, und vermittelſt ſolcher konnte man jeden Kläger ſchnellſtens verſchwinden machen!

Genug alſo, das Hirſchpark-Harem fing vom Jahr 1752 an, in einem immer ausgedehnteren Maaßſtab zu floriren, und um

deſto mehr „Novizinnen“ unterbringen zu können, mußte man die Eremitage bedeutend erweitern. Auch erhielt das Harem ſein beſtimmtes Reglement und es ward eine eigene Oberintendantin — die ſogenannte „Madame“ — über daſſelbe geſetzt, welche mit zwei Unteraufſeherinnen und einem Dutzend weiblicher Dienſtboten von weiter vorgeſchrittenem Alter das Ganze leitete. Nicht minder hatte der Hirſchpark ſeinen eigenen Finanzetat mit ſeinem Finanzdirector — das Volk der Spötter betitelte ihn „Herr von Hirſchkuh“ — und derſelbe ſollte monatlich mit 150,000 Livres auskommen. Doch, wohlgemerkt, in dieſe Summe war nicht mit inbegriffen die Beſoldung für die Perſonen, welche beauftragt waren, Recruten für den Hirſchpark zu liefern, und ebenſowenig das, was als Entſchädigung für die beraubten Eltern oder ſonſt an Ausſteuern und Präſenten verausgabt wurde. Mit dem Allem zuſammen koſtete vielmehr das Harem jährlich beinahe ſechs Millionen und die Univerſalſumme für daſſelbe während der ganzen Zeit ſeines Beſtehens wird auf mindeſtens hundertundfünfzig Millionen Livres veranſchlagt. Was ſagt nun der Leſer dazu? Wird er jetzt immer noch nicht in den Ruf einſtimmen: „Glückſeliges Frankreich!?

Doch nicht blos in finanzieller Beziehung laſtete die Schmach des Hirſchparks ſchwer auf Frankreich, ſondern noch mehr in moraliſcher, denn man kann ſich wohl denken, daß die Saturnalien des Königs auf ſeine Umgebung wie überhaupt auf das ganze Volk nur anſteckend wirken konnten. Die Entſittlichung wurde daher eine mehr und mehr allgemeine und man ging dabei mit einer Schamloſigkeit zu Werke, die wirklich alle Grenzen überſtieg. Ja die Damen der höchſten Stände ſetzten einen Ruhm darein, mit den gemeinſten Freudenmädchen in Unzucht und Blosſtellung zu wetteifern, und dieſe meine Behauptung könnte ich mit hunderten von Beiſpielen belegen. Doch warum im Pfuhl der Gemeinheit rühren? Statt deſſen will ich dem Leſer lieber mit einer Geſchichte aus jener Zeit aufwarten, welche ihm zu lachen geben wird, ohne ihn deßhalb über die allgemeine Sittenverderbniß im Unklaren zu laſſen.

Unter den Tausenden von Courtisanen gab es damals in Paris auch eine mit Namen Philène Dufresne, welche lange Jahre hindurch ihre in der That nicht gewöhnlichen Reize Jedem feilbot, der Geld daran zu verschwenden Lust hatte, und so wanderte sie schließlich in die Hände des Fürsten von Guèménée, welcher sie mit Präsenten von großem Werth überhäufte. Sie wurde also reich und kaufte sich Landgüter nebst einem Hôtel, in welchem sie fortan wie eine große Dame lebte. Eins aber fehlte ihr, ein hochadeliger Name, um dadurch in die exclusiveren Kreise eingeführt werden und ihren vier unehelichen Kindern vornehme Parthieen verschaffen zu können. Nun hörte sie von einem Marquis aus einer der ersten Familien des Reichs, der aber durch Spiel und Liederlichkeit so herabgekommen war, daß er oft Morgens nicht wußte, wovon er zu Mittag speisen sollte, und diesem machte sie sofort den Antrag einer ehelichen Verbindung. Aber — welcher ehelichen Verbindung! Die Bedingungen waren in der That schamlos und im höchsten Grade erniedrigend für den Marquis. Dessenungeachtet ging er darauf ein, der edle Herr Marquis von Fleuri — so hieß er, und unterschrieb den notariellen Ehekontrakt, ohne sich zu besinnen.

Der Kontrakt lautete folgendermaßen:

Erster Artikel. Der Herr Marquis von Fleuri wird sich Dienstag den 28. dieses Monats in Paris mit mir verehelichen, und da ich keine Zeit habe, an die Aufgebote zu denken, so wird er mittelst der 500 Livres, die ich ihm hiemit sende, die besagte Sorge übernehmen.

Zweiter Artikel. Der Herr Marquis wird sich Dienstag den 28. um sechs Uhr Morgens mit einem Freunde in der Kirche zum heiligen Rochus einfinden und mich, sobald er mich sieht, bei der Hand nehmen, um mich an den Altar zu führen, wo man uns trauen wird; sein Freund aber wird meine Freundin führen, von der ich mich begleiten lassen werde.

Dritter Artikel. Unmittelbar nach der Trauungsfeierlichkeit werde ich dem Herrn Marquis 600 Livres übergeben, als die erste vierteljährige Zahlung von 2400 Livres, die ich mich ver-

pflichte, ihm bis zu seinem Tode jährlich auszuzahlen. Zur Sicherstellung dieser Pension verpfände ich ein Kapital von 50,000 Livres, das ich auf dem Hause des Marquis von Firmorian stehen habe.

Vierter Artikel. Der Herr Marquis hat sich auf das feierlichste zu verpflichten, meine Tochter und meine drei Knaben anzuerkennen, sich als deren Vater zu nennen und ihnen eben so gut wie mir zu gestatten, die Titel, den Namen, das Wappen und die Livree des Hauses Fleuri zu führen und anzunehmen.

Fünfter Artikel. Der Herr Marquis wird mich beim Austritt aus der Kirche verlassen, einen Fiacre nehmen und sich mit seinem Freunde, wohin es ihm gutdünkt, begeben. Er verpflichtet sich hiemit schriftlich, nie den Fuß in mein Haus zu setzen, noch an solche Orte zu kommen, wo ich mich aufhalten könnte.

Sechster Artikel. Der Herr Marquis erhält alle Vierteljahre vom Herrn Notar Lenoir Rue d'Echelle Nro. 14 seine 600 Livres. Dagegen verpflichtet er sich, mich in keiner Weise zu geniren und auch die Kinder, die ich künftig noch bekommen könnte, als die seinigen anzuerkennen.

Geschehen zu Paris am 22. October 1754.

Philène Dufresne.

In allen Puncten angenommen.

Paris, 22. October 1754.

Henry, Marquis von Fleuri.

Ist nun je sonst in der Welt zu irgend einer Zeit ein Mensch aus angesehener Familie so niederträchtig gewesen, seinen Namen um solches Linsengericht an eine öffentliche Dirne zu verkaufen und sich zum Vater von Kindern stempeln zu lassen, deren jedes vielleicht einen anderen Erzeuger hatte? Uebrigens wurde der Contract von beiden Seiten pflichtlich gehalten, und die frühere Courtisane stolzirte von nun an als Frau Marquise von Fleuri einher; der Herr Marquis aber bezog seine Pension nur sechs Vierteljahre lang, denn er starb schon im Frühjahr 1756 in Folge von Wunden, die er in Raufhändeln davontrug.

Sechstes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg und der versuchte Königsmord. (1756—1763.)

Weiter oben habe ich gesagt, daß der am 18. October 1748 abgeschlossene Frieden von Aachen nichts anderes gewesen sei, als die Einleitung zu einem neuen Kriege, und dieses Wort bewahrheitete sich bereits im Jahr 1756 vollkommen. Die größeren Mächte schienen die Zwischenzeit blos benützt zu haben, um ihre Rüstungen zu vervollständigen, und jetzt zu Anfang des Jahres 1756 stand ganz Europa in Waffen da. Doch merkwürdig, die Stellung der verschiedenen Staaten zu einander war jetzt eine ganz andere, als vor acht Jahren, und mehrere von denen, die sich damals auf's heftigste bekämpft hatten, gingen nunmehr als Freunde und Allirte Hand in Hand. Damals nehmlich stand auf der einen Seite Oesterreich mit Deutschland, England, Holland, Rußland und Sardinien, während auf der anderen Seite Frankreich, Preußen, Spanien, Sicilien und Schweden fest zusammenhielten; dießmal aber war es Oesterreich gelungen, nicht nur Spanien, Italien und Holland zur Neutralität zu bewegen, sondern auch, was noch weit größeren Werth hatte, Rußland, Schweden und Frankreich nebst Sachsen und beinahe ganz Deutschland auf seine Seite zu ziehen,

und somit stand das kleine Preußen ganz isolirt, die Allianz mit England und Hannover abgerechnet. Gewiß eine ganz eigenthümliche Situation der Staaten Europa's und zugleich eine für viele Politiker ganz unbegreifliche! Allein wer hinter die Coulissen sehen konnte, dem wurde die Sache bald klar, besonders wenn er bedachte, daß Jesuiten und Unterröcke mit im Spiele waren!

Warum nehmlich schlossen sich Sachsen und Schweden an Oesterreich an? Einfach deßwegen, weil beide Staaten den Schaden, welchen sie früher von Preußen erlitten hatten, in diesem Kriege wieder zu repariren hofften. Warum dann ferner Rußland? Nun über diesen Staat regierte damals die Kaiserin Elisabeth, jene vielberüchtigte Despotin, welche stets nur ihrem Eigenwillen, so wie dem ihrer verschiedenen Buhlen folgte, und Friedrich II. von Preußen hatte die Unvorsichtigkeit begangen, einmal im Gespräch ihr sittenloses Leben mit schonungsloser Wahrheit zu kennzeichnen. Mußte sie — ihre Spione am Berliner Hofe berichteten ihr nehmlich alles getreu, was dorten vorging — mußte sie ihn also nicht hassen, diesen bissigen Preußenkönig, und verstand es sich somit nicht von selbst, daß sie die erste beste Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, mit förmlicher Gier ergriff? Doch warum associrte sich nun endlich Frankreich mit Oesterreich, dieses selbe Frankreich, welches im letzten Kriege den Kampf mit dem Hause Habsburg mit dem intensivsten Hasse geführt hatte? Dieses selbe Frankreich, das seit drei Jahrhunderten, von Franz I. an, in Todfeindschaft mit den Nachkommen Karls I. lebte und in dieser ganzen langen Zeit — man denke nur an den dreißigjährigen Krieg und an die Regierungsperiode des Kardinals Richelieu — dieser seiner durch die Natur vorgeschriebenen Politik fast nie, und wenn es je geschah, immer nur zu seinem größten Schaden untreu geworden war? Wahrhaftig nicht mit Unrecht nannte das Parlament von England diese Association eine „monströse" und in ganz Frankreich glaubte kein ehrlicher Mensch daran, als bis man es endlich schwarz auf weiß hatte, daß am 1. Mai 1756 zwischen Ludwig XV. und Maria Theresia das innigste Schutz- und Trutz-

bündniß abgeschlossen worden sei. Und doch — nichts natürlicher als dieses Bündniß!

Freilich ganz zu Anfang des Jahres 1756 hatte Friedrich II. noch gute Aussichten, Frankreich zu seinem Partner zu gewinnen, ganz in derselben Weise wie während des letzten Kriegs, obwohl die Herren Patres vom Orden Jesu Himmel und Erde in Bewegung setzten, um ein solches Bündniß zu hintertreiben. Der Graf von Argenson nehmlich befürwortete dasselbe und Frau von Pompadour war ihm nicht entgegen; der König aber — nun vom König durfte man erwarten, daß er das thun werde, was seine theure Freundin ihm zur Unterschrift vorlegte. Da in den ersten Tagen des April, mitten in der Nacht, ritt ein Courier in Versailles ein, der ein Schreiben des Abbé von Bernis, des französischen Gesandten in Wien, an Frau von Pompadour überbrachte, und das Schreiben mußte äußerst Wichtiges enthalten, denn der Courier war Tag und Nacht geritten, um dasselbe so schnell als möglich zu überbringen. Man weckte also die Frau Marquise unmittelbar nach seiner Ankunft und voll Neugierde durchflog sie den Brief des Gesandten. Aber — mein Gott, wie unschön veränderten sich jetzt plötzlich ihre Gesichtszüge und welch' ein furchtbarer Zorn blitzte aus ihren Augen!

„Der Unverschämte!" rief sie, mit den Füßen den Boden stampfend. „Der grenzenlos freche Mensch! Aber so wahr ich lebe, er soll es büßen, und nicht ruhen werde ich, als bis er mich, die so tief von ihm Verachtete, um Gnade und Frieden anfleht!"

Sie knitterte das Papier zusammen und warf es zornwüthig zu Boden. Gleich darauf aber hob sie es wieder auf und glättete es sorgfältig, um es aber- und abermals zu lesen.

Doch was stand denn in diesem unheilvollen Schreiben? Ach ein schlimmes, sehr schlimmes Wort stand darinnen, welches dem König Friedrich II. über Frau von Pompadour entschlüpft war. Ja wohl, der satyrische Preußenkönig hatte, wie der Gesandte von Bernis durch einen Freund in Berlin aus erster Quelle erfuhr, die maßlose Frechheit gehabt, die gegenwärtige Regierung in Frankreich eine „Unterrocks-Regierung" zu nennen und noch höhnisch hin-

zuzusetzen, daß dieser Unterrock sehr nöthig hätte, „durch ein reines Wasser gezogen zu werden.“ Das war doch eine Impertinenz sonder gleichen! Mehr noch, es war eine Insolenz, für welche die schwer beleidigte Frau Marquise Rache haben mußte! Sogleich ging also wieder ein Courier an den Abbé von Bernis nach Wien ab, und dieser Courier brachte dem Gesandten den Befehl, sofort mit dem Staatskanzler Grafen von Kaunitz-Rietberg, dem damaligen allmächtigen Premier Maria-Theresias, wegen eines Bündnisses in Unterhandlung zu treten. Diesem Befehl kam natürlich der Abbé mit unendlicher Genugthuung nach, denn er gehörte längst schon innerlich jener Partei an, welche in der Gesellschaft Jesu ihren Schwerpunkt hatte, und mit nicht minder großer Befriedigung nahm der Graf von Kaunitz die ihm gemachten Propositionen entgegen. Weil letzterem aber unendlich viel daran lag, die Sache in aller Schnelligkeit zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, kam er auf einen Gedanken, vor welchem Maria-Theresia im Anfang wie vor einem Verbrechen zurückschauderte, zu dessen Ausführung sie sich aber doch endlich verstand, als ihr Beichtvater dasselbe Verlangen an sie stellte. Und worin bestand nun der sündhafte Gedanke des österreichischen Staatskanzlers? Darin, daß er seiner Kaiserin zumuthete, einen freundlichen Brief an Frau von Pompadour zu schreiben, um diese dadurch vollständig für sich zu gewinnen! Man bedenke, die keusche Maria-Theresia, die jede Sittenunreinheit mit den schärfsten Worten verdammte und welcher der Ehebruch als eine Sünde erschien, die gar nie vergeben werden könne — sie sollte an die Pompadour schreiben, die ihr gemeiner däuchte, als Frau Valeria Messalina selbst, von welcher der Name „Messalinen“ herstammt! Ja, sie sollte nicht blos einen gewöhnlichen Brief an sie schreiben, etwa in geschäftlicher Weise, sondern freundlich gewinnend sollte sie an sie schreiben, und ihr schön thun sollte sie, und ihr schmeicheln und sie behandeln wie ihresgleichen! Das war fast mehr, als sie übers Herz bringen konnte; allein endlich — der Vortheil des Staats verlangte es — that sie's doch und brachte es sogar über sich, die „schamlose Creatur,“ wie sie am liebsten gesagt hätte, ihre „gute Cousine und Freundin“ zu nennen.

Welcher Gegensatz nun zwischen diesem Briefe und den schnöden Worten eines Friedrichs II.! Da konnte doch Frau von Pompadour nicht länger widerstehen? Und sie widerstand auch nicht, sondern griff mit beiden Händen zu und so entstand das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oesterreich und Frankreich vom 1. Mai 1756.

Wie sie nun jubelten, die Patres vom Orden Jesu, und mit ihnen die Königin nebst dem Dauphin und der Dauphine! Sie, diese Drei, hatten es ja stets mit den frommen Vätern gehalten, und die frommen Väter — — — — Nun, Ludwig XV. konnte bei seiner Lebensweise sehr leicht über Nacht dahingerafft werden, und dann kam der Dauphin, der vielgeliebte Sohn der Königin, an die Regierung; hätten also die Herren Patres nicht eine Thorheit begangen, wenn sie es versäumt haben würden, dem Kronprinzen zu huldigen? Also die Parthei der Gesellschaft Jesu jubelte, daß das Bündniß mit Oesterreich zu Stande gekommen sei, und man hoffte nun mit Bestimmtheit, daß Preußen unterliegen werde. Allein es kam merkwürdigerweise gerade umgekehrt, und was noch merkwürdiger war, dieselbe Ursache, welcher das bewußte Bündniß hauptsächlich sein Dasein verdankte, nehmlich der Brief der Kaiserin Maria Theresia, sollte schließlich ein Ereigniß herbeiführen, an welches der Orden Jesu noch jetzt nur mit Todschrecken zurückdenken kann, ich meine die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich.

Ehrgeiz war es gewesen, welcher die Frau von Pompadour in die Arme Ludwigs XV. getrieben hatte, und dieser Ehrgeiz steigerte sich natürlich immer höher, je mehr die Frau Marquise die Gewißheit erlangte, daß sie dem Könige „als Freundin" unentbehrlich sei. Wie sie nun aber vollends den Brief der Kaiserin Maria-Theresia erhielt, jenen eigenhändigen Brief einer regierenden Kaiserin, in welchem die Worte standen: „meine gute Cousine und Freundin," da erreichte ihre Ambition den Culminationspunkt, sie strebte jetzt nach den höchsten äußerlichen Ehren, welche ihr je zu Theil werden konnten, nehmlich nach der: die erste Staatsdame der Königin zu werden.

Die erste Staatsdame der Königin! Diese Ehrenstelle war bisher, so lange das Königthum in Frankreich bestand, noch nie

einer anderen Dame übertragen worden, als einer geborenen Fürstin oder Herzogin, und jetzt — — — Nein, das ging selbst der sonst so gutmüthigen Königin zu weit, und als ihr daher die Frau Herzogin von Brancas auf Befehl des Königs die erste Mittheilung darüber machte, so sprach die hohe Frau ihren Unwillen ganz ohne Scheu aus.

„Und das Alles soll ich Seiner Majestät melden?“ fragte die Herzogin von Brancas.

„Ja,“ erklärte die Königin. „Sagen Sie meinem Herrn und Gemahl, daß ich früher, als er von mir verlangte, ich soll der Frau von Pompadour die Ehren des Louvre zukommen lassen, ihm zu Liebe nachgab. Weiter aber geht meine Nachgiebigkeit nicht.“

Eine solche Sprache führte die Königin in ihrer ersten Aufwallung; so bald aber diese sich gelegt hatte, so erschrak sie fast vor ihrer Kühnheit. Am Abend nun versammelte sich ihre gewöhnliche Gesellschaft um sie, der Dauphin mit der Frau Dauphine, der Cardinal von Luynes, der Bischof Trinard von Verdun, der Pater de Linière, des Königs Beichtiger, und der Pater Griffert, der Gewissensrath der Frau Dauphine, den diese bei ihrer Verheirathung von Dresden mit nach Paris gebracht hatte. Kaum aber hatte sich diese Gesellschaft versammelt, so brachte die Königin das Gespräch auf den Besuch der Frau Herzogin von Brancas.

„Ich bin wohl zu weit gegangen,“ fragte sofort die hohe Frau den Pater Griffert, in dessen Verstand sie großes Vertrauen setzte, „denn am Altare übernahm ich die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen meinen Herrn und Gemahl.“

„Nicht des unbedingten,“ erwiderte der Pater Griffert, in einem gewissen Tone der Ueberlegenheit, „sondern nur des bedingten, meine tief verehrte Herrin. Die Pflicht des Gehorsams gegen Gott steht höher, als die Pflicht des Gehorsams gegen den König und Gemahl.“

„Ja,“ nickte der Pater de Linière, „und Gott will nicht haben, daß wir die Sünder in unsere Gemeinschaft aufnehmen. Darum

durfte Eure Majestät der Herzogin von Brancas gar keine andere Antwort geben."

„Sie waren," setzte der Dauphin Louis hinzu, „Sie waren diese Zurückweisung Ihrer eigenen Ehre schuldig und sie wird vielleicht dem frechen Weibe zur Warnung dienen."

„Letzteres, Königliche Hoheit," meinte der Cardinal von Luynes in bitterer Weise, „letzteres möchte ich fast bezweifeln, denn die Pompadour ist gleichsam das non plus ultra der Unverschämtheit, wie jetzt eben ihre Wahl des Paters de Sacy, des berühmten Predigers, zu ihrem Beichtvater beweist. Ich bin begierig," wandte er sich darauf an den Pater Griffert, „wie sich Ihr Orden aus dieser Schwierigkeit herauswickelt."

„Mit allen Ehren, Eminenz," entgegnete der Pater Griffert. „Frau von Pompadour hat sich dem Altare schon seit längerer Zeit nicht mehr genaht, aus Furcht, es möchte ihr die Absolution verweigert werden, vielleicht auch aus Verachtung der Religion. Jetzt will sie, um ihre Absicht auf den Posten der ersten Staatsdame desto sicherer zu erreichen, als eine büßende Magdalena, die mit der Sünde gebrochen hat, erscheinen und sie wählte nur deßhalb ein Mitglied unseres Ordens zu ihrem Beichtiger, weil wir in dem wohlbegründeten Rufe stehen, nur in Wahrheit Reuigen die Absolution zu ertheilen. Wenn, so calculirte sie, wenn der bei allen guten Christen so hoch angeschriebene Pater de Sacy mich in öffentlichem Beichtgang von meinen Sünden lossspricht, so müssen von nun an alle schlimmen Zungen über mich schweigen und selbst Ihre Majestät, die Königin, kann dann nichts gegen mich einwenden. Der Pater de Sacy aber wird es nicht wagen, mir die Absolution zu verweigern, denn er muß sich scheuen, meinen Zorn, der seinen ganzen Orden treffen würde, herauszufordern. So calculirte Frau von Pompadour, aber sie dürfte sich verrechnet haben."

„Wirklich?" rief die Frau Dauphine, ihrem Beichtiger einen dankbaren Blick zuwerfend. „Aber woher können Sie das wissen?"

„So bald unsere Oberen," sagte der Pater mit Salbung, „genaue Kenntniß darüber erhielten, zu welchem Zwecke Frau von

Pompadour unſeren theuren Mitbruder de Sacy zu ihrem Beichtiger erwählt habe, ertheilten ſie demſelben ihre Weiſungen und Sacy wird dieſen Weiſungen nachkommen. Morgen längſtens erhält ſie einen Brief von demſelben, worin er ihr ſchreibt, daß ihr nur dann die heilige Abſolution ertheilt werden könne, wenn ſie ſich zuvor wieder mit ihrem Gemahl, dem Herrn von Etiolles, geeinigt habe."

„Aber," warf der Biſchof von Verdün kopfſchüttelnd ein, „eine ſolche Sprache möchte leicht mehr ſchaden, als nützen. Der König . . . ."

„Der König," unterbrach ihn der Pater de Linière, den Kopf hochmüthig in die Höhe werfend; „der König fühlt jetzt eben ein Bedürfniß, ebenfalls beichtend zum Altare zu treten, und er hat mich auf morgen in ſein Kabinet berufen, um Rückſprache mit mir zu nehmen. Weil er aber die vielen Worte nicht liebt, ſo habe ich ein anderes Mittel erfunden, auf ihn einzuwirken, und von dieſem Mittel glaube ich mir den beſten Erfolg verſprechen zu dürfen. Gewiß, wir ſtehen an einem Wendepunkte und mit der Herrſchaft dieſer Pompadour geht es zu Ende."

Man ſieht, die Herren Patres vom Orden Jeſu waren ſehr ſiegesgewiß und dieſe ihre Zuverſicht theilte ſich nun auch der Königin, ſo wie dem Dauphin und der Frau Dauphine mit; aber um ſo gewaltiger wirkte der Rückſchlag des anderen Tages.

An dieſem anderen Tage nehmlich erhielt die Frau von Pompadour richtig ein Schreiben vom Pater de Sacy, worin er ihr in zwar ſehr höflicher, aber auch ſehr beſtimmter Weiſe mittheilte, daß er ihr, ſo lange ſie am Hofe, getrennt von ihrem Gemahle, lebe, nicht geſtatten dürfe, an den Altar Gottes zu treten, und man kann ſich nun denken, wie furchtbar der Zorn der beleidigten Dame darob aufloderte. Genau zu derſelben Zeit, wo dieſes Schreiben einlief, begab ſich der Pater de Linière in das Privat-Cabinet des Königs und da ihn der Monarch ſehr gnädig empfing, ſo ſchöpfte er daraus die beſten Hoffnungen. Merkwürdiger Weiſe übrigens war er nicht mit leeren Händen gekommen, ſondern

in seiner Rechten hielt er eine große Rolle, welche er sorgfältig umwickelt hatte.

„Mein Pater," sagte Ludwig XV., „ich habe Sie rufen lassen . . . . . Doch," unterbrach er sich dann augenblicklich, als er die Rolle gewahrte, welche der Pater mit sichtbarer Absicht zur Schau trug, „was haben Sie hier?"

„Es ist ein Gemälde," erwiderte der Pater, „welches einer unserer ersten Künstler fertigte und das ich mir vorgenommen habe, Eurer Majestät zu zeigen."

„So lassen Sie sehen," versetzte der König trocken, indem er dem Pater winkte, näher zu treten.

Der Pater gehorchte und enthüllte zugleich die Rolle ihres Umschlags. Dann breitete er dieselbe in ihrer ganzen Größe aus und es kam nun ein wirklich ganz merkwürdiges Gemälde zum Vorschein. Dasselbe stellte nehmlich nichts Geringeres dar, als jenen abgesonderten Ort in der Hölle, in welchem, wie gewisse Leute wissen wollen, die zur ewigen Verdammniß verurtheilten früheren Kaiser, Könige und Fürsten aufbewahrt werden, und man erkannte dieselben augenblicklich an den Kronen, welche sie auf dem Kopfe trugen. Ueberdem zeigte schon der erste Blick, daß man sich in einem besonders schaurigen Theil der Hölle befinden müsse, denn die sämmtlichen abconterfeiten Persönlichkeiten sahen so gräßlich vor Schmerz verzerrt aus, daß man sich unmöglich des Schauders und Entsetzens erwehren konnte.

„Wenn's Eurer Majestät beliebt," begann sofort der Pater in einem Tone, als ob er die gebietende Persönlichkeit in diesem Zimmer wäre, „so werde ich Ihnen mein Gemälde erklären. Dieser Prinz hier mit den verzerrten Gesichtszügen war zu seinen Lebzeiten ein sehr ruhmsüchtiger Monarch, welcher seine Völker der eiteln Sucht nach Vergrößerung seines Reiches aufopferte und dafür jetzt eine ganze Ewigkeit durch büßen muß. Jener dort, ihm zur Seite, dessen Körper so gekrümmt aussieht, war ein geiziger Regent, der in seinen Schatzkammern Millionen auf Millionen häufte, während seine Unterthanen in Jammer und Elend schmachteten; allein so groß sein Verbrechen in dieser Welt

war, so groß ist jetzt seine Strafe, nachdem er gestorben, denn die Teufel halten ihn mit ehernen Ketten fest und tauchen ihn alle Tage in siedendes Pech. Der Dritte da, der unter der ihm auferlegten Last zusammenbricht, hatte während seiner ganzen Regierung auch nicht ein einziges Mal sich mit dem Wohl oder Wehe seines Reiches beschäftigt, sondern war stets nur darauf bedacht gewesen, keine Sorge an sich herankommen zu lassen, und verpraßte in fernen Gegenden die Schätze, die er durch seine blutsaugerischen Minister seinen eigenen Unterthanen abschweißte. Dieser Vierte endlich," fuhr der Pater mit erhobener Stimme fort, indem er den König fest anblickte; „dieser Vierte hier, dem die Augen ausgestoßen sind und in dessen Leib glühende Pfeile stecken, muß mehr leiden, als die anderen alle zusammen, denn er war ein wollüstiger König, der neben seiner rechtmäßigen Gattin öffentlich und ohne Scheu eine Buhlerin unterhielt und durch dieses Aergerniß sein ganzes Volk zu gleicher Schlechtigkeit verleitete."

Hier hielt der Pater still, seine triumphirenden Augen noch immer fest auf den König gerichtet und ohne Zweifel erwartend, daß Seine Majestät vor Zerknirschung ganz außer sich kommen werde. Allein siehe da, auch nicht das leiseste Zucken machte sich in dem Gesichte Ludwigs XV. bemerklich, sondern derselbe blieb während des ganzen Vortrags des Paters gleichmäßig kalt und unbeweglich. Wie jedoch der Beichtiger nunmehr zu Ende war, setzte der Monarch sofort eine kleine silberne Glocke, die vor ihm stand, in Bewegung und auf dieses Zeichen hin erschien im Momente der erste Kammerdiener.

„Lebel," sagte drauf Ludwig XV. mit größter Gelassenheit, „führe den Pater hier zur Thüre hinaus und wenn er wieder einmal ins Schloß kommen sollte, so wirf ihn die Treppe hinab."

Wie aus den Wolken gefallen starrte der Pater den König an, und offenbar begriff er gar nicht, wie Seine Majestät ihm so begegnen könne. Als nun aber der Kammerdiener auf ihn zukam, offenbar in der Absicht, Hand an ihn zu legen, da nahm er eilends Reißaus und mit zwei Sätzen hatte er die Thür hinter sich.

„Rufe mir die Frau Marquiſe," befahl der König nunmehr dem Kammerdiener. „Ich wünſche ſie ſogleich zu ſprechen."

Raſch wandte ſich Lebel der Thür zu, durch welche der Pater-Beichtvater ſoeben verſchwunden war; aber ehe er ſie noch erreichte, ward ſie ohne Umſtände aufgeriſſen und mit wüthenden Geberden ſtürzte Frau von Pompadour herein, in ihrer Hand das Schreiben des Pater de Sacy haltend. Das Bedürfniß einander zu ſprechen, war alſo ein gegenſeitiges und das Thema dieſes Geſpräches kann ſich der Leſer denken. Es drehte ſich um nichts anderes, als um jene finſtere Geſellſchaft, deren Mitglieder die Patres de Sacy und de Linière waren, und Frau von Pompadour drang in den König, den Hochmuth derſelben gründlich und für immer zu brechen. Ein definitiver Entſchluß wurde übrigens noch nicht gefaßt, weil Frau von Pompadour über die Mittel und Wege noch nicht ganz mit ſich im Reinen war; dagegen erhielt der Pater de Linière zu der mündlichen auch noch ſeine ſchriftliche Entlaſſung und eine Lettre de Cachet verbot dem Pater de Sacy bis auf Weiteres das Beichthören wie auch das Predigen.

All' dieß — es fiel in die letzten Tage des Dezember 1756 machte natürlich das größte Aufſehen und in der guten Stadt Paris jubelte man allgemein über die Art und Weiſe, wie der König mit ſeinem Beichtvater zu Werke gegangen ſei. Je mehr aber die Pariſer jubelten, um ſo wüthender wurden die Patres vom Orden Jeſu und ſie ſcheuten ſich ſelbſt vor Drohungen nicht. Ja in den geheimen Sitzungen, welche ihre Oberen im Profeßhauſe der St. Jakobsſtraße abhielten, wurde ganz laut erklärt, daß mit Ludwig XV. für immer gebrochen werden müſſe, denn der Waizen der Geſellſchaft Jeſu könne nur erſt dann zur Blüthe gebracht werden, wenn der fromme Dauphin als Ludwig XVI. auf den Thron geſtiegen ſei! Natürlich übrigens waren die Herren Paters klug genug, dieſe ihre Geſinnungen nicht allzuoffen an den Tag zu legen; doch merkte man an ihrem Gebahren, daß ſie irgend etwas Wichtiges im Schilde führen müßten, und namentlich fiel es auf, daß ſie mit vollkommener Zuverſicht davon ſprachen, das ſo ſchnell gegen ſie herauf-

gezogene Sturmwetter werde sich bald wieder in den hellsten Sonnenschein verwandeln.

So kam es denn, daß gar Manche mit großer Unruhe dem Jahreswechsel entgegensahen, während Andere über solche Aengstlichkeit lachten und auch mit Recht zu lachen schienen, denn man kam ins Jahr 1757 hinüber, ohne daß sich irgend etwas Besonderes zugetragen hätte. Allein noch war keine Woche im Monat Januar um, so stand man vor einem Ereigniß, welches alle Welt mit dem größten Entsetzen erfüllen und zugleich die wichtigsten Folgen nach sich ziehen sollte.

Am 4. Januar 1757 fuhr der König mit kleiner Begleitung nach Schloß Trianon, um dort bis zum 8. der Jagd obzuliegen. Am 5. jedoch, einem Mittwoch, kam er Mittags auf einige Stunden nach Versailles zurück, um einer seiner Töchter, Madame Adélaide, welche ein Katarrhfieber ergriffen hatte, einen kurzen Besuch zu machen, und Abends 5¾ Uhr wollte er wieder nach Trianon zurückfahren. Genau um diese Stunde begab er sich über die kleine Treppe in den Marmorhof hinab, wo seine Jagdcarosse bereit stand, und hart hinter ihm ging der Herzog von Brionne, der Oberstallmeister. Neben der Carosse hielten die zum Dienst commandirten Gardisten, welche bereits im Sattel saßen, und ebenfalls wartete da der Kammerdiener Lebel mit einer großen Wildschur über dem Arm; der Herzog von Ayen aber, der Capitän der Königlichen Garde, war etwas zurückgeblieben, weil er mit dem Herzog von Richelieu oben an der kleinen Treppe noch ein paar Worte wechselte. Sämmtliche Anwesende trugen Mäntel oder Redingotes, weil es sehr kalt war; dagegen hatten Alle den Hut gezogen, so wie es die Etiquette in Gegenwart des Königs vorschrieb. Im Uebrigen ist noch zu bemerken, daß der Hof in ziemlichem Zwielicht lag, weil nur wenige Pechfakeln brannten, sowie auch, daß — wahrscheinlich der Kälte wegen — fast gar kein Publicum anwesend war, um die Abfahrt des Königs mit anzusehen. Da, wie letzterer eben den Fuß auf den Tritt der Carosse stellen wollte, drängte sich ein großer, in einen schwarzen Mantel gehüllter Mann durch die Gardisten, legte dem Könige eine Hand

auf die Schulter, wie um ihn zurückzuhalten, und stieß ihm ein Messer zwischen die vierte und fünfte Rippe der rechten Seite. Der König wurde von dem Stoß nur wenig erschüttert; aber wie er nun unwillkürlich eine Bewegung nach der rechten Seite machte, fühlte sich seine Hand naß an und im nächsten Augenblick sah er, daß sein Blut floß. „Ich bin verwundet," rief er sofort und sich umschauend setzte er alsbald hinzu: „dieser Mann da mit dem Hut auf dem Kopf, ist der Thäter, man nehme ihn fest und bringe ihn in sicheren Gewahrsam."

All' das war das Werk einer Minute; aber diese Minute genügte, um ganz Versailles in den furchtbarsten Aufruhr zu versetzen. Vor Allem warfen sich zwei Gardisten nebst dem Kammerdiener Lebel auf den Attentäter, der sich eben auf die Füße machen wollte, um zu entfliehen. Mit ehernem Griff faßten sie ihn und alsbald war er von der ganzen Garde nebst den Schweizern umringt, so daß von einem Entrinnen natürlich keine Rede mehr sein konnte. Dagegen aber erhielt er so viel Stöße und Püffe, daß er bald ganz blutrünstig wurde, und er wäre ohne Zweifel getödtet worden, wenn die Herzoge von Ayen und von Richelieu, die natürlich im Momente auf den Platz kamen, dieß nicht verhindert hätten. Endlich brachte man ihn auf Befehl des Großsiegelbewahrers Machault, welcher ebenfalls schnellstens erschien, in die nahe Wachtstube der Gardisten und zog ihn da ganz nackt aus, um eine recht genaue Untersuchung mit ihm anzustellen. Bald fand man, was man suchte, nehmlich außer dreißig Louisdors in Gold nebst einigen Sechslivresstücken in Silber, das corpus delicti, ein Messer mit zwei Klingen, an deren Einer, der kleineren, federmesserartigen, etwa vier Zoll langen und fünf Linien breiten, noch frisches Blut klebte. Mit ihr hatte er also den Stoß geführt, und nun beim Anblicke dieses frischen Blutes, wurden die Gardisten abermals so wüthend, daß sie den Elenden mit Feuerzangen, welche sie im Kamin glühend machten, zu zwicken anfingen. Hiedurch gerieth er von neuem in Todesgefahr; doch schritt der Großsiegelbewahrer noch zu rechter Zeit ein und man begnügte sich nun damit, ihm nachdem man ihn wieder bekleidet, Arme und Beine zusammenzu-

schnüren. Selbstverständlich übrigens stellte der Herzog von Ayen nebst dem Großsiegelbewahrer auch ein kleines Vorverhör mit ihm an und man erfuhr so wenigstens seinen Namen. Dieser lautete: Robert Franz Damiens, gebürtig von Tieullois, einem zu der Gemeinde Monchy-Breton gehörigen Dörfchen, nahe bei Saint-Pol in der Provinz Artois.

Doch wir kehren nun zum verwundeten Könige zurück. Derselbe verlor viel Blut, stieg aber sofort, begleitet vom Herzog von Brionne und Andern, jedoch ohne sich unterstützen zu lassen, in seine Zimmer hinauf. Drauf flogen Boten über Boten nach Aerzten fort, besonders nach Herrn de La-Martinière, dem ersten Chirurgen am Hofe, seit La-Peyronnie vor einiger Zeit mit Tod abgegangen war. Man fand ihn nicht zu Hause; dagegen aber den Doctor Henin, den ersten Chirurgen der Frau Dauphine, und diesem ward also die Ehre den ersten Verband anzulegen. Das Messer war ziemlich tief, aber — weil der König der Kälte wegen mehrere Röcke anhatte — doch nicht tief genug eingedrungen, um edlere Theile zu verletzen, und somit erklärte sowohl Doctor Henin, als der inzwischen herbeigeeilte La-Martinière, daß keine allzugroße Gefahr vorhanden sei. Vorausgesetzt natürlich, daß das Messer nicht vergiftet gewesen sei, und weiter vorausgesetzt, daß keine Rothlaufentzündung oder sonst ein schlimmer Zwischenfall eintrete. Man sieht also, die Herren Aerzte reservirten sich bedeutend und diese Reservationen hatten zur Folge, daß nicht blos Ludwig XV. selbst sich in der ersten Zeit für einen verlorenen Mann hielt, sondern daß auch die ganze Königliche Familie, welche natürlich schon nach wenigen Minuten sein Lager umringte, jene Ansicht vollkommen theilte. Somit kam es jetzt zu sehr rührenden Thränenscenen und die Frau Königin nebst dem Herrn Dauphin und der Frau Dauphine — sie alle drangen in den Kranken, das letzte Viaticum zu nehmen. Er verstand sich dazu, und der Pater Desmarets, des Dauphin Beichtvater, hatte das Glück, Seiner Majestät dasselbe zu reichen. Natürlich aber mußte die Beichte der letzten Oelung vorangehen und in dieser Beichte entsagte Ludwig XV. auf die Ermahnung des Jesuitenpaters hin allen seinen bisherigen sünd-

haften Verhältnissen. Nunmehr verlangte der König nach Ruhe und auf das Andringen der Aerzte gewährte man sie ihm auch; doch nicht vorher, als bis er seinen einzigen Sohn, den Dauphin, unter dem Titel eines „Reichsstatthalters" zu seinem Stellvertreter ernannt und sämmtliche Minister angewiesen hatte, demselben unbedingt Folge zu leisten. So kam die Regierungsgewalt noch an dem nämlichen Abend, an welchem das Attentat stattgefunden hatte, an den Dauphin und er selbst mit dem ganzen Hofe zweifelte nicht, daß er sie für immer behalten werde, denn der König fühlte sich an jenem Abend außerordentlich schwach und angegriffen.

Man kann sich denken, mit welcher Blitzesschnelligkeit die Nachricht von dem Mordanfall auf den König in ganz Versailles verbreitet wurde, und fast eben so schnell sahen sich auch die Pariser davon unterrichtet. Es ging gleichsam mit Sturmeseile, und schon um neun Uhr Abends, also nur drei Stunden nach dem Attentate, sah man schon eine Menge von Carossen nach Versailles hinausjagen. Die verschiedenen Prinzen und Herzoge, die in Paris wohnten, mußten doch nach dem Könige sehen oder sich wenigstens an Ort und Stelle nach seinem Befinden erkundigen. Nicht minder war dieß die Pflicht der Gesandten, sowie der ersten Behörden und Würdeträger, die höhern Militärs und sonstige bedeutende Persönlichkeiten auch nicht zu vergessen. Kurz es war eine wahre Völkerwanderung nach Versailles, so daß nicht bloß die Räumlichkeiten des Schlosses, sondern auch die der Gasthöfe und Privathäuser der Stadt überfüllt wurden; ja daß Viele sogar sich genöthigt sahen, in ihren Kutschen zu übernachten! Doch nun eine andere Frage. Geschah dieß Alles einzig und allein aus Anhänglichkeit an den Monarchen? Einzig und allein aus Theilnahme an seinem Schicksal? Hm, warum machten denn jene Herren und Damen, alle ohne Ausnahme, auch dem Dauphin-Reichsstatthalter ihre Aufwartung? Mein Gott, wie man nun so fragen mag! Ludwig XV. lag ja, wie man glaubte, zum Tode verwundet, und die Klugheit gebot also, der neu aufgehenden Sonne zu huldigen!

Und sie huldigten ihr Alle, dieser Sonne! Alle ohne Ausnahme vom Prinzen vom Geblüte an bis zum geringsten Laquaien

herab! Ja nicht nur der Sonne ſelbſt huldigten ſie, ſondern auch den Trabanten, welche ſich um ſie drehten, alſo der Frau Dauphine nebſt der Königin Mutter und beſonders jenen ſchwarzen Männern, welchen der Dauphin ſo ſehr gewogen war, das iſt den frommen Vätern der Geſellſchaft Jeſu, welche jetzt ſämmtlich um eines Kopfes Länge gewachſen zu ſein ſchienen. Der Dauphin aber? Nun er nahm die Huldigungen an, wie wenn ſie ihm von Rechtswegen gebührten, und die Reichsſtatthalterſchaft übte er aus, als ob er bereits auf dem Throne ſäße! Darum war es auch eine ſeiner erſten Regierungshandlungen, daß er die Frau Marquiſe von Pompadour auf ihr Schloß Bellevue verbannte, und der Großſiegelbewahrer Machault mußte ihr die betreffende Lettre de Cachet noch am Attentatstage ſelbſt, eine Stunde vor Mitternacht, überbringen. „Sagen Sie ihr," bemerkte der Dauphin gegen den Großſiegelbewahrer, als er ihm den beſagten Auftrag gab, „ſagen Sie ihr, daß ſie morgen mit Anbruch des Tages Verſailles zu verlaſſen habe und, wofern ſie auch nur den entfernteſten Verſuch mache, auf irgend eine Weiſe meinem kranken Vater eine Botſchaft zukommen zu laſſen, ſtatt nach Bellevue in den feſteſten Thurm von Vincennes gebracht werden würde."

Alſo verbannt war ſie nach Schloß Bellevue! Sie, die noch vor wenigen Stunden die faktiſche, unumſchränkte Regentin von Frankreich geweſen war! Sie, welche den König ſo umſtrickt hielt, daß er die Bande gar nicht mehr fühlte und jedenfalls nicht ohne ſie ſein konnte! Sie, deren geringſter Wunſch für Tauſende als ein Befehl galt und welche in Verſailles und Paris ſchaltete und waltete, als wären die ſämmtlichen Miniſter und Beamte nur ihre Knechte und Handlanger! Sie war jetzt verbannt auf ein Schloß, deſſen Weichbild ſie nicht verlaſſen ſollte. Mein Gott, konnte denn ein ſolcher Wechſel in wenigen Stunden vor ſich gehen ohne Zauberei und Teufelsſpuck? Das Traurigſte an der Sache war aber für Frau von Pompadour nicht die Verbannung ſelbſt, ſondern die Art und Weiſe, wie man ihr dabei begegnete. Nicht blos nehmlich wurde ſie von den dienſtthuenden Kammerherren, als ſie, trotz des Verbots des Dauphins, in der Nacht den Verſuch machte,

beim Könige einzubringen, auf derbe Weiſe abgewieſen; nicht blos nahm man einen Brief, den ſie darauf an den König ſchrieb, nicht an und gab ihn ihr mit Hohngelächter als unbeſtellbar zurück; nein, noch mehr, jener ſonſt ſo kriechende Graf von Argenſon, den ſie ſo viel dutzend Mal hätte ſtürzen können, ließ ihr, da ſie ihn mit ein paar Zeilen dringend bat, zu ihr zu kommen, weil ſie einen mündlichen Auftrag für ihn habe — er, dieſer Graf, ließ ihr ſagen, er hätte keine Zeit, hinzuſetzend, daß ſie wohl daran thun würde, ſich mit Demuth in ihr Schickſal zu fügen. Wie aber Herr von Argenſon, ſo betrugen ſich auch die Uebrigen am Hofe gegen ſie, und namentlich umſpielte die Lippen des Großſiegelbewahrers ein gemeines Hohnlächeln, als er ihr den Verbannungsbefehl übermachte. Ja ſelbſt die niedereren Angeſtellten gingen ihr, als ſie am 6. in der Früh ſich zur Abreiſe gezwungen ſah, abſichtlich aus dem Wege, und von denjenigen, welche ihrer Abfahrt zuſahen, hatten mehrere nicht einmal die Höflichkeit, den Hut zu ziehen. Vollends aber in Bellevue — ach wie unendlich verlaſſen fühlte ſie ſich da! Sonſt, wenn ſie dort war, Beſuch auf Beſuch! Jetzt kein Einziger, der ihr ſeine Huldigung dargebracht, kein Einziger, der ihr auch nur Nachrichten aus Verſailles zugeſandt hätte! Nein, man mied ſie als eine Ausſätzige, und es ſah gerade ſo aus, als wäre die Welt über Nacht verwandelt worden. Wenn ſie aber vollends gehört hätte, wie man ihr in Verſailles mit Worten mitſpielte und wie gerade Diejenigen am Hofe, welche vorher am tiefſten vor ihr gekrochen waren, nunmehr am allerbitterſten den Stab über ſie brachen — wenn ſie das gehört haben würde, ach dann wäre ſie noch unglücklicher geworden, als ſie ohnehin ſchon war, und ſie hätte müſſen an der ganzen Menſchheit verzweifeln!

Doch ſiehe da, ſchon am 6., alſo gleich am erſten Tage nach dem Attentate, machte ſich die Wunde des Königs ganz ausgezeichnet und am 7. durfte Seine Majeſtät bereits ein paar Stunden außer dem Bette zubringen. Am 8. gab man das letzte Bülletin aus, weil durchaus keine Gefahr mehr da war, und am 9., einem Sonntag, durften die Schauſpiele in Paris wieder geöffnet werden.

Kurz also der König ging mit Riesenschritten seiner Genesung entgegen und im Fall er kein Monarch, sondern ein gewöhnliches Menschenkind gewesen wäre, so hätte er schon am Montag den 10. zu seinen Geschäften zurückkehren dürfen. Wie nun aber, wenn Seine Majestät die frühere Gesundheit wieder erlangt hatte und dem Dauphin die Reichsstatthalterstelle wieder abnahm — wie dann? War es dann nicht möglich und sogar wahrscheinlich, daß in Allerhöchstdenselben die altgewohnten Bedürfnisse wieder erwachten und das dem Pater Desmarets gegebene Versprechen aus Seiner Majestät Gedächtniß entschwand? Das war abermals eine Frage, und zwar eine, die nicht Wenigen viel zu schaffen machte. Die Klügsten aber wußten sofort, was sie zu thun hatten.

Am Montag, den 10. Januar, fuhr eine Chaise auf der Straße nach Meudon hin, welche zugleich die Straße nach Bellevue war. Das Gefährt gehörte den gewöhnlichen Miethkutschen an und trug keinerlei Abzeichen, aus denen man hätte schließen können, wer in seinem dichtgeschlossenen Innern verborgen sei. Auch zeichneten die Pferde sich nicht gerade durch besondere Kraft oder Schönheit aus und so ging es durch den ziemlich tief gefallenen Schnee nur langsam vorwärts. Plötzlich an einer abschüssigen Stelle rutschte der Wagen und, ein Moment, so lag er in dem Chaussegraben. Der Kutscher war vom Bocke herabgefallen, stand aber sogleich, ohne Schaden genommen zu haben, wieder auf und öffnete sofort den Kutschenschlag, um einem einzelnen dicht in seinen Mantel gehüllten Herrn aus dem Fond des Wagens herauszuhelfen.

„Ich hoffe, Sie sind nicht verletzt, gnädiger Herr? sagte der Kutscher.

„Ich glaube nicht," erwiderte der Herr sich schüttelnd und seine Glieder befühlend. „Aber, zum Teufel," setzte er dann zornig hinzu, als sein Blick auf den Wagen fiel, dessen eine Axe gebrochen war, „wie wollen wir denn weiter kommen?"

In diesem Augenblicke rollte eine andere Chaise auf demselben Wege rasch daher und wie dieselbe an Ort und Stelle kam, befahl deren Insasse, auch ein einzelner stark verhüllter Herr, seinem Kutscher zu halten, um den Verunglückten beizustehen. Die

Chaise hielt also und die beiden verhüllten Herrn hatten Muße, einander zu betrachten.

„Was sehe ich?“ rief nun plötzlich der Letztangekommene. „Darf ich meinen Augen trauen? Sie hier, Monseigneur, und in einem Miethwagen?“

Der Angeredete schaute hoch auf, als er sich so angeredet hörte, und sein Gesicht röthete sich stark vor Verlegenheit. „Ah, Sie sind's, mein Freund?“ sagte er dann, wie er den Andern ebenfalls erkannte, und zugleich flog ein eigenthümliches Lächeln über seine schönen Gesichtszüge. „Am Ende haben wir ein gemeinsames Reiseziel und in diesem Falle könnten Sie mich mitnehmen.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ lachte jetzt auch der Andere; „vorausgesetzt nehmlich, daß Sie nach Bellevue wollen.“

Sofort stieg der Erstere in den zweiten Wagen, nachdem er seinem eigenen Kutscher für die gebrochene Axe ein paar Goldstücke zugeworfen hatte, und fortrollten sie auf der Straße nach Bellevue.

Wer waren aber nun die Beiden? Der Erstere hieß Charles de Rohan, Prinz von Soubise, und war Oberstcommandant der königlichen Garden und Gensd'armen mit dem Range eines Marschalls von Frankreich. Den Zweiten kennt der Leser bereits, wenigstens dem Namen nach, denn in demselben erkennen wir den Herrn François Joachim de Pierres, Abbé de Bernis, Grafen von Lyon, welcher vor noch nicht allzulanger Zeit als außerordentlicher Gesandter Frankreichs das schmähliche Bündniß mit dem kaiserlichen Hof in Wien gegen Friedrich II. von Preußen abgeschlossen hatte. Sie gehörten Beide unter die Meistbegünstigten der Frau Marquise von Pompadour, und da sich ihnen mit der fortschreitenden Genesung des Königs die Ueberzeugung aufdrängte, daß die langjährige Freundin Ludwigs XV. bald wieder ihren alten Platz bei der Majestät erobert haben würde, so hielten sie es ihrem Vortheil gemäß, der exilirten Dame ihre Aufwartung zu machen. Die übrige Welt jedoch, dachten sie, brauche dieß nicht zu wissen, und somit bedienten sie sich gemietheter, statt ihrer eigenen, mit ihren Wappen versehenen Wagen.

Der Besuch der zwei genannten vornehmen Herren war der erste Sonnenblick, welcher in die öde Einsamkeit der Frau Marquise von Pampadour fiel; allein schon ein paar Tage später sollte ihr ein noch viel größeres Glück widerfahren. Am 12. Januar nehmlich fuhr der Herzog von Ayen bei ihr vor und zwar in seiner eigenen vierspännigen Karosse mit Bedienten und Vorreitern in voller Livrée. Er also hatte dessen kein Hehl, daß er die Exilirte von Bellevue besuche, und es wäre auch eine Thorheit von ihm gewesen, ein Hehl daraus zu machen, da ihn der König selbst dorthin schickte. Ja Ludwig XV., den es nach seinen alten Gewohnheiten hinzog, nach den Genüssen des Hirschparks und nach der Unterhaltung der Frau von Pompadour — Er schickte ihn, die langjährige Freundin zu grüßen und ihr mitzutheilen, daß es mit seiner Verwundung nichts auf sich habe. Welch' ein Schrecken fuhr nun in die Hofleute! Sie waren sich's bewußt, die hohe Dame — so nannten sie dieselbe bereits wieder — verläugnet zu haben, wie einstens Petrus seinen Herrn, und durch solche Verläugnung mußte, das ließ sich denken, in Frau von Pompadour ein schwerer Zorn erzeugt worden sein. Was war nun zu thun? Ei natürlich, man mußte suchen wieder gut zu machen, was man verbrochen hatte! Somit gab's jetzt eine förmliche Reisewuth nach Schloß Bellevue, und Karosse folgte sich auf Karosse. Zuletzt, am 28. Januar, fuhr auch der König hinaus, denn die Langeweile seines Krankenzimmers hatte ihn fast umgebracht und er sehnte sich nach Abwechslung.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, meine theuerste Freundin," sagte Seine Majestät zu Frau von Pompadour, nachdem er sie zärtlich gegrüßt hatte.

„Sehr lange," erwiderte sie schluchzend. „Es deuchte mir eine Ewigkeit und ich fühlte die Qualen der Hölle."

„Dafür," tröstete sie Ludwig XV., „dafür werden wir uns aber auch von jetzt ab nie mehr trennen."

„Nie mehr trennen?" rief Frau von Pompadour. „O Louis, meine Feinde haben allzuviel Einfluß auf dich, und ich würde wohl klüger daran thun, in meinem Exile zu bleiben."

„Pah, Thorheit," versetzte Ludwig XV.; „wer hindert dich denn, dir deine Feinde vom Halse zu schaffen?"

Diese Worte besiegelten die Versöhnung des Königs mit seiner Freundin und am 29. Januar Abends hatte sie bereits wieder ihre alten Gemächer in Versailles bezogen. Wenige Stunden zuvor war der Dauphin wieder zum Kronprinzen degradirt worden und nun kehrten ganz die alten Zustände wieder.

Doch wie? Wirklich die alten Zustände? Ja in Beziehung auf Ludwig XV., denn er theilte seine Zeit wieder zwischen dem Hirschpark und den andern vielen Vergnügungen, welche ihm Frau von Pompadour verschaffte. Nicht so aber in Beziehung auf die sonstigen Persönlichkeiten, welche den Hof bildeten, und namentlich nicht in Beziehung auf den Dauphin und seine Partei. Schon hatten sie geglaubt, daß ihr Reich begonnen habe, und der siegestrunkene Hochmuth, mit dem die Herren Patres von der Gesellschaft Jesu damals einherstolzirten, überstieg fast alle Gränzen. Jetzt aber — nur wenige Stunden nach der Rückkehr der Frau von Pompadour, das ist am Morgen des 30. Januar — erhielt der Pater Desmarets, des Dauphin Beichtvater, von Seiten Seiner Majestät den Befehl, sich Angesichts dieses vom Hofe zu entfernen und sich nie mehr weder in Versailles noch in Paris blicken zu lassen. Wohl versuchte es der Dauphin, seinen Vater zur Zurücknahme des Befehls zu bewegen, allein Ludwig XV. hüllte sich in seine gewohnte Schweigsamkeit und die Exilirung des Paters mußte sofort in Ausführung gebracht werden. Wie sie nun trauerten, der Herr Dauphin und die Frau Dauphine mit sammt der Königin und den alten Hofdamen, welche zur Partei der „Frommen" gehörten! Noch mehr trauerten übrigens die Söhne Loyolas selbst und ihr Gang wurde plötzlich ein so gebückter und demüthiger, als ob sie sich in wirkliche Schäflein Christi verwandelt hätten. Das gab natürlich viel zu reden; allein bald hatte man noch viel Wichtigeres zu registriren. Schon am Dienstag, den 1. Februar, nehmlich erfuhr man, daß der Herr Minister Graf von Argenson und der Herr Großsiegelbewahrer Machault plötzlich entlassen worden seien, sowie auch

daß der König beide — den Erſteren nach ſeiner Beſitzung Des-Ormes in der Tourraine, den Letzteren nach ſeinem Schloß Arnouville bei Goneſſe — verbannt habe. Man wollte es im Anfang nicht glauben, weil der Graf von Argenſon ſchon ſeit langen Jahren bei Ludwig XV. beſonders gut angeſchrieben ſtand; doch ſchon am 3. Februar brachte die Gazette die Namen ihrer Nachfolger, des Herrn Marquis von Paulmy als Kriegsminiſter und des Herrn Preranc von Moras als Großſiegelbewahrer, und nun natürlich konnte Niemand mehr an der Sache zweifeln. Warum aber auch zweifeln? Dachte man denn nicht mehr daran, wie ſich die beiden hochgeſtellten Herren gegen Frau von Pompadour am Tage ihrer Exilirung benommen hatten? Ihre Entlaſſung war nur ein Act der Wiedervergeltung, und man durfte alſo mit Gewißheit darauf rechnen, daß es bei dieſen beiden Entlaſſungen nicht bleiben werde. Auch folgten in der That noch eine Menge von Exilirungen nach, wie zum Beiſpiel die des Marquis de Muy, des vielvermögenden Oberſthofmeiſters der Frau Dauphine, die des Staatsraths Abbé de St. Cyr, des Großalmoſeniers des Dauphin und ſo noch verſchiedener Anderer, welche das Vertrauen des Dauphin genoſſen. Doch auch derer vergaß Frau von Pompadour nicht, welche den Muth gehabt hatten, ſie in ihrem Exile aufzuſuchen, und es erhielt der Abbé Graf von Bernis das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, während dem Prinzen von Soubiſe das Commando der einen von den zwei ins Feld zu ſtellenden Armeen zugeſagt wurde.

Gewiß alſo, an wichtigen Neuigkeiten fehlte es den Pariſern nicht; das Hauptgeſpräch bildete aber doch natürlich jener Robert Franz Damiens, welcher den König zu ermorden geſucht hatte, und jeder Tag brachte neue Gerüchte über ihn. Mit dieſen Gerüchten will ich übrigens den Leſer verſchonen, um ihm dagegen die Thatſachen mitzutheilen, welche nach und nach zu Tage traten. Gleich den andern Tag nach ſeiner Verhaftung brachte man ihn in den ſogenannten Thurm, das feſteſte Gefängniß von Verſailles, und der Grand-Prévôt, Marquis de Sourches, ließ es ſich nicht nehmen, in eigener Perſon, natürlich aber mit Beihülfe einer Ab-

theilung von Schweizern und Gardisten, über ihn zu wachen. Unmittelbar darauf ward beschlossen, daß das Parlament von Paris ihn zu richten habe, und nun transportirte man den Verbrecher in der Nacht, um alle Vorwitzigen fern zu halten, unter starker Escorte nach Paris, wo man ihn wieder in ein äußerst festes Gefängniß, den Montgomery-Thurm einsperrte. Nun begannen die Verhöre unter dem Vorsitz der beiden Parlamentspräsidenten Maupeau und Molé, und man erfuhr nach und nach Folgendes. Damiens zählte bei seiner Verhaftung zweiundvierzig Jahre und sein Vater war Pächter eines kleinen Guts in Tieullois gewesen. Auf seine Erziehung wurde, der Armuth der Eltern wegen, nichts verwandt, sondern man brachte den Jungen vielmehr in dem Jesuitencollegium zu Arras in der Küche als Bratenwender unter und überließ ihn von da an seinem Schicksal. Dieses war aber keineswegs glänzend, denn er stieg bei den Jesuiten nicht weiter als bis zum Kochsgehülfen und später, als er von Arras fortging, fristete er sein Leben als Laquai, als welcher er jedoch den Dienst oft wechselte. Letzteres hatte hauptsächlich darin seinen Grund, daß er, obwohl von den Jesuiten zum starrsten Bigottismus erzogen, schon frühe ein liederlicher Bursche wurde und sich nicht selten an dem Eigenthum seiner jeweiligen Herrschaft vergriff. Allein dieß hinderte die frommen Väter nicht, ihn, so oft er brodlos geworden war, immer wieder zu unterstützen, und zwei Jahre vor dem Attentat stellten sie ihn sogar als Koch in ihrem Collegium zu Paris an. Von da kam er auf ihre Empfehlung zu einer Madame Saint-Reuse und bei dieser diente er bis wenige Wochen vor der blutigen That. Das war Alles, was man von seinem früheren Leben ermitteln konnte, und noch weniger Sicheres erfuhr man über die Motive seiner That. Nur das sagte er aus, daß er sie begangen habe, um Frankreich vom Untergang zu retten, sowie daß er acht Tage zuvor einem Jesuitenpater sein Vorhaben gebeichtet und Absolution von ihm empfangen habe. Von Mitschuldigen dagegen wollte er nichts wissen und dabei blieb er auch, als man ihn zweimal auf die Folter legte.

So viel ist also richtig, daß der Name der Jesuiten in

dem langen Processe mehr als einmal in Verbindung mit dem Attentäter genannt wurde, und ebendeßwegen erhoben sich auch in Brochüren aller Art Stimmen genug, welche den Damiens zu einem Werkzeug der Väter Jesu stempelten. Allein das Parlament, dessen beide Präsidenten dem Orden Jesu sehr günstig gestimmt waren, ging auf die Sache nicht näher ein, sondern versuchte es vielmehr der öffentlichen Meinung dadurch ein Genüge zu thun, daß es eine recht schauderhafte Todesart für den Delinquenten ersann. Ja, wenn man die Einzelnheiten all' der Qualen, die er erdulden mußte, durchgeht, so fragt man sich unwillkürlich, ob denn Damiens nach dem Leben eines Menschen oder nach dem eines Gottes getrachtet habe! Genug, um halb fünf Uhr Morgens am 28. März 1757 holte man denselben aus dem Montgomerythurm und schleppte ihn nach dem auf dem Grèveplatz errichteten Schaffot. Dort zog man ihn nackt aus und band ihn mit eisernen Ketten an einen Pfahl, der sich inmitten des Schaffots erhob. Nun umwickelte man ihm die Hand, mit der er das Verbrechen begangen, mit Schwefel und hielt sie so lange über ein glühendes Becken, bis sie vollständig verkohlt war. Darauf riß man ihm aus der Brust, den Armen und den Füßen mit glühenden Zangen ganze Stücke Fleisch aus und goß in die Wunden siedendes Oel nebst geschmolzenem Blei. Endlich spannte man vier Rosse an seine Arme und Beine, ließ dieselben langsam anziehen und zerriß so den Körper in vier Theile; zu der ganzen scheußlichen Abschlachtung aber brauchte man volle drei Stunden und während dieser vollen drei Stunden verließ den Unseligen das Bewußtsein nicht. Erst nach beendeter Viertheilung athmete er sein elendes Dasein aus!

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Siebentes Kapitel.

Das Miniſterium Choiſeuil und der Sturz der Jeſuiten. (1757 — 1763.)

Fünf Jahre ſchon florirte in der Eremitage des Parks von Verſailles jene niederträchtige Anſtalt, welche den unſchuldigen Namen des Hirſchparks führte, und noch immer war der König ſeines unnatürlichen Harems nicht müde geworden. Im Gegentheil wuchs ſeine Gier nach jungen Mädchen mit dem zunehmenden Alter und er fühlte einen ganz eigenen Kitzel darin, die jungen unſchuldigen Dinger zu verderben. Ganze Tage lang konnte er mit ſolch einem zwölf- bis fünfzehnjährigen Dämchen ſchwatzen und es machte ihm unendlich viel Spaß, wenn daſſelbe in ſeiner Kindlichkeit Alles herausſprudelte, was ihm in den Sinn kam. Zuweilen amüſirte es ihn auch, die Kleinen aus- oder anzukleiden, ſie zu ſchnüren oder ihre Haare zu kräuſeln, und zu anderer Zeit lehrte er ſie leſen, ſchreiben und beten, ganz ſo wie es ein gewiſſenhafter Schulmeiſter zu thun pflegt. Allzulange jedoch amüſirte ihn keine einzige, ſondern Abwechslung allein gab ihm Reiz und ſomit war immer bedeutender neuer Zuzug nöthig. „Allein", ſo fragt jetzt der Leſer, „wohin kamen denn diejenigen, an denen Ludwig XV. ſeine Luſt gekühlt hatte?" Nun, ihr Schickſal war meiſt daſſelbe, wie das des Fräuleins von Lincourt, von welchem

ich weiter oben schon berichtet habe; das heißt, man gab ihnen eine ordentliche Mitgift — gewöhnlich 40,000 Laubthaler — und verheirathete sie an irgend einen Beamten oder Edelmann vom Lande. Fand sich kein solcher unscrupulöser Ehestandscandidat, so brachte man sie einfach in ein Kloster; natürlich aber nicht, ohne daß man sie vorher, wenn sie sich Mutter fühlten, in Saint-Cloud oder Passy oder sonstwo in einem abgesonderten Gemache ihr Wochenbett hätte abhalten lassen. Bei derlei Geburten übrigens ging man sehr vorsichtig zu Werke und nie blieb einer der vielen Mütter ihr Kind. Vielmehr brachte man — die Haupthelfershelfer dabei waren eine gewisse Madame Bertrand, eine Vertraute des Kammerdieners Lebel, und ein Elsäßer Namens Drechsler, welcher die zweite Kammerdienersstelle beim Könige innehatte — diese Kinder noch sehr jung unter irgend einem erdichteten Namen in eine Erziehungsanstalt und sicherte ihnen zugleich ein Jahreseinkommen von sechs- bis achttausend Livres. Nie aber, auch nicht ein einziges Mal, kam es vor, daß Ludwig XV. eines derselben anerkannt hätte, und überhaupt bekümmerte er sich nach ihrer Geburt nicht mit einem Athemzug mehr um sie.

Nach dieser kurzen Erläuterung, welche zum besseren Verständniß nothwendig gewesen sein dürfte, kehre ich wieder zu meiner Geschichte zurück. Eines Tags, nicht allzulange nach der Hinrichtung des Attentäters Damiens, ließ sich ein Herr bei der Frau Marquise von Pompadour melden, der ihr bisher noch nie seine Aufwartung gemacht hatte. Es war dieß Herr Etienne-François Graf von Stainville, Herzog von Choiseuil-Amboise — der Aelteste dieser Familie hatte das Recht, den Herzogstitel zu führen, ohne aber deßwegen Pair von Frankreich zu sein —, ein Mann von damals höchstens acht- bis neununddreißig Jahren, mit hellen, funkelnden Augen und von stolzer, gerader Haltung, das blaue Ludwigsordensband im Knopfloch.

„Sie sind der Herzog von Choiseuil und wünschen mich zu sprechen?“ sagte Frau von Pompadour, sich vom Schreibtisch, an dem sie saß, ein wenig umwendend und den ehrerbietigen Gruß des Eingetretenen durch ein leichtes Nicken erwidernd.

„Ja, gnädigste Frau, das ist mein Wunsch," erwiderte der Herzog mit einer abermaligen Verbeugung, „wenn nehmlich eine so vielbeschäftigte Dame, wie die Frau Marquise, an einen so unbedeutenden Menschen, wie ich bin, eine Viertelstunde verschwenden kann."

Der Herzog sprach leicht und gewandt, ohne irgend Zagen oder Verlegenheit, wie sonst so manche Männer der allmächtigen Frau von Pompadour gegenüber an den Tag legten, und auch sein sonstiges Wesen mußte eine Dame von Geschmack für ihn einnehmen. Unwillkürlich richtete daher die Frau Marquise ihren vollen Blick auf ihn, um ihn von Kopf bis zu den Füßen zu betrachten. „Sie sind bescheiden, Herr Herzog," lächelte sie dann, „und das gefällt mir an einem Cavalier, der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahr, anno 1741, als Regimentscommandeur in der Schlacht von Prag sich durch seine Tapferkeit das Ludwigskreuz verdient hat."

„Die Frau Marquise von Pompadour ist bekannt durch ein ganz außergewöhnliches Gedächtniß auch für gewöhnliche Leistungen," war die Antwort des Herzogs, der sich nicht wenig dadurch geschmeichelt fühlte, daß seine Antecedentien der allmächtigen Dame so gut bekannt seien.

„Sie dienen jetzt aber nicht mehr bei der Armee?" fuhr die Frau Marquise fort. „Wie kommt das?"

„Ich zog mich," versetzte der Herzog, „anno 1748 nach beendigtem Kriege mit dem Rang eines Generallieutenants zurück und lebte seither meinen Studien."

„Ihren Studien?" wiederholte Frau von Pompadour mit sichtlichem Erstaunen. „Wahrhaftig das ist in unseren Tagen etwas Unerhörtes bei einem Cavalier Ihres Ranges und Ihres Vermögens! Aber," setzte sie dann etwas spöttisch hinzu, „was studirten Sie denn, mein Herr Herzog?"

„Fremde Sprachen und Staatsrecht," entgegnete Herr von Choiseuil in demselben leichten und doch bestimmten Tone, der bisher einen so guten Eindruck auf die Frau Marquise gemacht hatte.

„Fremde Sprachen und Staatsrecht?“ murmelte Frau von Pompadour. „Ich wollte, diese Studien wären in Frankreich mehr zu Hause, als sie es sind, dann könnten wir für unsere Gesandtschaften über bessere Capacitäten gebieten. Aber“, fuhr sie dann wieder laut fort, „warum blieben Sie denn dem Hofe bisher gänzlich fern? Hat man mich vielleicht falsch berichtet, als man mir unterbreitete, Sie gehören unter diejenigen, welchen meine Person ein Stein des Anstoßes sei?“

Sie sagte das in scharfer Ausdrucksweise und maß zugleich den Herzog mit einem durchdringenden Blick. Er aber hielt den Blick ohne eine Miene zu ändern aus und seine Augen blieben unverrückt auf ihr ruhen.

„Gnädigste Frau“, sprach er dann mit Wärme, „ich gehöre seit lange unter ihre unbedingtesten Anhänger und glaube im Stande zu sein, Ihnen die vollgültigsten Beweise hiefür zu liefern. Erlauben Sie mir frei und ungeschminkt zu reden?

„Reden Sie; ich bin ganz Ohr,“ sagte die Frau Marquise von Pompadour, sehr aufmerksam werdend.

„Vorerst,“ begann der Herzog von Choiseuil, „muß ich den Anfang mit einer Frage machen. Ist es Ihnen vielleicht bekannt, daß der König seit einer Woche fast jeden Tag nach Passy hinausfährt, und wenn Sie dieß wissen, wissen Sie auch, warum er hinausfährt?“

Frau von Pompadour erhob sich augenblicklich und nahm jene würdevoll erhabene Miene an, durch welche sie so sehr zu imponiren wußte. „Mein Herr,“ sprach sie, „wie können Sie sich erkühnen, über Dinge sich auszulassen, die keinenfalls vor mein Ohr gehören?“

„Gnädigste Frau,“ entgegnete der Herzog auch nicht im geringsten eingeschüchtert, „Sie haben mir gestattet, mich durchaus frei und ungeschminkt auszusprechen, und von dieser gnädigen Erlaubniß mache ich Gebrauch. Vielleicht aber ist es zweckmäßiger, einen anderen Eingang zu wählen. Erfahren Sie also, gnädigste Frau, daß ich mir eine Bürgerliche, die Tochter eines reichen Kaufmanns, zur Gattin gewählt habe und daß ich hiedurch mit verschiedenen bürger-

lichen Familien verwandt wurde. Unter dieſe Verwandte gehört nun auch eine Madame Tiercelin, die Mutter einer Tochter von wirklich bezaubernder Schönheit."

„Eine Tochter ſagen Sie?" fiel ihm Frau von Pompadour in die Rede. „Ich wußte bis jetzt nur von einem Kinde von zwölf oder dreizehn Jahren."

„Ich wiederhole: eine Tochter," fuhr der Herzog in ſehr beſtimmter Weiſe fort; „das heißt eine junge fünfzehnjährige Dame, welche von ihrer Mutter ſo erzogen wurde, daß ſie längſt über alle Kindlichkeit hinaus iſt. Nun gut, dieſes junge ſchöne Mädchen ſieht der Marquis von Langeac und will es der Mutter unter allerlei Lügen und Vorſpiegelungen abnehmen, um es in die Eremitage zu verpflanzen. Frau Tiercelin aber beſitzt neben einem unendlichen Ehrgeiz, auch eine tüchtige Portion Verſtand und durchſchaut alle die gegen ſie in Bewegung geſetzten Kniffe. Sie erklärt alſo dem Marquis, daß ſie ihre Tochter unter keinen Umſtänden in die Eremitage abgebe; dagegen aber wolle ſie zu einer feſtgeſetzten Zeit mit derſelben im Boulogner Walde an einer gewiſſen Stelle ſpazieren gehen und da könne der König im Vorüberfahren das Mädchen ſehen. Gefalle daſſelbe Seiner Majeſtät nicht — gut; gefalle es ihr aber, dann könne man über das Weitere in's Reine kommen. Dem Marquis leuchtete die Sache ein, und er wußte den König zu der Fahrt ins Boulogner Wäldchen zu veranlaſſen. So wie derſelbe aber das Mädchen ſah, ſo wurde er ganz entzückt von ihm, und die Folge war ein allerhöchſteigenhändiges Liebesbriefchen an die junge Dame, welches Langeac zu vermitteln übernahm. Hier iſt das Briefchen," ſetzte er trocken hinzu, indem er der Frau Marquiſe ein Roſapapier überreichte.

Frau von Pompadour nahm das Papier und las es durch, ohne auch nur die Miene zu verändern. „Alſo wieder ein kleiner Roman hinter meinem Rücken," ſagte ſie dann mit faſt verächtlichem Achſelzucken, „wie ich deren ſchon ſo manchen erlebte. Doch wie ſind Sie zu dem Briefchen gekommen?"

„Auf die rechtlichſte Art von der Welt," erwiederte der Herzog von Choiſeuil. „So bald meine Couſine Tiercelin das Liebesſchrei-

ben an ihre Tochter in Händen hatte, ſchickte ſie zu mir, um ſich mit mir zu berathen, was nun geſchehen ſollte. Sie hält nämlich große Stücke auf mich, ſchon meines Herzogstitels wegen; allein zum Unglück war ich gerade auf ein paar Tage verreist und ſomit konnte ich damals meinen Rath nicht abgeben. Meine Couſine handelte alſo auf eigene Fauſt und ſchrieb dem Könige im Namen ihrer Tochter, daß ſie ein eigenes Hotel nebſt hunderttauſend Livres Rente zur Bedingung ihrer Einwilligung in die Wünſche Seiner Majeſtät mache. Daraufhin erſchien Langeac mit einem neuen Briefchen und hier iſt auch dieſes."

Wiederum nahm Frau von Pompadour das Papier und las es ohne eine Miene zu verändern. „Natürlich Alles bewilligt," bemerkte ſie dann kalt; „ich konnte es mir denken."

„Nun," fuhr der Herzog von Choiſeuil fort, „nun erfolgte die Ueberſiedlung nach Paſſy, woſelbſt der Frau Tiercelin ein ſchönes Haus mit Garten angewieſen wurde, und noch am Tage der Ueberſiedlung machte der König ſeinen erſten Beſuch. Er ſchien entzückt von ſeiner neuen Eroberung und am andern Morgen erhielt das junge Dämchen ein Collier von Diamanten. Selbſtverſtändlich ſchwammen jetzt Mutter und Tochter in Wonne und dieſe Wonne erhielt ſich faſt eine ganze Woche lang. Daraufhin aber kam der Mutter der Gedanke, daß ſie ihre Kleine viel zu wohlfeil verkauft habe und daß es insbeſondere eine Thorheit geweſen ſei, nicht vornweg auf der Erhebung in den höheren Adelsſtand zu beſtehen. Von dieſem Gedanken erfüllt lud ſie mich — ich war inzwiſchen von meiner kleinen Reiſe zurückgekehrt — nach Paſſy ein und da wurde mir, nachdem man mich von dem gemachten Glücke unterrichtet, vor Allem die Frage vorgelegt, zu welchem Titel ich rathe. Marquiſe ſollte die Kleine jedenfalls werden, aber ob Marquiſe von Tiercelin oder von Bonneval oder von noch einem wohlklingenderen Namen, das war die große Frage. Ich fragte ſofort, ob denn meine Couſine der Einwilligung des Königs gewiß ſei und ließ darüber einige Zweifel laut werden; allein man verſicherte mich, daß ſelbſt noch größere Forderungen ohne allen Anſtand auf der Stelle bewilligt werden würden, denn Seine Majeſtät ſei gar

nicht im Stande, dem Zauberlächeln der Kleinen zu widerstehen. Es ist pure Bescheidenheit, sagte mir Frau Tiercelin, daß wir vorderhand nur ein Marquisat verlangen, allein wir sehen ein, daß es der Welt auffallen würde, wenn wir gleich zum Anfang auf einem Herzogthum beständen, und so mag es also für jetzt mit dem Marquisat sein Bewenden haben. Doch ein recht hübscher Name soll es sein und am besten ein alter Titel, etwa der einer ausgestorbenen Familie oder etwas dergleichen. Sofort erklärte ich über alles genau nachdenken und am andern Tag, also morgen, eine Antwort bringen zu wollen. Die Briefe des Königs aber steckte ich zu mir, um sie zu Hause, wie ich sagte, noch einmal genau durchzustudieren, und — nun wissen Sie alles."

Frau von Pompadour hatte mit größter Aufmerksamkeit gelauscht; aber so kalt und ruhig war sie jetzt nicht mehr wie früher. „Man hat mich getäuscht," rief sie dann mit großer Heftigkeit; „der elende Langeac hat mich getäuscht, denn er sprach mir von einem Kind von dreizehn Jahren und über die Mutter schwieg er ganz. Aber er soll es mir büßen. Auf der Stelle...."

Sie hielt inne, ohne auszusprechen; ohne Zweifel weil sie sich nicht blosstellen wollte.

„Gnädigste Frau," ergriff sofort wieder nach einer kleinen Pause der Herzog von Choiseuil das Wort, „der Marquis von Langeac hat sich vielleicht selbst getäuscht, denn die kleine Tiercelin sieht noch sehr jung aus und jedenfalls konnte er nicht wissen, daß ihre Mutter eine solche Intriguantin sei."

„Möglich," entgegnete Frau von Pompadour, sehr unruhig im Zimmer auf- und niedergehend, „allein die Sache ist schon sehr weit gediehen."

„Doch noch nicht allzuweit," versetzte der Herzog mit großem Nachdruck. „Ich kenne meine beiden Cousinen, Mutter wie Tochter. Letztere ist zwar nicht mehr kindlich in ihrem Betragen, aber ein Kind in Allem, was Verstand und Scharfsinn erfordert. Wenn man daher die Mutter schnell von ihr entfernte; wenn man sie zum Beispiel heute Abend noch in aller Stille durch die Polizei aufhöbe und in ein entferntes Kloster steckte — — ich denke, Seine

Majestät der König würde darob nicht besonders böse sein, denn er behielte ja die Tochter und wäre den Ehrgeiz der Mutter los. Später könnte man dann die Kleine in die Eremitage bringen und dort würde ihrer der König bald überdrüssig werden."

„Sie haben recht, Herr Herzog, vollkommen recht," rief Frau von Pompadour sichtlich erleichtert und ihre Augen glänzten wieder im alten Feuer. „Aber, hm, warum weihten Sie mich in dieses Geheimniß ein, statt die Pläne Ihrer Cousine zu fördern und mittelst derselben vielleicht später eine große Rolle zu spielen?"

„Weil ich," erwiderte der Herzog „fest an den Stern der Frau Marquise von Pompadour glaube und weiß, daß alle die, welche Ihnen treu anhingen, ihr Haus nicht auf Sand gebaut haben."

Noch heller leuchteten die Augen der Frau von Pompadour und sie reichte dem Herzog ihre Hand. „Ihr Vertrauen soll Sie nicht täuschen," sprach sie dann in warmem Tone; „nein, nie in Ihrem Leben soll es Sie täuschen. Sagen Sie, Sie haben doch Ihre Studien nicht deßwegen gemacht, um sie vollständig brach liegen zu lassen? Und," setzte sie nach einem kleinen Nachdenken hinzu, „hören Sie einmal, der Gesandtschaftsposten in Rom ist erledigt, würde er Ihnen fürs erste conveniren? Doch, wir sprechen mehr hievon, wenn Sie mich, wie ich erwarte, morgen besuchen. Den heutigen Abend will ich der Angelegenheit widmen, von der Sie mich in Kenntniß setzten und ich hoffe, mit Hülfe des Polizeilieutenants von Sartines soll Alles bald in Ordnung gebracht sein."

Auf diese Art endigte die Unterredung, welche im Monat April des Jahres 1757, nicht lange nach der Hinrichtung des Attentäters Damiens zwischen der Frau von Pompadour und dem Herzog von Choiseuil stattfand, und nur wenige Tage darauf ging letzterer als bevollmächtigter Minister Frankreichs nach Rom ab. Auch blieb der Herzog von dieser Zeit an mit der Frau Marquise aufs innigste liirt und es gab fortan keinen einzigen Franzosen auf den sie in jeglicher Beziehung größeres Vertrauen gesetzt hätte. Nicht minder schnell ging es mit der Lösung der Angelegenheit Tiercelin und zwar ebenfalls zur vollkommensten Zufriedenheit der Frau von Pompadour. Die Mutter Tiercelin nehmlich ver-

ſchwand plötzlich von Paſſy, ohne daß nachher je mehr etwas von ihr gehört worden wäre; die Tochter Tiercelin aber, die deſignirte Marquiſe von Bonneval, erregte dem Könige ſchon nach kurzem Langeweile, beſonders weil ſie ſo viel Thränen um ihre verſchwundene Mutter vergoß, und das Ende des Romans war, daß das Mädchen mit einer namhaften Mitgift an einen unſchuldigen Landbaron verheirathet wurde.

Indeſſen ging der ſiebenjährige Krieg, ſeinen ungeſtörten Gang fort; allein keineswegs zum Ruhm der franzöſiſchen Waffen und noch weniger zum Glück des franzöſiſchen Staates. Ich will übrigens nicht näher auf die Geſchichte dieſes Krieges eingehen, über deſſen Verlauf ſich der Leſer aus jeder Welthiſtorie genugſam unterrichten kann; ſondern conſtatire blos, daß Frankreich eine Armee von 150,000 Mann ins Feld ſtellte, von welcher das eine Corps von 100,000 Mann im Norden von Deutſchland operiren ſollte, während das andere von 50,000 Mann ſich mit den deutſchen Reichstruppen unter dem Prinzen von Hildburghauſen zu vereinigen und gegen Thüringen und Sachſen vorzurücken hatte. Den Oberbefehl über das ganze Heer führte der Marſchall d'Eſtrées, ein erfahrener Krieger, auf den man ſich verlaſſen konnte, und unter ihm commandirten als erſte Heeranführer im Norden der Herzog von Richelieu und in Mitteldeutſchland der Prinz von Soubiſe, welche beide der Leſer längſt kennt. Der erſtere, der Herzog von Richelieu, galt als tapferer Degen und hatte früher ſchon als Commandant eines kleineren Corps in Italien nicht unrühmlich gefochten; ob er aber befähigt ſei, größere Truppenmaſſen zu führen, dafür hatte man noch keine Probe und er verdankte ſeine Ernennung nur ſeinem herzoglichen Namen, ſowie ſeiner perſönlichen Beliebtheit in den höchſten Regionen. Weit ſchlimmer noch ſtands um die Verdienſte des Prinzen von Soubiſe, denn er hatte noch nie Pulver gerochen und noch weniger je ein Commando im Felde geführt. Vielmehr kam er zu ſeinem jetzigen hohen Poſten rein blos durch die Gunſt der Frau von Pompadour und er ſuchte denſelben, um den Marſchallsſtab von Frankreich zu erwerben. Eine Zeit lang nun ſchien es, als ob ſich der Sieg an die franzöſiſchen

Waffen ketten wolle, denn im Laufe des Sommers 1757 eroberte Marſchall d'Eſtrées mit der Nordarmee die Feſtung Weſel nebſt den Fürſtenthümern Kleve, Oſtfriesland, Heſſenkaſſel und Hannover. Groß war daher der Jubel in Frankreich; allein um ſo unwilliger wurde man über die Unthätigkeit des anderen Corps, welches unter dem Prinzen von Soubiſe gegen Sachſen vorzurücken hatte, und am meiſten Unwillen fühlte der Marſchall d'Eſtrées ſelbſt, weil der Prinz den ihm ertheilten Befehlen entweder gar nicht nachkam, oder ihnen geradezu entgegenhandelte. Ja die Indignation des Marſchalls ſteigerte ſich endlich ſo ſehr, daß er bei Ludwig XV. geradezu auf die Abberufung des Prinzen drang, der vom Kriegshandwerke gar nichts verſtehe, und Frankreich hätte ſich nur dazu Glück wünſchen können, wenn es ſo weit gekommen wäre. Allein es kam geradezu umgekehrt, denn ſowie der Prinz von Soubiſe von der Sache unterrichtet wurde, ſo reiste er, ſein Corps verlaſſend, eilends nach Paris und ſein Einfluß bei der Marquiſe von Pompadour brachte es ſo weit, daß der Marſchall d'Eſtrées inmitten ſeiner Siegeslaufbahn ſeine Entlaſſung bekam. Auch ward kein Nachfolger deſſelben ernannt, ſondern die beiden großen Armeekorps ſollten von nun an jedes für ſich operiren, und zwar das nördliche von 100,000 Mann unter dem Herzog von Richelieu, den man zugleich zum Marſchall ernannte, das mitteldeutſche aber, das mit den Reichstruppen etwa 70,000 Mann zählte, unter dem Prinzen von Soubiſe, dem Günſtling der Frau von Pompadour. Was nun folgte, kann man ſich denken. Zwar allerdings Richelieu hielt ſich in Hannover; ſeine ganze Thätigkeit jedoch beſtand darin, das Land nebſt Braunſchweig und Heſſen recht gründlich auszuſaugen und ſich — ſeine Soldaten nannten ihn nur »le bon père la Maraude« und ein neuer Palaſt, den er das Jahr darauf in Paris baute, wurde vom Volkswitz »le pavillon de Hannovre« getauft — von den Contributionen zu bereichern. Der Prinz von Soubiſe dagegen, der ſich prahleriſch rühmte, er werde den armen König von Preußen, der ihm nur 20,000 Mann entgegenzuſtellen hatte, lebendig verſpeiſen, ward in der ewig denkwürdigen Schlacht bei Roßbach, am 5. November 1757, von

Friedrich dem Großen so gründlich geschlagen, daß er nicht nur 63 Kanonen, 22 Fahnen, 7000 Todte und 10,000 Gefangene verlor, sondern daß sich auch seine ganze Armee in eiligster Flucht auflöste. Nun nach dieser unauslöschlichen Schmach ward Soubise abberufen; allein seine Nachfolger, die Herren von Clermont, von Contades und von Maillebois oder wie sie sonst hießen, erwiesen sich als eben so unfähige Generale, wie die Schlachten von Crefeld, (23. Juni 1758), und Minden (1. August 1759) zur Genüge bewiesen. Was half es also, daß der tapfere Herzog von Broglie und der später wieder verwendete d'Estrées zur Abwechslung auch einige Siege erfochten? Die wenigen Vortheile wogen die außerordentlichen Verluste nicht auf, besonders wenn man noch hinzurechnet, daß die französische Seemacht damals von der englischen so zu sagen vernichtet wurde, und so büßte Frankreich in diesem unseligen Feldzug an Macht, Ehre, Menschen und Geld mehr ein, als je in irgend einem Kriege zuvor.

„Glückseliges Frankreich!" könnte ich nun abermals rufen. Ja wohl, so glückselig, daß von seinen Einwohnern neun Zehntheile sich der Verzweiflung hingaben! Steuern über Steuern, und Schulden über Schulden! Besonders schlimm' daran waren die Bauern auf dem Lande und die Bürger in den kleineren Städten, also mit einem Worte die Hauptfaktoren der steuerzahlenden Unterthanen, und bei Vielen von ihnen hatten die Armuth und das Elend einen solch' hohen Grad erreicht, daß ihre Nahrung nur noch aus Wurzeln bestand. So arg sah es nun zwar in den größeren Städten, besonders in Paris nicht aus, allein die Bürgerschaft litt doch auch hier furchtbar unter der Stockung von Gewerbe und Handel, und unter den Arbeitern herrschte ohnehin die größte Noth. Was Wunder also, wenn der Wurm der getreten wurde, sich krümmte? Was Wunder, wenn wieder Schriften auf Schriften erschienen, welche nichts athmeten als Hohn und Spott gegen das damalige Regiment?

Es war das erste Anklopfen der Revolution; aber Frau von Pompadour hatte kein Gehör dafür. Sie glaubte, wie zu allen Zeiten von den verblendeten Bedrückern des Volks noch ge-

glaubt worden ist, es seien nur einzelne wenige Bösartige, welche ihr Gift unter das Publikum auszuspritzen versuchten, und demgemäß mußte nun der Polizeilieutenant von Sartines Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um der Missethäter habhaft zu werden. Es gelang auch in der That in einzelnen Fällen und wenn man Einen hatte, ha, welche Wollust dann, ein Beispiel an ihm zu statuiren! Man wähnte ja durch Statuirung von Exempeln die sämmtlichen Federn Frankreichs, die Stimme des ganzen französischen Volks zum Schweigen bringen zu können! Und doch — wie vergeblich! Am 6. September 1758 speiste ein Herr Moriceau de La-Motte, welcher als der Sohn eines vermöglichen Kaufmanns schon viele Reisen im In- und Auslande gemacht hatte, in einem Café der Straße Saint-Germain-l'Auxerrois in Paris mit verschiedenen Bekannten zu Mittag, und da er glaubte unter lauter Freunden zu sein, so ließ er seiner Rede freien Lauf. Das Gespräch drehte sich um die Zustände Frankreichs und Herr Moriceau machte gar kein Hehl daraus, wie er von Frau von Pompadour denke. Ein Nebensitzer machte ihn darauf aufmerksam, daß die Wände Ohren hätten, aber der junge Mann fand sich deßwegen doch nicht bewogen, seiner Zunge Zaum anzulegen, und so entschlüpfte ihm denn manches Wort, das für die damalige französische Regierung ganz und gar nicht schmeichelhaft lautete. Den andern Morgen, wie er noch zu Bette lag, füllte sich sein Zimmer mit Polizei und man führte ihn in's Châtelet; natürlich aber durchsuchte man zugleich seine Habseligkeiten ganz genau und da fand sich eine Menge von jenen Drucksachen, welche unter die verhaßte Pamphletenliteratur gehörten. So insbesondere Exemplare von der „Apocalypse françoise", vom „Sermon des Cinquante", vom „Abbé coquet", vom „Oracle des anciens", und wie diese Schriften alle hießen. Ueberdieß verschiedene Placate von der aufrührerischsten Art und insbesondere auch Spottgedichte, in denen Frau von Pompadour mit Namen belegt wurde, die ich hier nicht wiederholen kann. Man machte also kurzen Proceß mit dem gräßlichen Missethäter und verurtheilte ihn, auf dem Grêveplaß gehangen zu werden, nachdem er vorher im bloßen Hemde, einen Strick um

den Hals, vor dem Portal der Kirche l'Auxerrois Buße gethan. Auch wurde dieses Urtheil richtig am 30. September, Abends fünf Uhr, in all' seiner Strenge vollzogen und man glaubte nun für lange Zeit vor den Pamphletisten Ruhe zu haben. Aber siehe da, schon am 1. October in aller Früh fand man an der Thüre der Kirche des Théatins, auf dem Quai Melaquais, ein neues Placat angeheftet, welches das Volk geradezu zur Rache für diesen Justizmord aufforderte, und zwei Tage darauf erschienen ganz ähnliche Placate am Portale des Palastes Luxemburg, sowie am Eingang in die Comédie française. Kurz, es war gerade, als ob man Oel in's Feuer gegossen hätte, und je eifriger die Polizei sich über die Machwerke hermachte, um so pilzartiger schossen sie empor. Frau von Pompadour mußte also endlich einsehen, daß selbst die barbarischste Strenge hier nicht mehr ausreiche, und es wurde ihr ganz wirr im Kopfe. Plötzlich kam ihr ein Gedanke, der Gedanke an ihren Freund Choiseuil nehmlich.

Wir wissen, daß sie ihm im April 1757 den Gesandtschaftsposten in Rom gegeben hatte, und hier schon leistete er ihr durch seine Rathschläge sehr ersprießliche Dienste. Ebendeßwegen beförderte sie ihn kurze Zeit darauf auf den noch viel wichtigeren Gesandtschaftsposten nach Wien und in dieser Stellung lernte sie vollends seine außerordentliche Klugheit so wie zugleich die große Energie seines Characters kennen. Kein Wunder also, daß sie in ihrer großen Verlegenheit auf ihn verfiel, als den Einzigen, der vielleicht helfen könne, und alsobald, Mitte October, ging ein Kurier an ihn ab, welcher ihn schnellstens nach Versailles rief.

Die erste Zusammenkunft zwischen dem Herzog von Choiseuil und der Frau Marquise von Pompadour führte zu keinem Resultate, trotzdem die Frau Marquise dem Herrn Herzog die ganze Sachlage so genau als möglich auseinandersetzte. „Sie werden mir erlauben, gnädigste Frau," erklärte der Herzog, „daß ich mich noch specieller instruire und besonders von dem Herrn von Sartines die nöthigen Recherchen einhole, ehe ich mich erkühne, einen durchgreifenden Rathschlag zu ertheilen. In weniger als einer

Woche aber hoffe ich hiemit zu Ende zu sein und vielleicht glückt es mir dann, alle Ihre Wünsche zu befriedigen."

Die Woche wurde bewilligt und während derselben war der Herzog unermüdlich. Auch hatte er in dieser Zeit nicht blos lange Unterredungen mit dem Polizeilieutenant, sondern er widmete auch ganze Nächte dem Studium der verschiedenen Brochüren, Pamphlete und Placate, welche damals so großes Aufsehen erregten. Endlich kam er damit zu Ende und ließ sich sofort bei Frau von Pompadour melden.

„Nun?" sagte die hohe Dame, als sie sich mit einander allein befanden.

„Das Uebel," begann der Herzog, „sitzt tiefer, als ich mir eingebildet hätte, und es gibt nach meiner innigsten Ueberzeugung nur ein einziges Mittel dagegen."

„Und welches?" fragte Frau von Pompadour ungeduldig.

„Das," erwiderte der Herzog, „daß wir die öffentliche Meinung, die jetzt ganz gegen uns ist, ganz für uns gewinnen."

Frau von Pompadour lächelte bitter. „Soll ich mich vielleicht in ein Kloster zurückziehen?" sagte sie dann. „Sonst wüßte ich nichts, was die öffentliche Meinung versöhnen könnte. Ja wohl," wiederholte sie, „ich in's Kloster und der Hirschpark geschlossen. Draufhin Friede mit Preußen und eine durchgreifende Reducirung aller Hof- und Staatsausgaben. Endlich Abschaffung aller Privilegien und Synecuren oder noch deutlicher gesagt, Gleichstellung des gemeinen Mannes mit den höheren Ständen — das wäre ungefähr das Mittel, die öffentliche Meinung zu gewinnen."

„Daß ich an all' das nicht denke," erklärte der Herzog, „versteht sich von selbst, und doch will ich machen, daß alle Welt unser Lob ausposaunt. Ja gerade Sie, Frau Marquise, Sie, welche jetzt alle Pamphletisten zum Gegenstand ihrer Satyre machen, Sie sollen als die Wohlthäterin Frankreichs besungen werden und die ganze civilisirte Menschheit soll in diesen Siegeshymnus miteinstimmen."

Frau von Pompadour trat um einen Schritt zurück und sah

den Herzog zweifelhaft an. „Sprechen wir ernſthaft," verſetzte ſie dann, „denn ich bin zum Spaſſen durchaus nicht aufgelegt."

„Ich habe in meinem Leben nie ernſthafter geſprochen," war die Antwort Herrn von Choiſeuil's, „und werde Ihnen dieß ſogleich beweiſen. Kennen Sie einen Stand, der in Frankreich, vielleicht in ganz Europa, Oeſterreich ausgenommen, verhaßter wäre, als der Stand der Jeſuiten?"

„Der Orden Jeſu?" rief die Frau Marquiſe hoch aufſchauend. „Ja, der Haß gegen ihn iſt ein durchaus allgemeiner."

„Nun gut," fuhr der Herzog äußerſt kaltblütig fort, „dieſen Orden Jeſu verbannen Sie aus Frankreich und ganz Frankreich jauchzt Ihnen zu."

Eine lange Pauſe trat ein, als der Herzog von Choiſeuil jetzt ſtille ſchwieg, und man ſah der Frau von Pompadour ihre große Ueberraſchung an. „Es iſt ein furchtbar kühnes Wort, das Sie da ausgeſprochen haben," ſagte ſie dann leiſe, „und ich kann nicht leugnen, es gefällt mir eben ſeiner Kühnheit wegen außerordentlich. Auch wiſſen Sie ja, daß ich volle Urſache habe, die Mitglieder des Ordens Jeſu zu haſſen, denn ſie waren es, die jetzt vor anderthalb Jahren meine Verbannung bewirkten. Aber, aber ich zweifle, ob eine ſolche That durchführbar ſein dürfte."

„Ich bitte, mir Ihre Gründe zu ſagen," verſetzte der Herzog von Choiſeuil lächelnd.

„Es ſind verſchiedene," meinte Frau von Pompadour, die Hand an die Stirne legend. „Einmal, es würde zu förmlichen Religionsunruhen kommen, weil ein großer Theil der Geiſtlichkeit es mit den Jeſuiten hält."

„Nicht der dritte Theil," erwiderte der Herzog, „und von den verſchiedenen Mönchsorden ſtehen nur die Kapuziner zu ihnen. Ihr Hochmuth hat ihnen faſt alle ihre geiſtlichen Brüder entfremdet."

„Aber der Pabſt?" fuhr Frau von Pompadour fort. „Er würde Feuer und Flammen ſpeien und am Ende ganz Frankreich mit dem Banne belegen."

„Die Zeiten der päbſtlichen Bannflüche ſind vorbei," lächelte der Herzog, „und überdem wird ſich Seine Heiligkeit noch zu

rechter Zeit erinnern, daß Avignon und Venaissain auf französischem Gebiete liegen."

„Doch der König?" war der dritte Einwurf der Frau von Pompadour. „Er ist zwar, wie in allem Geistigen, so auch in religiösen Fragen sehr indifferent; allein er haßt jede Aufregung und dürfte daher nur schwer dazu zu bewegen sein, eine Maßregel zu unterschreiben, die ihm Deputationen, Petitionen, Klagschriften und andere Unruhen auf den Hals laden würde."

„Sie mögen Recht haben, gnädigste Frau," entgegnete der Herzog, „denn Sie kennen Seine Majestät besser als ich. Allein Sie erinnern sich doch noch vom Prozeß Damiens her des verdächtigen Umstandes, daß derselbe einem Jesuiten beichtete, ehe er den Mordversuch auf den König machte?"

„Gewiß erinnere ich mich," sagte die Frau Marquise.

„Nun," fuhr der Herzog fort, „daraus kann man, abgesehen von den übrigen sehr gravirenden Umständen, den Schluß ziehen, daß die Jesuiten an dem Attentate mitbetheiligt waren, und wenn Sie das Seiner Majestät immer und immer wieder ins Gedächtniß rufen, so wird unserer Absicht mit dem Orden Jesu kein Veto entgegengesetzt werden. Ferner habe ich die Brochüren- und Pamphleten-Literatur der letzten Zeit genau studirt und bei einigen dieser Scripturen wenigstens glaube ich aus dem Styl und den Rede-Wendungen schließen zu dürfen, daß die Herren Väter vom Orden Jesu die Hand mit im Spiel gehabt haben."

„Können Sie das beweisen?" fragte die Frau Marquise.

„Nein," erwiderte der Herzog; „allein man kann dem Könige deßwegen doch den Glauben beibringen, daß die bissigen Schmähungen auf ihn wie auf Sie, seine Freundin, wenigstens zum großen Theile von den Männern der schwarzen Robe herrühren, und Seine Majestät dürfte dann damit zufrieden sein, dieselben als des Hochverraths verdächtig zu behandeln."

„Choiseuil, Sie sind ein sehr kluger Mann," sagte Frau von Pompadour, dem Herzoge die Hand reichend.

„Endlich," sprach der Herzog weiter; „endlich komme ich zum letzten Argumente, zu dem Mordangriff auf den König von Por-

tugal, von dem wir in den letzten Tagen gehört haben. Noch ist zwar nichts Weiteres darüber bekannt, als daß vor zwei Monaten, das ist in der Nacht vom 2. auf den 3. September, drei Musquetenschüsse auf Don Joseph I. abgefeuert wurden, durch welche er eine schwere Wunde davontrug; allein es wird sich ohne Zweifel herausstellen, daß man den Don Joseph beseitigen wollte, um seinen jüngern Bruder Don Pedro auf den Thron zu bringen, und wer hätte hiebei ein größeres Interesse gehabt, als die Patres der Gesellschaft Jesu? Don Joseph war von jeher ihr Feind und bewies dieß schon dadurch, daß er den Marquis von Pombal zum ersten Minister nahm; Don Pedro aber zeigte sich, seit er denken konnte, als ihr großer Gönner und eine seiner ersten Regierungshandlungen wäre ohne Zweifel gewesen, dem Marquis de Pombal den Proceß machen zu lassen. Ueberdieß, wer kennt nicht die Umtriebe eines Pater Malagriba und seiner würdigen Genossen, der Patres Moreira und Oliveira? Die Jesuiten aber bleiben sich überall gleich, und wenn sie in Portugal zum Königsmord greifen, so werden sie es auch in Frankreich thun, so bald es in ihrem Interesse liegt."

„Bei Gott, Choiseuil," rief Frau von Pompadour, „ich wiederhole es, Sie sind ein sehr kluger Mann, und jetzt glaube ich selbst, daß der König in die Aufhebung der Gesellschaft Jesu willigen wird. Aber," fügte sie mit einem scharfen Blick bei, „ich setze voraus, daß Sie mir bei der Durchführung dieser außerordentlichen Maßregel als meine rechte Hand zur Seite stehen werden."

„Es ist dieß das Ziel aller meiner Wünsche," erwiderte der Herzog mit einer tiefen Verbeugung.

„Und in welcher Eigenschaft?" fragte Frau von Pompadour.

„Ich denke," versetzte der Herzog von Choiseuil, „am besten als Minister der auswärtigen Angelegenheiten."

Frau von Pompadour erwiderte eine Zeitlang nichts und schien tief nachzudenken. „Der Graf von Bernis," sagte sie dann, „hat sich mir stets als einen treuen Freund erwiesen."

„Aber," entgegnete der Herzog mit Schärfe, „nicht minder erwies er sich als einen treuen Anhänger der Gesellschaft Jesu.

Uebrigens können Sie ihm die bittere Pille verſüßen. Verſchaffen Sie ihm den Cardinalshut."

Wiederum reichte Frau von Pompadour dem Herzoge die Hand und zwiſchen Beiden herrſchte nun vollkommene Uebereinſtimmung. Der Jeſuitenorden ſollte in Frankreich aufgehoben werden und er wurde aufgehoben!

Schon am 30. November 1758 überreichte Ludwig XV. dem Abbé von Bernis, Grafen von Lyon, mit allerhöchſteigenen Händen den ſoeben von Rom erhaltenen Cardinalshut und vierzehn Tage darauf gab der neue Cardinal ſein Miniſterſiegel an den König zurück, weil ſeine angegriffene Geſundheit — er zählte erſt fünfundvierzig Jahre und ſah aus, wie das Leben — ihm nicht mehr erlaube, einen ſo wichtigen Poſten zu verſehen. Noch am nehmlichen Tage, am 14. Dezember 1758, übertrug Seine Majeſtät dem Herzog von Choiſeuil das erledigte Miniſterium und ernannte ihn zugleich zum Pair von Frankreich. Hieraus ſchon konnte man erſehen, auf welchem Fuße der Herzog von Choiſeuil mit der Frau von Pompadour ſtehe, und noch deutlicher zeigte ſich dieß im Verlaufe der nächſten Zeit, denn der Herzog wurde von nun an mit königlicher Gnade förmlich überhäuft. Nicht minder aber konnte man bemerken, daß der neue Miniſter dem Orden Jeſu gar nicht hold ſein müſſe, indem er jeden Anlaß mit beiden Händen ergriff, um gegen denſelben einzuſchreiten. Noch mehr, im Verlaufe der nächſten paar Jahre — der Herzog von Choiſeuil ging nehmlich nur Schritt für Schritt vorwärts, um ja keinen Fehltritt zu thun — wurden alle Miniſter entfernt, von denen man nicht gewiß wußte, daß ſie gegen den Orden Jeſu ſeien, und der Herzog von Choiſeuil übernahm ſelbſt die beiden Miniſterien des Kriegs und der Marine, während er ſeinen bisherigen Poſten, das Miniſterium des Auswärtigen, an ſeinen Neffen, den Grafen von Choiſeuil-Praslin, abtrat. Endlich ward Ludwig XV. gar dazu gebracht, daß er im Jahr 1761 dem Parlamente von Paris, dem Hauptfeinde der Herren Patres, befahl, die Statuten und Inſtitutionen der Geſellſchaft Jeſu, deren man habhaft geworden war, einer genauen Unterſuchung zu unterwer-

fen und eine Erklärung darüber abzugeben, ob die besagte Gesellschaft noch ferner würdig sei, in Frankreich zu existiren!

Doch wozu die vielen Worte? Die Frau Marquise von Pompadour und der Herzog von Choiseuil hatten, wie ich schon einmal sagte, die Uebereinkunft getroffen, daß der Orden Jesu in Frankreich aufhören sollte zu existiren, also mußte er aufhören. Schon unter dem 6. August 1762 wurde das Erkenntniß über ihn publicirt, das Erkenntniß des Parlaments von Paris nehmlich, welches die Societät für eine gemeinschädliche erklärte. „Weil aber," so hieß es am Schlusse des Erkenntnisses, „ihre Gesellschaft eine solche gemeinschädliche sei, so könne man sie nicht mehr existiren lassen und sie sei daher als solche für Frankreich aufzuheben." Das war die gerichtliche Sprache des Parlaments und alsbald ordnete die Regierung die Vollziehung dieses Urtheils an, trotzdem vierzig französische Bischöfe dagegen protestirten und der Pabst selbst sein Veto einlegte. Somit wurden jetzt die sämmtlichen jesuitischen Ordenshäuser, ihre sämmtlichen Collegien, Profeßhäuser und Noviciate für den Staat eingezogen und wo sich noch ein Jesuite in seiner schwarzen Robe zeigte, da ergriff man ihn, um ihn über die Gränzen Frankreichs zu bringen.

Man kann es nicht in Abrede ziehen, es war eine große That, welche Frau von Pompadour mit dem Herzog von Choiseuil vollbrachte; aber hatte sie wirklich das Resultat, von welchem der Herzog gesprochen? Dem ersten Anschein nach wohl, denn schon während des Processes erschienen eine Menge von Brochüren, in welchen gegen die Söhne Loyola's auf's schärfste losgedonnert wurde, und nach der Aufhebung des Ordens ward Frau von Pompadour mit Lobgedichten förmlich überschüttet. Ja, der berühmte Voltaire selbst gesellte sich diesen Lobrednern bei und die Frau Marquise schwelgte jetzt in Popularität. Allein — auf wie lange? War denn der furchtbare Druck, der auf Frankreich lastete, durch diese einzige That gehoben?

Achtes Kapitel.

Die Vergänglichkeit alles Irdiſchen.

Ein kurzes aber lehrreiches Kapitel, denn es handelt vom Sterben!

Sterben — und nicht ſterben wollen! Sterben — und nicht vorbereitet ſein zum Grabe! Sterben — und nicht zurückblicken können auf ein Leben ohne Vorwurf! Sterben — und die großartigſten Entwürfe zurücklaſſen müſſen, ohne ihre Ausführung geſichert zu haben.

Warum aber überhaupt ſterben? Für den gemeinen Mann mag ſolches noch am Platz ſein. Noch mehr für den Armen, Elenden und Kranken, dem das Daſein doch nur eine Bürde ſein kann. Aber der Reiche und Vornehme, welcher über jeden Genuß gebieten kann — der Mächtige und Große, dem die halbe Welt zu Füßen liegt — warum muß denn auch der ſterben? Wenn es überhaupt Ausnahmen gibt im Leben; wenn es dem Einzelnen geſtattet iſt, ſich über Tauſende und Hunderttauſende emporzuheben; wenn er es ſich erlauben darf, eine ganze Portion Menſchheit als Fußſchemel zu behandeln; wenn es ſolche Ausnahmen gibt im Leben, warum nicht auch Ausnahmen im Sterben? Warum denn da eine ſolch' herabwürdigende Gleichheit, und warum darf man nicht wenigſtens einen Subſtituten ſtellen? Ha, nicht einen — nein auf zehn, zwanzig, hundert, tauſend, ja zehntauſend Stellvertreter

würde es manchem Gewaltigen nicht ankommen, und nicht einmal diese geringe Bevorzugung will der Engel des Todes gestatten? Doch — kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Gegen das Ende des Jahres 1762 war Frankreich so total erschöpft, daß es den Krieg nicht länger fortführen konnte. Seine Armeen zu Lande hatten eine Niederlage nach der andern erlitten und seine Einbußen zur See streiften bis an die Vernichtung. Von Geld in den Kassen oder auch nur von Credit konnte man längst nicht mehr sprechen und Steuern gingen auch keine ein, weil Handel und Wandel total darniederlag. Ja es war so weit gekommen, daß der König sein Silbergeschirr hatte einschmelzen lassen müssen, um sein gewohntes Leben fortsetzen zu können, und in den Städten wie in den Provinzen registrirte man alle Tage eine gewisse Anzahl von Raubanfällen, weil die Leute ihre Existenz nicht mehr fristen konnten. Frankreich mußte also Frieden schließen, ob es wollte oder nicht, und so wurde denn dieser Friede im Februar 1763 wirklich geschlossen. Allein was brachte er? Für Frankreich nichts als Verluste, denn Canada in Amerika und Ostindien in Asien mußten an England abgetreten werden. Ueberdem hatte die Staatsschuld um 500 Millionen zugenommen und 200,000 Menschen waren im Felde zu Grunde gegangen. Und warum das Alles? Einfach, weil eine Mätresse es so haben wollte!

So furchtbare Wunden nun aber auch der siebenjährige Krieg Frankreich geschlagen hatte und so schmählich die französischen Waffen daraus hervorgegangen waren, so feierte man doch nach abgeschlossenem Frieden Feste über Feste und besonders in Versailles und Paris gieng's zu, als ob man sich mit Glorie überdeckt hätte. Ja nicht genug hieran, man errichtete dem König Ludwig XV. in seiner Hauptstadt eine kolossale Reiterstatue und zu den Füßen dieser Statue lagerten sich die vier Gottheiten der Weisheit, der Stärke, der Gerechtigkeit und des Friedens! Eine solche Schmeichelei für einen solchen König war wohl noch nie erhört worden und wer wird es daher nicht natürlich finden, daß die Pariser sich wieder in einem ganzen Platzregen von Epigrammen und Satyren Luft machten?

Doch laſſen wir die Feſte, Denkmäler und Epigramme, denn im Frühjahr 1764 trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches wichtig genug war, um den Verhältniſſen eine ganz andere Wendung zu geben. Am 1. April nemlich machte Frau von Pompadour mit Ludwig XV. eine Tour nach Choiſſy und den Abend krönte eines jener „kleinen Soupers," welche der Leſer ſchon längſt kennt. Am andern Morgen fühlte ſich die Frau Marquiſe unwohl, und am Abend kehrte ſie krank nach Verſailles zurück. Die ſämmtlichen Hofärzte eilten herbei, um ihr Medicamente zu verſchreiben, und wie die Krankheit nicht nur nicht weichen wollte, ſondern in ein förmliches Siechthum übergieng, ſo zog man auch noch die berühmteſten Pariſer Doktoren mit zu Rathe. Allein Alles vergebens. Ihre alte Krankheit kehrte verdoppelt wieder und ſie magerte plötzlich ſo grenzenlos ab, daß ſie nach einigen Tagen nur noch aus Haut und Knochen beſtand. Bald zeigte ſich's, daß der Tod unerbittlich ſei, und bereits am 15. April, um Mittag, ſtarb ſie, nachdem ſie den Tag zuvor noch den Pfarrer der Pariſer Sanct-Magdalenenkirche, in deren Sprengel ihr Palaſt in Paris lag, hatte herbeiholen laſſen, um ihm in Gegenwart ihres ganzen Hausperſonals zu beichten. Und eine ſehr reuige Beichte war's, die ſie ihm ablegte — eine Beichte, worin ſie laut vor allen Anweſenden bekannte, daß es ſie tief ſchmerze, ſo viele Jahre hindurch der Welt ein öffentliches Aergerniß gegeben zu haben!

Während der ganzen Zeit ihres Krankſeins beſuchte ſie Ludwig XV. nur zweimal. Er hatte einen förmlichen Abſcheu vor Todtenbetten bekommen, und warum auch zu ihr gehen, da ſie ihn doch nicht mehr unterhalten konnte? Ueberdem beſaß der Hirſchpark gerade damals einige ſehr anziehende Exemplare, welche ſein ganzes Intereſſe Tag und Nacht in Anſpruch nahmen, und ſomit wird der Leſer einſehen, daß Ludwig XV. unmöglich ſeine allerhöchſtkoſtbare Zeit mit langweiligen Beſuchen bei einer Kranken vergeuden konnte. Ihren Leichenzug aber ſah Seine Majeſtät doch mit an, übrigens nur vom Fenſter ſeines Schlafzimmers aus, ſo daß er keinen Schritt deßwegen thun durfte. Die Frau Marquiſe hatte nemlich ſchon bei Lebzeiten angeordnet, daß ſie bei den Kapu-

zinern auf dem Vendôme-Platze in Paris ganz cerimonienlos beerdigt werden sollte, und somit mußte ihr todter Körper aus dem Schloß von Versailles nach Paris gebracht werden. Er war aber keineswegs schönes Wetter, als der besagte Leichenkondukt abging, sondern es regnete vielmehr beharrlich, und alle Betheiligten hatten sich deßwegen dicht in ihre Mäntel gehüllt. „Die Frau Marquise hat sich einen recht häßlichen Tag zu ihrer letzten Reise auserlesen," beliebte nun Seine Majestät mit stumpfsinnigem Lächeln zu bemerken, und das war die einzige Thräne, welche Ludwig XV. derjenigen nachweinte, welche zwanzig Jahre lang statt seiner regiert hatte! Dennoch vermißte er sie einige Zeit lang schmerzlich, denn wer sollte ihm nun die Zeit vertreiben? So wie sich aber dieser Jemand gefunden hatte — nun natürlich von da an fragte er nie mehr nach ihr und wenn je noch einmal ihr Namen durch Zufall in seiner Gegenwart genannt wurde, so blieb er so unendlich gleichgültig dabei, als ob jenes Weib ihm nie näher gestanden wäre. Wie ganz anders damals, als er die Vintimille verlor, und noch mehr damals, da die Chateau-Roux ihm entrissen wurde!

Den König also berührte der Tod der Frau Marquise von Pompadour so zu sagen gar nicht; wie war es aber mit der übrigen Welt? Nun dem Herzog von Choiseuil ging ihr Tod nahe; aber freilich nicht weil er sie geliebt hätte, sondern weil die verschiedenen großen Pläne, mit denen er sich trug, noch nicht durchgesetzt waren. Etwas aufrichtiger klagten um sie einige Dichter und Gelehrte, denn sie hatte ihnen nicht nur manchen Brocken der Mildthätigkeit hingeworfen für die Lobhudeleien, die sie ihr darbrachten, sondern sie war auch ihre Beschützerin gewesen gegen die Bedrückungen jener frommen Cohorte, genannt Geistlichkeit und kirchliche Censur. Allein auf wie Viele beliefen sich diese paar wirklich Trauernden? Ach sie verschwanden förmlich zu einer Null vor den Hunderttausenden, die sich beglückwünschten, daß endlich Frankreich von diesem weiblichen Tyrannen erlöst sei. An das Gute, das sie gethan — es war freilich nicht allzuviel —, dachte kein Mensch, nachdem sie gestorben; ganz frisch im Gedächtniß aber stand die gränzenlose Willkür, mit der sie geherrscht,

und nicht minder das Elend, das sie durch den siebenjährigen Krieg über Frankreich gebracht. Ja, der tiefste Ingrimm erfaßte jeden Franzosen, wenn er sich dieß Alles vergegenwärtigte, und außer dem Ingrimm kam der Eckel über ihn, denn sie war es gewesen, die den Hirschpark gegründet hatte!

Also nur Verwünschungen folgten ihr ins Grab nach — nur allein Flüche und Verwünschungen? Nein, nein, ich hätte Unrecht, wenn ich solches behauptete. Einen gab es wenigstens, der sie segnete, obwohl freilich mit lachendem Herzen, und dieser Eine war Herr Abel-François Poisson, Marquis von Marigny, ihr einziger Bruder und Erbe. Freilich nicht das ganze ungeheuere Vermögen erbte er, sondern ihr Testament bestimmte ihren Hausangehörigen, ihren Kammerfrauen und Bedienten, verschiedene nicht unbedeutende Legate und überdem erhielten mehrere der Herren und Damen vom Hofe, die ihr näher gestanden, sehr werthvolle Angedenken aus ihrem Diamanten- und Goldschatze. Selbst den König hatte sie nicht vergessen, denn ihm bestimmte sie ihren großen Palast zu Paris, damit er ihn dem Grafen von Provence, seinem Enkel, überlasse. Die Haupthinterlassenschaft aber bekam doch der Herr Abel-François Poisson, derselbe, welchen die Pariser so lange als den „Marquis von Ehegestern" verspottet hatten. Nehmlich er erbte außer ihren vielen Kapitalien einmal ihren Palast zu Fontainebleau; dann das Gut Crécy; weiter die Schlösser und Domänen Aulnay und Saint Remy; ferner ihre Hôtels zu Versailles und Compiègne; endlich ihre große Herrschaft Ménars nebst noch verschiedenen anderen kleineren Gütern und Besitzungen, das Lusthaus „Brimborium" bei Bellevue — letzteres hatte sie für Baargeld an den König verkauft, und dieser baute ihr sofort hart daneben die „Lumperei" (Brinborion) von einem Landhause, die beinahe eine Million kostete — auch nicht zu vergessen. Man sieht, es hat doch manchmal auch seinen Vortheil, eine Buhlerin zur Schwester zu haben!

Siebentes und letztes Buch:

Die Zeiten der Dubarri.

(1765—1774.)

Erſtes Kapitel.

Abermals die Herren Patres vom Orden Jeſu.
(1764—1765.)

Welcher Gegenſatz zwiſchen Ludwig XIV. und Ludwig XV.!

In ſeiner Jugend war Ludwig XIV. ein feuriger Jüngling, empfänglich für alles Große und Schöne. Schmeichler, wie Könige immer haben, gaben ihm den Gedanken ein, er repräſentiere die Majeſtät Gottes auf Erden, und weil es keinen Einzigen gab, der ihm das Wahnſinnige dieſes Gedankens klar gemacht hätte, ſo artete er nach und nach zum abſoluteſten Herrſcher aus, den die Welt je geſehen. Seine Gattin hatte ihm die Politik gegeben und noch dazuhin eine Gattin, welche weder die geiſtigen noch die körperlichen Fähigkeiten beſaß, wirkliche Liebe in ihm zu erwecken. Sein Herz ſuchte alſo einen andern Gegenſtand und es fand ihn in der La-Vallière. Wie er dann aber im Verlauf der Zeit und aus welchen Gründen er auf andere Abwege gerieth; wie er nach der La-Vallière die Montespan, nach dieſer die Fontanges und endlich die Maintenon zu ſeiner Herzensdame erkor oder vielmehr wie es dieſen gelang, ihn zu gewinnen und zu beherrſchen, habe ich im erſten Band dieſer Geſchichten auseinandergeſetzt. Nicht minder weiß der Leſer, welche Folgen dieſe Verbindungen hatten

und wie er die aus denſelben hervorgegangenen Sprößlinge behandelte. Aber an dieſes Alles erinnernd muß ich doch immer und immer wiederholen, daß er ſtets in allen Lagen des Lebens den Anſtand wahrte; daß er nie in Liederlichkeit und Gemeinheit verſank, ſondern ſtets mit Würde und Nobleſſe, mit Erhabenheit ſogar auftrat. Er war, wenn man ſo will, ein chriſtlicher Sultan, und weil er dieß war, legitimirte er ſeine unehelichen Kinder. Im hohen Alter endlich lernte er auch ſein Menſchthum kennen und mit den menſchlichen Sorgen erfaßte ihn zugleich die Reue. So ſtarb er, ſeiner Hinfälligkeit ſich bewußt, und trotz der devoteſten Buße doch den qualvollen Stachel der verfehlten Beſtrebungen im Gewiſſen.

Ganz anders Ludwig XV. Weil ſchwächlich, lehrte man ihn nichts, was irgend geiſtige Anſtrengung erfordert hätte, ſondern beſchränkte ſich darauf, ſeinen Körper auszubilden. Aus demſelben Grunde verſagte man ihm keinen leiblichen Genuß und ſo gewöhnte er ſich ſchon ſehr frühe daran, gerade den Genuß, das iſt die Befriedigung der leiblichen Begierden, für das einzig Begehrenswerthe im Leben zu halten. Es war eine traurige Erziehung und traurig waren auch die Folgen, denn Ludwig XV. blieb geiſtig träg, nicht ſelten ſogar zu träg, um nur zu reden, während er im Eſſen und Trinken faſt Jeden zu überwinden wußte. Im fünfzehnten Jahre ſchon verheirathete man ihn und lange Zeit blieb er ſeiner Frau treu. Warum aber? Weil ſie ihm körperlich genügte; weil er in ihrem Umgang alle die Befriedigung fand, welche ſeine Sinne begehrten. Sobald dieſe Befriedigung ihm verſagt wurde, hatte es auch mit ſeiner Treue ein Ende und er nahm faſt die Erſte — Beſte, die ihm in den Weg geworfen wurde, zum Erſatze. Mit ihr, der Mailly, begann das Skandalleben und die Schamloſigkeit. Man hielt kleine Soupers ab, das heißt man betrank ſich bis zur Bewußtloſigkeit und in ſolchem Zuſtande war es dem Monarchen einerlei, ob er die Mailly oder ihre Schweſter, die Vintimille, im Arme hielt. Einen Augenblick lang glaubte man, die Chateau-Roux werde ihn aufrichten. Man glaubte, ſie werde einen Mann, einen König aus ihm machen,

und wenn je ein Weib deſſen fähig geweſen wäre, ſo würde es die genannte Herzogin zu Stande gebracht haben. Allein ſie ſtarb zu früh und ſofort fiel der Monarch in ſeine alte geiſtige Trägheit, zugleich aber auch in ſeine alte Sinnlichkeit zurück. Jetzt begann das Reich der Pompadour und wie die Herrſchaft dieſer Dame ſich geſtaltete — ei nun, ich denke, der Leſer wird noch Alles vollſtändig im Gedächtniß haben. Genug, Frau von Pompadour erfand den Hirſchpark und machte dadurch den König in kurzer Zeit vollends zum reinen thieriſchen Wollüſtling. Ganze Tage und Nächte campirte er in jenem Harem, denn die Nymphen deſſelben waren ſo verführeriſch, daß ihm alle Fähigkeit, an etwas Anderes zu denken, ſo zu ſagen abhanden kam. Da lagen ſie nackt auf allen Grasplätzen und es ſchien faſt, als ob die Göttergeſtalten des Parks von ihren Piedeſtalen herabgeſtiegen wären. Frau Juno ſetzte ſich auf ſeinen Schooß und trillerte ihm ein Liedchen vor; Frau Minerva ſpielte in ſeinen Haaren und küßte ihm die Augen zu; Frau Venus aber zog ihn auf ihr Lager und machte mit ihren raffinirten Liebkoſungen, daß er die ganze Erde und noch Verſchiedenes dazu vergaß. Das Harem im Hirſchpark alſo abſorbirte ſein ganzes Ich, und zwar ſo ſehr, daß er bald zum völligen Sinnesthiere, zum reinen „Hirſch in der Brunſt“ herabgewürdigt wurde. Selbſt nicht einmal für das Theuerſte, was der Menſch hat, für ſeine eigenen Angehörigen fühlte er mehr ein Intereſſe, und als im Jahr 1761 ſein erſtgeborener Enkel, Louis-Joſeph-Xavier, Herzog von Burgund, ſtarb, ſo zuckte er kaum die Achſeln. Eben ſo wenig Theilnahme zeigte er beim Tode ſeiner Tochter, der Madame Henriette, wie man ſie titulirte, und faſt noch weniger beim Tode des Herzogs von Aquitanien, ſeines zweitgeborenen Enkels, obwohl ihm damals nur noch ein dritter Enkel, der im Jahr 1754 geborene Herzog von Berry, der nachmalige Ludwig XVI., übrig blieb. Sein Herz war ausgetrocknet und wenn er je einmal in den Stunden, die er nicht im Hirſchpark zubrachte — er konnte doch nicht des Tags vierundzwanzig Stunden lang der Liebe pflegen —, etwas fühlte, ſo war es Langeweile. Ja wohl, Langeweile, recht tödtliche, verzweifelte

Langeweile! Doch nein, so lange Frau von Pompadour lebte, kam dieses Gefühl nicht allzuoft oder besser gesagt nie allzulange über ihn, denn sie wußte so unendlich Vieles zu ersinnen, was ihn wenigstens momentan beschäftigte, und eben dadurch hatte sie sich ihm unentbehrlich zu machen gewußt.

Zu einem solch' traurigen Menschenkinde war Ludwig XV. herabgesunken, als die Frau Marquise von Pompadour starb und nun fragte es sich: wer sollte jetzt herrschen? Bis jetzt hatte dies die Frau Marquise gethan, aber nun? Doch wie man nur so fragen mochte! Allerdings die Frau Marquise von Pompadour war todt, aber Er lebte, der Herzog von Choiseuil, ihre rechte Hand in den letzten Jahren und wer hätte ihm das Regiment streitig machen sollen? Alle höheren Staatsstellen waren mit Männern besetzt, die ihm, oder was dasselbe heißen will, seiner verstorbenen Freundin Pompadour ihre Erhebung zu verdanken hatten, und von den Großen des Reichs, den Herzogen, Fürsten und Grafen nannten sich die Meisten — Viele gehörten zu seiner Verwandtschaft — seine Freunde. Nicht minder durfte er sich rühmen, bei allen auswärtigen Mächten äußerst wohl angeschrieben zu sein, und insbesondere stand er mit den Höfen von Lissabon und Madrid in dem innigsten Einvernehmen. Das Volk von Frankreich aber, vor allem die reiche Bürgerschaft von Paris war unendlich froh, endlich einmal das Weiber-Dominium los zu sein, und noch froher darüber, daß jetzt ein Mann an der Spitze der Geschäfte stand, der sich durch Geist, Energie, Freigebigkeit, Kühnheit, Großmuth und Noblesse gleich sehr auszeichnete. Wer hätte ihm also, ich wiederhole die Frage, das Regiment streitig machen sollen? Wer konnte sich rühmen, eine solche Gewalt über den in Stumpfsinn versunkenen König zu haben, um dem Premier auch nur einen Augenblick gefährlich zu werden, geschweige denn ihn zu stürzen?

Und doch trotz allem dem, gab es eine Parthei in Frankreich, welche auf diesen Sturz hinarbeitete — eine Parthei, von welcher kein Mensch hätte glauben sollen, daß sie noch einige Macht besitze, ja daß sie überhaupt noch existire. Wer war denn aber diese

Parthei? Keine andere als die der Devoten, an deren Spitze, wie früher, so auch jetzt noch die Patres Jesuiten standen! „Aber," so entgegnet mir der Leser, „die Gesellschaft Jesu war ja längst gesetzlich in Frankreich aufgehoben und man hatte nicht nur alle ihre Häuser geschlossen und für den Staat eingezogen, sondern es gab auch ein Edict, welches befahl, jedes Mitglied derselben, das sich irgendwo zeigen sollte, alsbald zu verhaften und über die Gränzen zu bringen." Alles vollkommen richtig; aber dennoch hatten die Herren Patres vom Orden Jesu es verstanden, sich in Frankreich zu halten, und nicht weniger war es Thatsache, daß sie nach wie vor über eine ziemliche Heerde von Auserwählten geboten. Auch ging es hiebei sehr einfach zu. Nicht Wenige der Jesuiten nehmlich und darunter gerade die Hervorragendsten verließen Frankreich gar nicht, sondern zogen nur, zugleich den Namen verändernd, weltliche Kleider an und wurden sofort von ihren bisherigen Anhängern entweder einfach als Hausfreunde aufgenommen, oder aber gab man ihnen zum Schein irgend eine Bedienstung, wie die eines Schloßvogts oder Haushofmeisters. Diese Umgehung des Gesetzes wurde besonders in Paris und Versailles vielfach ins Werk gesetzt und vornweg gaben sich hiezu alle Diejenigen her, welche es mit dem Dauphin Louis, dem eifrigsten Beschützer der Gesellschaft Jesu, hielten. So der Herzog von La-Vauguyon, den der Dauphin zum Erzieher seines Sohnes, des Herzogs von Berry ernannt hatte; so die Gräfin von Marsac, die Gouvernante der Töchter von Frankreich; so die Prinzessin von Carignan, welche, nachdem das Lieben und Geliebtwerden ein Ende erreicht hatte, zu den Devoten übergegangen war; so der Erzbischof von Paris, jener Christoph von Beaumont du Repaire, welcher wegen seiner Begünstigung des Jesuitenordens erst vor kurzem auf eine Zeitlang aus der Hauptstadt von Frankreich exilirt gewesen war; so der Kanzler von Lamoignon-Blancmesnil, ein Greis von fast achtzig Jahren aber immer noch von großer Energie; so der Herr von Nicolai, der Präsident der Oberrechnungskammer und so noch verschiedene Andere. Keine untergeordnete Leute waren es also, bei welchen die Herren Patres vom Orden Jesu eine

heimliche Zuflucht fanden, sondern meist Herren und Damen von sehr vornehmem Stande und alle von dem außerordentlichsten Eifer beseelt, den Herzog von Choiseuil, den großen Feind des Jesuitenordens, zu stürzen. Doch so groß auch ihr Eifer sein mochte, so geringfügig erschien, für den Anfang wenigstens, ihr Einfluß, denn bis jetzt, das ist bis zum Jahr 1765, war es ihnen noch nicht gelungen, die Stellung des Premier auch nur wankend zu machen, und ihr letzter Versuch, den sie zu diesem Zwecke in Scene setzten, hatte ihnen sogar bedeutend geschadet.

Zu Ende des Jahres 1764 nehmlich verfaßte der Herzog von La-Vauguyon mit Hülfe der Herren Patres eine lange Denkschrift, in welcher die Regierungsweise des Herzogs von Choiseuil mit den schwärzesten Farben gemalt wurde, und diese Denkschrift übergab der Dauphin in einem, wie er glaubte, sehr günstigen Augenblicke seinem Vater, dem Könige. Ludwig XV. nahm auch richtig das Machwerk entgegen und warf sogar, weil ihn sein Sohn sehr dringend darum bat, ganz gegen seine langjährige Gewohnheit einen forschenden Blick hinein. Kaum aber merkte er, um was es sich handle, so zuckte er mit den Achseln, und gab die Schrift dem Herzog von Choiseuil. Natürlich las sofort der Minister das Memorandum ganz genau durch und da dasselbe des Erdichteten bei weitem mehr enthielt, als des Wahren, so wurde es ihm sehr leicht, eine vollständige Widerlegung zu Stande zu bringen. Mit dieser Widerlegung in der Hand ging er zum Könige und bat ihn um die Erlaubniß, sie ihm in Gegenwart des Kronprinzen vorzulesen. Ludwig XV. nickte bejahend und schickte sogleich nach dem Dauphin. Daraufhin hielt der Herzog von Choiseuil seinen Vortrag und der König mußte wohl oder übel von Anfang an bis zu Ende zuhören. „Mein lieber Herzog," sagte dann Seine Majestät zu seinem Premier, „ich wußte zum Voraus, daß die ganze Anklage auf falschen Beschuldigungen beruhte; ebendeßwegen aber," wandte er sich darauf gegen seinen Sohn, „wirst du dem Herrn Herzoge deine Entschuldigungen machen und für die Zukunft verbiete ich dir, dich jemals wieder zum Träger solcher Unwahrheiten gebrauchen zu lassen." Natürlich mußte der Dauphin ge-

horchen und murmelte sofort auch wirklich einige Worte, die wie eine Entschuldigung lauteten. Der Sieg des Herzogs von Choiseuil war also ein entschiedener, allein damit hatte die Angelegenheit ihr Ende noch keineswegs erreicht. Den andern Tag nehmlich begegnete der Herzog dem Dauphin und machte ihm, wie sich's gebührte, seine tiefe Referenz; der Kronprinz aber stellte sich, als bemerkte er den Herzog nicht, und drehte ihm vor allen Zuschauern den Rücken. Sofort trat der Herzog von Choiseuil schnell einige Schritte vor und stellte sich hart vor den Dauphin. „Monseigneur," sagte er dann mit stolzer Miene, sich abermals tief verbeugend; „Monseigneur, es ist möglich, daß ich einmal das Unglück habe, Ihr Unterthan zu werden; das aber schwöre ich, zu Ihrem Diener werden Sie mich nie bekommen." Diese bittere Pille mußte der Dauphin hinunterschlucken, ohne irgend Genugthuung dafür bekommen zu können. Im Gegentheil, als er sich bei seinem Vater darüber beklagte, erhielt er noch dazuhin einen derben Verweis für seine Ungezogenheit und so wurde der Triumph des Herzogs von Choiseuil jetzt erst ein vollständiger.

In solcher Weise gestalteten sich nach dem Tode der Frau von Pompadour die Verhältnisse am Hofe zu Versailles, und nun nachdem wir dem Leser diese kurze Auseinandersetzung gegeben, können wir wieder zu unseren Geschichten zurückkehren. Wir versetzen uns also in den Palast, welchen der Herzog von Lavauguyon, der Gouverneur des Herzogs von Berry, in Versailles besaß, und zwar thun wir dieß an einem Spätfrühlingsabend des Jahres 1765; dort aber treffen wir verschiedene Personen, die sich sehr lebhaft mit einander unterhielten.

„Die arme Hoheit!" sagte eine betagte Dame, die Frau Gräfin von Marsac, mit einem tiefen Stoßseufzer. „Wahrhaftig, dem Prinzen ist ein trauriges Loos zugefallen."

„Gewiß ein sehr trauriges!" stimmte der Herzog von Lavauguyon bei. „Sich so von seinem Vater zurückgesetzt zu sehen! Aber davon," setzte er mit einem giftigen Blicke hinzu, „davon trägt allein dieser Minister die Schuld, dieser aufgeblasene verwegene Herzog, der den Staat regiert, als wäre er der gekrönte König."

„Auch ich haſſe ihn, wie wir alle," meinte darauf ein Anderer, der eine militäriſche Haltung hatte und ſich Herzog von Coislin nannte; „allein was nützt uns dieſer Haß? Der König iſt einmal an ihn gewöhnt und läßt ihn gewähren, wir mögen machen was wir wollen. So wäre es am Ende doch beſſer, Frieden mit ihm zu ſchließen, wozu er vielleicht nicht ſo ungern die Hand bieten würde."

„Er die Hand bieten?" rief ſofort ein älterer Herr, deſſen ganzes Weſen — tiefliegende ſtechende Augen, eine hohe kahle Stirne, blaſſe, fleiſchloſe Wangen und eine äußerſt hagere Statur — mit ſeiner geſtickten Uniform einen ganz eigenen Contraſt bildete. „Er die Hand bieten? Mit ihm Frieden ſchließen? Wiſſen Sie nicht, mein Herr Herzog, wie er ſich ſchon in ſeiner Jugend über uns geäußert hat? Damals als er in unſerem Collegium zu Amboiſe erzogen wurde?"

„Wohl, wohl, hochwürdigſter Herr" — der Träger der geſtickten Uniform war nehmlich kein anderer als der in weltlichen Kleidern ſteckende Jeſuiten-Pater de Montigny, früherer Prokurator des Profeßhauſes von Paris — „wohl, wohl," entgegnete der Herzog von Coislin begütigend; „allein was thut man nicht in der Jugend für Aeußerungen, beſonders wenn man ſo feuriger Natur iſt, wie der Herzog von Choiſeuil!"

„Zugegeben," nahm nun ein Herr in einem langen talarähnlichen Rocke das Wort — ebenfalls ein früheres Mitglied des Ordens Jeſu, der Pater-Provincial de Sacy; „zugegeben; aber dieſer Herzog hat auch ſpäter in jeder Lage ſeines Lebens uns wo er nur immer konnte verfolgt. Ja er hat bewieſen, daß er uns nicht bloß haßt, ſondern daß ſeine Abſicht iſt, in uns die katholiſche Kirche ſelbſt mitſammt ihrem Oberhaupte, dem Pabſte, zu vernichten. Wie könnte alſo je zwiſchen ihm und uns eine Verſöhnung ſtattfinden?"

„Mein theuerſter Freund," wandte ſich nun, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, der Herzog von Lavauguyon an den Pater de Montigny, „Sie verſprachen ſich ſo viel davon, daß es Ihrem Neffen gelungen iſt, ſich bei des Königs erſtem

Kammerdiener Lebel einzuschmeicheln und von diesem für den verstorbenen Marquis von Langeac als Lieferant des Hirschparks angestellt zu werden. Allein bis jetzt scheint er noch kein passendes Wesen gefunden zu haben."

„Ich sah ihn seit mehreren Wochen mit keinem Auge," erwiederte der Pater mit niedergeschlagenen Augen; „doch verzweifle ich noch immer nicht an dem Erfolge."

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter in's Zimmer und flüsterte dem Herzog von Lavauguyon einige Worte in's Ohr. „Wenn man vom Wolfe spricht, so erscheint er," sagte sofort letzterer laut, indem er dem Diener einen Wink gab. „Der Herr Marquis von Montigny bittet um die Erlaubniß, uns einige Mittheilungen zu machen, und ich habe ihm sagen lassen, daß er höchlich willkommen ist."

Unmittelbar darauf trat der Genannte ein und Aller Augen richteten sich sofort nach ihm. Es war ein Mann von höchstens sechsunddreißig Jahren, vielleicht auch noch jünger, mit schlauem Blick, doch ziemlich abgelebt. Der Kleidung nach gehörte er den höhern Ständen an und auch sein Benehmen stimmte ganz zu dem der adeligen Roués. In der Wahrheit aber hatte er sich den Titel „Marquis" blos angemaßt, wie es damals Viele thaten, und die sämmtlichen Anwesenden wußten dieß ganz genau, obwohl sie sich nicht das Geringste merken ließen.

„Du hast Dich lange Zeit nicht blicken lassen, mein Sohn," sagte der Pater de Montigny zu seinem Neffen, nachdem er diesem Zeit gegönnt hatte, sich nach allen Seiten hin tiefunterthänigst und doch mit einer gewissen Unverschämtheit zu verbeugen.

„Der Dienst, der Dienst," erwiederte der Neffe. „Ach, mein hochwürdigster Ohm, Sie haben gar keinen Begriff, wie außerordentlich ich in Anspruch genommmen bin. Ueberdieß muß ich mich der äußersten Vorsicht befleißigen, denn meine Stellung wäre augenblicklich verloren, so wie man nur ahnte, daß ich es mit Ihrer Parthei halte."

„Nun, und was bringen Sie aus Paris?" fragte sofort der

Herzog von Lavauguyon. „Geruhen Seine Majestät immer noch, den Hirschpark recht fleißig zu frequentiren?“

„Mehr als je,“ entgegnete der Marquis mit einer häßlichen Grimmasse. „Soll ich Ihnen vielleicht von den neuesten Liebhabereien des Königs erzählen? Da ist zunächst zu nennen das Töchterlein des Herrn von Esparbés, welches dieser um eine Pension von fünfzehntausend Livres verkauft hat. Das Kind hat Zähne wie Elfenbein und einen Mund so würzig, wie eine Nelke. Darum nennt es auch Seine Majestät nie anders, als seinen kleinen Liebesschnabel, und ich finde diese Bezeichnung äußerst passend. Da ist ferner Signora Gandi, wie sie sich selbst nennt. Freilich eine Signora von noch nicht ganz fünfzehn Jahren, aber eine Römerin, und diese sind in solcher Jugend schon sehr weit vorangeschritten. Auch scheint es in der That, als ob der König nicht der erste.....“

„Lassen wir diese Spezialitäten,“ unterbrach ihn der Herzog von Lavauguyon, als er sah, daß die Frau Gräfin von Marsac Miene machte, aufzustehen. Ueberhaupt interessiren uns die Bewohnerinnen des Hirschparks nicht, denn diese werden nie einen bleibenden Einfluß auf den König ausüben. Allein man sagt, daß neuester Zeit zwei erwachsene Damen sich Hoffnung, und zwar mit Grund sich Hoffnung machen, die Stellung zu erlangen, welche die verstorbene Pompadour inne hatte.“

„Ah,“ lachte der Marquis von Montigny; „Sie meinen die Frau von Saint-Helène und die Frau Herzogin von Grammont, die Schwester unseres allmächtigen Ministers, des Herzogs von Choiseuil. Nun ja, die Frau von Saint-Helène, eine Creolin von seltener Schönheit, verstand es in der That, den König zu bezaubern, so daß er ihr einige Apartements über den kleinen Ställen neben der Eremitage einrichten ließ, und überdem gab er ihr gleich zum Einstand ein Nadelgeld von hundertdreißigtausend Livres in Gold. Allein nach den ersten vierzehn Tagen schon fand Seine Majestät, daß die schöne Dame wohl sehr viel Körper, aber desto weniger Unterhaltungsgabe besitze, und von jener Zeit an ließ die Liebe nach. Selbstverständlich, denn Seine Majestät haben, wie

Jedermann weiß, das Bedürfniß, unterhalten zu werden und ſind keineswegs dazu geſchaffen, Andere zu unterhalten."

„Gut," ſagte der Herzog von Coislin, als der Marquis hier eine Pauſe machte; „die Frau von Saint-Helène wird ſich alſo wohl nie zu einer Pompadour emporſchwingen. Allein von der Frau Herzogin von Grammont wird man doch gewiß nicht ſagen können, daß ſie keinen Geiſt beſitze, und ihre Chancen dürften demnach ganz anders ſtehen."

„Nicht im Mindeſten," erklärte der Marquis von Montigny mit großer Beſtimmtheit; „im Gegentheil noch etwas ſchlimmer. Zwar das muß man ihr laſſen, Geiſt hat ſie und Witz nebſt Schärfe des Urtheils dazu hin. Es glückte ihr daher auch im Anfang, den König ganz köſtlich zu amüſiren, beſonders wenn ſie ihm von der Chronique ſcandaleuſe der fremden Höfe erzählte. Allein wiſſen Sie, warum die Dame auf den König keinen Eindruck machen konnte? Nun einfach, weil ſie Manieren hat, welche ich brutal nennen möchte, und weil ſie überdem mit ihrer groben Baßſtimme nothwendig einen Degout erregen muß. Mit einem Wort, Frau von Grammont iſt eine Art von Mannweib und ſolche hat Ludwig XV. noch immer bald ſatt gehabt."

„Alſo," fragte jetzt die Frau Gräfin von Marſac, mit dem Herzog von Lavauguyon einen Blick wechſelnd; „alſo glauben Sie, die Stelle der Frau von Pompadour ſei noch immer vacant?"

„Ich glaube es nicht, ich weiß es," war die Antwort des Marquis; „aber ſie wird es nicht mehr lange ſein, denn wenn die hohen Herrſchaften mit mir einverſtanden ſind, ſo wollen wir ſie wo möglich morgen ſchon beſetzen."

„Was?" rief der Herzog von Lavauguyon, wie electriſirt aufſpringend. „Was? Sie haben eine paſſende Dame gefunden und ſagen uns das jetzt erſt? Und dazuhin ſo ruhig und kalt, als ob es die gleichgültigſte Sache von der Welt wäre!"

„Hm!" räuſperte ſich der Marquis. „Was den letzteren Vorwurf betrifft, ſo glaube ich ihn längſt durch die That widerlegt zu haben. Ich ſtöbere ja nun ſchon ſeit einem Vierteljahre ganz Paris und Umgebung durch, um etwas Apartes zu finden,

und darf wohl ſagen, daß ich mir Tag und Nacht keine Ruhe gönnte. Noch mehr, ich opferte durch dieſe meine Studien geradezu meine Geſundheit auf und kam noch nebenbei, weil ich ſelbſt die verrufenſten Häuſer nicht bei Seite ließ, nur zu oft in die Lage, mein Leben zu riskiren. Wenn Sie aber ſagen, ich hätte die paſſende Dame gefunden, ſo muß ich gegen den Ausdruck Dame proteſtiren. Meine Auserwählte iſt keine Dame, ſondern ein Kind des Volks."

„Keine Dame?" ſagte die Gräfin von Marſac in lang gedehntem Tone. „Sie können doch dem Könige nicht zumuthen, daß er ſich mit einer Bürgerlichen gemein mache?

„Der Meinung bin ich auch," ſetzte der Herzog von Coislin beiſtimmend hinzu. „Der König müßte ſich nothwendig vor den gemeinen Manieren einer ſolchen Creatur entſetzen. Auch könnte er ſich ja keine Viertelſtunde lang mit ihr unterhalten, ohne einen Ekel an ihrer Ausdrucksweiſe zu bekommen."

„Sicherlich," entſchied der Herzog von Lavauguyon. „Geſetzt aber auch, was ganz unmöglich iſt, der König würde Gefallen an ihr finden und ſie, was freilich noch unmöglicher ſein dürfte, zur herrſchenden Mätreſſe erheben, wie ſtünde es dann um uns, um den ganzen Hof? Man würde uns doch wahrhaftig nicht zumuthen können, mit einer ſolchen Perſon umzugehen oder ſie gar als uns ebenbürtig anzuerkennen!"

„Aber," wandte endlich, als alle anweſenden Herren und Damen dem Herzog von Lavauguyon in ſtürmiſcher Weiſe zuſtimmten, der Pater de Sacy ein: „ſo viel mir bekannt, war auch Frau von Pompadour bürgerlichen Standes."

„Frau von Pompadour bürgerlichen Standes?" rief die Gräfin von Marſac. „Sie täuſchen ſich, mein guter Pater. Herr Poiſſon war nur ihr nomineller Vater; ihr wirklicher aber hieß, wie Gott und die Welt weiß, Le-Normand de Tournehem. Auch ließ ſie dieſer wie eine Dame von höchſtem Stand erziehen und ſomit fällt Ihr Einwand in Nichts zuſammen."

„Es wäre vermeſſen von mir, Ihnen widerſprechen zu wollen, verehrteſte Gräfin," nahm jetzt, als alle ſchwiegen, der Pater de

Montigny das Wort; „allein die Billigkeit dürfte doch wohl erfordern, meinen Neffen wenigstens anzuhören. Vielleicht hat er Gründe, möglicherweise sogar gute Gründe, warum er gerade auf die Persönlichkeit, von der er spricht, verfallen ist.“

Diese Bemerkung leuchtete dem Herzog von Lavauguyon ein. „Sie haben recht, mein alter Freund,“ sagte er; „also reden Sie, mein Herr Marquis.“

„Ich nannte,“ begann sofort der Marquis, der bisher mit einem fast cynischen Lächeln zugehört hatte; „ich nannte meine Auserwählte ein Kind des Volks, keine Bürgerliche, und das ist ein ziemlicher Unterschied. Nicht nur nehmlich darf sie sich nicht rühmen, eine Herzogin, oder eine Marquisin, oder eine Gräfin, oder auch nur eine Adelige schlechtweg zu sein, sondern sie gehört nicht einmal dem Stande an, welchen man den Bürgerstand nennt. Nein, nein, sie ist weder eine Krämers- noch eine Handwerkerstochter, vielmehr, wie ich sagte, ein Kind des Volkes, des niedersten Volkes sogar, oder um mich noch deutlicher auszudrücken der Canaille. Auch genoß sie durchaus keiner Erziehung, wenigstens nicht dessen, was wir Erziehung nennen, und ich glaube kaum, daß sie auch nur correct schreiben kann.“

Verblüfft, ja mehr noch, erstarrt sahen sich die Anwesenden an und die Gräfin von Marsac schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Aber,“ fragte endlich der Herzog von Lavauguyon, als der Marquis hier längere Zeit inne hielt, um mit spöttischer Miene die Wirkung seiner Worte zu beobachten; „aber was trieb sie denn bisher? Von was lebte sie?“

„Nun was wird sie getrieben haben?“ erwiederte der Marquis höchst kaltblütig. „Sie lernte nähen und sticken und fungirte bald da bald dort als Mamsell in einem Putzgeschäft. Nebenbei aber war sie, wie sich das bei derlei Jüngferchen von selbst versteht, ein klein wenig Lorette.“

„Lorette!“ stöhnte die Gräfin von Marsac, indem sie halb ohnmächtig auf ihren Stuhl zurücksank.

„Sie stoßen sich an dem Ausdruck, meine gnädigste Gräfin?“

fuhr der Marquis in ſeiner cyniſchen Weiſe fort. „So wollen wir ihn ändern und ſagen: Straßendirne. Ja wohl, Straßendirne; ich kann das Wort nicht zurücknehmen. Zeitweiſe wohl auch Bewohnerin eines öffentlichen Freudenhauſes, wie zum Beiſpiel erſt vor wenigen Jahren noch bei Tante Gourdan, welche vielleicht einigen der anweſenden Herren bekannt ſein dürfte, denn Frau Gourdan empfängt viel vornehmen Beſuch.“

Abermals trat eine tiefe Stille ein, als der Marquis hier wieder eine Pauſe machte, und noch erſtarrter ſahen die Herren und Damen darein.

„Dort, bei der Gourdan, haben Sie die Perſon wohl kennen gelernt?“ bemerkte endlich mit höchſt verächtlicher Miene der Herzog von Lavauguyon.

„O nein, mein Herr Herzog,“ entgegnete der Marquis ſich tief verbeugend, „ſondern bei einem ſehr hochadeligen Herrn, einem Vicomte. Doch davon ſpäter, denn vor Allem werden Sie von mir wiſſen wollen, wie das Dämchen, von dem ich ſpreche, ausſieht. Wo ſoll ich aber da beginnen und wo aufhören? In der That der Reize ſind zu viele, als daß ich ſie alle beſchreiben könnte, und ich darf wohl ſagen, in meinem Leben habe ich noch kein junges weibliches Weſen geſehen, von deſſen blendender Schönheit ich mehr hingeriſſen worden wäre. Die Augen, der Mund, die Zähne, die Lippen, die Haut, das Haar, der Hals, der Buſen, die Hüften — mein Gott, Alles iſt vollkommeu an ihr und ich kann mich deßhalb des Gedankens nicht entſchlagen, daß, wie ſie Gott Vater erſchaffen hat, Frau Venus ihm Modell geſeſſen haben muß. Genug übrigens, mein Dämchen führt den Beinamen l'Ange, der Engel, und wenn je ein Beinamen verdient war, ſo iſt es dieſer.“

Zum dritten Male hielt hier der Marquis ſtille, um ſich die Geſichter der Anweſenden zu betrachten, denn er hatte offenbar ſeine innige Freude an ihrer Verblüfftheit und gab ſich auch gar keine Mühe, dieſe Freude zu verbergen.

„Mein Herr Marquis,“ rief nun der Herzog von Coislin, in ziemlicher Aufregung, „ich denke, wir brechen hier ab. Schön-

heiten, und zwar Schönheiten ersten Ranges hat der König schon viele besessen und wenn Sie sonst nichts für Ihre Schutzbefohlene anzuführen wissen, so wäre es eine Thorheit, noch weiter von der Sache zu reden."

„Vollständig mit Ihnen einverstanden," lächelte der Marquis sich abermals tief verbeugend; „ganz vollständig, und dieß bringt mich eben auf die Hauptsache. Der König besucht, wie ich Ihnen bereits sagte, den Hirschpark so eifrig als je, und alle seine körperlichen Gelüste finden dort ihre Befriedigung. Allein jedwedes Ding hat seine Grenze und so ist es auch mit dem Lieben. Der König kann also nicht den ganzen Tag und die Nacht dazu in der Eremitage zubringen, sondern es kommen auch Stunden und zwar sehr viele Stunden, die er anderweitig ausfüllen muß. Womit aber? Mit Regierungsgeschäften? Sie eckeln ihn an. Mit der Jagd? Seine Majestät haben die fünf und fünfzig passirt und lieben derlei Anstrengungen nicht mehr so gar sehr. Mit Lesen? Pah, Ludwig XV. und lesen. Mit was aber denn? Ja darin liegt eben die Schwierigkeit und seine nächste Umgebung zerbricht sich den Kopf, wie sie diesem Uebelstande abhelfen könne. Bis heute jedoch ohne Resultat und es gibt Zeiten, wo Seine Majestät vor Langerweile fast stirbt."

„Weiter, weiter," drängte der Herzog von Lavauguyon, jetzt auf einmal sehr aufmerksam werdend.

„Woher kommt nun dieß?" fuhr der Marquis fort, indem er einen triumphirenden Blick über die Anwesenden hinlaufen ließ. „Ich habs herausgefunden, ich ganz allein. Alle bisherigen Geliebten des Königs gehörten zu einem und demselben Schlage. Sie waren sämmtlich mehr oder minder hochadelig und also auch sämmtlich nach einem und demselben Modell gebildet, Somit drehte sich ihre Unterhaltung fast immer um das nemliche Thema und alle Kurzweil, die sie dem König boten, bestand in Conzerten, Bällen, Comödien und was dergleichen mehr ist. Mein Gott, immer die alte Litanei! Das mußte den armen, abgenützten, in derlei Genüssen übersättigten Monarchen langweilen! Was will nun aber ich? Ich will ihm was Neues geben, etwas ganz

Apartes, noch nie Dageweſenes. Ich will ihn durch meinem Engel mit einer Welt bekannt machen, von der er bis jetzt keine Ahnung hatte, und mein Kind des Volks ſoll ihn mit Späſſen tractiren, die ihn vor Lachen gar nicht zu ſich ſelbſt kommen laſſen werden. Verſtehen Sie mich nun, Herr Herzog von Lavauguyon?"

„Ich denke ſo," erwiederte dieſer, indem er den Marquis mit einem ganz andern Auge betrachtete, als bisher. „Aber wird denn Ihr Engel, wenn er wirklich ſo unwiſſend und ungebildet aufgewachſen iſt, als Sie ſelbſt ſagten — wird denn Ihr Engel oder Ihr Kind des Volkes die geiſtigen Fähigkeiten beſitzen, um dem König alle Tage etwas Neues aufzutiſchen?"

„Ah, Herr Herzog," lachte der Marquis, „Sie meinen wohl, mein Engel gehöre zu jener Sorte von Himmelsbewohnern, welche vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen Hallelujah ſingen und höchſtens zur Abwechslung einmal Hoſianna? Nein, nein, meine Schöne iſt vielmehr aller Teufeleien voll und ſpringt mit gleichen Füßen von einer Tollheit in die andere. Ich ſage Ihnen, ſie ſingt und jobelt wie ein Tyroler; ſie trinkt und flucht wie ein Dragoner; ſie tanzt und ſpringt wie ein Seiltänzer; ſie lacht und reißt Zoten wie eine Marketenderin. Aber glauben Sie wohl, damit beleidige Sie das Gefühl? Ganz ſicherlich nicht, denn ſie thut das alles mit einer Manier, daß man darüber entzückt iſt. Das macht, ſie hat Humor und Geiſt und Witz und dazuhin ein weiches Gemüth, wodurch Alles, was aus ihrem Munde kommt oder was ihre Hände berühren, mit einem zarten Hauch überzogen wird, als wäre es aus Seide gewoben. Ueberdem wie abſonderlich weiß ſie ſich nicht zu putzen! Ich meine nicht jenen ſchwerfälligen Putz, wie ihn unſere bereifrockten vornehmen Damen lieben; jene Ueberladung mit Gold und Sammet und Edelſteinen, daß der Körper ein ordentliches Gewicht zu tragen hat. Nein, ich meine den Putz, der durch eine Blume im Haar, eine Schleife am Kleide erzeugt wird, ſo bald man die Blume und Schleife mit Genialität anzubringen verſteht. Endlich wie kann ſie erzählen und ſchwatzen! Und dann vollends lachen! Ich ſage Ihnen, ſie lacht ſo, daß man nothwendig mitlachen muß, man mag wollen oder nicht. Mit einem

Wort, ſo bald man ſie nur anſieht, ſchwinden alle trüben Gedanken."

Eine tiefe Stille herrſchte, während der Marquis ſo ſprach, und die Blicke aller Anweſenden hingen unverwandt an ihm. Auch als er geendigt, herrſchte das Stillſchweigen noch einige Zeit fort, denn ſeine Worte hatten einen großen Eindruck hervorgebracht.

„Mein lieber Marquis," ſagte endlich der Herzog von Lavauguyon, „Sie machen da eine wahrhaft begeiſterte Schilderung von Ihrem Kind des Volks und wenn ſich das Alles ſo verhält, ſo ... aber," unterbrach er ſich ſelbſt, „könnten wir dieſes Wunderkind nicht von Angeſicht zu Angeſicht ſehen?"

„Gewiß," erwiederte der Marquis, „gewiß können Sie das, und eben deßwegen bin ich heute hierher gekommen?"

„Ganz gut, mein lieber Marquis," fuhr nun der Herzog mit einiger Verlegenheit fort; „aber es dürfte doch wohl nicht angehen, daß wir in eine jener Laſterhöhlen ....."

„Ah," lachte der Marquis, als der Herzog hier ſtockte, „Sie meinen, mein Kind des Volks befinde ſich in einem jener öffentlichen Häuſer, von denen Paris derzeit überfüllt iſt? Nein, nein, ſondern dahin, wohin ich Sie zu führen gedenke, können Sie ohne Anſtand gehen. Es iſt das Haus des Herrn Vicomte von Dubarri."

„Dubarri! Dubarri!" ſagte der Herzog von Lavauguyon ſich beſinnend. „Etwa derſelbe Vicomte Dubarri, welchen der Herzog von Choiſeuil, als er um eine Anſtellung ſupplicirte, ſo ſchnöde abgewieſen hat?"

„Derſelbe," meinte der Marquis trocken.

„Nun in dieſem ſpeciellen Fall," ſetzte nun der Herzog hinzu, „will ich den Herzog von Choiſeuil nicht tadeln, denn der Vicomte iſt als ein grenzenloſer Wüſtling bekannt, der ſein Vermögen längſt verſchwelgt hat und nun von den unlauterſten Mitteln lebt. Bei ihm alſo befindet ſich Ihre Auserkorene? Und natürlich als ſeine Mätreſſe!"

„Wenn Sie ſo wollen, ja," verſetzte der Marquis. „Doch iſt ſie weniger dies, als ſein Lockvogel."

„Sein Lockvogel?“ rief der Herzog die Augen wieder weit aufreißend. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Nun,“ lächelte der Marquis „der Herr Vicomte hält gegenwärtig ein Spielhaus, und da muß er doch eine Leimruthe haben, an der sich die Gimpel, die er rupfen will, fangen. Glauben Sie mir, sie verhilft ihm täglich zu einer recht hübschen Summe, denn ihren süßen Blicken können die Narren nicht widerstehen.“

„Aber,“ warf die Frau Gräfin von Marsac ein, „in diesem Fall wird er sich nicht von ihr trennen wollen. Oder ist sie vielleicht seiner müde, und will ihn verlassen?“

„Das nicht,“ entgegnete der Marquis, „sondern sie hängt vielmehr sehr an ihm. Aber der Herr Vicomte ist ein vernünftiger Mann und wird — ich habe bereits bei ihm auf den Busch geklopft — mit sich sprechen lassen. Mit einer Summe von hundert tausend Livres, denke ich, könnte man viel bei ihm ausrichten.“

„Eine hübsche Summe,“ meinte der Herzog von Lavauguyon.

„Eine wahre Kleinigkeit für solch' ein Wunderkind,“ meinte der Marquis trocken. „Uebrigens das Geld ists nicht allein, was den Marquis geneigt macht, den Handel mit uns abzuschließen. Er hat noch einen anderen gewichtigeren Grund.“

„Ah so,“ versetzte der Herzog von Lavauguyon, „und der wäre?“

„Sie wissen,“ erklärte der Marquis, „der Herzog von Choiseuil beleidigte den Vicomte tödtlich und Herr von Dubarri ist nicht der Mann, eine Beleidigung zu vergessen. Er will sich also an dem Herzog rächen und denkt, wenn sein Lockvogel beim König installirt sei, so könne ihm seine Rache nicht entgehen. Sie sehen, meine Herrschaften, der Vicomte verfolgt ganz dieselben Zwecke, wie Sie selbst.“

Wiederum trat eine Pause ein, denn die Auseinandersetzungen des Marquis gaben den sämmtlichen Anwesenden viel Stoff zum Nachdenken; offenbar aber neigten sich Alle dahin, demselben zuzustimmen.

„Ich habe noch einen Einwand, mein Herr Marquis,“ sagte endlich der Herzog von Lavauguyon. „Gesetzt den Fall, Ihr

Wunderkind wäre wirklich die Person, den alternden König zu fesseln, und gesetzt den weiteren Fall, wir würden mit dem Vicomte Dubarri über ihre Abtretung einig; wie spielen wir sie dann dem Könige in die Arme?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen," erwiderte der Marquis in sehr entschiedener Weise. „Sie wissen, in welcher Eigenschaft ich von Seiner Majestät erstem Kammerdiener angestellt bin und es kostet mich also nur ein Wort, so eilt Lebel zu Dubarri, um ihm den Engel abzuhandeln. Natürlich aber darf er keine Ahnung davon haben, daß wir mit dem Vicomte in irgend welcher Verbindung stehen."

„Ich verstehe, ich verstehe," lachte der Herzog von Lavauguyon laut auf, „der Herr Vicomte wird sich einen doppelten Kaufpreis zahlen lassen, den einen von uns, den andern von Lebel, und auf spätere Vortheile wird er ebenfalls Bedacht nehmen. Doch, was meinen Sie, meine Freunde, wollen wir den Handel eingehen? Ich für meinen Theil bin bereit dazu."

„Wir alle sind's," rief Herr von Lamoignon-Baville, nachdem er seine Augen hatte rund herumgehen lassen, „und das Geld liegt bei meinem Ohm, dem Kanzler, parat."

„Abgemacht also," sagte der Herzog von Lavauguyon, „und nun, Marquis, wann können wir den Vicomte von Dubarri sprechen?"

„Wann?" entgegnete der Marquis. „Heute Nacht noch. Gegen zwölf Uhr nimmt das Spiel bei ihm ein Ende und dann sind wir ungestört. Ich habe einen geschlossenen Wagen mitgebracht, in dem außer mir noch drei Herren Platz haben. Bitte also zu bestimmen, wer mich begleiten soll."

Es war bald abgemacht und zehn Minuten später fuhren der Herzog von Lavauguyon, der Herzog von Coislin und der Herr von Lamoignon-Baville mit dem Marquis von Montigny von Versailles nach Paris, um dem Herrn Vicomte von Dubarri seinen Lockvogel um hunderttausend Livres abzukaufen.

Zweites Kapitel.

Eine öffentliche Dirne wird hoffähig (1765 — 1766.)

Im Frühling des Jahres 1744 führte das Schickſal den Armeelieferanten Billard Dumouceau nach der in der Champagne gelegenen kleinen Stadt Vaucouleurs, welche durch nichts berühmt iſt, als dadurch, daß in ihr die Jungfrau von Orleans das Licht der Welt erblickte. Er blieb etwa vierzehn Tage daſelbſt, im Hauſe eines Bekannten, eines höheren Beamten, und während ſeiner Anweſenheit traf ſich's, daß die Frau eines untergeordneten Acciſeſchreibers, Namens Gomart, mit einem Mädchen in die Wochen kam. Gomart wandte ſich an die Gattin ſeines Vorgeſetzten — eben des höheren Beamten, den ich gerade genannt — mit der Bitte, das Kindlein aus der Taufe zu heben, und lachend ſagte dieſe zu Herrn Dumouceau, er möchte ihr Mit-Gevattermann werden. Als ein galanter Mann konnte derſelbe hiezu nicht Nein ſagen und ſo wurde er der Pathe der Neugebornen, welche in der Taufe den Namen Marie-Jeanne, zu deutſch Anna-Maria, erhielt. Wenige Tage nachher reiste Herr Dumouceau ab und natürlich kam ihm ſofort ſein Pathenkind vollkommen aus dem Gedächtniß. Er hatte ein ſeinem Richthum entſprechendes Taufpräſent gegeben und damit glaubte er für immer genug gethan zu haben.

Verschiedene Jahre nachher, als er sich längst wieder in Paris befand, meldete ihm sein Diener eine Landfrau, welche ein Kind bei sich habe und ihn sprechen wolle. Er ließ Beide eintreten und siehe da, die Landfrau präsentirte sich ihm als Frau Gomart; das Kind aber war die inzwischen sechs Jahre alt und recht hübsch gewordene Maria-Anna, welche er aus der Taufe gehoben hatte. Frau Gomart erzählte ihm, daß sie Wittwe geworden und sofort nach Paris gezogen sei, um da ihr Brod zu verdienen, denn ihr Mann habe ihr nichts hinterlassen. Auch bringe sie sich mit Waschen und anderen ähnlichen Handthierungen nothdürftig fort; doch würde ihr, meinte sie am Schluß ihrer Erzählung, eine kleine Unterstützung sehr gut thun und deßhalb habe sie sich auch die Freiheit genommen, bei dem Pathen ihres Töchterleins, nachdem sie denselben ausfindig gemacht, vorzusprechen. Herr Dumouceau schenkte ihr also zwanzig Livres und sagte ihr, daß sie sich jeden Monat dieselbe Summe bei ihm holen könne. Damit aber hatte diese erste Wiederbegegnung ein Ende.

Nicht lange hernach nahm sich Herr Dumouceau eine Mademoiselle Fréderic, eine renommirte Courtisane, zur Geliebten und logirte sie auf seinem Landhause in Courbevoye, nahe bei Paris, ein. Da kam ihm nun der Gedanke, er könnte die Wittwe Gomart als Köchin bei derselben installiren und das that er denn auch augenblicklich. Die kleine Maria-Anna aber brachte er nach St. Aure in eine von Nonnen geleitete Mädchenschule, in welcher man den Kindern das Credo und den Katechismus nebst verschiedenen anderen religiösen Uebungen eintrichterte und sie nebenbei auch ein klein wenig im Lesen und Schreiben unterrichtete. So weit war Alles gut; allein bald merkte Mademoiselle Fréderic, daß sie in Frau Gomart nicht blos eine Köchin, sondern auch eine Spionin besitze, welche jeden Schritt, den sie that, belauerte und darüber dem Herrn Dumouceau Bericht erstattete. Das gefiel der Mademoiselle ganz und gar nicht und sie belauerte nun auch ihrerseits die Köchin. Was fand sie aber da? Nicht mehr und nicht weniger, als daß Frau Gomart von einem Vetter, wie sie ihn nannte, das ist von einem gewissen Pater Gomart, der schon in Vaucouleurs ihr Beicht-

vater und Tröſter geweſen war, ſehr viele Beſuche empfange und daß der Umgang zwiſchen dieſen Beiden ein ſehr vertrauter ſei. Ja, nicht genug an dem, der Pater ging auch oft nach St. Aure und überhäufte da die kleine Maria-Anna in ſo auffallender Weiſe mit ſeinen Liebkoſungen, daß gegründeter Verdacht aufſteigen mußte, er ſtehe dem Kinde viel näher als er hätte ſollen. Herr Gott, welche Verworfenheit! Nein, dazu konnte Mademoiſelle Fréderic nicht ſtillſchweigen und ſie ruhte alſo nicht, bis Herr Dumouceau die Wittwe Gomart aus dem Hauſe jagte und zugleich die Hand von ſeinem Pathenkinde abzog. Die kleine Maria-Anna mußte alſo St. Aure verlaſſen, noch ehe ſie viel gelernt hatte, und ſie blieb von da an wieder bei ihrer Mutter, welche zum alten Handwerk des Waſchens zurückgriff.

So vergingen wieder mehrere Jahre, über die ſich nichts weiteres berichten läßt, als daß es ſich die Wittwe recht ſauer werden laſſen mußte, ſich mit ihrer Tochter durchs Leben zu bringen. Doch wuchs die letztere kräftig heran und bald zeigte ſich's, daß ſie dereinſtens eine Schönheit werden würde. Auch war ſie ſtets luſtig und guter Dinge, ſelbſt wenn der Magen noch ſo arg knurrte, und ſie galt unter ihren Kamerädinnen als die bei weitem aufgeweckteſte, weßhalb man ihr in jener Zeit den Beinamen „der kleine Kobold" gab. Eine große Veränderung brachte endlich das Jahr 1759. Frau Gomart nehmlich bekam damals den Abbé d'Uſſon de Bonnac zum Kunden und dieſer fand an der ſehr drallen und mit viel Körperfülle geſegneten Waſcherin einen ſolchen Gefallen, daß er ſie zu ſeiner Haushälterin erkieſte. Zur Grundbedingung aber, als er mit ihr contrahirte, machte er, daß die Tochter aus dem Hauſe müſſe, denn er befand ſich in keinen beſonders glänzenden Vermögensverhältniſſen und wollte überdieß — man hätte ja das hübſche Mädchen für ſein Kind halten können — den böſen Schein meiden. Nun hatte Maria-Anna in den letzten paar Monaten bei einer Nachbarin etwas nähen gelernt und hierauf bauend eilte Frau Gomart mit ihr zu Madame Labille, einer der erſten Modehändlerinnen von Paris, welche immer ihre vierzig bis fünfzig Arbeiterinnen beſchäftigte.

Madame Labille beſah ſich das nunmehr fünfzehnjährige Kind, oder beſſer geſagt die aufkeimende Jungfrau, und da ſie an derſelben ungewöhnliche Reize entdeckte, ſo ging ſie ſogleich auf ein Engagement ein. „Wenn ſie auch noch eine Anfängerin im Nähen iſt," dachte ſie, „ſo verſchlägt mir das wenig, denn ich werde ſie im Magazin verwenden und ihr hübſches Köpfchen ſoll mir der Kunden eine Menge herbeiführen."

Maria-Anna war alſo jetzt in einem Modewaarenladen placirt, aber merkwürdigerweiſe nicht als Maria-Anna Gomart, ſondern als Maria-Anna Lançon. Unter dieſem Namen nehmlich hatte ſie ihre Mutter, dem Willen des Abbé gemäß, bei Madame Labille eingeführt, denn Frau Gomart ſollte von nun an als kinderloſe Wittwe gelten. Doch gleichgültig, Maria-Anna war placirt, und da das Geſchäft der Frau Labille zu den rennomirteſten gehörte, ſo kann man ſich wohl denken, wie viel Damen dort tagtäglich aus- und eingingen. Die meiſten derſelben aber waren von Herrn begleitet und von dieſen Herrn ließen nicht wenige ihre Augen recht behaglich auf der neuen Ladenjungfer ruhen. Auch blieb es natürlich nicht bei der Augenſprache, ſondern hinterdrein kam der mündliche Austauſch der Gefühle und bald verging kein Tag, an welchem unſerer Heldin nicht ein Liebesantrag gemacht worden wäre. Dazu noch die frivolen Geſpräche ihrer Mitarbeiterinnen, welche alle längſt ihre Erfahrungen in Sachen der Courmacherei gemacht hatten, ſowie die Coquetterie, welche an ſich ſchon in einem jeden Putzgeſchäfte liegt — man denke nur an die Schnürbrüſte, die künſtlichen Cüls, die Pompons und den ſonſtigen Ausputz — — — kurz es ging der ſchönen Marianne, wie es noch jeder Putzmamſell ergangen iſt, und ſie wurde ſchon ſehr frühe die Beute eines Lüſtlings. So bald ſie nun aber einmal den ſüßen Trank der Wolluſt gekoſtet hatte, ſtellte ſich ein bedeutender Durſt bei ihr ein und ſie mußte nothwendig immerfort wieder nippen. Ueberdem — alle ihre Colleginnen gingen Sonntags geputzt wie die Pfauen und hatten auch Werktags des Tandes eine Menge an ſich hängen! Sollte ſie ihnen darin nachſtehen? Pah, Unſinn; man hätte ſie ja nur ausgelacht und folglich — —. Doch der

Leſer wird mich ſchon verſtehen, ohne daß ich noch deutlicher rede, und es iſt ihm zweifelsohne ſo gut bekannt, als mir, daß eine Putzmamſell durch den Fleiß ihrer Hände, alſo auf ehrliche Weiſe, kaum ſo viel verdienen kann, um ſich nur nothdürftig zu kleiden und nothdürftig durchzubringen.

Kaum ein Jahr hatte Mademoiſelle Lançon, wie Maria-Anna jetzt hieß, in dem Geſchäfte der Madame Labille zugebracht, da ſollte ihre Lebenslaufbahn abermals eine Aenderung erleiden, denn ſie lernte nun Tante Gourdan kennen. Tante Gourdan! welch ein omineuſer Name! Es gab in Paris, ſeit es eine Großſtadt geworden war, immer berüchtigte Häuſer und auch an fameuſen Kupplerinnen fehlte es nicht; aber eine ſo exquiſite „Entremetteuſe," wie Tante Gourdan, hatte die Hauptſtadt Frankreichs früher nie beſeſſen. Alle Lebemänner gingen bei ihr aus und ein und ſelbſt ſehr hochgeſtellte und höchſtreſpectable Herren wandten ſich an ſie, wenn ſie in ihre Liebhabereien eine Abwechslung bringen wollten. Sie war ja ſo verſchwiegen, daß man ihr unbedingt vertrauen konnte, und überdem, wo fand man eine beſſere Auswahl von Schönheiten aller Art? Die Elite der Pariſer Griſetten ſtand auf ihrem Repertoir und ſelbſt fremde Länder lieferten ihr ein nicht unbedeutendes Contingent. Aus ihren Händen aber gingen die Dämchen ganz anders hervor, als ſie hineingerathen waren, denn ſie verſtand es aus dem Fundamente, ſie zu ſchleifen und zu bilden, mit andern Worten ſie in richtige Phrynen zu verwandeln. Natürlich übrigens konnte eine ſolche „Entremetteuſe" nicht ohne ihre „Marcheuſes" ſein. Zu deutſch, ſie mußte Agentinnen an der Hand haben, welche herumſpionirten, wo wieder ein feiner Biſſen aufzutreiben ſei, und eine ſolche Marcheuſe machte die Tante Gourdan auf Mademoiſelle Lançon aufmerkſam. Alſobald nun, nachdem „Madame la Tante" von der Exiſtenz Mariannens Kenntniß erhalten, machte ſie ſich auf den Weg, um Inſpektion zu nehmen, und unter dem Vorwand, Einkäufe machen zu wollen, betrat ſie im Gewand einer vornehmen Dame den Laden der Madame Labille. Die Inſpection fiel über Erwarten gut aus, denn ſie fand in Mademoiſelle Lançon, welche

damals sechzehn Jahre zählen mochte, ein wirklich entzückendes Wesen. Zwei große geschlitzte Augen mit langen schwarzen Wimpern; eine Haut von blendender Weiße und Reinheit; einen Mund so fein geschnitten, als wären die Lippen zwei Rosenknospen; einen Fuß von wunderbarer Rundung und Elasticität; eine Fülle von Haaren, die man nicht in zwei Hände fassen konnte; einen Wuchs und eine Büste — nun mit einem Wort, Mademoiselle Lançon gefiel der Tante Gourdan ganz ausnehmend gut, und sie drückte daher derselben beim Abgehen ein schon vorher bereit gehaltenes Briefchen in die Hand. Was das Briefchen enthielt, kann sich der Leser denken — nichts anderes natürlich als eine Einladung Frau Gourdan zu besuchen. Eben so natürlich war, daß Mademoiselle Lançon schon am nächsten Sonntag dieser Einladung Folge leistete, und daß sie von der Tante in ihrem prachtvollen Boudoir mit der ausgezeichnetsten Freundlichkeit empfangen wurde. Die Folge des Besuches aber? Nun die schöne Marianne gestand der Tante ganz offen, daß ihr zwar ihre jetzige Stelle gar nicht übel gefalle, daß sie aber weit lieber eine jener Damen spielen möchte, welche den ganzen Tag nichts zu thun haben, als im feinsten Putze am Arm eines eleganten Herrn spazieren zu fahren oder mit ihm Bälle, Theater und Concerte zu besuchen. „So sollst du's haben, sobald du zu mir ziehst," rief ihr sofort die Tante zu und alsbald wurden sie handelseinig. Somit verließ Mademoiselle Lançon gleich darauf das Putzgeschäft der Madame Labille uud wurde ein Freudenmädchen im Hause der Tante Gourdan.

Die schöne Maria-Anna war nun schon äußerst tief gesunken, aber doch noch immer nicht tief genug. Nachdem sie nehmlich etwa ein halb Jahr bei Frau Gourdan zugebracht und Dutzende, wenn nicht Hunderte von Männern durch ihre Schönheit und Munterkeit entzückt hatte, führte das Schicksal auch Herrn Dumouceau — seine Frédric war gestorben — ins Haus der Tante Gourdan und diese beeilte sich, ihm als einem reichen Manne mit ihrer frischesten Waare, das ist mit Fräulein Lançon, welches man damals bereits den Engel nannte, aufzuwarten. Herr Dumouceau stutzte, als er den Engel erblickte, und nicht minder stutzte auch Made-

moiſelle Lançon. Beim Stutzen aber blieb's nicht, ſondern die Beiden erkannten ſich und — Herr Gott im Himmel, was gab's nun für eine Scene! „Du hier in dieſem Hauſe?“ ſchrie Herr Dumouceau. „Du, die ich in St. Aure erziehen ließ, du biſt zu einer Bordellſchweſter herabgeſunken? Infame Creatur, ich werde dich der Polizei übergeben und nicht ruhen, als bis du in einem Arbeitshaus eingeſperrt biſt.“ Alſo ſchrie der Pathe Mariannes und dieſe fühlte ſich natürlich wie vernichtet, als ſie ſich mit ſo gräßlichen Vorwürfen überhäuft ſah. Ja faſt wäre ſie in Ohnmacht geſunken! Doch bald faßte ſie ſich ſo weit, daß ſie die Augen wieder aufſchlagen konnte und endlich verſagte ihr ſogar die Zunge den Gehorſam nicht länger. „Mein Herr Taufpathe,“ ſagte ſie nun zu dem heftigen Manne, nachdem ſich derſelbe ſo ziemlich ausgetobt hatte, „Sie haben ſich verſchiedene Jahre lang auch nicht im Geringſten um mich bekümmert und ich wäre wohl ohne Zweifel im Elend verkommen, wenn ich mir nicht ſelbſt geholfen hätte. Ueberdem iſt es denn ſo etwas Arges, daß ich hier bin, da Sie ja dieſes Haus ebenfalls frequentiren?“ Man ſieht, das ſchöne Kind konnte auch ſarkaſtiſch ſein, allein es hätte beſſer gethan, ſeine Zunge im Zaume zu halten. Die biſſigen Worte ſetzten nehmlich den Herrn Dumouceau von neuem in Feuer und Flamme und er hätte ſich ohne das Dazwiſchentreten der Tante Gourdan ſicherlich an ſeinem Pathenkinde thätlich vergriffen. Weil er aber nun wirklich Miene machte, die Hülfe der Polizei in Anſpruch zu nehmen, bekam Maria-Anna doch Angſt und flüchtete ſo ſchnell als möglich aus dem Hauſe. Eingeſperrt wollte ſie um keinen Preis werden, ſondern frei wollte ſie ſein, wie der Vogel in der Luft, und was blieb ihr alſo unter bewandten Umſtänden anders übrig, als — ihre Flügel zu regen?

Alſo dem Hauſe der Tante Gourdan war ſie entronnen, allein was nun? Wieder Nähterin werden und ſechzehn Stunden des Tags auf einem Fleck ſitzen, um elende zwanzig Sous zu verdienen? Puh, welch' ein Leben! Nein, nichtsthun wollte ſie, und unabhängig ſein wollte ſie, und den ganzen Tag lachen wollte ſie, und dazuhin gut eſſen und trinken. Darum miethete ſie ſich ſo-

fort ein Zimmer, um von Stunde an — ohne Vermittlung zu lieben. Wozu hatte sie auch eine Entremetteuse nöthig? Sie durfte ja Abends nur auf der Straße promeniren, so waren gleich ihrer Dutzende bereit, sie nach Hause zu begleiten, und sie konnte Denjenigen auslesen, der ihr am besten gefiel. Hurrah also, es lebe die Libertinage! Hurrah, es leben die Straßendirnen!

Drei volle Jahre verbrachte sie auf diese Weise und jeden Abend warf sie sich einem Andern in die Arme. Nicht eine Minute lang aber kehrte die Sorge bei ihr ein, denn sie dachte weder an Tugend und Ehre, noch dachte sie je an die Zukunft. Lieben und Lachen, das war ihre Losung und Beides verstand sie, wie außer ihr keine. Einmal jedoch, zu Ende der drei Jahre, von denen ich gesprochen, wäre ihr beinahe auf einmal das Lieben und Lachen auf lange, wenn nicht für immer vergangen. Als sie sich nehmlich am Abend eines warmen Tages, wie sie an solchen Abenden stets zu thun pflegte, im Garten der Tuilerien herumtrieb und sich eben auf einer Bank unter einem Baume niedergelassen hatte, um den Vorübergehenden ihre herausfordernden Blicke zuzusenden, gesellte sich ein Herr zu ihr, mit dem sie bald in ein Gespräch verwickelt wurde. Um was das Gespräch sich drehte, brauche ich nicht zu sagen; genug nach wenigen einleitenden Worten versprach sie dem Herrn seine Wünsche zu erfüllen. Kaum aber hatte sie dieß Versprechen gegeben, so that der Herr einen Pfiff und arretirte sie im Namen des Königs. Jetzt merkte sie den Irrthum. Der Herr war einer der Schweizer, welchen oblag, den Garten zu überwachen, und hatte sich in Civil gekleidet, um desto sicherer einen Fang thun zu können. Natürlich sprang sie sofort auf, um zu fliehen; allein er hielt sie am Arme fest und erklärte ihr in bestimmter Weise, daß sie ihm zu Herrn Bontemps, dem Gouverneur des Schlosses, folgen müsse. Nun flossen ihre Thränen reichlich, denn sie wußte wohl, daß sie vom Gouverneur unfehlbar ins Gefängniß gesprochen werden würde, nnd somit bat sie flehentlichst um Gnade. Der Schweizer jedoch blieb taub für leere Worte und Geld, ihn zu bestechen, besaß sie nicht, weil sie heute Abend noch keine Einnahmen gehabt hatte. Da, wie eben von dem Pfiff

herbeigelockt zwei weitere Wächter sich näherten, um ihrem Kameraden beizustehen, trat ein Herr, der Alles von Anfang an mitangesehen, aus dem Schatten eines benachbarten Baumes und ließ dem Schweizer zwei schwere Silberthaler in die Hand gleiten. Sogleich trat dieser den Hut ziehend zurück, denn er hatte ja nun seinen Zweck, die Erhaschung einer kleinen Loskaufssumme erreicht, und der Herr bot sofort Mariannen den Arm, um sie aus dem Garten zu führen. Ach wie unendlich froh war sie jetzt und wie unendlich gerne folgte sie ihrem Erretter!

Nunmehr begann wieder ein neuer Abschnitt in dem Leben unserer Heldin, der Uebergangsabschnitt zu der großen Carrière, die sie zu machen bestimmt war. Der Herr nehmlich, welcher sich gegen Mademoiselle Lançon so großmüthig erwiesen hatte, war der Vicomte von Dubarri, derselbe, von dem im ersten Kapitel dieses Buches die Rede gewesen ist, und dieser Vicomte nahm Mademoiselle Lançon mit sich nach Hause. Da er aber ausgezeichnet mit ihr zu Nacht speiste, so erwachte sie natürlich alsbald zu ihrer sonst gewohnten Lustigkeit und alle ihre glänzenden Seiten traten hervor. „Welch' ein Mädchen!" rief nun unwillkührlich der Vicomte. „Ein ähnliches habe ich noch nie gesehen. Schön wie ein Engel und toll wie ein Teufel!" Den andern Morgen war er noch mehr für sie eingenommen, als den Abend zuvor, und je länger er sie betrachtete, je länger er mit ihr schwatzte, um so mehr fixirte sich in ihm ein Gedanke.

„Höre, Marianne," sagte er sofort zu ihr, „ich behalte dich bei mir und du sollst von nun an meine Dame sein."

Marianne besah ihn des Nähern. Er war nicht schön und besonders auch nicht mehr jung; aber er imponirte ihr durch seine geistige Ueberlegenheit und überdem fesselte sie Dankbarkeit an ihn. „Gut," sagte sie, „ich nehme deinen Vorschlag an, vorausgesetzt, daß du mich nicht in zu arge Fesseln schlägst."

„Nein," erwiederte er, „ich werde dir gar keinen Zwang anthun, sondern du sollst gerade so bleiben, wie du bist, ausgenommen die Kleidung und den Putz. Weißt du nehmlich, was

ich vorhabe? Ich werde eine Spielbank anlegen und du sollst an derselben den Vorsitz führen?"

„Was soll ich?" lachte Marianne laut auf. „Ich soll an deiner Bank den Vorsitz führen? Glaubst du denn, ich verstehe etwas vom Spiele?"

„Das ist ganz und gar unnöthig," erklärte er ihr. „Du hast nichts zu thun als dich zu schmücken und dann in einer Chaiselongue ausgestreckt mit den Herren, die kommen werden, zu schäckern, zu lachen, zu tändeln, zu kosen. Je toller du's treibst und je mehr du ihnen die Köpfe verrückst, um so besser für mich; denn sobald sie verliebt werden, gehen sie in's Zeug und kümmern sich nichts darum, ob ihre Börsen sich leeren. Ich sage dir, wir werden ein Leben führen, wie im Paradiese und ich will dich halten, als wärst Du eine Göttin."

Es geschah ganz so, wie der Vicomte von Dubarri sagte. Er legte ein Spielhaus feinerer Sorte an und eine Menge von reichen und vornehmen Herrn stellten sich allabendlich bei ihm ein, um ihr Glück im Vingt-un zu versuchen. Den Hauptanziehungspunkt aber bildete die wunderbar schöne junge Dame, welche als Mademoiselle l'Ange oder auch als „Madame la Vicomtesse" — es war damals Mode, daß man seiner Maitresse den Namen seiner Frau gab — vorstellte, und immer hatte sie einen Kreis von Anbetern um sich. Man machte ihr Liebeserklärungen und sagte ihr Zweideutigkeiten. Man lachte und scherzte mit ihr, und für Jeden hatte sie einen freundlichen Blick oder ein aufmunterndes Wort. Wenn man ihr aber gar zu arg zusetzte, war sie mit einem Satz aus ihrer Chaiselongue und tanzte wie toll im Zimmer herum. Zuletzt mußten die Herren alle zur Strafe für sie pointiren und dann rieb sich der kluge Vicomte von Dubarri, der nie auch nur den geringsten Funken von Eifersucht zeigte, vor Freude die Hände, denn an solchen Abenden machte seine Kasse immer eine sehr gute Ernte.

Ein halbes Jahr etwa mochte auf diese Art vergangen sein, da erschien eines Abends, im Frühling 1765, auch der Marquis von Montigny an der Spielbank. Offenbar kam er, um sein

Glück zu versuchen, allein bald lenkte sich seine Aufmerksamkeit vom Spiele ab und er verwandte kein Auge mehr von „Madame la Vicomtesse.“ Was war das für ein frisches Naturkind, und welch einen außerordentlichen Gegensatz bildete es gegen die gewöhnlichen „Salon-Damen,“ die sonst in den Spielhäusern zu treffen waren! Von Minute zu Minute vergrößerte sich sein Interesse und er beschloß, den andern Abend seine Beobachtungen fortzusetzen. Auch stellte er sich richtig zur bestimmten Zeit wieder ein und so noch verschiedene Male, bis er sich endlich ganz genau orientirt hatte. Nun suchte er die Bekanntschaft mit Herrn Dubarri etwas intimer zu machen und dieser, der augenblicklich merkte, daß der Marquis einen bestimmten Zweck verfolge, kam ihm auf halbem Wege entgegen. Nach kurzem schon verstanden sich die beiden Herrn, da sie ziemlich aus einerlei Holz geschnitzt waren, vollkommen und endlich fand die Zusammenkunft statt, von welcher ich am Schlusse des ersten Kapitels gesprochen habe. Ueber diese selbst kann ich ganz kurz hinweggehen, denn die Herzoge von Lavauguyon und von Coislin nebst dem Sieur von Lamoignon-Baville, wurden von „Madame la Vicomtesse“ so entzückt, daß sie, als sie sich nach Mitternacht dem Vicomte von Dubarri allein gegenüber befanden, mit Vergnügen den geforderten Preis von hunderttausend Livres zahlten. Den andern Tag fand noch eine weitere Zusammenkunft statt, ich meine die Zusammenkunft zwischen dem Vicomte von Dubarri nebst „Madame la Vicomtesse“ mit dem Kammerdiener Lebel, zu welcher sich, wie wir wissen, der Marquis von Montigny anheischig gemacht hatte, und auch diese nahm ein erfreuliches Ende. Der Kammerdiener nehmlich, der doch gewiß Erfahrungen genug gesammelt hatte, war wo möglich noch entzückter von „Madame,“ als die Herren, die ich so eben genannt, und in Folge dessen marktete er nicht im geringsten, als der Vicomte später unter vier Augen seinen Preis — abermalen hunderttausend Livres — nannte, sondern schlug vielmehr augenblicklich in die dargebotene Hand ein. Man sieht, der Handel, den der Herr von Dubarri abschloß, war kein schlechter, denn er erhielt für ein Wesen, das ihn eigentlich gar nichts anging und

über das er jedenfalls keine Rechte besaß, die Summe von zusammen nicht weniger als zweimalhunderttausend Livres. Ja, er erhielt das viele Geld, ehe die Hauptbetheiligten, der König und Madame la Vicomtesse, um ihre Einwilligung auch nur gefragt worden waren, und gewiß wird man es daher sehr natürlich finden, daß er sich äußerst vergnügt die Hände rieb!

Den andern Morgen beobachtete Lebel den König genau und fand ihn im höchsten Grade mißgestimmt. „Ha," dachte er, „jetzt ist der rechte Augenblick. Aber ich muß ihn selbst ankommen lassen."

„Du kannst," geruhte Seine Majestät nach einer Weile während des Ankleidens zu bemerken, „Du kannst die Jagd absagen; ich habe heute zu gar Nichts Lust."

„Eure Majestät sehen auch nicht so gut aus wie sonst," meinte nun der Kammerdiener, indem er sich äußerst besorgt anstellte. „Wahrscheinlich wieder eine schlechte Nacht?"

„Mein Gott," fuhr Seine Majestät nach einer Pause fort, ohne die Worte des Kammerdieners zu beachten, „die Langeweile wird mich noch tödten, und es scheint, die ganze Welt hat sich gegen mich verschworen, um mich zu ennuyiren."

„Mich ausgenommen, Majestät," sagte der Kammerdiener in dreistem Tone.

„Du?" gähnte der König. „Du bist auch nicht mehr werth als die Andern."

„Aber, Majestät," meinte Lebel vorwurfsvoll, „das habe ich nicht verdient. Und heute am allerwenigsten, wo ich ...."

Ohne zu vollenden schwieg er und richtete den Blick auf den Boden.

„Wo ich?" wiederholte die Majestät. „Was willst du damit sagen?"

„Nun, Sire," versetzte der Kammerdiener, „ich meinte, die Appartements über den kleinen Ställen, welche Frau von Sainte-Helène vorgestern noch inne hatte, sollten wieder besetzt werden."

„Mit wem?" sagte Ludwig XV. in einem fast widerwilligen Tone. „Mit einer neuen Sainte-Helène?"

„Nein, nein, Majestät," erwiderte der Kammerdiener feurig,

„ſondern mit einem Fräulein ganz anderer Art, mit einem Weſen, wie ich noch gar keines geſehen habe und wie Eurer Majeſtät ſelbſt noch nie eines vorgekommen iſt.“

„Bah, ſie ſind ſich alle gleich,“ war die höchſt gleichgültige Antwort des Königs; „nur daß die Eine blond, die Andere brünett, eine Dritte voll und eine Vierte mager iſt.“

„O Majeſtät,“ rief Lebel noch viel feuriger als zuvor, „wenn Sie ſie geſehen hätten, ſo würden Sie ganz anders urtheilen. Das iſt eine ganz originelle Erſcheinung, etwas noch nie am Hofe Vorgekommenes, und man wird ordentlich neu geboren, wenn man ihren Geſprächen zuhört. Solch eine Fröhlichkeit — o mein Gott, Sire, ſelbſt ein Menſchenhaſſer müßte da aufthauen!“

„Wirklich?“ meinte der König, den Kopf ein wenig erhebend. „Nun ich ſehe, ich muß dir ſchon den Willen thun. Alſo bringe ſie heute Abend in die Appartements über den kleinen Ställen; aber,“ ſetzte er wieder gähnend hinzu, „ich wollte zum voraus darauf ſchwören, daß ſie auch nichts weiter iſt, als ein Abklatſch der Andern.“

Unmittelbar nach dieſer Unterredung fuhr der Kammerdiener zu Herrn von Dubarri nach Paris, um ihm die wichtige Kunde mitzutheilen, und kaum hatte dieſer die Nachricht erhalten, ſo war er mit zwei Schritten bei „Madame la Vicomteſſe.“

„Meine theure Marianne,“ ſagte er zu ihr, ſie mit Wohlgefallen betrachtend, denn ſie befand ſich noch im tiefſten Negligé, eben mit ihrem Anzug beſchäftigt; „meine theure Marianne, willſt du mir ein paar Minuten lang Gehör ſchenken? In dieſem Augenblick verließ mich der Kammerdiener des Königs.“

„Herr Lebel, der geſtern da war?“ entgegnete Madame la Vicomteſſe. „Derſelbe, der mich ſo ſonderbar vom Kopf bis zum Fuß betrachtete?“

„Derſelbe,“ verſicherte der Vicomte, „und du wirſt dir wohl denken können, warum er heute ſchon wieder kam.“

„Ich?“ lachte Marianne. „Wie werde ich mir das denken können? Das Denken iſt ja überhaupt nicht meine Sache.“

„Nun,“ fuhr der Vicomte ſehr ernſthaft fort, „ſo will ich

dir's ſagen. Er war da, um uns anzukündigen, daß er dich heute Abend zum Könige bringen wird."

„Was?" ſchrie Madame la Vicomteſſe, indem ſie von ihrem Sitz vor dem Spiegel aufſchnellte und in ein lautes Lachen ausbrach. „Was? Mich zum Könige bringen? Jean Dubarri, du biſt ein wenig närriſch geworden."

„Nein, Marianne, ich bin klar bei Verſtand," ſprach der Vicomte, „und bitte dich, mir ernſthaft zuzuhören. Du erinnerſt dich wohl noch, wie ich dich im Tuileriengarten fand?"

„Gewiß," ſagte Marianne mit einem dankbaren Blicke.

„Gut," fuhr der Vicomte fort; ich ſagte dir damals, ich wolle dich bei mir behalten und dich zur Dame meines Hauſes machen. Habe ich mein Wort gehalten?"

„Du thateſt es," verſetzte Marianne mit feuchten Augen, „und ich werde dir's nie vergeſſen."

„Nicht deßwegen erinnere ich dich daran," ſprach der Vicomte weiter, „ſondern deßwegen, um dir zu zeigen, daß ich ſtets nur dein Beſtes wollte. Dein und mein Beſtes zugleich, denn wir befanden uns beide wohl bei unſerer Verbindung. Aber nunmehr winkt dir ein größeres Glück, das Glück, die Geliebte des Königs zu werden, und dieſem Glück darf ich dich nicht entziehen."

„Aber," wandte Marianne ein ....

„Kein Aber," unterbrach ſie der Vicomte, „ſondern du mußt mit beiden Händen zugreifen, und zwar ſowohl deinet- als meinetwegen."

„Deinetwegen?" meinte Madame la Vicomteſſe. „Wie kann es denn ein Glück für dich ſein, wenn ich dich verlaſſe?"

„Närrchen," lächelte der Vicomte, „die Geliebte eines Königs iſt eine großmächtige Perſon und kann Gnaden aller Art austheilen. Solche Gnaden wirſt du dann auch mir zukommen laſſen und ich werde nicht mehr genöthigt ſein, vom Ertrag meiner Spielbank zu leben."

„Ich verſtehe dich, Jean," ſagte jetzt Marianne ziemlich ernſthaft; „aber ich fürchte, es wird nicht gehen. Bedenke doch den ungeheueren Abſtand zwiſchen mir und dem Könige. Bedenke

doch, daß ich noch nie mit einem Fürſten, viel weniger mit einem Könige geſprochen habe. Sire, Majeſtät, Allerunterthänigſt, und wie die Redensarten alle heißen — glaubſt du denn, dieſe Sprachweiſe könne ich mir je angewöhnen? Und dann, mit was ſoll ich den König unterhalten, ich, die ich in den Straßen von Paris aufgewachſen bin; ich, die ich nichts kenne als meine Späſſe und Volkslieder? Nein, Jean, es geht durchaus nicht."

Der Vicomte umarmte ſie entzückt. „Gerade das iſt's, womit du den König unterhalten ſollſt," rief er. „Deine Lieder ſollſt du ihm ſingen, deine Späſſe ſollſt du ihm vormachen, deine tollen Geſchichten ſollſt du ihm erzählen. Und wo denkſt du denn hin mit deiner Majeſtät und deinem Allerunterthänigſt? Von dem Allem will der König nichts wiſſen, ſondern du ſollſt mit ihm ſprechen, gerade wie du mit Jedermann ſonſt ſprichſt, und nichts, auch gar nichts ſollſt du in deinem Benehmen ändern. Was aber die Hauptſache, du ſollſt ihm zeigen, wie man liebt, denn das verſteht doch nur ein ächtes Pariſer Naturkind, und bis jetzt hat der König blos Damen von Stande kennen gelernt."

Auf dieſe Art ſprach der Vicomte von Dubarri mit Mariannen und nun, da ſie ſah, daß ſie die bleiben dürfe, die ſie bis jetzt geweſen, kehrte ſogleich ihre alte Luſtigkeit wieder. Dennoch aber — nein, ſo ganz ohne Scrupel ging's doch nicht ab, und den ganzen Tag über mußte ſie Gedanken Audienz geben, welche ihr früher völlig fremd geweſen waren. Zuerſt nehmlich fragte ſie ſich, in welcher Robe ſie wohl am beſten vor dem Könige erſcheinen würde, und es koſtete ſie viel Kopfzerbrechens, ob ſie die blaue, die weiße oder die roſarothe wählen ſolle. Endlich entſchied ſie ſich für die letztere und machte ſich ſofort an ihren Anzug. Aber hilf Himmel — dieß fiel ihr urplötzlich ein — was ſollte ſie denn für ein Compliment machen, wenn ſie vor den König trat, und wie hatte ſie ihren Gang einzurichten? So kurzweg plebejiſch knickſen, wie ſie's bisher gewohnt war, konnte ſie vor der Majeſtät doch nicht, und ihr Gang war offenbar viel zu trippelnd und hüpfend, ſo ganz das Gegentheil vom Erhabenen, Gravitätiſchen und Majeſtätiſchen. Sie ſtellte ſich alſo vor den

Spiegel und ſtudirte Verbeugungen ein. Dann ging ſie wieder im Zimmer auf und ab, um ihren Schritt zu regeln, und mit einem Wort, ſie that alles, was ihr nothwendig ſchien, um vor einem Könige erſcheinen zu können. Wie ſie nun aber plötzlich ihr ſchritteeinübendes Bild im Spiegel erblickte, da kam ſie ſich ſo komiſch vor, daß ſie wie feſtgenagelt ſtehen blieb und aus voller Bruſt zu lachen begann. „Bah," rief ſie ſich dann zu, „bin ich eine Thörin! Entweder gefalle ich ihm, ſo wie ich bin, oder gefalle ich ihm nicht. Gefalle ich ihm, gut, ſo werde ich, wie Jean ſagt, eine großmächtige Perſon; gefalle ich ihm nicht, auch gut, ſo bin ich wieder, was ich vorher war, und werde mir keine grauen Haare darob wachſen laſſen." Alſo räſonnirte ſie und machte ſich ſofort wieder an ihren Anzug, ohne länger Schritte und Verbeugungen einzuſtudiren. Am Abend aber, wie es dunkel geworden war, fuhr der Kammerdiener Lebel in einer geſchloſſenen Equipage vor der Wohnung des Vicomte von Dubarri vor und wenige Minuten nachher befand ſich Madame la Vicomteſſe auf dem Weg nach der Eremitage im Park von Verſailles.

Madame la Vicomteſſe — welche Wandlungen hatte ſie nicht ſchon durchgemacht! In den ärmſten Verhältniſſen geboren und ganz dieſen Verhältniſſen gemäß erzogen! Dann Nähterin und Putzmamſell! Nachher Inſaſſin eines öffentlichen Hauſes und darauf Freudenmädchen und Straßendirne! Weiter Lockvogel im Spielhaus des Vicomte von Dubarri und von dieſem und ſeinen Gäſten aus Artigkeit Madame la Vicomteſſe geheißen! Jetzt endlich auf dem Wege nach Verſailles, um möglicherweiſe des Königs Geliebte zu werden und die verſtorbene Frau von Pompadour zu erſetzen! Gewiß grandioſe Wandlungen, Wandlungen ganz dazu angethan, den Menſchen zum Nachdenken und ſogar zum tiefernſten Nachdenken aufzufordern. Allein unſere Heldin hatte ſich ihr ganzes Leben durch nicht mit dem Nachdenken befaßt und konnte alſo doch jetzt, auf dieſer Fahrt, wo der Kammerdiener alles aufbot, um ſie in recht heiterer und fröhlicher Laune zu erhalten, keine Ausnahme machen! Nein, das konnte ſie nicht und wenn es ſie das Leben gekoſtet hätte. Vielmehr war ſie ganz ausgelaſſen luſtig,

als sie die Appartements, welche sie für die nächste Zeit bewohnen sollte, betrat; so ausgelassen lustig, daß sie in den Zimmern herumtanzte und dazu Straßencouplets sang, wie eine Bänkelsängerin. So traf sie Ludwig XV. und zum ersten Male seit vielen Tagen stahl sich ein Lächeln über seine welken Wangen.

Den andern Morgen wunderte sich der Kammerdiener Lebel nicht wenig, als er des Königs, zu dem ihn sein Amt regelmäßig Morgens vor neun Uhr rief, ansichtig wurde. Seine Majestät schien nehmlich über Nacht um zehn Jahre jünger geworden zu sein und sein ganzes Gesicht drückte die höchste Zufriedenheit aus.

„Lebel," geruhten Seine Majestät dem Diener sofort zuzurufen, als derselbe wie gewöhnlich geräuschlos eintrat; „Lebel, du kannst dir eine Gnade ausbitten."

„Majestät sind also zufrieden mit mir?" fragte, statt der Antwort, der Kammerdiener. „Aber ich wußte es zum voraus; es konnte gar nicht anders sein."

„Ja," fuhr Ludwig XV. mit allergnädigstem Lächeln fort; „ja sie ist eine Hexe und hat mich förmlich bezaubert. Höre, Lebel," setzte er dann mit zugekniffenen Augen hinzu, „bisher wußte ich nicht, was Liebe ist, jetzt weiß ich es."

„Die Appartements bleiben also der Frau Vicomtesse?" wagte nun der Kammerdiener zu bemerken.

Der König schwieg stille, als hätte er die Bemerkung gar nicht gehört. Plötzlich aber fuhr er aus seinem träumerischen Sinnen auf und starrte den Kammerdiener an. „Vicomtesse?" wiederholte er dann mit einer besonderen Betonung. „Bei Gott, das Wort soll Wahrheit werden, denn sie muß einen Titel haben, damit ich sie bei Hofe einführen kann."

„Ah," rief Lebel, „Eure Majestät haben im Sinne ....."

„Ich habe im Sinne," unterbrach ihn der König, „sie nicht einen einzigen Tag mehr von mir zu lassen. Nein weder einen Tag noch eine Stunde, sondern sie soll bei mir in Versailles wohnen, in denselben Zimmern, welche vordem Frau von Pompadour inne hatte. Ja das soll sie, so wahr ich König von Frankreich bin und kein Mensch soll mir etwas einreden. Aber damit

es keinen Anstoß gibt, muß sie den Namen Madame la Vicomtesse mit Recht führen und das wirst du mit dem Vicomte von Dubarri ins Reine bringen."

„Sogleich, Majestät, wenn Sie mir Urlaub geben," erklärte der Kammerdiener frohen Herzens, „und ich denke die Sache geht ganz leicht, versteht sich gegen eine jährliche Rente von so und so viel tausend Livres. Geben mir Eure Majestät hiezu Vollmacht?"

Der König nickte und der Kammerdiener wußte sofort, was er zu thun hatte. Schon eine Stunde später war er auf dem Wege nach Paris.

Welch' eine Freude nun für den Vicomte de Dubarri, als ihm Lebel über die Aufnahme Mariannens beim Könige genauen Bericht abstattete. „Jetzt können die Gnadengeschenke nicht mehr ausbleiben," rief er entzückt, „so bald sich Marianne klug benimmt, und daß sie dieß thut, dafür will ich schon sorgen."

„Eins dieser Geschenke bringe ich Ihnen heute schon dar," eröffnete ihm jetzt der Kammerdiener. „Seine Majestät will, daß Ihre frühere Freundin den Namen einer Vicomtesse von Dubarri mit Recht führe und läßt Ihnen durch mich jährliche fünfziztausend Livres bieten, wenn Sie sich, woran ich natürlich nicht im geringsten zweifle, zu der kirchlichen Farce hergeben."

„Höll' und Teufel," fluchte der Vicomte, „ich bin wahrhaftig zum Unglück geboren. Eine Rente von fünfzigtausend Livres und sie nicht einnehmen können!"

„Aber warum denn nicht?" fragte der Kammerdiener im höchsten Grade erstaunt.

„Hm!" versetzte der Vicomte. „Einfach weil es bei Todesstrafe verboten ist, zwei Weiber zu haben."

„Was?" rief der Kammerdiener noch erstaunter; „Sie sind verheirathet?"

„Seit fünfundzwanzig Jahren," erwiderte der Vicomte, „obwohl wir uns, meine Frau und ich nehmlich, schon nach Kurzem, nur wenige Wochen nach der Geburt meines einzigen Sohnes wieder trennten. Allein deßwegen bin ich doch verheirathet und diese verdammte Ehe kostet mich also jährlich baare fünfzigtausend Livres.

Es ist zum Verrücktwerden! Aber halt, was fällt mir ein? Ich denke, es könnte dem Könige gleichgültig sein, ob seine neue Geliebte Vicomtesse oder Comtesse de Dubarri heißt?"

„Natürlich, höchst gleichgültig," entgegnete der Kammerdiener.

„Nun wohl, dann ist geholfen," rief der Vicomte, sich die Hände vor Freude reibend. „Ich habe einen Stiefbruder, den Grafen von Dubarri. Er ist ein Saufaus, ein Bruder Liederlich, ein Lump sogar, der sich Tag und Nacht der Völlerei ergibt. Aber gleichviel, er ist Graf, der Aelteste der Familie, und was die Hauptsache unverheirathet. Was meinen Sie? Soll ich ihm den Antrag machen? Ich stehe dafür, um die Hälfte der gebotenen Summe gibt er sich zu der Scheinehe her und in die andere Hälfte können dann wir Beide uns theilen."

„Topp," sagte Lebel, dem Vicomte die Hand hinstreckend.

„Abgemacht," rief der Vicomte einschlagend. „Noch heute reise ich zu meinem Bruder, dem Saufaus, der sich gegenwärtig in Rouen befindet."

Er reiste auch wirklich sogleich ab und der Bruder erklärte sich alsbald zu der kirchlichen Farce bereit. Der Vicomte nahm ihn also mit sich nach Paris und am 1. September 1765 fand die Trauung in der Kirche St. Laurent statt. Im Ehekontrakte aber, den der Notar Lepot d'Auteuil aufsetzte, ward bestimmt, daß der Herr Gemahl sofort nach der Trauung sich wieder aufs Land zu begeben habe, ohne seiner Gattin auch ferner nur ein einziges Mal unter die Augen zu treten, und demgemäß reiste der Herr Graf in der Minute ab, herzlich froh, von nun an jährlich fünfundzwanzigtausend Livres mehr vertrinken zu dürfen.

Nicht lange nach diesem Akte erschien die neue Gräfin Dubarri im Schloß zu Versailles und bezog die Zimmer, welche die verstorbene Frau Marquise von Pompadour daselbst inne gehabt hatte.

Drittes Kapitel.

Der Sturz des Herzogs von Choiseuil. (1767—1770.)

„Jetzt weiß ich erst, was Liebe ist; die Dubarri hat es mich gelehrt," hatte Ludwig XV. am Morgen nach jener Nacht gesagt, in welcher er Mariannen kennen lernte, und bei diesem Dictum blieb er von nun an bis an sein Lebensende. Sie war sein Ein und Alles; für jede andere Regung blieb er stumpf, kaum mehr einem Menschen mit menschlichen Gefühlen ähnlich.

Am 20. Dezember 1765 starb der Dauphin Louis, der einzige Sohn des Königs, nach nur kurzem Krankenlager und die Königin nebst allen den Ihrigen zerfloß darüber in Thränen. Des Königs Augen allein blieben trocken und das Einzige, woraus sich schließen ließ, daß er Notiz von dem Ereigniß nahm, war das, daß er anordnete, es habe nun der am 23. August 1754 geborene Louis Auguste, Herzog von Berri, der nachherige König Ludwig XVI., den Titel Dauphin anzunehmen. Kaum zwei Monate nach diesem Ereigniß wurde Stanislaus Leszcynski, der frühere König von Polen und Ludwigs XV. Schwiegervater, am Kamine sitzend vom Feuer ergriffen und erlitt am 23. Februar 1766 einen äußerst schmerzhaften Tod. In ganz Frankreich sprach man wochen-

lang von dieſem gräßlichen Falle und abermals weinte die Königin, die Tochter des Verunglückten, mit den Ihrigen die bitterſten Thränen. Der König allein blieb ſtumm und todt, als ob ihn das Alles gar nichts angehe, und in ſeiner Art zu leben trat nicht die geringſte Veränderung ein. Am 13. März 1767 ſchloß die Frau Dauphine, jene Maria Joſephe, von der ich weiter oben geſprochen, die Augen, und wiederum war die Trauer eine allgemeine. Ludwig XV. allein bekam abermals keine naſſen Augen und nicht eine Minute lang ließ er ſich in ſeinen Gewohnheiten ſtören. Endlich am 25. Juni 1768 verließ auch die Königin, die arme, ſo lange vernachläſſigte Maria Leſzcynski, welche einſt ſo glücklich geweſen war, den Thron von Frankreich zu beſteigen, dieſe irdiſche Welt und nun hätte man glauben ſollen, daß das Gewiſſen des Königs erwacht ſein werde. Oder war er nicht verantwortlich für die vielen Nächte ohne Schlaf, für die vielen Tage voll Kummer, welche er der Verewigten durch ſeine gemeinen Ausſchweifungen bereitet hatte? Unſinn — Ludwig XV. beſaß von dem, was man Gewiſſen nennt, ſchon lange keine Spur mehr und ſelbſt der letzte Funke von Ehrgefühl war ihm abhanden gekommen. Was ging ihn alſo der Tod der Königin an? Ihre Kinder mochten trauern, der Hof mochte trauern, das Land mochte trauern — Er aber, nun Er mußte bei ſeiner Dubarri ſein, denn für ſie allein hatte er noch Sinn. Eines Abends, kaum eine Woche nach der Königin Tod, ſpeiste er mit ihr und einigen anderen Damen und Herren zu Nacht und das Nachteſſen oder vielmehr die nächtliche Orgie wurde bis tief nach Mitternacht fortgeſetzt. Es war eines jener „kleinen Soupers", welche der Leſer längſt kennt, und daſſelbe endigte damit, daß die meiſten Theilnehmer ihrer ſinnloſen Betrunkenheit wegen von den Bedienten zu Bette gebracht werden mußten. So der Gardecapitän Prinz von Tingry, der erſte Kammerherr Herzog von Aumont, der Kapitän der Hundertſchweizer, Marquis von Courtanvaux und der Garderobegroßmeiſter Marquis von Chauvelin. Mit letzterem war Ludwig XV. in dieſer Nacht beſonders vertraut geweſen und ſie hatten ein Glas nach dem andern mit einander geleert. Doch ſiehe da, am Morgen nach der durch-

schwelgten Nacht bekam der Marquis von Chauvelin einen Blutsturz und nach wenigen Minuten war er eine Leiche. Ein furchtbarer Schrecken erfaßte den ganzen Hof und Niemand zweifelte daran, daß die schlimme Todesbotschaft den König aufs tiefste erschüttern müßte. Somit getraute man sich längere Zeit nicht, der Majestät den Fall zu berichten; endlich aber übernahm es der Herzog von Richelieu, der langjährige Vertraute des Monarchen. „Chauvelin?“ sagte darauf Ludwig XV., die Augen starr zu Boden gerichtet. „Marquis von Chauvelin? Ich erinnere mich des Namens nicht. Wie sah der Mann aus? Wahrscheinlich ein alter Geselle, der nichts vertragen konnte!“ Das war Alles, was König Ludwig XV. antwortete, und doch hatte der Marquis von Chauvelin Jahre lang an seiner Seite gesessen und getrunken — hatte erst gestern die Königliche Orgie mitgefeiert! So leer war die Seele Ludwigs XV. geworden und so grenzenlos abgestumpft war er für Alles, seine theure Dubarri allein ausgenommen.

Dubarri und abermals Dubarri! Wie kam es denn, daß jene neugebackene Gräfin über diesen in Trägheit und Wollust versunkenen König eine so außerordentliche Herrschaft ausüben konnte? Die Antwort ist einfach, wenigstens für den, der das Leben und die Menschen kennt. Wo nehmlich wird es abgelebten Lüstlingen allein noch wohl, und wo allein wird ihr Gefühl noch rege? Nur allein in den öffentlichen Freudenhäusern; nur allein in jenen schändlichen Boutiquen, in welchen die Weiber alle Sitte, allen Anstand, alle Ehre abgestreift haben und blos noch dem sinnlichen Kitzel Opfer darbringen. So erging es auch dem abgelebten und ausgenützten König Ludwig XV., denn die Frau von Dubarri war tief erfahren in den Künsten des Bordellschwesternthums und verstand es, den erschlafften Monarchen Vergnügungen empfinden zu lassen, von denen er vorher nie eine Ahnung gehabt. Ueberdem, welch' eine wunderbare Sprache führte sie nicht, diese ewig lachende Schönheit mit den Purpurlippen! Freilich es war die Sprache, die man auf der Straße in Paris sprach; es waren die Witzworte, die man sich in den Vorstadt-Kneipen zurief; es waren die Geschichten, welche man sich in den Freudenhäusern

erzählte. Aber bis zu Ludwig XV. waren dieſe Geſchichten und Witzworte bis jetzt noch nicht gedrungen und vordem hatte er keine Ahnung davon gehabt, daß man ſo derb, ſo gerade heraus, ſo voll natürlichen Humors nur reden könne. Allerdings gegen den Dictionnaire der wiſſenſchaftlichen Akademie verſtieß dieſe Sprache gar ſehr und auch manch dickgrobes, höchſt unanſtändiges Wort floß mit ein. Ja ſelbſt vor einem derben Fluch ſcheute ſie ſich nicht, ſo wie ſie in den Kaſernen üblich waren; allein was thats? Eben darin lag ja das Barocke ihrer Unterhaltung, welche alle Welt zum Lachen brachte! Sie wußte jedoch nicht bloß zu ſprechen, ſondern ſie wußte auch zu ſingen und wie wunderbar originell war nicht ihr Geſang! Sie ſang nehmlich nicht, wie man in Concerten ſingt, und noch weniger verſtand ſie etwas von jenen feinen Rouladen der Salonsdamen. Mein Gott, wie hätte ſie dazu kommen können, ſie, die nie Geſangsunterricht erhalten und gar keinen Begriff von Noten hatte! Dagegen aber war ſie von der Natur mit einer prächtigen Jodlerſtimme begabt, und alle Volkslieder, alle Boulevardscouplets, alle Studentenweiſen konnte ſie auswendig. Hiezu kamen dann noch ihre weiteren Talente, beſonders die Genialität, mit der ſie ſich zu putzen und ihrem Anzug, ihrer ganzen Erſcheinung immer neue Reize zu verleihen verſtand, und kurz und gut, der Marquis von Montigny hatte recht gehabt, als er ſagte, ſie ſei etwas Apartes, etwas am Hofe noch nie Dageweſenes. Eben deßwegen konnte ſich auch Ludwig XV. nie ſatt an ihr ſehen und noch weniger ſatt an ihr hören. Vielmehr wurde er jeden Tag mehr bezaubert von ihr und zwar ſo bezaubert, daß er ſich Alles von ihr gefallen ließ, was ſie nur irgend mit ihm anzufangen Luſt hatte. So fand er es ganz ſelbſtverſtändlich, daß ſie ihn gleich nach den erſten vierundzwanzig Stunden ihrer Bekanntſchaft friſchweg dutzte, und nicht minder hatte er ſeine unendliche Freude daran, als ſie ihm den Spitznamen »La France« auftrieb. Ja, je toller die Tollheiten waren, auf die ſie verfiel, um ſo höher ſtieg das Entzücken Seiner Majeſtät und Allerhöchſtdieſelben wurden nicht müde, alle ihre Einfälle, Witze und Zoten für eitel göttliche Genialität zu erklären.

So gestaltete sich gleich von Anfang an das Verhältniß der Frau Gräfin von Dubarri zu dem König Ludwig XV. und man darf mit Recht sagen, daß nie früher ein Weib einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sie war, um dieß zu wiederholen, von der ersten Stunde an sein Ein und Alles, und er hielt es für rein unmöglich, auch nur einen Tag lang ohne sie zu leben. Natürlich hätte man nun glauben sollen, es werde alle Welt am Hofe sich beeilt haben, dem neu aufgegangenen Stern zu huldigen. Man hätte dieß um so mehr glauben sollen, als die Hofleute in der ganzen Welt es immer so zu halten pflegten und namentlich in Versailles die Damen Pompadour, Chateau-Roux, Mailly, Maintenon, Fontanges, Montespan und wie sie sonst hießen, den ganzen Hof zu ihren Füßen sahen. Dießmal aber war es nicht so, sondern im Gegentheil der größte Theil des Hofadels hielt sich in auffallender Weise von der Frau Gräfin von Dubarri entfernt, und am auffallendsten thaten dieß Mesdames de France — Madame Marie Adelaide, Madame Victorine Louise Marie Therese, Madame Sophie Philippine Elisabethe Justine und Madame Louise Marie — die Töchter des Königs! Diese, von denen die älteste im März 1732 und die jüngste im Juli 1737 das Licht der Welt erblickt hatten, befanden sich sämmtlich noch im Zustande des Nichtverheirathetseins und besaßen daher alle die Eigenschaften, welche alten Jungfern zu eigen zu werden pflegen. Wie konnte ihnen also diese neue Liebe ihres Vaters anders vorkommen, denn als ein Greuel? Wenn nun aber sie so dachten, so konnten die zu ihrem Staat gehörigen Damen und Herrn auch nicht anders denken, und so gabs nothwendigerweise eine starke Parthei gegen die Gräfin Dubarri. Freilich compact und geschlossen erschien diese Parthei im Anfang nicht, denn man meinte, die neue Maitresse werde bald wieder vergessen sein, wie so viele Hunderte von Hirschparksbewohnerinnen vor ihr; allein da das Verhältniß zwischen ihr und dem Könige mit jedem Tage sich mehr befestigte; als sie die Gemächer der Frau von Pompadour zur Wohnung erhielt und anfing durch die Rathschläge der Mademoiselle Dubarri, der Schwester des Vicomte, welche sie auf dessen

Rath zur Gesellschafterin annahm, immer mehr an Terrain zu gewinnen; als sie endlich gar beim Könige darauf drang, bei Hofe in aller Form vorgestellt zu werden, um sich dadurch zur Mätresse „en Titre“ emporzuschwingen, da einigte sich schnell die ganze Hofwelt gegen sie und die Seele dieses großen Complottes war der Herzog von Choiseuil. „Nein, sie darf nicht vorgestellt werden,“ rief der ganze Chorus zusammen, „denn es wäre dieß eine unauslöschliche Schmach für uns alle. Sie stammt aus der Canaille, aus dem niedersten bürgerlichen Stande; sie war eine Putzjungfer und Straßennymphe und wer da wollte, konnte ihrer Liebe theilhaftig werden; sie ist aller Bildung baar und kann kaum nothdürftig lesen und schreiben; sie hat die gemeinsten Gewohnheiten und ihr ganzes Wesen verräth die Bordellschwester. Wie könnten wir uns also je dazu verstehen, ihr zu huldigen, wie man einer dominirenden Favoritin zu huldigen schuldig ist?“ Also rief der Chorus und von Entsetzen ergriffen standen alle Herren und Damen. Freilich wenn sie dem Adel angehört hätte, selbst auch nur dem niedrigeren; ja wenn sie nur wenigstens eine adelige Bastardin gewesen wäre, so würde sich Niemand geregt haben und man hätte ihr dann sogar eine noch größere Liederlichkeit, eine noch größere Unbildung, eine noch verabscheuungswerthere Vergangenheit nicht zum Vorwurf gemacht; aber ein Kind des Volks, ein Sprößling der Canaille! Nein, es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn man es gestattet hätte, ein solches Wesen der solennen Vorstellung bei Hofe zu würdigen!

„Der solennen Vorstellung bei Hofe! Was ist das?“ so fragt der Leser und ich werde ihm wohl eine kleine Aufklärung schuldig sein. Die Etiquette spielte am Hofe zu Versailles seit Ludwig XIV. eine ganz maßgebende Rolle und unter keinen Umständen durfte gegen sie verstoßen werden. Wer also am Hofe auftreten, wer an den Hoffesten und Hofcirkeln theilnehmen wollte, der mußte zuerst dem Könige vorgestellt werden und dieß konnte bei einem Herrn nur durch einen Hofcavalier, bei einer Dame nur durch eine Hofdame geschehen. So lange also Frau von Dubarri nicht vorgestellt war, konnte sie keine hervorragende Rolle spielen. Es war

ihr nicht erlaubt, an den öffentlichen Königlichen Mahlzeiten Theil zu nehmen, und eben so wenig war ihr gestattet, öffentlich mit ihm auszufahren. Sie durfte weder in den Cirkeln des Dauphin, noch in denen von Mesdames erscheinen und von der Theilnahme an einem Hofballe oder an einem sonstigen öffentlichen Feste war natürlich eben so wenig die Rede. Ja im Fall sie sich eingedrängt hätte, würde der Ceremonienmeister die Pflicht gehabt haben, sie auszuweisen, und sie wäre dem Hohn und Spott aller Anwesenden ausgesetzt gewesen. Man sieht, jene Vorstellung war also keine bloße Formalität, sondern es handelte sich dabei um gar hochwichtige Rechte.

Nun wird der Leser begreifen, was das Complott zu bedeuten hatte, welches sich verschwor, die Vorstellung der Gräfin Dubarri zu hintertreiben, und nicht minder wird er begreifen, warum sich der Herzog von Choiseuil zur Seele dieses Clomplottes machte. Bis jetzt, seit dem Tode der Frau Marquise von Pompadour, war er der alles dirigirende Minister, oder besser gesagt, der factische Regent von Frankreich gewesen, denn der König hatte sich längst des Regierens begeben und verspürte je älter er wurde, um so weniger Lust dazu; die übrigen Minister aber, besonders der Herzog von Praslin, der Neveu des Herzogs von Choiseuil, und der Herr von l'Averdy, der General-Controleur der Finanzen, richteten sich in Allem und Jedem ganz nach dem Willen des Premier. Wenn nun aber die Gräfin Dubarri nach ihrer öffentlichen Vorstellung zur „Mätresse en titre", das ist zur öffentlich characterisirten Favoritin vorrückte, mußte sie dann nicht nothwendig an Einfluß gewinnen und lag es nicht in der Natur der Sache, daß sie sich in Dinge mischen würde, welche bisher allein in seinem, des Premiers, Ressort standen? Freilich, daß sie sich um eigentliche Regierungsangelegenheiten viel bekümmere, oder gar die ganze Politik in die Hand nehme, wie die verstorbene Pompadour — nein das stand nicht zu befürchten, denn dazu war sie viel zu träge und genußsüchtig. Aber konnte es nicht Leute geben, welche sich hinter sie steckten? Konnte nicht jene einst so mächtige Parthei, welche er gestürzt hatte, die Priester- uud Jesuitenparthei nehmlich,

ihren Einfluß benützen, um ihre Ränke durchzuführen und am Ende ihn selbst zu stürzen? Das war Alles nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich und somit hatte der Herzog von Choiseuil Grund genug, sich dem Emporkommen der Gräfin Dubarri mit aller ihm zu Gebot stehenden Macht entgegenzustemmen. Ueberdem — war es nicht diese selbe Person gewesen, welche seiner Schwester, der Herzogin von Grammont, so zu sagen den Rang abgelaufen hatte? War es nicht diese Dubarri, welche die Herzogin dem Könige entfremdete, so daß dieselbe im Zorn ob ihren vereitelten Hoffnungen sofort den Hof verließ, um sich auf Reisen zu begeben? Bei Gott, das konnte der Herzog von Choiseuil der Dubarri nie verzeihen und er verzieh es ihr auch nie!

So stand es am Hofe von Frankreich in den ersten drei Jahren, nachdem die Dubarri den König gefesselt hatte, und noch zu Anfang des Jahres 1769 war es nicht anders geworden. Sie war immer um den König und dieser konnte sie keinen Augenblick lang entbehren. Sie hatte ihre eigenen Gemächer in Versailles, in Fontainebleau, in La-Muette, in allen Königlichen Schlössern und diese Gemächer stießen hart an die Ludwigs XV., gerade wie vordem die der Frau Marquise von Pompadour. Sie führte den Vorsitz bei den kleinen Soupers und Alles gehorchte dort ihren Winken. Ihr Königlicher Liebhaber überhäufte sie mit Gnadengeschenken und sie durfte nur einen Wunsch äußern, so war er erfüllt. Trotzdem aber hatte ihre öffentliche Präsentation noch nicht stattgefunden und man sieht hieraus, daß der Stern des Herzogs von Choiseuil immer noch hoch im Zenith stand.

Folge mir nun der Leser nach Paris und betrete er mit mir in den ersten Tagen des April 1769 das Privatcabinet des Vicomte von Dubarri, welcher daselbst in großer Aufregung auf- und niederging. Sein Aeußeres hatte sich in den drei oder vier Jahren, seit wir ihn aus den Augen verloren hatten, nur wenig verändert, seine Umgebung aber war eine andere geworden. Er bewohnte jetzt ein sehr geräumiges Hotel im Faubourg St. Germain und die Ausstattung dieses Hotels erwies sich als eine äußerst reiche. Auch im Uebrigen trat der Victome als großer Herr auf und er

konnte dies auch, da der König ihm durch die Fürsprache seiner Schwägerin, der Frau Gräfin von Dubarri, große Einkünfte, zusammen von mehr als 100,000 Livres im Jahr, angewiesen hatte. Dennoch schien er mit seinem Loose keineswegs ganz zufrieden zu sein, denn seine Augen funkelten in diesem Momente vor Zorn und sein Mund stieß einzelne Worte hervor, die große Aehnlichkeit mit Flüchen hatten.

Indem meldete ihm ein Diener einen Besuch an und nun war es merkwürdig mit anzusehen, wie schnell seine Gesichtszüge einen anderen Ausdruck gewannen.

„Was sagst du?" rief er dem Diener entgegen. „Der Herzog von Richelieu ist außen, mich zu besuchen? Beim Himmel du mußt falsch gehört haben."

„Nein, nein, gnädiger Herr," versicherte der Diener. „Es ist der Herr Herzog in Person, denn ich kenne Seine Herrlichkeit gar wohl."

„Nun, so eile dich, ihn einzuführen," drängte der Vicomte, „und schneide keine so dumme Fratzen, wie wenn noch nie ein Herzog über diese Schwelle getreten wäre."

Eine Minute darauf trat der Marschall, Herzog von Richelieu, ein und der Vicomte empfing ihn mit großer Ehrerbietung.

„Ich bin vor Glück außer mir, daß Eure Herrlichkeit mir die Ehre erweisen," versicherte er, „denn bis jetzt....."

„Bis jetzt," ergänzte der Herzog, als der Vicomte hier stockte, „bis jetzt glaubten Sie, daß ich ebenfalls zu ihren Widersachern oder vielmehr zu den Widersachern der Frau Gräfin von Dubarri, Ihrer Schwägerin, gehöre und darin mögen Sie nicht so ganz unrecht gehabt haben. Doch bitte, machen Sie nicht so viel Umstände mit einem alten Manne, wie ich bin, und setzen wir uns lieber, um zu plaudern."

„Eure Herrlichkeit," rief der Vicomte mit dem verbindlichsten Lächeln; „Eure Herrlichkeit sehen so frisch aus, wie ein Jüngling und kein Mensch würde es für möglich halten, daß Sie schon die Sechzig passirt haben."

„Die Siebzig," meinte der Herzog komisch aufseufzend. „Aber

ich ſags Niemanden, als Ihnen, weil ich auf Ihre Verſchwiegenheit baue. Doch ſchwatzen wir lieber von etwas Anderem. Zum Beiſpiel, wiſſen Sie, warum ich zu Ihnen gekommen bin?"

„Ich kann es unmöglich errathen," erwiderte der Vicomte, auf deſſen Lippen eine unendliche Neugierde lagerte.

„Nun, ſo will ichs Ihnen ſagen," verſetzte der Herzog gleichmüthig. „Ich komme um mich Ihnen als Aſſocié anzutragen. Ja wohl," wiederholte er, als er das erſtaunte Geſicht des Vicomte ſah, „als Aſſocié gegen den Herzog von Choiſeuil, denn dieſer Mann wird immer hochmüthiger und hat in neueſter Zeit Manieren angenommen, die es mir unmöglich machen, länger mit ihm auszukommen. Er muß fort, ſage ich Ihnen, und deßwegen will ich mich mit Ihnen aſſociren."

„Ich fühle mich aufs höchſte geſchmeichelt," entgegnete der Vicomte, nach der dargebotenen Hand des Herzogs greifend. „Aber....."

„Aber das Fortbringen Choiſeuils," ergänzte der Herzog, „ſcheint Ihnen ein wenig ſchwieriger Natur zu ſein. Nun ich denke, wir machen es doch möglich, wenn wir die Sache klug angreifen. Vor allem übrigens möchte ich die Frage erledigt haben: wer ſoll an des Herzogs Stelle treten? Haben Sie ſich dieſe Frage ſchon beantwortet?"

„Nun," ſagte der Vicomte mit einem lauernden Blicke, „die hochwichtige Stelle eines Premiers würde wohl am beſten durch Euer Herrlichkeit ſelbſt ausgefüllt."

„Fehlgeſchoſſen, mein Freund," rief der Herzog von Richelieu, „gänzlich fehlgeſchoſſen. Ich war all' mein Lebtage kein großer Politiker, und noch weniger ein Freund von anſtrengenden Arbeiten. Zu einem Miniſterpräſidenten würde ich daher ebenſo wenig paſſen, als Sie ſelbſt, denn die Deviſe von uns Beiden iſt der Genuß. Allein ich habe einen Verwandten und Freund, der zu dem Poſten wie gemacht iſt, und wenn Sie daher keinen beſſern Vorſchlag haben, ſo denke ich wir beſtimmen ihn zum Nachfolger des Herzogs von Choiſeuil."

„Und der Name deſſelben?“ fragte der Vicomte, auf's Aeußerſte geſpannt.

„Arnaud Vignerod Dupleſſis Richelieu Herzog von Aiguillon,“ erwiderte der Herzog langſam, jede Silbe des langen Namens beſonders betonend.

„Ah,“ rief der Vicomte, nicht wenig überaſcht, „der Gouverneur von Bretagne! Ich denke, er würde einer gewiſſen Parthei am Hofe äußerſt willkommen ſein; aber ich wußte bis jetzt nicht, daß Sie dieſe Parthei begünſtigen.“

„Das heißt,“ lachte der Herzog laut auf, „Sie meinten, ich ſei ein Gegner derſelben, und darin hatten ſie auch ganz recht. Mit den Devoten und Jeſuiten, an deren Spitze der Herzog von Lavauguyon und die Gräfin von Marſac ſtehen, habe ich nie etwas zu ſchaffen haben wollen; allein wenn ich durch ſie zu meinem Ziele gelangen kann, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich ſie nicht benützen ſoll. Alſo gegen den Herzog von Aiguillon hätten Sie nichts einzuwenden? Nun das freut mich und freut mich beſonders auch für Sie, denn ich kann Sie ſchon zum Voraus verſichern, daß der Herzog nicht unerkenntlich ſein wird. Sie haben, ſo viel mir bekannt, einen Sohn, den Vicomte Adolphe, und dieſer bekleidet, wenn ich nicht irre, für jetzt nur die beſcheidene Stelle eines Lieutenants bei den Carabiniers. Oder verhielte es ſich etwa anders?“

„Es iſt wie Eure Herrlichkeit ſagen,“ verſetzte der Vicomte ingrimmig. „Der Herr Herzog von Choiſeuil als Kriegsminiſter war ſeinem Vorrücken immer entgegen.“

„Der Herzog von Aiguillon wird umgekehrt handeln,“ verſicherte der Herzog von Richelieu, „und das erſte Dekret, das er unterzeichnet, ſoll das der Ernennung des Vicomte Adolphe zum Kapitän-Lieutenant der ſchwarzen Musketiere ſein. Ich weiß, Sie haben ſich früher für Ihren Sohn um dieſen Poſten beworben, aber der Herzog von Choiſeuil gab dem jungen Herzog von Villeroy den Vorzug.“

„Eure Herrlichkeit,“ ſagte der Vicomte, „ſind, wie ich ſehe, mit allen Vorkommniſſen bei Hofe äußerſt vertraut. Doch,“ fügte

er etwas spöttisch hinzu, „wir vertheilen des Bären Fell, ehe wir den Bären erlegt haben."

„Der Bär wird erlegt werden," erklärte der Herzog von Richelieu; „dafür stehe ich Ihnen, wenn Sie anders die Frau Gräfin von Dubarri gut instruiren lassen. Vor Allem ist jedoch nothwendig, daß sie am Hofe präsentirt werde, denn nur dadurch wird ihr das Recht und die Gelegenheit, zu gehöriger Zeit in das große Regierungstriebrad einzugreifen. Hm!" fragte er dann schnell; „kennen Sie die Herzogin von Aiguillon?"

„Nicht näher, mein Herr Herzog," erwiderte der Vicomte.

„Nun, um so besser kenne ich sie," versetzte der Herzog, „und ich kann Sie versichern, daß es eine Dame von außerordentlich viel Geist und Energie ist. Ueberdem besitzt sie einen unbegränzten Ehrgeiz, und sie wird also Alles dran wagen, um ihrem Gemahl die Nachfolgerschaft des Herzogs von Choiseuil zu verschaffen. Freilich erlauben ihr die Verhältnisse nicht, dem Eigensinn von Mesdames offen entgegen zu treten; allein sie hat eine genaue Freundin, die Gräfin von Béarn, und durch sie wird es ihr gelingen, die Präsentation von Frau von Dubarri durchzusetzen."

„Die Frau Gräfin von Béarn?" rief der Vicomte. „Dieselbe, welche sich ihres großen Familienprozesses halber seit einigen Monaten in Paris aufhält? Mein Gott, diese darf es doch nicht mit dem Grafen von Maupeou, dem ersten Präsidenten des Parlaments von Paris, verderben, und Herr von Maupeou ist, wie Jedermann weiß, einer der eifrigsten Anhänger des Herzogs von Choiseuil."

„Ganz richtig," replizirte der Herzog mit einer fast stoischen Kaltblütigkeit; „mit Maupeou darf sie es nicht verderben, denn von ihm hängt der Ausgang ihres Prozesses hauptsächlich ab. Allein meinen Freund René Nicolas Charles Augustin de Maupeou scheinen Sie nicht ganz genau zu kennen, Herr Vicomte. Wissen Sie, was der Zielpunkt all' seines Ehrgeizes ist?"

„Hm," räusperte sich der Vicomte, „er möchte gern Großsiegelbewahrer und an der Stelle des Herrn von Lamoignon Kanzler

von Frankreich werden. Auch ſagt man, der Herzog von Choiſeuil habe ihm dieſe beiden hohen Aemter zugeſagt."

„Wohl, wohl, mein Freund," lachte der Herzog, „aber zwiſchen Verſprechen und Halten liegt eine tiefe Kluft. Genug, ich habe meinen Freund Maupeou heute überzeugt, daß Herr von Choiſeuil ihn am Gängelbande herumzieht und dem Herrn Louis François Lefevre d'Ormeſſon de Noyſeau die Kanzlerwürde nach dem Tode des alten Lamoignon zugedacht hat."

„Alſo zieht ſich Herr von Maupeou von der Parthei Choiſeuil zurück?" rief der Vicomte in höchſt freudigem Erſtaunen.

„Das thut er," erklärte der Herzog, „wenn auch für jetzt noch nicht öffentlich, und Sie ſehen daraus, daß ich ſchon eine recht hübſche Coalition gegen den Herzog von Choiſeuil zu Stande gebracht habe."

„Ich bewundere Sie, mein Herr Herzog," ſagte der Vicomte und man ſah es ihm an, daß er die Wahrheit ſagte. „So etwas iſt aber auch nur Ihnen möglich."

„Hoho, Freundchen," entgegnete der Herzog ſichtlich geſchmeichelt, „das können Sie mir ſagen, wenn wir am Ziele ſind; aber bis dahin iſt's noch ein weiter Weg. Doch wollen wir die Reiſe gleich beginnen, und darum denke ich, Sie machen ſich ſofort morgen früh nach Rennes zu dem Herzog von Aiguillon auf den Weg, um ihn genau von dem Inhalt unſerer heutigen Unterhaltung zu unterrichten. Ich würde ſelbſt hinreiſen; aber es möchte auffallen, wenn ich längere Zeit Urlaub vom Hofe begehrte, und ſomit müſſen Sie immerhin meine Stelle vertreten."

„Ich bin bereit, Eure Herrlichkeit," entgegnete der Vicomte ſich die Hände vor Luſt reibend. „Wäre es aber nicht am Platze, wenn der Herr Herzog von Aiguillon mich hierher zurückbegleiten würde?"

„Nein," entgegnete der Herzog von Richelieu; „unter keinen Umſtänden, denn man darf durchaus keinen Verdacht ſchöpfen. Dagegen wird ſich Niemand etwas Beſonderes dabei denken, wenn die Frau Herzogin von Aiguillon gleich in den nächſten Tagen

hierher kommt, um ihre Freundin, die Gräfin von Béarn, zu besuchen, und vermittelst dieser zwei Damen können wir dann, hoffe ich, schon Ende dieses Monats die erste Mine zum Sturz Choiseuils springen lassen."

Rasch, wie ein Jüngling, erhob sich jetzt der Herzog von Richelieu und reichte dem Vicomte zum Abschied die Hand. Eine Minute nachher rollte sein Wagen auf dem Wege nach Versailles dahin und er traf da noch zeitig genug ein, um an dem Souper theilzunehmen, zu dem er von dem Herzog von Choiseuil mit einigen andern wenigen Auserwählten geladen war. Wer ihn aber da beobachtet hätte, der würde es für rein unmöglich gehalten haben, daß derselbe so eben den Fall des Premier in Scene gesetzt, denn nie erwies er sich cordialer gegen denselben, als eben heute. Wahrhaftig, es sind grundehrliche Leute, die Leute an den fürstlichen Höfen!

Die Conspiration, von der ich so eben berichtet, hatte ihren guten Fortgang, ohne daß Irgendwer, die Betheiligten allein ausgenommen, etwas davon ahnte. Am 10. April kam die Frau Herzogin von Aiguillon in Paris an, um ihre langjährige Freundin, die Gräfin von Béarn, zu besuchen, und am 19. April gewann die letztere ihren großen Proceß, der ihr mehr als eine Million Livres eintrug. Am 21. April kündigte Ludwig XV. nach seiner Rückkehr von der Jagd dem versammelten Hofe an, daß morgenden Tages — es war ein Samstag — die Vorstellung der Frau Gräfin von Dubarri stattfinden werde, und am Abend dieses Tages überbrachten die Hofjuweliere Böhmer und Bassange der genannten Dame einen Schmuck im Werthe von mehr als 100,000 Livres. Am 22. April Mittags fand die Vorstellung durch die Frau Gräfin von Béarn in aller Form statt und der Zudrang der Hofleute, Damen wie Herren, war ein so außerordentlicher, daß der König verwundert fragte, ob denn Feuer im Schlosse ausgebrochen sei. Nur zwei von den wichtigeren Persönlichkeiten blieben derselben fern, der Herzog von Choiseuil, welcher Geschäfte vorschützte, und Madame Louise Marie de France, die sich krank meldete. Die andern Töchter des Königs fügten

sich in das Unvermeidliche und ließen die Frau Gräfin ohne irgend eine Bemerkung zum Handkuß zu.

Die Frau Gräfin von Dubarri hatte nun endlich erreicht, was schon so lange das Ziel ihres Strebens gewesen war, und die Klügeren am Hofe sahen sofort ein, daß es besser für sie sei, mit dem Strome zu schwimmen, als gegen denselben. Somit unterließen sie es von jetzt an nicht, dem Gestirn des Tages, trotzdem es kein reines Licht strahlte, ihre Huldigungen darzubringen, und insbesondere geizten sie nach der Ehre, von der Frau Gräfin zu den Soupers, die sie nun wöchentlich gab, eingeladen zu werden. Freilich aber standen am Rande der Einladungskarten stets die Worte: „Seine Majestät wird mich mit seiner Gegenwart beehren", und diese Worte übten selbstverständig einen besonderen Reiz aus. Um übrigens bei der Wahrheit zu bleiben, so darf nicht verschwiegen werden, daß der Reihen derer, welche sich um die Frau Gräfin schaarten, immerhin auch jetzt noch ein sehr kleiner war gegenüber von denen, die sich von ihr fern hielten, und die Bemühungen ihrer Freunde, diesem Verhältniß ein Ende zu machen, wollten sich durchaus nicht verwirklichen. Ja Einzelne verließen sogar den Hof gänzlich, nur um die Klippe, mit einer Courtisane aus dem Volk verkehren zu müssen, zu vermeiden, und noch weiter ging Madame Louise Marie, die jüngste Tochter des Königs, denn sie machte ihre Drohung, sich als Nonne bei den Carmeliterinnen einkleiden zu lassen, zur Wahrheit. Allein was that's? Der König blieb stumpf und todt gegen Alles und Jedes, seine geliebte Dubarri allein ausgenommen, und da sie nun Mätresse «en titre» geworden war, so versteht es sich von selbst, daß sie von jenem Tage an am Hofe den Ton angab.

Ja wohl, sie war diejenige Person, um die sich nunmehr Alles drehte, trotzdem so Viele sie haßten und verachteten. Bei allen Diners und Soupers saß sie zur Rechten seiner Majestät; bei allen Ausfahrten theilte sie den Wagen mit ihm; in allen Lustschlössern, die man der Reihe nach besuchte, hatte sie eine Reihe von Appartements, welche unmittelbar an die des Königs stießen; von allen Lustbarkeiten war sie die Dirigentin, und was

sie nicht wollte, das wollte auch der verliebte Monarch nicht. Nur in Einem harmonirte er nicht mit ihr, in ihrem Hasse gegen den Herzog von Choiseuil, und es fiel allgemein auf, daß er diesen seinen Premier auch nach ihrer öffentlichen Präsentation noch gerade so schalten ließ, wie er ihn vorher hatte schalten und walten lassen. Hundertmal bat sie ihn, den stolzen Menschen, der ihr stets so verächtlich entgegentrat, vom Hofe zu entfernen, und keine Gelegenheit — Mademoiselle Dubarri gab ihr darin besonders gute Lehren — ließ sie vorbei, denselben in den Augen ihres La France herabzuwürdigen. So kaufte sie einen Pudel, den sie unter dem Rufe: «Saute Choiseuil» des Tags wohl dutzendmal über einen Stock springen ließ. So ruhte sie nicht, als bis sie einen Koch auftrieb, der in der Physiognomie große Aehnlichkeit mit dem Minister hatte; so wie aber der Koch installirt war, so jagte sie ihn wieder fort und rief dem König zu: „Höre, La France, ich habe meinem Choiseuil den Laufpaß gegeben, warum thust Du nicht mit dem Deinen dasselbe?“ Allein Alles vergebens! „Wer,“ erwiderte ihr regelmäßig der König, „wer soll denn regieren, wenn ich ihn nicht mehr habe?“ Und damit schnitt er alle weiteren Erörterungen ab.

Der Winter des Jahres 1769 auf 1770 hatte sich eingestellt und immer noch war der Herzog von Choiseuil dominirender Minister. Ja jetzt schien es sogar, als ob derselbe im Credit noch steigen solle, denn es war ihm geglückt, eine Heirath zwischen dem noch nicht sechzehnjährigen Dauphin Ludwig und der noch nicht fünfzehnjährigen Marie Antoinette, der jüngsten Tochter der Kaiserin Maria Theresia, zu Stande zu bringen, und über dieses glückliche Ereigniß jubelte alle Welt laut auf. „Oestreich und Frankreich, die sich so viele Jahrhunderte hindurch bekriegten, sind für immer versöhnt und wir gehen einer Zeit des Friedens entgegen, welche den Völkern den größten Segen bringen muß.“ So rief man sich in Paris und überall sonsten zu, und wer nur irgend konnte, kaufte sich das Bildniß Marie-Antoinettens, um es in seinem Wohnzimmer aufzuhängen. Selbst Ludwig XV. erwachte über dieser Heirath auf einige Tage aus seiner Lethargie und

reiste nicht nur der Erzherzogin-Braut bis Compiègne entgegen, um sie dort feierlichst zu empfangen, sondern befahl auch, daß dieser Verbindung zu Ehren die glänzendsten Feste veranstaltet werden sollten. Es geschah, trotz der eindringendsten Vorstellungen, welche sich der Herzog von Choiseuil deßhalb dem Könige zu machen erlaubte. Es geschah, trotz der seit zwei Jahren herrschenden Theuerung und trotz der unendlichen Leere des Staatsschatzes, denn Ludwig XV. bestand mit störrischem Eigensinn darauf. So wurde denn die Hochzeit am 16. Mai 1770 aufs solennste gefeiert und auch die nachfolgenden Festlichkeiten waren von der Art, daß sie den König, dem seine geliebte Dubarri dabei nicht einen Augenblick lang von der Seite weichen durfte, vollkommen befriedigten. Weil nun aber der König so große Feierlichkeiten veranstaltete, so konnte Paris natürlich auch nicht zurückbleiben, und so gaben denn die Väter der Stadt den Neuvermählten zum Beweis ihrer Loyalität am Tage ihres Einzugs in der Hauptstadt von Frankreich, das ist am Abend des 30. Mai 1770, ein großartiges Feuerwerk auf dem Platze Ludwigs XIV. Selbstverständlich fand sich eine ungeheuere Menschenmenge dabei ein und ebenso selbstverständlich mußte diese Menge, wenn sie etwas sehen wollte, auf den Straßen und Quais zwischen den vielen Wagen, Reitern und Militärcolonnen eingeklemmt stehen. Im Anfang ging nun Alles gut und bei der Dunkelheit des wolkenbedeckten Himmels gewährten die massenhaft abgebrannten Schwärmer, Leuchtkugeln, Raketen und Tourbillons einen prächtigen Anblick. Laut auf jubelten daher die Zuschauer und immer näher drängten sie sich hinzu, um noch besser zu sehen. Plötzlich jedoch nahmen die feurigen Körper eine verkehrte Richtung und die brennenden Raketenstäbe nebst den Leuchtkugelbomben fuhren in die Reihen der gaffenden Zuschauer. Ein furchtbares Geschrei entstand und die Gefährdeten stoben im wildesten Tumulte auseinander. Doch wohin sich wenden, um außer dem Bereich der feurigen Körper zu kommen? Die hunderttausend Anwesende — es waren ihrer eher mehr als weniger — standen ja so gedrängt, so aufeinander gepreßt, daß alle Straßen, Brücken und

Passagen dadurch gesperrt wurden. So wuchs die Verwirrung in wenigen Minuten zu einem ganz entsetzlichen Durcheinander an und Keiner nahm mehr Rücksicht auf den Andern. „Rette sich, wer kann," war das Feldgeschrei, und Frauen, Kinder, Greise wurden unter die Füße getreten. Dazu dann noch die scheu gewordenen, sich bäumenden Pferde und die umgestürzten Wagen und Karossen! Ueberdem die gräßliche Finsterniß, welche zeitweise herrschte! Kurz, es fand ein Kampf der Verzweiflung statt, in welchem viele Hunderte auf die elendeste Weise ihr Leben verloren, während ihrer Tausende durch die Quetschungen und Tritte, die sie erhielten, von da an den Keim eines frühzeitigen Todes in sich trugen.

Welch' ein gränzenloser Jammer nun ob diesem Unglück in Paris herrschte, das läßt sich eher fühlen als beschreiben. Hatte doch fast jede Familie ein Opfer zu beweinen! Beim Jammern aber blieb man nicht stehen, sondern man brauchte auch Worte, und was für Worte! „Den König," rief man sich zu, „den König und seine Buhlerin trifft die Hauptschuld, denn sie wollten durchaus Festlichkeiten haben, während doch der Premier, der Herzog von Choiseuil, so dringend davon abrieth. Darum ein Hoch dem Choiseuil und ein Pereat der Mätresse und ihrem verthierten La France!" So rief man sich laut in den Wirthshäusern von Paris zu und hatte ich also nicht Recht, wenn ich oben sagte, der Kredit des Herzogs von Choiseuil sei immer noch im Steigen begriffen gewesen? Allein nur zu bald sollte es anders kommen.

Merkwürdig nehmlich, was die Pariser sich in den Wirthshäusern zuriefen, das war nicht lange hernach auch gedruckt zu lesen, und von jetzt ab vermehrten sich die Libelle, Pasquille und Spottgedichte auf den König und seine Mätresse in ganz unerhörter Weise. Ja, so strenge auch die Polizei einschritt, so viele Confiscationen und Verhaftungen sie vornahm, so steigerte sich doch das Uebel mit jedem Tage! Allüberall tauchten sie auf, diese bissigen Schmähschriften, selbst in der nächsten Nähe Ludwigs XV. Auf allen Wegen, wo er ging und stand, lagen sie und sogar in seinem

Schlafgemache, sowie im Schlafgemache seiner Geliebten fanden sie sich. Mußte also da nicht eine ruchlose Hand am Hofe selbst mit im Spiele sein, und war es nicht klar, daß man damit bestimmte Zwecke verfolgte?

„Höre, La France," sagte eines Tags Frau von Dubarri zu Ludwig XV., „das ist nicht mehr zum Aushalten. Da nimm und lies. Man macht Dich herunter, wie wenn Du ein Lump wärest, und mit mir geht man um, als gehörte ich ins Zuchthaus."

„Pah," erwiderte ihr Ludwig der Vielgeliebte, „kümmre Dich nicht um solche Lappalien und vor Allem verschone mich damit."

„So," schrie die Dubarri, „ich soll mich nichts darum bekümmern? Ich sage Dir, La France, Du bist nicht mehr König von Frankreich, wenn Du die Verfasser nicht hängen läßt."

„Ja, wenn ich sie hätte," erwiderte Ludwig XV. mit einem stumpfsinnigen Lächeln. „Aber Sartines, der Polizeilieutenant, sagt, daß man sie nicht ausfindig machen könne."

„Donnerwetter, La France," fluchte die Frau Gräfin, „der Polizeilieutenant ist ein Gimpel. Ich habe Dir's längst gesagt und sage Dir's jetzt zum hundertsten Male, es ist nur Einer, der Herzog von Choiseuil."

„Laß mich in Ruhe," gähnte der König, „der Herzog ist's nicht. Er liebt mich viel zu sehr und hat einen allzu großen Respekt vor mir."

„Respekt vor Dir?" höhnte die Gräfin. „Da lies das neueste Spottgedicht, die Apotheose des Königs Pétaut. Da werden wir Beide, Du und ich, mit dem schmutzigsten Koth beworfen, ihm aber, dem Herzog, und seinem Vetter Praslin wird nichts als Weihrauch gestreut. Wer kann also dahinter stecken, als er allein, Dein vielgeliebter Premier — er und sein Vetter Praslin? O Louis, Louis," setzte sie dann plötzlich in einen heftigen Thränenstrom ausbrechend hinzu, „Du liebst mich nicht mehr. Nein, Du liebst blos ihn, Deinen häßlichen Choiseuil!"

So unterhielt sich Frau von Dubarri mit ihrem Königlichen Liebhaber, und wenn nun derselbe auch in der ersten Zeit gegen die Insinuationen stumpf blieb, so machten sie doch nach und nach

Eindruck auf ihn. Mit der Zeit fing er sogar an, die Verdächtigungen für wahr zu halten und endlich wußte er gar nicht mehr anders, als daß sein Premier mit den Pasquillanten unter Einer Decke stecke. Dennoch behielt er ihn bei und alle Anspielungen der Frau von Dubarri auf den Herzog von Aiguillon, als den besten Ersatzmann Choiseuils, machten keinen Eindruck auf ihn. Bei Vornahme eines Ministerwechsels hätte er sich ja seiner geistigen Lethargie wenigstens auf einige Zeit begeben müssen und davor schreckte er wie vor etwas Entsetzlichem zurück! Endlich aber, Ende December 1770, kam's doch so weit.

Der Hof befand sich damals zu Fontainebleau und am 23. December hielt Ludwig XV. über die dort liegenden Truppen Revue. Am Abend desselben Tages gab der Commandant dieser Truppen, der Graf Du-Chatelet, dem Könige ein Festessen, zu welchem er alle hervorragenden Personen des Hofes, also natürlich auch die Frau Gräfin von Dubarri, einlud, und alle nahmen die Einladung an, mit Ausnahme des Herzogs von Choiseuil und der Frau Dauphine Marie Antoinette. Schon dieß mußte nothwendig auffallen; doch hatte Marie Antoinette wenigstens die Klugheit, Unwohlsein vorzuschützen. Der Herzog von Choiseuil dagegen sagte ganz unverholen, daß er an keinem Tische mitesse, an welchem eine Dubarri sitze, und diese seine Aeußerung wurde sofort dem Herzog von Richelieu hinterbracht. Alsbald eilte nun dieser zu Herrn von Maupeou, dem ersten Präsidenten des Parlaments, welcher sich ebenfalls in Fontainebleau eingefunden hatte, und Beide begaben sich am 24. in der Frühe ins Schloß zu der Frau Gräfin von Dubarri. Hier fand eine lange Unterredung zwischen ihnen statt, und dieselbe mußte äußerst wichtiger Natur sein, denn sie nahm mehrere Stunden in Anspruch und die Betheiligten fanden für nöthig, auch noch den Vicomte von Dubarri und dessen Schwester, Mademoiselle Dubarri, die Vertraute der Frau Gräfin, beizuziehen. Endlich, wie es gegen Mittag ging, hatten sie Alles abgemacht und ihre Gesichter drückten eine große Befriedigung aus.

„Wie ist's mit dem Porträt des enthaupteten Königs? Sie

haben es doch bereits in Händen?" wandte sich jetzt der Herzog von Richelieu zum Vicomte von Dubarri.

„Längst," erwiderte dieser. „Hacquet, des Premier Secretär, den ich natürlich gut dafür bezahlte, übergab es mir schon vor einem Monat und Choiseuil merkte es nicht einmal, daß ihm das Bildniß fehle."

„Desto besser," versetzte Herr von Maupeou mit einem grinsenden Lachen, „und was den andern Punkt, die Nachahmung der Handschrift der Frau von Grammont, anbelangt, so stehe ich dafür, daß man die Fälschung nicht merken soll."

„Also bis vier Uhr heute Mittag bekomme ich das Bewußte?" fragte zuletzt noch die Gräfin von Dubarri.

„Genau bis vier Uhr," versicherte der erste Präsident des Parlaments.

Nunmehr drückten sie sich die Hände und jeder der drei Herren verließ das Schloß auf einem anderen Wege, denn noch sollte man von ihrem geheimen Einverständniß nichts wissen.

Der König hatte seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen, mehrmals in der Woche ganz allein mit der Gräfin Dubarri zu Nacht zu speisen, und dieses Nachtessen fand dann immer im Schlafzimmer der Gräfin statt. Hiebei wurde natürlich von aller Etiquette Umgang genommen und eben deßwegen hatte von der gesammten Dienerschaft Niemand Zutritt, als nur allein der erste Kammerdiener Lebel, welcher das vollkommenste Zutrauen des Monarchen und seiner Geliebten besaß.

Auch den heutigen Abend — es ist noch immer vom 23. December 1770 die Rede — hatte Ludwig XV. zu einem solchen aparten Nachtessen bestimmt und Hand in Hand mit der Dubarri betrat Seine Majestät um neun Uhr das Schlafzimmer der letzteren. Höchstdieselben waren offenbar sehr gut aufgelegt, und dieß darf den Leser auch gar nicht wundern, denn der ganze Hof hatte sich bis jetzt an einem von der Frau Gräfin arrangirten Blindekuhspiel betheiligt und man war verschiedene Stunden lang aus dem Lachen gar nicht herausgekommen.

Sie setzten sich zu Tische und der König nahm die Serviette von einem Teller, um sie sich umzubinden.

„Höll' und Teufel, was ist das?" schrie er plötzlich, indem er wie wüthend auffuhr. „Wer hat mir dieß Bild da unter meine Serviette gelegt?"

„Und ich," kreischte in demselben Augenblicke die Gräfin von Dubarri; „ich bin auch bedacht worden. Alle Donner, wieder eines jener Schmähgedichte!"

Beide, der König wie seine Geliebte, befanden sich in einer großen Aufregung; doch faßten sie sich bald so weit, daß sie die gefundenen Gegenstände des Nähern zu prüfen im Stande waren. Nun zeigte es sich, daß das Bild, welches man dem Könige unter die Serviette geschoben hatte, ein Portrait des Königs Karl I. von England war, der bekanntlich am 30. Januar 1649 vor dem Palaste Whitehall zu London enthauptet wurde, und unter dem Portrait klebte ein Zettel, worauf mit Bleistift geschrieben stand: „Louis de France! So wie Karl dem Ersten, so wird auch Dir geschehen, wenn Du fortfährst, Deinen Thron durch eine öffentliche Buhlerin zu besudeln." Das Schmähgedicht aber, welches die Dubarri unter ihrer Serviette fand, führte den Titel: „La meilleure Trotteuse de Paris", zu deutsch: „die beste Springerin von Paris," und es wurde darin in schlechten Knittelversen erzählt, wie die Frau von Dubarri mit Einem Satz vom Pont-neuf (das war das schlimmst berüchtigte Viertel von Paris, in dem sich Abends die gemeinsten Dirnen auf der Straße herumtrieben) bis zum Trône (den Namen Trône führte in Paris eine Barrière, welche am Eingang des Faubourg St. Antoine lag und vom Pont-neuf wohl eine Stunde entfernt lag; für gewöhnlich aber bedeutet Trône einen Königsthron) gesprungen sei.

„Höll' und Teufel!" fluchte der König zum zweiten Male, nachdem er die beiden Funde genau besichtigt hatte. „Jetzt wird mir's zu bunt! Lebel!" rief er dem eben eintretenden Kammerdiener mit wilder Geberde zu, „wie kam das schändliche Zeug da unter unsere Servietten?"

Der Kammerdiener erschrack bis zum Tode, als er hörte, um

was es sich handle, und nicht minder erschracken auch die Kammerfrauen der Gräfin, die man schnellstens herbeirief; alle aber verschwuren sich hoch und theuer, der Sache ganz fremd zu sein.

„Da ist Hexerei mit im Spiele oder der schmählichste Verrath, schrie jetzt der König. Man rufe den Polizeilieutenant von Sartines, der uns zum Glück nach Fontainebleau begleitet hat, sowie den Gouverneur von Fontainebleau, den Herzog von Richelieu."

„Auch Maupeou vergiß nicht," rief die Gräfin dem forteilenden Kammerdiener nach; „er hat ein paar kluge Augen im Kopfe, die jedenfalls weiter sehen, als die des Polizeilieutenants."

Wenige Minuten später waren die drei genannten Herren um den König und seine Geliebte versammelt und alle drei starrten die beiden Corpora delicti dem Anschein nach mit Entsetzen an. Keiner von ihnen aber wußte Rath und am allerwenigsten der Polizeilieutenant, Herr von Sartines.

„Welch' unerklärliches Räthsel," brach endlich der Herzog von Richelieu das peinliche Stillschweigen. „Aber halt," setzte er plötzlich mit leuchtenden Augen hinzu, indem er das Portrait des geköpften Königs nochmals zur Hand nahm. „Herr von Sartines, Sie waren ja kürzlich auch bei dem Feste anwesend, das Herr von Choiseuil auf seinem Schlosse Chanteloup gab, und Sie werden sich noch erinnern, daß ich Sie auf die eigenthümliche Portraitsammlung des Herrn Premier aufmerksam machte. Nun sehen Sie sich dieses Bild hier an. Ich will mich viertheilen lassen, wenn dasselbe nicht vor zwei Monaten noch in Chanteloup hieng."

Herr von Sartines nahm das Portrait in die Hand und unterwarf es einer genauen Prüfung. „Sie haben Recht, Herr Herzog," sagte er dann vor Schreck erbleichend. „Es ist dasselbe Portrait König Karls von England, über das wir uns damals zusammen besprachen. Ich erkenne es genau an dem schwarzen Fleck hier in der Ecke."

„Und was ich für eine Entdeckung mache!" rief in demselben Augenblicke Herr von Maupeou. „So wahr ich selig zu werden hoffe, dieses Spottgedicht da ist das Machwerk der Herzogin von

Grammont, der Schweſter Choiſeuils. Ich kenne ihre Handſchrift genau."

„Meine Ahnung, meine Ahnung!" kreiſchte jetzt Frau von Dubarri laut auf, indem ſie ſich wie von Krämpfen befallen auf einen Divan warf. „Die Choiſeuils werden nicht ruhen, als bis ſie mich im Grabe liegen ſehen."

„Was iſt da zu thun, meine Herren?" ſagte darauf Ludwig XV., indem er ſich erhob und Einen der Anweſenden nach dem Andern betrachtete.

„Was zu thun iſt?" ſchrie ſofort die Gräfin aufſchnellend und ſich im Nu in einen langen Shawl hüllend. „Das will ich Dir zeigen, La France. Jetzt auf der Stelle laſſe ich anſpannen und fahre fort, bis an's Ende der Welt. Nicht eine Minute länger ſoll man mich halten."

Mit einem Sprunge war ſie an der Thüre, um dieſe aufzureißen; aber der Herzog von Richelieu vertrat ihr den Weg und dadurch gewann Ludwig XV. Zeit, ſie in ſeine Arme zu faſſen.

„Ruhig, Liebchen," ſprach ſeine Majeſtät; „nicht Du ſollſt fort, ſondern er, der Urheber all' dieſer häßlichen Scenen. Ja ich ſehe es ein; es geht nicht mehr anders. Ich werde den Herrn Herzog von Choiſeuil entlaſſen."

Raſch wechſelten die Herren Maupeou und Richelieu einen Blick mit der Frau Gräfin von Dubarri und in dieſem Blick lag eine große Befriedigung. Nicht daſſelbe war bei dem Herrn von Sartines der Fall.

„Eure Majeſtät," wagte er einzuwenden, „man ſollte Niemanden verdammen, ohne ihn gehört zu haben. Auch ſcheint mir in dieſer myſteriöſen Geſchichte noch Manches der Aufklärnng ſehr zu bedürfen. So befindet ſich z. B. die Frau Herzogin von Grammont im Augenblicke weit weg von hier, in den Niederlanden und kann alſo unmöglich dieſes Spottgedicht da ...."

„Pardon," unterbrach ihn der Herzog von Richelieu ziemlich barſch, „der Herrr Polizeilieutenant ſcheinen von ſeinen Kundſchaftern ſchlecht unterrichtet zu werden. Die Frau Herzogin von Grammont iſt vorgeſtern in aller Stille nach Paris zurückgekehrt und hat ſich

gestern, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe, nach Chanteloup begeben."

„Von wo," setzte der Präsident von Maupeou hinzu, „von wo sie sich ohne Zweifel, nachdem sie mit ihrem Bruder Choiseuil das Nöthige verabredet, in irgend einer Verkleidung hier eingeschlichen hat, um das Schmähgedicht und das Portrait unter die Servietten zu praktiziren."

„Genug," entschied Ludwig XV., dem die Geduld ausging „ich will endlich Ruhe haben, und darum ist mein Entschluß gefaßt. Setzen Sie sich, Maupeou, ich will Ihnen die Entlassungsdekrete des Herzogs von Choiseuil und seines Cousin, des Herzogs von Praslin diktiren."

Maupeou flog zum Schreibtisch und in zwei Minuten war Alles fertig.

„Ich bedarf Ihrer Dienste nicht mehr," hieß es in dem Schreiben an den Herzog von Choiseuil, „und verweise Sie nach Ihrem Schloß Chandeloup, wohin Sie sich innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Empfang Dieses begeben werden." Ganz ähnlich lautete das Dekret an Praslin, der nach Schloß Praslin verwiesen wurde, und so wie die Schriftstücke fertig waren, unterzeichnete sie Ludwig XV.

„Wer soll die beiden Briefe befördern?" fragte jetzt Maupeou.

„Der Herzog von Brillière," erwiderte Ludwig XV.; „doch nun laßt mich endlich in Ruhe.

„Aber," wagte der Herzog von Richelieu zu bemerken, „Majestät, die neuen Minister?""

„Du hast recht, mich daran zu erinnern," versetzte der König. „Sende also eine Staffete an den Herzog von Aiguillon, daß er so schnell als möglich hierher eile, und Ihnen, Maupeou, habe ich das Kanzleramt bestimmt, welches Lamoignon zu alt ist, noch länger zu versehen. Bist du nun zufrieden, mein Liebchen? So komm und laß uns zu Nacht speisen. Ich habe entsetzlichen Hunger."

Die Herren verstanden den Wink und empfahlen sich, dem Könige die Hand küssend. Die Frau Gräfin von Dubarri aber warf ihren Shwal ab und setzte sich ihrem Liebhaber hart an die Seite.

Viertes Kapitel.

Ein Tag bei Hofe unter dem neuen Regime. (1771 — 1773.)

Vierundzwanzig Stunden waren dem Herzog von Choiſeuil Zeit gegeben, um von Paris in ſein Exil abzureiſen, aber ſtolz erklärte er, er brauche nur wenige Stunden, um den Hofſtaub von ſeinen Füßen zu ſchütteln. Und er hielt Wort. Genau um zwölf Uhr Mittags, am 24. Dezember 1770, hielt ſeine ſechsſpännige Caroſſe vor ſeinem Hotel in der Rue Richelieu und eine große Anzahl von andern Caroſſen bildete eine lange Reihe, um den ſcheidenden Premier zu begleiten. Ueberdem hatte ſich die Bürgerſchaft von Paris in Maſſe eingefunden; doch nicht um zu gaffen und ihren Fürwitz zu befriedigen, ſondern um dem hohen Herrn, der bisher die Geſchicke Frankreichs gelenkt, ihre Ehrerbietung zu beweiſen. Ja ſo ſtark war der Zuſtrom, daß die Straße Richelieu die Leute nicht alle faſſen konnte, und ſo bildeten ſie denn förmlich Spalier von ſeinem Hotel an bis zu der Barrière d'Enfer, durch welche er Paris verließ. Eine halbe Stunde nach zwölf Uhr ſtieg Choiſeuil in ſeinen Wagen und zu ſeiner Rechten ließ ſich ſeine Gattin nieder, welche von ganz Paris wegen ihrer Milde geliebt wurde. Sowie aber der Wagen, gefolgt von der Menge der andern Chaiſen und umgeben von vielen Reitern, ſich in Bewegung ſetzte, brach das Volk in ein

ſtürmiſches Hoch aus und dieſes Hoch ſetzte ſich dem Donner gleich fort bis zur Barrière d'Enfer. Es war eine großartige Demonſtration, denn faſt in der ganzen Bürgerſchaft von Paris hatte ſich ein mächtiger Zorn entzündet, als die Kunde von Choiſeuils Entlaſſung ſich wie ein Lauffeuer verbreitete, und dieſer Zorn machte ſich in lauten Worten Luft. Am lauteſten aber ſprachen folgende Verſe, welche in rieſigen Plakaten an allen Häuſern, durch die der Zug ging, angeſchlagen waren:

„France, quel est ton destin?
„D'être soumis à la Femelle!
„Ton salut vint d'une Pucelle;
„Tu périras par la Catin."

In ſolch' großartiger Weiſe verließ der Herzog von Choiſeuil Paris, um ſich nach ſeinem prächtigen Schloſſe Chanteloup zurückzuziehen, und ſo wie er dort angekommen war, bildete ſich ein förmlicher Hofſtaat um ihn. Kein Tag verging, an dem er nicht Beſuche in Menge erhalten hätte, Beſuche von Freunden und Geſinnungsgenoſſen aus Paris und Verſailles, welche es mit ihrem Stolze nicht verwinden konnten, daß nunmehr eine Buhldirne der gemeinſten Sorte mit ihren Kreaturen den Königlichen Scepter handhabte. Nicht Wenige kamen auch von der Klugheit getrieben, denn ſie hielten es für unmöglich, daß Ludwig XV., verkommen und abgenützt wie er war, auch nur noch wenige Monate ſein vegetirendes Daſein friſten könne, und dann, dachten ſie, dann iſt die Zeit Choiſeuil's wieder da.

Doch wir kehren nun an den Hof von Verſailles zurück, um zu ſehen, wie es jetzt dort zuging. Mein Gott, Frankreich hatte ſeit der Einführung des Mätreſſenthums viele herbe Zeiten durchgemacht, und ich habe ſie dem Leſer alle getreulich vorgeführt; aber eine ſolche Zeit der Schmach, eine ſolche Periode der tiefſten Erniedrigung, wie jetzt eine begann, eine ſolche war über jenes ſchöne Land noch nicht gekommen! Freilich völlig verſtandeslos war die Gräfin von Dubarri, die nunmehrige Alleinherrin, nicht, ſondern im Gegentheil ſie war geſcheidt und hatte Geiſt und ihr Mund ſprudelte von Humor und tollen Ein-

fällen über; allein nicht minder war sie unwissend sowie ungebildet im höchsten Grade und in Beziehung auf Scham und Ehrenhaftigkeit stand sie auf einer so niedrigen Stufe, daß man sie sich niedriger nicht denken kann. Freilich war sie viel zu träge und bequem, als daß sie sich, wie ihre Vorgängerin Pompadour, mit dem Selbstregieren und Selbstaufziehen der politischen Staatsuhr hätte befassen mögen; dagegen ließ sie Andere, natürlich aber nur Solche für sich handthieren, die mit ihr gleichen Sinnes waren, und kein Einziger durfte in's Staatsruder eingreifen, der nicht allen ihren Launen sich fügte. Ueberdem wo in der Welt hätte sich ein Wesen finden lassen, das mit einer größeren Vergnügungssucht behaftet und für Tand und Putz immensere Summen zu verschwenden im Stande gewesen wäre? Doch mit solchen allgemeinen Bemerkungen wird sich der Leser nicht begnügen, und somit bleibt mir nichts übrig, als ihn zu guter Letzt auch noch in die Nubidät des jetzigen Hoflebens einzuweihen. Vor Allem aber habe ich ihm die neuen Gewalthaber, das heißt diejenigen, welche nach Choiseuil's Entfernnng an's Ruder kamen, vorzustellen.

Die drei wichtigsten derselben waren die Herren von Maupeou, von Aiguillon und von Terray. Der Erstere, als Kanzler und Großsiegelbewahrer, hatte die Justiz, der zweite die auswärtigen Angelegenheiten und der dritte die Finanzen unter sich. In die übrigen Departements theilten sich Herr von Bertin — Inneres —, der Graf von St. Germain — Marine —, der Marquis von Monteynard — Krieg — und der Herzog von Brillière — Königliches Haus — und alle Viere standen in geistiger Beziehung ziemlich nieder. Allein sie paßten zu den drei ersten, weil auch sie geschworene Feinde des Herzogs von Choiseuil und somit Begünstiger des von Choiseuil aufgehobenen Jesuitenordens waren. Die erste Regierungshandlung des neuen Ministeriums bestand also darin, seiner Majestät in dem früheren Jesuitenpater, jetzigen Abbé Maudoux, einen neuen Beichtvater zu octroyiren, und Ludwig XV. ließ sich das recht gern gefallen, denn der neue Gewissensrath machte ihm das Leben durchaus nicht sauer, sondern erwies sich als ein Mann, der sich auf das Leben

und Lebenlassen versteht. Nachdem dieß geschehen, fingen die Herren Minister an „auszuputzen", und Alles, was Choiseuil'sche Gesinnungen hegte, mußte den Platz räumen. Solches geschah besonders mit den höhern Beamten, sowie mit den verschiedenen Gesandten an fremden Höfen, und Männer, wie der Herzog von Gonteau, der Marquis von Vergennes und Andere wurden verabschiedet, um unbedeutenden, aber zu den Devoten gehörenden Individuen Platz zu machen. Namentlich auch ersetzte man den Gesandten am kaiserlichen Hofe von Wien, den Baron von Breteuil, einen der intelligentesten Diplomaten, welche Frankreich damals besaß, durch den zum geistigen Stand übergetretenen Prinzen Louis, einen jungen Prälaten ohne alle Erfahrung und Kenntnisse, und doch war der Gesandtschaftsposten in Wien bei weitem der wichtigste im ganzen diplomatischen Cirkel!

Auf diese Art debutirte das neue Ministerium und diesem seinem Debut entsprachen seine nachfolgenden Handlungen vollkommen. Insbesondere erwies sich der Abbé Terray als ein Finanzgenie erster Klasse und brachte das Zeugniß, das er sich lachend selbst gab, das nehmlich, daß er der erste Dieb und Räuber Frankreichs sei, zur vollsten Geltung. Ja, in Wahrheit, er stahl und raubte, wo er nur konnte und so gelang es ihm wirklich, das unendlich viele Geld aufzutreiben, welches der König von jetzt ab mit seiner Mätresse verbrauchte. Freilich die Bestohlenen und Beraubten schrieen laut auf und das Volk von Frankreich wurde wüthend. Allein was halfs? Der Finanzminister lachte dazu und seine Schergen fuhren fort zu nehmen, wo sie noch etwas Nehmbares fanden. Doch siehe da, nunmehr erhob das Parlament seine Stimme, das Parlament von Paris, welches schon die früheren Steueredicte, als ungerechte, einzuregistriren sich geweigert hatte und die neueren des Abbé Terray geradezu für Räubereien erklärte. Jetzt lag die Gefahr nahe, daß alle Magistrate von ganz Frankreich gemeinsame Sache mit dem Parlamente machen würden, und folglich mußte schnellstens eingeschritten werden. Sie schritten aber auch ein, die Herren Minister, und begaben sich sofort, den Canzler Maupeou an der Spitze, in Corpore zum Könige. „In Frank-

reich hat nur der König zu gebieten," sagten sie Seiner Majestät „und die widerspenstigen Parlamentsräthe sind daher als nichts Anderes zu betrachten, denn als ehrgeizige Revolutionäre, welche den Thron seiner Rechte berauben wollen." Diese Auseinandersetzung drang durch und bereits in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1771 erschien auf Königlichen Befehl im Hause eines jeden renitenten Parlamentsrathes eine Abtheilung Musketiere, um denselben sofort zu verhaften. Die Verhafteten aber brachte man weit weg von Paris, den Einen in dieses, den Andern in jenes Gefängniß, und, hurrah, jetzt hatte man Ruhe! Freilich legten die Prinzen von Geblüt, sowie die Parlamente der Provinzen gegen diesen schreienden Gewaltact Protest ein und alle Gebildeten und Ehrlichen der ganzen französischen Nation stimmten dem Proteste feierlichst zu. Allein der Canzler Maupeou, unterstützt von allen übrigen Ministern, kümmerte sich auch nicht das Geringste hierum, sondern ernannte aus feilen Creaturen seiner Parthei ein Interimsparlament und installirte zugleich sechs Obergerichte, welche die Justiz handhaben sollten. Ja noch mehr, er löste auch das Parlament von Rouen auf, und ließ von den übrigen Parlamenten jeden Rath einkerkern, der seine Stimme noch für die Wahrheit zu erheben wagte. Wahrhaftig eine solche Despotie, eine solche Rechtsverletzung war dem französischen Volke noch nie geboten worden und sie hatte ihresgleichen nicht in der ganzen Welt.

Doch wie geringfügig war noch diese Niederträchtigkeit gegenüber der Schmach, welche die Minister in der äußern Politik auf Frankreich häuften! Damals befand sich bekanntlich das Königreich Polen in sehr zerrütteten Zuständen und die verschiedenen Partheien, die sich daselbst um die Oberhand stritten, hatten sich längst daran gewöhnt, die Hülfe des Auslands für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen. Natürlich aber ließen sich die benachbarten Mächte diese Gelegenheit nicht entschlüpfen, um sich jeden Augenblick in die inneren Angelegenheiten Polens zu mischen und insbesondere eifrig zeigte sich hierin Rußland. Es wäre gern weiter vorgerückt in das Herz Europas herein, und weil es diesen Zweck nur erreichen konnte, wenn es angrenzende Stücke von Polen sich

aneignete, so schuf es sich durch Bestechung und andere Mittel eine Parthei in dem zerrütteten Lande, welche bereit war, sein Protectorat durch Abtretung von Provinzen zu erkaufen. Nicht minder großes Annectirungs-Gelüste wohnte in der Brust des damaligen Königs von Preußen, Friedrichs des Großen, und die Habsburger waren ohnehin von jeher bereit, fremde Nationalitäten, sie mochten heißen, wie sie wollten, zu verspeisen. So wurde es denn bald jedem Verständigen klar, daß Rußland, Oesterreich und Preußen in Beziehung auf Polen als nichts Anderes zu betrachten seien, denn als drei Raubvögel, welche den richtigen Zeitpunkt abpaßten, um sich auf ihre Beute zu stürzen, und insbesondere klar wurde dies den Politikern Frankreichs. Sie drangen also mit aller Macht darauf, daß Frankreich sich Polens annehmen müsse. und dieß geschah auch, so lange der Herzog von Choiseuil das Staatsruder führte. Doch wie kams nun, nachdem dieser energische Charakter vom Regimente entfernt worden war? Die obgenannten drei Mächte erkannten alsobald, daß von der Erbärmlichkeit des Herzogs von Aiguillon nichts zu befürchten sei, sowie auch, daß sie ihn ohne große Mühe hinter's Licht führen könnten, und in der Minute beschlossen sie, an's Werk zu gehen. Sie ernannten also ganz in der Stille außerordentliche Commissäre, welche sich über die Theilung Polens einigen sollten, und schon Ende August kam diese Einigung zu Stande. Was aber das Allermerkwürdigste dabei war — die Einigung kam in Wien selbst zu Stande, ohne daß der Prinz Louis, der französische Gesandte daselbst, auch nur das Geringste davon merkte! Mein Gott, er hatte viel Wichtigeres zu thun, denn sein ganzes Augenmerk war auf die Schönheiten des Hofs gerichtet und nebenbei vertiefte er sich in die sonstigen Freuden, welche Oesterreichs Hauptstadt ihm bot! So erfuhr man denn in Frankreich von der soeben vollzogenen ersten Theilung Polens, durch welche diesem Reiche nicht weniger als 4000 Quadratmeilen Landes mit fünf Millionen Einwohnern genommen wurden, erst etwas, als die russische Regierung es am 2. September 1772 für geeignet hielt, das vollendete Factum zu publiciren, und wie ein zweischneidiges Schwert bohrte sich diese Nachricht in das Herz der

Söhne Frankreichs ein. Die erste Großmacht Europas, diejenige Macht, welche schon seit so langen Jahren gewohnt gewesen war, den Ton in der ganzen Welt anzugeben, sie sah sich auf diese schimpfliche Weise bei Seite geschoben und mußte, weil drei andere Großmächte ihr geeinigt gegenüber standen, das Gesehene geschehen sein lassen!

Wie nahm nun aber Ludwig XV., der Beherrscher von Frankreich, diese unerhörte Schmach auf? Mein Gott, Ludwig XV.! War er schon vorher in Wollust, Trägheit und Stumpfsinn versunken gewesen, so wurde er es jetzt unter dem Alleinregiment der Frau von Dubarri, wenn irgend möglich, noch mehr und ..... Doch, wozu der langen Auseinandersetzung? Folge mir der Leser an den Hof selbst und verlebe er mit mir dorten nur einen einzigen Tag, so wird er dessen bis zum Eckel gewiß werden. Wählen wir also irgend einen Tag; zum Beispiel auf gut Glück den 1. Mai 1771!

Es war also am 1. Mai 1771 und zwar Morgens neun Uhr, als der Kammerdiener Lebel eine Thüre, welche in das Schlafzimmer der Frau Gräfin von Dubarri führte, geräuschlos öffnete und eine Kaffemaschine, die er in der Hand hielt, auf ein dort befindliches rundes Tischchen stellte. Geräuschlos verschwand er dann wieder, um noch Mehreres, was zum Frühstück nöthig, herbeizuholen, und nachdem er sofort alles fein geordnet, warf er einen Blick auf die mächtige Himmelbettlade, welche fast den dritten Theil des Zimmers einnahm. Deren weißseidene Vorhänge waren fest zugezogen, aber jetzt regte sich dort Etwas und gleich darauf erschien ein blendend weißer Arm, der die Vorhänge auf der einen Seite zurückschlug. Auf dieses hin entzündete Lebel schnell den Weingeist in der Maschine und verschwand zum zweiten Mal.

Sehen wir uns nun in dem Zimmer um, so finden wir, daß dasselbe sehr geräumig und zugleich mit so verschwenderischer Pracht ausgerüstet ist, wie sie nur die Ueppigkeit der damaligen Zeit herstellen konnte. Der Boden — ein schwellender Teppich; — der Plafond — ein einziges großes Gemälde, die Venus in den Armen des Mars vorstellend; — die Seitenwände — — — mein Gott übrigens, ich denke, es wird genügen, wenn ich wiederhole, daß die ganze Einrichtung

des großen Gemaches eine überreiche, ja überladene war, die dem Auge nicht wohl that. Auch zeigte es keineswegs vom feinsten Geschmack, daß jedes einzelne Stück, wie das Ganze selbst, an den Gott Eros erinnerte; allein so liebte es einmal Ludwig XV., und überdem litt die damalige Kunst in Folge der herrschenden moralischen Versunkenheit an bedeutender Entartung. Lassen wir dies übrigens und verfolgen wir lieber mit unserem Blicke den runden, blendend weißen Arm, welcher die Vorhänge der Bettlade zurückschlug. Er gehörte einem nicht minder weißen und schwellenden Oberkörper an und über diesem Oberkörper ruhte ein Weiberkopf — — — Pah, stille! Dem Leser genügt es zu wissen, daß wir die Gräfin von Dubarri vor uns haben.

Also Frau von Dubarri schlug die Vorhänge zurück und ließ ihre lachenden Augen rund im Zimmer herum laufen. Dann blieben diese Augen auf dem Manne haften, der das große Bett mit ihr theilte, und einen Moment lang schien es, als ob das Lachen verschwinden wollte. Er sah nehmlich sehr alt und abgelebt aus, der Mann an ihrer Seite, und wenn er nicht so tief Athem geholt hätte — er schlief nehmlich noch immer — so hätte man ihn leicht für todt halten können! Doch eben in dem Momente, als die Augen der Frau Gräfin sich trüben wollten, brodelte der Kaffee in der Maschine heftig auf und — ha, wie lächelte jetzt wieder ihr Blick!

„La France," schrie sie, den Bettgenossen stark am Ohrläppchen zupfend, „zum Geier, so wach' doch endlich auf. Hörst Du denn nicht, daß Dein Kaffee siedet und überläuft? Donnerwetter, ich sag' Dir, wenn Du nicht schnell aus dem Bette springst, so geht unser ganzes Frühstück zum Teufel."

Also schrie Frau von Dubarri, und der Mann an ihrer Seite, welcher, wie der Leser schon längst errathen haben wird, kein anderer war, als Ludwig XV., sprang wie er ging und stand aus dem Bette, um den in höchster Gefahr stehenden Kaffee zu retten. Es gelang ihm auch richtig, indem nur ein ganz kleiner Theil übersprudelte, und wer war nun glücklicher, als Seine Majestät, der König von Frankreich?

„Morbleu," sagte er mit einem etwas stierischen Lachen, „dießmal war Eile von Nöthen; aber Du wirst mir zugeben, mein kleiner Engel, daß ich mich auf meine Kunst verstehe."

Ludwig XV. bereitete nehmlich den Kaffee für sich und seine Geliebte stets allerhöchst eigenhändig, und auch bei manch' anderen Gelegenheiten liebte er es, den Koch zu machen, sowie er sich überhaupt auf seine kulinarischen Kenntnisse nicht wenig einbildete. Nachdem nun übrigens das Frühstück fertig war, trug der König das kleine runde Tischchen ans Bett hin, in welchem Frau von Dubarri sich dehnte, und schenkte sowohl ihr als sich selbst die Tassen voll. Dann klingelte er seinem Kammerdiener Lebel, um sich während des Frühstückes anziehen zu lassen, und so ging eine halbe Stunde in aller Behaglichkeit vorüber.

„Bist Du nun fertig, Lebel?" sagte Seine Majestät, als die halbe Stunde verflossen war.

„Ich bin's," erwiederte der Kammerdiener, indem er die letzte Hand anlegte.

„Aber, La France," fragte die Gräfin Dubarri, „warum hast Du denn heute so pressant?"

„Du wirst's gleich sehen," geruhte Ludwig XV. zu antworten und flüsterte dem Kammerdiener einige Worte ins Ohr.

Lebel verbeugte sich stumm und war in der Secunde verschwunden. Doch währte seine Abwesenheit nur einen Augenblick, und wie er wiederkehrte, hielt er ein wohleingewickeltes Paquetchen in der Hand, das er dem König überreichte.

„Hier, mein Herz," wandte sich sofort Ludwig XV. an seine Geliebte; „hier habe ich Dir eine Kleinigkeit. Böhmer und Bassange, meine Hofjuweliere, sind gestern damit fertig geworden."

So sprechend händigte er der Gräfin das Paquetchen ein und diese, die Umhüllung abstreifend, fand ein wundervoll gearbeitetes Etui, in welchem sich ein Diamantenschmuck im Werth von mindestens 80,000 Livres befand.

„Ah, wie prächtig," rief sie mit strahlenden Augen. Dann nahm sie die Ohrringe ab, die sie eben trug, und brachte die neuen an deren Stelle; der König aber ergriff einen Toilettenspiegel

und hielt ihn ihr so lange vor, bis sie sich genugsam selbst bewundert hatte.

„Bist Du nun zufrieden, mein Engel?“ fragte Ludwig XV.

„Vollkommen,“ versetzte sie, ihn umschlingend und seinen Mund mit Küssen bedeckend. „Alle Wetter, das sind ganz andere Steine als die, welche mir der Jude Abraham Mosessohn letzthin geliefert hat.“

„Und die Du theuer genug bezahlen mußtest,“ fügte der König bei. „Wenigstens sagte mir Beaujon etwas dergleichen, aber es war mir zu langweilig, es ganz anzuhören.“

„Langweilig?“ lachte die Gräfin laut auf. „Hoho, La France, Da bist Du schlecht unterrichtet. Ich sag' Dir, die Geschichte ist so kurzweilig, als nur eine, und nun hör' einmal zu, ich will sie Dir erzählen. Also,“ fuhr sie fort, indem sie den König nöthigte, sich neben sie auf den Rand des Bettes zu setzen; „also Du mußt vor allem wissen, daß ich dem Abraham Mosessohn schon von lange her 8000 Louisdor schuldete und daß er mir eine Menge von Mahnbriefen schrieb, welche ich alle unbeantwortet ließ. Vor acht Tagen nun läßt er sich bei mir melden, um mir verschiedenes Neues zu zeigen, und in der That gefallen mir auch von seinen Edelsteinen einige so, daß ich sie ihm für 1000 Louis abkaufe. Schreibs zum alten, sagte ich dann zu ihm, und schick' mir gelegentlich die Rechnung. Er wollte jedoch nicht und bestand darauf, daß er die 1000 Louis baar haben müsse, weil er selbst gedrängt sei. Von den früheren 8000 Louis sagte er jedoch nichts. Nun gut, rief ich darauf, so ziehe die 1000 Louis auf mich und bring mir den Wechsel, daß ich ihn unterschreibe. Der Hofbanquier Beaujon wird ihn dann schon honoriren. Er ging also, kehrte aber schon nach einer halben Stunde zurück und legte mir die Anweisung vor. Natürlich unterschrieb ich, ohne zu lesen, und nun verabschiedete er sich, aufs höchste vergnügt, indem er sich noch tiefer als zuvor, fast bis auf den Boden, verneigte. Damals fiel mir dieß nicht auf und ich lachte blos über die jüdische Unterwürfigkeit. Vorgestern aber nimmt der Hofbanquier die Gelegenheit wahr und macht mir Vorwürfe, daß meine Anweisungen an-

fingen, ſich gar zu hoch zu verſteigen. Hoch? ſchrie ich. Tauſend Louisdor ſind doch eine wahre Bagatelle. Ja wohl, erwiederte er, tauſend, aber nicht neuntauſend. Jetzt klärte ſich die Sache auf; der Jude ſchrieb die alte und die neue Schuld zuſammen, darauf rechnend, daß ich den Wechſel unterſchreiben werde, ohne ihn vorher näher anzuſehen. War das nicht köſtlich?"

Und abermals lachte ſie laut auf, und dieſes Lachen klang ſo herzlich, daß Ludwig XV. nothwendig mitlachen mußte.

„Es ſind verdammte Kerls, dieſe Juden," geruhten darauf Seine Majeſtät zu bemerken. „Die wiſſen das Geld aus den Steinen herauszuklopfen und ich wollte deßhalb, der Abbé, unſer neuer Finanzminiſter, wäre auch Einer vom Volke Gottes; dann müßte ich doch ſeine langweiligen Jeremiaden über den Geldmangel nicht mehr mitanhören."

Frau von Dubarri lachte wiederum laut auf, als ob ſie die Klagen des Finanzminiſters höchlich ergötzten. „Höre, La France," meinte ſie dann eine Minute ſpäter, „der Beaujon hat mich doch geärgert, daß er es wagte, mir über meine Geldausgaben Vorwürfe zu machen. Er reſpektirt doch hoffentlich Deine Bons immer, ohne ein Wort zu ſagen, und ebenſo thut auch der Abbé Terray, der Finanzminiſter?"

„Gewiß," erwiederte der König; „Beide reſpectiren meine Bons."

„Gut," ſchrie die Gräfin, „ſo werde ich künftig auch Bons ausgeben und Du wirſt dem Terray und dem Beaujon befehlen, daß ſie ſie eben ſo gut reſpectiren, als die Deinigen."

Natürlich konnten Seine Majeſtät nicht umhin, dieſem Wunſche ſofort nachzukommen, und von dieſer Zeit an hatten die Bons, zu deutſch: Geldanweiſungen der Frau von Dubarri gerade denſelben Werth als die „Bons du Roi."

Mittlerweile war es zehn Uhr geworden, und nun begann die Zeit des Empfangs. Der König nehmlich empfing Vormittags nur bei der Gräfin Dubarri und es galten die meiſten Aufwartungen dieſer ſo gut als ihm. Daſſelbe hatte auch früher ſchon zu den Zeiten der Maintenon ſtattgefunden; allein es war doch

ein großer Unterſchied, denn die Frau Marquiſe von Maintenon pflegte, wenn ſie empfing, immer aufs ſorgfältigſte gekleidet zu ſein, während die Dubarri ſtets den ganzen Vormittag im Bett liegen blieb und zwar im tiefſten Negligé, das man ſich nur denken kann.

Der erſte, der ſich melden ließ, war der Marſchall Herzog von Biron, ein Greis von mehr als einundſiebzig Jahren, mit einem ſehr ſchlechten Fußwerk, ſo daß er ohne Stock gar nicht gehen konnte; dagegen aber mit einer äußerſt biſſigen Zunge, welche Niemanden, den König und ſeine Geliebte allein ausgenommen, verſchonte.

„Das iſt recht, daß Sie kommen," rief ihm die Gräfin bei ſeinem Eintritt luſtig entgegen; „denken Sie nur, mein La France iſt heute ſo langweilig, daß er mir von Jeremiaden erzählt, die er von ſeinem Finanzminiſter mitanhören müſſe."

„Was?" entgegnete der Herzog, nachdem er dem Könige ſeine tiefſte Referenz gemacht und der Frau Gräfin die Hand geküßt hatte. „Was? Ueber die ſchlechten Finanzen jammert der Abbé Terray? Der Tropf. Ich wüßt' ihm ein probates Mittel, auf einmal Millionen einzukaſſiren."

„Wirklich?" fragte der König mit einem etwas perplexen Blicke.

„Ja wohl," erklärte der alte Herr mit immer gleich großem Ernſte. „Und zwar ein Mittel, dem das ganze franzöſiſche Volk ſeinen Beifall zujauchzen würde."

„Ha!" rief der König, die ſtieren Augen noch weiter aufreißend.

„Eure Majeſtät," ſprach der Herzog höchſt ernſthaft weiter, „ſcheinen begierig zu ſein, mein Geheimniß kennen zu lernen? Nun wohl, ſo will ich nicht länger damit hinter dem Berge halten. Alſo auf der großen Ebene links von der Seine, die Sablons genannt, errichte der Herr Abbé einen Galgen mit drei Armen und deſſen Höhe betrage zum mindeſten achtzig Fuß, damit man ihn von allen Seiten ſtundenweit ſehen kann. Sobald der Galgen errichtet iſt, mache er durch Maueranſchläge bekannt, daß den andern Tag gegen die kleine Abgabe eines Sechslivresthalers Jedwedem geſtattet ſein ſolle zuzuſehen, wie man ihn, den Abbé, mit

seinen würdigen Collegen, dem Maupeou und Aiguillon, daran hänge, und auf diese Bekanntmachung hin strömen ganz sicherlich so viele Menschen zusammen, daß eine Einnahme von sechs Millionen Livres erzielt wird."

„Ah, so ist's gemeint," versetzte der König, höchlich enttäuscht und drehte dem alten Herrn den Rücken; die Frau von Dubarri aber lachte so unmäßig, daß ihr die Thränen über die Wangen herabliefen.

„Hören Sie, Biron," sagte sie, als der Lachkrampf endlich aufhörte, „wenn der Kanzler erfährt, daß Sie solche gefährliche Redensarten im Munde führen, so läßt er Sie ohne Gnade in die Bastille werfen, und es geschieht Ihnen dann ganz Recht."

„Der Kanzler?" meinte der alte Herzog ohne die Miene zu verziehen. „A propos, wissen Sie, was der Prinz von Conti kürzlich für einen Witz über ihn losgelassen hat?"

„Mein Vetter Conti?" mischte sich der König ein. „Nun da bin ich doch begierig."

„Es war," erzählte der Herzog von Biron, „davon die Rede, daß Herr von Maupeou damit umgehe, sich ein neues Hotel zu bauen, aber noch nicht darüber mit sich einig sei, auf welchen Platz er es stellen solle. Ich wüßt' ihm ein prächtiges Emplacement, meinte sofort der Prinz von Conti, und ein passenderes kann er nicht finden. Welches? Welches? rief man ihm zu. Den Grêveplatz, erwiderte er trocken."

Wiederum lachte die Gräfin von Dubarri aus vollstem Halse und dießmal konnte auch Ludwig XV. nicht widerstehen, denn der Grêveplatz war bekanntlich der Hinrichtungsplatz von Paris. Während nun übrigens der König und seine Geliebte noch lachten, meldete man zwei hohe Kirchenfürsten, den Kardinal Giraud, den Nuntius des Papstes, und den Kardinal La-Roche-Aimont, Erzbischof von Narbonne, welcher nach des Bischofs von Soissons Tod Großalmosenier des Königs geworden war, und diesen Augenblick benützte der Herzog von Biron, um sich zu verabschieden. Einen Moment nachher traten die beiden Kirchenfürsten ein.

„Majestät," ergriff nach den üblichen ceremoniellen Be-

grüßungen der päpstliche Nuntius das Wort, „erlauben uns zuerst, Allerhöchst-Ihnen wegen Ihres ausgezeichnet guten Aussehens unsern unterthänigsten Glückwunsch darzubringen, und nicht minder fühlen wir uns gedrungen, unsere tiefinnigste Freude darüber auszudrücken, daß Eurer Majestät würdige Freundin, die liebenswürdige Frau Gräfin von Dubarri, unsere ruhmgekrönte Gönnerin, von der Gnade Gottes tagtäglich mit größerem Liebreiz überschüttet wird."

„Herrlich! Herrlich!" rief Frau von Dubarri. „Höre, La France, so schön gedrechselt kannst Du nicht sprechen. Und dann welche Genugthuung für uns! Die beiden Heiligkeiten sind nur gekommen, um uns zu becomplimentiren!"

„Doch nicht ganz," lächelte der Cardinal La-Roche-Aimon, „sondern wir haben ein kleines Anliegen auf dem Herzen, ein Anliegen, von dem ich hoffe, daß die allergnädigste Frau Gräfin es bei Ihro Majestät, unserem allerchristlichsten Könige, befürworten wird. Sie wissen, es ist kürzlich ein Todesfall eingetreten und die so ungemein wichtige Stelle eines zweiten Almoseniers harrt der Besetzung. Nun möchten wir einen höchstwürdigen Amtsbruder von uns in Vorschlag bringen, einen frommen Hüter im Weinberge Gottes, welcher der Kirche wie dem Könige gleich gut anstünde, nehmlich den Herrn Bischof von Senlis, mit seinem weltlichen Namen Armand de Roquelaure geheißen, und wenn ...."

Hier ward der Herr Cardinal durch den eintretenden Lebel unterbrochen, welcher der Frau Gräfin von Dubarri den Herrn Lepot d'Auteuil anmeldete. „Er sagt, er habe es sehr eilig," setzte der Kammerdiener hinzu.

„Wer ist Lepot d'Auteuil?" wandte sich der König an Frau von Dubarri.

„Was?" rief sie. „Du erinnerst Dich seiner nicht mehr? Es ist mein Notar, dem ich einen Auftrag gegeben habe, allein er kommt mir jetzt sehr zur Unzeit. Sag' ihm das, Lebel."

„Ich nahm mir bereits diese Freiheit auf eigene Faust," erwiderte der Kammerdiener, „aber er erklärte, er habe einen

Contract in der Tasche, der heute Vormittag noch unterschrieben werden müsse."

„Um was handelt es sich denn?" fragte Ludwig XV.

„Oh," meinte die Gräfin, „nur um einen kleinen Gutskauf. Ich will meinem Schwager, dem Vicomte von Dubarri, die Baronie Genlis zum Präsente machen."

„Mein Gott!" rief jetzt der König. „Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt? Schnell, Lebel, hole den Notar herein."

Eine Minute später stand der Notar im Zimmer und, einem Winke der Frau Gräfin gehorchend, übergab er ihr das Document, welches er in der Hand hielt, damit sie es durchlese.

„Durchlesen?" lachte sie laut auf. „Pah, Unsinn; dazu habe ich keine Zeit. Aber sagen Sie mir, ist Alles in der Ordnung?"

„Alles," entgegnete der Notar, „der Contract bedarf nur Ihrer Unterschrift."

„Ganz gut," nickte die Gräfin. „Ich verlasse mich ganz auf Sie. Also," setzte sie dann leise bei, „eine Million Livres ist der Kaufpreis?"

„Genau eine Million," versetzte der Notar ebenso leise, „aber," flüsterte er noch leiser, „baar oder in Kassenanweisungen. Davon geht der Verkäufer nicht ab."

„Alle Donner!" fluchte die Gräfin. „Doch halt, es wird gehen. La-France, Louis, mein theurer Louis, will ich sagen," wandte sie sich sofort an den König, „würdest Du wohl die Güte haben, mir einen kleinen Bon an Deinen Finanzminister zu schreiben?"

„Ich? Einen Bon?" sagte Ludwig XV., wie aus dem Schlafe erwachend, denn er hatte sich inzwischen auf einen Stuhl niedergelassen und die Augen zum Träumen geschlossen. „Vor noch nicht einer Stunde haben wir abgemacht, daß Deine Bons so gut Geltung haben sollen, als die meinigen. Also schnell aus dem Bette und schreibe den Bon selbst. Dort steht ja Dein Schreibtisch."

„Ha, ha, ha," lachte die Gräfin aus vollem Halse. „So wie ich stehe und gehe soll ich mich an meinen Schreibtisch setzen?

La-France, Du bist närrisch geworden; aber Du sollst Deinen Willen haben. Schnell, Lebel, meine Pantoffeln und meinen Ueberwurf."

Lebel sprang herbei, das Verlangte zu holen; allein noch weit schneller waren die beiden Kirchenfürsten, und während der Eine nach den Pantoffeln huschte, um sie der Gräfin darzureichen, händigte ihr der Andere einen weißen über einer Sesselehne hängenden Kaschemirmantel um.

„Bravo," schrie Frau von Dubarri; „Bravo, Braviſſimo!" und wollte sich vor Lachen ausschütten. Dann aber sprang sie aus dem Bette und setzte sich, so nothdürftig bekleidet, als ich es eben geschildert, an ihren kleinen Schreibtisch, der in der Ecke des Zimmers stand. Wenige Augenblicke später war das Schriftstück unterzeichnet und zugleich der Bon, freilich in etwas sehr incorrecter Schreibweise, ausgestellt. Er lautete auf eine Million Livres und der Abbé Terray honorirte ihn richtig. Nun empfahl sich der Notar und Frau von Dubarri schlüpfte wieder in ihr Bett.

„Dürften", nahm sofort der päbstliche Nuntius das Wort, „dürften wir nun wieder auf unsere allerunterthänigste Bitte zurückkommen? Die zweite Almoseniersstelle....."

„Ich weiß, ich weiß", gähnte Ludwig XV. offenbar äußerst gelangweilt. „Wen schlagen Sie mir vor?"

„Den Herrn Armand de Roquelaure, Bischof von Senlis," erwiderte der Nuntius," und wenn es Eurer Majestät genehm wäre, so möchte ich die Gründe....."

„Kein Wort weiter," unterbrach ihn der König, indem er zum zweiten Male noch heftiger gähnte. „Machen Sie die Sache morgen mit der Frau Gräfin ab. Was ihr recht ist, ist mir auch recht."

Die Augen der beiden Kirchenfürsten leuchteten vor Freude und sie wollten sich in Danksagungen erschöpfen; allein Lebel trat eben mit verschiedenen Briefen, welche er auf einem silbernen Teller trug, ein und so hielten sie es für klüger, sich ohne viele Worte zu verabschieden.

„Endlich sind sie fort," sagte Ludwig XV., zum dritten Male

gähnend. „Ein paar langweilige Gesellen! Aber was hat denn Lebel gebracht?“

„Briefschaften, La France,“ erwiderte die Gräfin von Dubarri, indem sie sich an das Erbrechen derselben machte.

„Wirf sie alle ins Feuer,“ versetzte der König. „Du wirst Dich doch nicht mit dem Durchlesen dieses Quarks abmühen wollen?“

Doch Frau von Dubarri fuhr fort, die Briefe zn erbrechen, und plötzlich schnellte sie in die Höhe. „Ha,“ schrie sie, „was ist das? So wahr ich lebe, ein neues Vaterunser! Höre nur, La France; ein solches Libell ist noch nie dagewesen: Unser Vater, der Du bist in Versailles. Dein Name ist ein geschändeter. Dein Reich.....“

„Still, still,“ unterbrach sie Ludwig XV. sehr unwillig. „Ich will nichts hören. Zerreiß das niederträchtige Machwerk!“

Doch Frau von Dubarri zerriß das niederträchtige Machwerk nicht, sondern las weiter und weiter. Ha, ha, ha,“ lachte sie dann laut und fröhlich, „hör', wies weiter heißt: Sondern erlöse uns von der Dubarri und zahle deine Schulden! Ha, ha, ha! Ich wett' eine Million; so was ist noch nie dagewesen. Sondern erlöse uns von der Dubarri und bezahle deine Schulden!“

Ihr Lachen wollte kein Ende nehmen; aber dießmal stimmte Ludwig XV. nicht mit ein. „Ein recht langweiliger Morgen,“ sagte er stier vor sich hinblickend. „Ich wollte es käme Jemand, mich zu unterhalten.“

Noch hatte er nicht ausgesprochen, so wurde auch schon sein Wunsch erfüllt. Unangemeldet nehmlich — dazu gab ihm sein Amt das Recht — trat der Graf von Tessé, der Oberjägermeister, ein und man sah es ihm an, daß er eine gute Nachricht hatte.

„Endlich, Sire,“ rief er fast athemlos, indem er zugleich den König und dessen Geliebte mit einer tiefen Verbeugung begrüßte; „endlich ist sie angekommen, und ich habe alles im Stich gelassen, um dies Eurer Majestät zu melden.“

„Wer ist angekommen?“ fragte der König in höchst gleichgültigem Tone.

„Mein Gott," erwiderte der Oberjägermeiſter, „ich glaubte Eurer Majeſtät eine Freude zu machen nnd nun ſehe ich mit Schmerzen, daß dies nicht der Fall iſt. Aber verſchweigen darf ich meine Neuigkeit deßwegen doch nicht und ſomit melde ich pflichtſchuldigſt, daß ſoeben die Meute engliſcher Jagdhunde, welche ich auf Befehl Eurer Majeſtät verſchrieben ....."

„Was?" unterbrach ihn Ludwig XV., in deſſen todtes Geſicht nun auf einmal Leben trat. „Was? die Jagdhunde, auf die wir mit ſo großer Sehnſucht warteten, ſind angekommen? Alle Teufel, warum haſt Du mir das nicht gleich geſagt? Aber nun ſchnell vorwärts, die Hunde zu beſichtigen."

Raſch ſprang er auf, ſo raſch, daß man hätte meinen können, er ſei plötzlich um zehn Jahre jünger geworden; allein auf einmal nahm ſein Geſicht wieder den Ausdruck der früheren Langeweile an und mit einem tiefen Seufzer fiel er in ſeinen Seſſel zurück. In dieſem Momente nehmlich ward der Herzog von Aiguillon gemeldet und ihm, dem Miniſter des Auswärtigen, konnte er natürlich die Audienz nicht verweigern. Der Herzog ward alſo vorgelaſſen, aber — ha wie verdüſterte ſich nun erſt das Geſicht des Königs, als Höchſtdieſelben ſahen, daß der Herr Departementschef eine dicke Mappe unter dem Arme trug!

„Ah, Sie ſind's, Aiguillon?" redete ihn Seine Majeſtät höchſt unfreundlich an. „Schon wieder Sie, und doch habe ich Sie erſt vor drei Tagen empfangen! Mein Gott, ein König iſt doch der geplagteſte Menſch von der Welt. Nicht einen Augenblick Ruhe. Nein, immer Geſchäfte und abermals Geſchäfte. Der Teufel ſoll das Regieren holen."

„Majeſtät," entgegnete der Herzog mit der größten Geſchmeidigkeit, „ich würde es nicht gewagt haben, Sie zu ſtören, wenn nicht geſtern und heute Depeſchen von der allerhöchſten Wichtigkeit eingelaufen wären, welche jedenfalls heute erledigt werden müſſen. Erlauben Sie, daß ich Sie Ihnen vorlege."

Mit dieſen Worten öffnete er ſeine Mappe und begann deren Inhalt auf einem Tiſche nebenan auszubreiten.

„Was?“ rief sofort der Monarch, indem er einen Blick des Entsetzens auf die Papiere warf. „Was? Mit diesem Berg von Schriftstücken soll ich mich befassen? Sind Sie denn förmlich wahnsinnig geworden? Aiguillon?“

„Nun,“ meinte der Minister mit einem leichten Lächeln, „es wird nicht gerade nöthig sein, daß Eure Majestät die Depeschen durchlesen. Auch habe ich die Antworten bereits niedergeschrieben und sie harren nur noch Allerhöchst-Ihrer Unterschrift, um an den Ort ihrer Bestimmung abzugehen.“

„Der Himmel sei gepriesen,“ erwiderte Ludwig XV., dessen gräßlich lang gewordenes Gesicht nunmehr in seine frühere Form zurückkehrte; „so brauche ich also blos zu unterschreiben? Schnell, Aiguillon, geben Sie her, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.“

In der That unterschrieb nun auch Ludwig XV. die ihm vorgelegten Schriftstücke, ohne nur ein Wort derselben durchzulesen, und er wußte also lediglich nicht, unter was er seinen Namen, den Namen des Beherrschers von Frankreich, setzte!

Natürlich empfahl sich der Minister sogleich, nachdem er die Unterschriften des Königs erhalten hatte, und nun, wie sich die Thüre hinter ihm schloß, athmete der König wieder leicht.“

„Schnell jetzt, Tessé, in den Hundezwinger,“ rief er dem Oberjägermeister zu, „denn mich soll der Teufel holen, ich höre schon wieder Jemanden!“

Mit diesen Worten schob er seinen Arm unter den des Grafen von Tessé und seiner Geliebten eine Kußhand zuwerfend machte er sich mit so schnellen Schritten auf den Weg, daß er den armen Lebel, der eben eintreten wollte, geradezu über den Haufen rannte.

Der Kammerdiener raffte sich mühsam auf und befühlte sich seine Seite, ob er nichts gebrochen habe. „Seine Majestät haben große Eile,“ bemerkte er dann mit kläglicher Stimme.

„Natürlich,“ lachte Frau von Dubarri, „denn die englischen Hunde sind angekommen. Aber Du sollst Schmerzensgelder erhalten, und nun schnell, wer ist außen?“

„Der Maler Drouais,“ erwiderte Lebel.

„Er ſoll fünf Minuten warten," verſetzte ſofort die Frau Gräfin. „Ich will mich jetzt ankleiden laſſen."

Der Kammerdiener verſchwand, um die Kammerfrauen herbeizurufen und fünf Minuten nachher befand ſich die Frau Gräfin unter den Händen derſelben.

Es begann alſo jetzt — die Uhr wies faſt auf Zwölf — das wichtige Geſchäft des Ankleidens, das gewöhnlich zwei Stunden in Anſpruch nahm; allein auch über dieſe Zeit, in welcher Damen ſonſt gewöhnlich für Herren nicht zu ſprechen ſind, ſperrte ſich Frau von Dubarri nicht ab, beſonders nicht für Künſtler und Dichter, welche kamen, um ihr ihre Huldigungen darzubringen, und ſomit wurde jetzt Herr Drouais ohne Umſtände vorgelaſſen.

„Ha, Drouais, willkommen!" rief ihm Frau von Dubarri fröhlich entgegen, noch ehe er ſeine Verbeugung gemacht hatte. „So ſind Sie alſo doch endlich mit dem Bilde fertig geworden?"

„Ich bin's, gnädigſte Gräfin," erwiderte der Maler, der einen großen verdeckten Gegenſtand unter dem Arm trug, „und ſchmeichle mir, Sie werden mit meiner Arbeit zufrieden ſein. Erlauben Sie mir nur zuförderſt, das Gemälde ſo aufzuſtellen ...."

„Pah!" unterbrach ſie ihn ungeduldig. „Machen Sie doch nicht ſo viel Umſtände und laſſen Sie mich das Bild ſehen."

„Gnädigſte Gräfin," erwiderte der Künſtler, „von der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten hängt ...."

„Was Licht und Schatten!" fiel ihm die Gräfin wieder ins Wort. „Das iſt alles dummes Zeug. Alſo weg mit dem Tuche, oder ich reiße es mit eigenen Händen ab."

Ein eigenthümliches Lächeln flog über die Züge des Malers, als er ſeine Gönnerin ſo kunſtverſtändig ſprechen hörte, allein er erwiderte kein Wort, ſondern beeilte ſich, das Gemälde zu enthüllen.

„Ah! Ah! Prächtig! Wundervoll!" ſchrie ſofort Frau von Dubarri vor Entzücken außer ſich und auf dieſes Zeichen hin erhoben ſich auch die Stimmen ihrer Kammerfrauen.

„Himmliſch! Göttlich! Einzig!" ertönt es uniſono und dazu

klatschten die Damen in die Hände, daß es weithin im Schlosse widerhallte.

Was war es nun aber für ein Gemälde, das der Künstler producirte? Nun ganz einfach das Portrait der Frau von Dubarri, welches diese bei ihm bestellt und das er soeben vollendet hatte. Als Gemälde übrigens verdiente es den ihm gespendeten Beifall durchaus nicht, denn schon in der Auffassung war gar Vieles verfehlt und auch die Aehnlichkeit war keine frappante. Um so brillanter dagegen machte sich die Ausstattung und die Farbenpracht ließ ohnehin nichts zu wünschen übrig. Ueberdem — war es nicht ein prächtiger Gedanke, daß im Hintergrund des Bildes ein Amor mit gespanntem Bogen angebracht war, während zu den Füßen der Gräfin ein weißes Taubenpaar sich zärtlich schnäbelte? So konnte denn Frau von Dubarri nicht umhin, dem Machwerke des Herrn Drouais einen ganz außerordentlichen Beifall zu schenken und in Folge dessen überschüttete sie den Künstler mit Lobeserhebungen. Doch nicht blos Lobeserhebungen spendete sie ihm, sondern auch noch etwas Anderes, welches demselben jedenfalls noch mehr Vergnügen gemacht haben wird. Sie sprang nehmlich plötzlich, nachdem sie die überreiche Goldrahme ebenfalls noch bewundert hatte, an ihren kleinen Schreibpult und kritzelte schnellstens einen Bon auf 50,000 Livres.

„Da," sagte sie, den Papierwisch dem Maler überreichend; „da Drouais, nehmen Sie diese Kleinigkeit für Ihre Mühe, der Hofbanquier Beaujon wird Ihnen das Geld ausbezahlen."

Wer war nun glücklicher, als unser Maler? Fünfzig tausend Livres für ein Portrait, für welches er sich kaum tausend versprochen hatte und das auch in Wahrheit nicht mehr werth war! So splendid konnte aber auch nur eine Dubarri sein, sie, deren Bons auf den Staatsschatz mit derselben Promptheit ausbezahlt werden mußten, wie die des Königs selbst! Sie, die mit den Louisdors umging, als wären es nur Rechenpfennige!

Noch immer blieb Frau von Dubarri vor ihrem Portrait stehen, als der Maler schon längst abgegangen war, und noch

immer betrachtete sie es mit dem größten Entzücken, ohne daran zu denken, daß ihr Anzug noch nicht vollendet sei.

„Aber, gnädigste Gräfin," wagte da endlich eine ihrer Kammerfrauen sie zu ermahnen, „es ist nur noch wenige Minnten bis zur Tafelzeit und Seine Majestät, der König, kann jeden Augenblick erscheinen, Sie abzuholen."

In der That öffnete sich auch jetzt die Thüre ins Vorzimmer, und ein Herr trat auf die Schwelle. Es war aber nicht der König, sondern der Herzog von Richelieu.

„Darf ich eintreten?" fragte er stehen bleibend. „Da, wie es scheint, Alles fortgerannt ist, die Deputation der Universität zu sehen, so muß ich mich schon selbst anmelden."

„Nur herein, mein lieber Richelieu," rief Frau von Dubarri, indem sie sich wieder niedersetzte, um ihr Haar vollends in Ordnung bringen zu lassen. „Sie wissen, Sie sind stets willkommen. Aber was sagten Sie da? Eine Deputation der Universität hier im Schlosse?"

„Ja wohl, so sagte ich," erwiderte der Herzog von Richelieu. „Eine große Deputation der Universität von Paris, den Rector an der Spitze, ist hierhergekommen, um Seiner Majestät, dem Könige, Vorstellungen über das jetzige Regime zu machen. Mit andern Worten, um ihn zu bewegen, das jetzige Ministerium zu entlassen und insbesondere auch, um darauf zu bringen, daß eine gewisse Gräfin von Dubarri....."

„Millionen Donnerwetter," schrie die Gräfin, indem sie ganz wüthend aufsprang, „und der König hat diese Deputation angenommen?"

„Hm!" räusperte sich der Herzog. „Seine Majestät konnte nicht wohl anders, nachdem die Herren in ihren seidenen Roben einmal bis ins Schloß gedrungen waren. Der Fehler liegt am Capitän der Hundertschweizer, dem Marquis von Courtenvoux, denn dieser hätte ihnen den Eintritt wehren sollen, um Seiner Majestät die Belästigung zu ersparen."

„Höll' und Teufel," fluchte Frau von Dubarri fast noch heftiger, als vorhin, „wissen Sie, was ich gethan hätte, wenn ich

der König gewesen wäre? Ich würde das Professorengesindel mit der Reitpeitsche empfangen, und so lang drein gehauen haben, bis ich den Arm nicht mehr hätte rühren können. Aber der Courtenvoux solls büßen, und ich werde darauf bringen, daß er heute noch entlassen wird. Wollen Sie die Stelle, Richelieu?" setzte sie dann etwas ruhiger hinzu.

„Nein, nein, meine theuerste Gräfin," lächelte der Herzog, „ich bin doch etwas zu alt dazu. Aber ich denke mein junger Vetter, der Marquis du Plessis, würde sich sehr gut eignen und wenn Sie die Gnade..... Ha!" unterbrach er sich da plötzlich, „da kommt Seine Majestät, der König."

Er trat auf die Seite und verneigte sich tiefunterthänigst; die Frau Gräfin von Dubarri dagegen eilte dem Könige entgegen und umschlang ihn höchst zärtlich.

„Bist Du sie endlich los?" flötete sie ihm zu. „Diese Elenden, die Dich wohl eine ganze Stunde lang quälten? Aber daran ist blos dieser Kapitän der Hundertschweizer schuld, der ein Complott mit ihnen eingegangen hat."

„Meinst Du?" erwiderte Ludwig XV. „Nun dann schicken wir ihn fort."

„Und geben die Stelle dem Marquis du Plessis," fügte die Gräfin bei. „Aber, mein theurer Louis, was haben die Elenden, die Dich quälten, von Dir gewollt?"

„Meiner Treu," versetzte Ludwig XV. mit einem blöden Lächeln, „das weiß ich eigentlich selbst nicht. Nur das ist mir noch erinnerlich, daß ich Ihnen erwiderte, die Monarchie werde schon so lange noch zusammenhalten, als ich lebe, und damit schickte ich sie nach Hause. Doch eilen wir jetzt zu Tische, ich habe entsetzlich Hunger!"

So verging am Hofe von Versailles der Vormittag des ersten Mai 1771 und es bleibt uns jetzt nur noch übrig, auch den Verlauf des Nachmittags mit kurzen Worten zu schildern.

Um halb vier Uhr war die Mahlzeit vorüber, bei welcher Seine Majestät den Speisen wie den Getränken alle Ehre angethan hatte, und alsobald begab man sich die Treppen hinab, um in die

bereit ſtehenden Karoſſen zu ſteigen. Ludwig XV. verzichtete nehmlich für heute auf die Jagd — ſonſt jagte er faſt immer nach Tiſch einige Stunden lang — um mit ſeiner Geliebten, ihrem bei Tiſche geäußerten Wunſche gemäß, nach Lucienne zu fahren.

Hurrah alſo nach Lucienne oder beſſer geſagt nach dem Pavillon Lucienne! Beſagtes Lucienne, ganz nahe bei Verſailles gelegen, gehörte vordem der Frau Gräfin von Toulouſe. Von ihr kam es an den Herzog von Ponthièvre und dieſem kaufte es Ludwig XV. in der Zeit ab, als er die Frau Gräfin von Dubarri kennen lernte. Der Zweck aber, zu welchem er es kaufte, war natürlich kein anderer, als es der genannten Dame zum Präſent zu machen, denn ſie mußte doch auch ihr eigenes Luſtſchloß beſitzen, wie vor ihr die Pompadour, die Maintenon, die Monteſpan und alle die Königlichen Courtiſanen. Freilich, ein allzugroßes Luſtſchloß war es damals, als es der König kaufte, noch nicht und ebenſo wenig ein allzutheures. Allein unmittelbar nachher wurde der Königliche Baumeiſter Le-Doux angewieſen, etwelche Verbeſſerungen mit demſelben vorzunehmen, und dieſe ſogenannten Verbeſſerungen verwandelten ſich ſofort in ſolche Vergrößerungen und Verſchönerungen, daß man das urſprüngliche Anweſen bald nicht mehr kannte. Namentlich entſtand als Anbau ein Pavillon mit einem Avantcour und einem Corpsdelogis, der an Pracht Alles übertraf, was man bisher in Frankreich geſehen, und der einzige, aber allerdings nur zu ſehr berechtigte Tadel war der, daß er an Ueberladung leide. Es war ein Paradies, jener Pavillon, aber ein von Gold ſtrotzendes, und deßwegen koſtete es auch Summen, die geradezu ins Unglaubliche giengen.

Alſo nach Lucienne ging die Fahrt; doch nur wenigen Auserwählten ward die Auszeichnung zu Theil, den König und ſeine Geliebte begleiten zu dürfen. Als dieſe Wenigen nenne ich von Herren: den Kanzler Maupeau, den Herzog von Richelieu, den Grafen von Biſſy, den Grafen von Maillebois, den Prinzen von Condé, und den Herzog von Aumont; von Damen: die Herzogin von Valentinois, die Gräfin von L'Hopital und die Marſchallin von Mirepoix, denn dieſe waren längſt in's Lager der Gräfin

von Dubarri übergegangen. Vier Karoſſen, eine achtſpännige, nebſt drei ſechsſpännigen, ſtanden bereit, die kleine Geſellſchaft aufzunehmen, und in die erſte ſtieg der König mit ſeiner Geliebten. Vorn ritt eine Abtheilung der Garde nnd hintendrein kam die Dienerſchaft in einfacheren Gefährten. Auch Lebel fehlte nicht und ebenſowenig der kleine Neger Zamore, ein Burſche wie ein Affe, welchen Frau von Dubarri vor kurzem von einem Verſailler Handlungshauſe zum Präſente erhalten hatte.

In Lucienne nach einer kurzen aber äußerſt angenehmen Fahrt angekommen, wurde die Geſellſchaft von dem Baumeiſter Le-Doux empfangen und man begann nun ſogleich die ſämmtlichen Neubauten, worunter namentlich den Pavillon, der ſoeben erſt ſeine Vollendung erreicht hatte, einer genauen Beſichtigung zu unterwerfen. Frau von Dubarri fand Alles zum Entzücken ſchön und natürlich überboten ſich nun die ſämmtlichen Herrn und Damen in Lobeserhebungen. Ja ſelbſt der ſonſt ſo ſchweigſame Ludwig XV. konnte ſich nicht enthalten, dem Baumeiſter zuzunicken, und um ihm einen Beweis ſeiner Zufriedenheit zu geben, ernannte er ihn ſofort zum Inſpector der Salinen in der Franche-Comté, womit eine Sinecure von 8000 Livres Renten verbunden war. Nach kurzem übrigens zeigte der König Spuren der Ermüdung und ſofort beeilte ſich Frau von Dubarri denſelben mit ihren übrigen Gäſten in einen kleinen Salon zu führen, woſelbſt eine lange Tafel mit Erfriſchungen aller Art bedeckt ſtand.

„Ha, das haſt Du gut gemacht," ſagte Ludwig XV. mit ſehr zufriedener Miene, indem er ſich ſogleich an die Tafel ſetzte und tüchtig zugriff.

Natürlich folgten die andern Alle dem Beiſpiel des Königs und bald herrſchte eine ungemeine Heiterkeit. Nun gab Frau von Dubarri dem Kammerdiener Lebel einen Wink und alsbald eilte dieſer hinaus, um mit einer mächtigen Paſtete, welche er hart vor den König ſtellte, wiederzukehren.

„Alle Teufel, wasi ſt das für ein Monſtrum? „rief Ludwig XV. mit dem Kauen ein wenig innehaltend.

„Die Lieblingsſpeiſe eines gewiſſen La-France, eine Rehwild-

paſtete," lächelte Frau von Dubarri und reichte dem Könige ein großes Meſſer, damit er das Monſtrum anſchneide.

Ludwig XV. ging der Paſtete auch ſogleich zu Leibe, allein wie er nun den erſten Schnitt machte, löste ſich ein Theil der oberen Decke und heraus flog ein ganzer Schwarm von Maikäfern, welche ſich faſt ſämmtlich auf der mächtigen Allongeperrücke des Kanzlers Maupeou niederließen. Schon darüber ergötzte ſich die ganze Geſellſchaft ungemein, und ſelbſt der König verzog den Mund ein wenig. Wie nun aber der kleine muthwillige Zamore, der ohne Zweifel vorher noch nie einen Maikäfer geſehen hatte, in den dichten Locken der Maupeouſchen Perrücke nach den Thierchen Jagd machte und in ſeinem Eifer dem Herrn Kanzler das ganze Haarwerk abriß, da brach Seine Majeſtät in ein ſchallendes Gelächter aus, in welches natürlich die Anweſenden mit donnerndem Getöſe einfielen. Es war aber auch eine gar zu komiſche Scene: der kleine Neger mit der Perrücke im Salon herumtanzend und der ehrwürdige Kanzler, die erſte Magiſtratsperſon Frankreichs, mit bloßgelegtem Kahlkopfe! Ich enthalte mich übrigens, dieſe unwürdige Scene, die immer mehr ausartete, des Näheren auszumalen und begnüge mich hinzuzuſetzen, daß der Herr Kanzler ſich, ohne zu murren, Alles gefallen ließ, denn er wollte ſich um jeden Preis die Gunſt der allmächtigen Mätreſſe, „ſeiner theuren Couſine," wie er ſie nannte, ſichern!

Als es gegen Abend ging, trieb Frau von Dubarri zur Heimkehr; ſie eilte aber nur deßwegen ſo ſehr, um auf dieſer Fahrt einen längſt projektirten kleinen Abſtecher zu machen.

„La-France," ſagte ſie zum Könige, „wie wäre es, wenn wir den Marquis Duchard in ſeinem Landhauſe, wo er einen Thurm zu ſeinem Laboratorium eingerichtet hat, unverſehens überfielen? Es iſt nur ein ganz kleiner Umweg und ich möchte einmal mit dieſem geheimnißvollen Schwarzkünſtler nähere Bekanntſchaft machen."

Der König nickte bejahend und winkte dem Herzog von Richelieu, das Nöthige anzuordnen.

Wer war nun aber dieſer Marquis Duchard? Mein Gott, ein Wundermann, oder wenigſtens ein Mann, von dem man ſich

Wunder erzählte. Er besaß außer diesem Landhaus noch eine große Wohnung in Paris und lebte auf dem Fuße eines Cavaliers, der mindestens seine 100,000 Livres jährlich zu verzehren habe. Woher er aber das viele Geld nahm, das er brauchte, war für Jedermann ein Räthsel, denn er besaß notorisch keine Güter und ebensowenig wußte man etwas von Kapitalien. Das Faktum dagegen stand fest, daß er sich viel mit Chemie beschäftigte und dieß hatte zur Folge, daß die tollsten Gerüchte über ihn gingen. Er sollte einen Bund mit dem Teufel haben und dieser sei so gefällig gewesen, ihn mit einer Wünschelruthe zu beschenken. Ueberdem verstehe sich der Herr Marquis auf die schwarze Magie, sowie auf noch verschiedene andere geheimnißvolle Dinge, und sei also mit einem Wort ein Zauberer erster Sorte. So erzählten sich die Leute und zwar nicht blos die gemeinen und ungebildeten, sondern auch die der bessern und besten Stände, denn nie macht der Aberglaube und der Wahnwitz eine ergiebigere Erndte, als zu denjenigen Zeiten, in welchen die Liederlichkeit die Moral verdrängt hat.

Die Nacht trat eben ein, als die vier Karossen mit dem ganzen sonstigen Gefolge vor dem Landhause des Marquis Duchard hielten; doch war es immerhin noch hell genug, daß der letztere die Königliche Livree an den Vorreitern unterscheiden konnte. Er eilte also schnellstens die Treppe hinab und kam noch gerade recht, dem Könige und seiner Geliebten beim Aussteigen behülflich zu sein. Dann führte er sie in die obern Appartements und dahin folgten alle die Damen und Herrn, die zur Gesellschaft gehörten.

„Mein lieber Marquis," sagte nunmehr Ludwig XV. zu ihm, „da Sie sich bis jetzt dem Hofe entzogen, so bleibt wohl, wenn man mit Ihnen bekannt werden will, nichts anderes übrig, als daß der Hof zu Ihnen kommt."

„Eure Majestät überhäufen mich mit Gnade," erwiederte der Marquis, sich aufs tiefste verbeugend, „und ich bedaure nur von dem hohen Besuche nicht vorher unterrichtet gewesen zu sein, um Allerhöchstdieselben so zu bewirthen, wie ich als guter Unterthan sollte.

Allein ich bin ein Junggeſelle und lebe hier mit meinen paar Dienern ſo zurückgezogen, daß ..."

„Stille, Duchard," unterbrach ihn der König, „wir ſind nicht gekommen, um Ihnen beſchwerlich zu fallen, ſondern wir wollen als Nachbarn blos ein wenig Ihre Behauſung beſichtigen."

„Vor allem Ihr Laboratorium," ſetzte Frau von Dubarri hinzu.

„Mein Laboratorium?" lächelte der Marquis. „Ach, Frau Gräfin, da treffen Sie bei jedem Apotheker ein beſſer eingerichtetes. Uebrigens ſteht Ihnen mein ganzes Haus zur Diſpoſition, und wenn Sie befehlen, beginnen wir die Beſichtigung immerhin mit dem Laboratorium."

Auf einen Wink des Königs gings nun vorwärts, und bald war das Laboratorium in dem alten Thurme, an den das Landhaus ſich lehnte, erreicht. Allein der Marquis hatte wahr geſprochen, man konnte da nichts ſehen, als einen Schmelzofen, ein paar Retorten und einen Deſtillirapparat. Das war Alles!

Eine Weile herrſchte eine peinliche Stille, denn der König mit ſeiner ganzen Geſellſchaft hatte etwas ganz Anderes erwartet und auf allen Geſichtern ſpiegelte ſich daher eine bittere Enttäuſchung.

„Was?" rief endlich Frau von Dubarri. „Mit dem wenigen Zeug da können Sie Gold machen?"

„Gold machen?" erwiederte der Marquis etwas verächtlich. „Nein das kann ich mit dem Zeug da nicht."

„Aber mit was machen Sie's denn?" fragte nun Frau von Dubarri haſtig.

„Mit gar nichts," war die kalte Antwort des Marquis. „Es gibt keinen Menſchen, der dieſe Kunſt verſtünde."

„Wie?" ſprudelte Frau von Dubarri zornig heraus. „Sie wollen läugnen, daß Sie Blei und Eiſen in Gold verwandeln können? Am Ende läugnen Sie auch, das Fixiren des Queckſilbers und das Bleichen der Diamanten zu verſtehen?"

„Gewiß verſtehe ich das nicht," entgegnete der Marquis im ſelben Tone wie früher. „Weder ich verſtehe es, noch Irgendwer ſonſt auf der Welt."

„Tauſend Donnerwetter," fluchte nun die Gräfin, „wie man nur ſo gränzenlos unverſchämt lügen kann! Woher bringen Sie denn die Hunderttauſende, die Sie jährlich verbrauchen? Meinen Sie, man kenne Sie nicht? Heraus mit Ihren Geheimniſſen, und zeigen Sie uns wenigſtens Ihre Wünſchelruthe und das, was man den Stein der Weiſen nennt."

Jetzt lachte der Marquis hell auf. „Die Frau Gräfin," meinte er, „treiben wohl Ihren gnädigen Spaß mit mir. Der Stein der Weiſen und die Wünſchelruthe ſind die Erfindung verbrannter Gehirne und exiſtiren blos in den Ammenmärchen."

„So?" ſchrie die Gräfin, die vor Wuth faſt außer ſich kam. „Ich habe alſo ein verbranntes Gehirn und glaube an Ammenmärchen? Beim Teufel, Sie ſollen von mir hören."

Eilends zog Sie den König fort und eben ſo eilends folgte die ganze Geſellſchaft nach. Kaum aber ſaß Frau von Dubarri mit Ludwig XV. im Wagen, ſo drang ſie aufs heftigſte in ihn, gegen den Marquis ſo ſtreng als nur irgend möglich einzuſchreiten.

„Du mußt ihn," erklärte die Gräfin, „wenigſtens auf Lebensdauer in die Baſtille ſperren laſſen und zwar in das tiefſte Loch, das es dort gibt."

„Recht gern," war die Antwort des Königs, „wenn's Dir Vergnügen macht, und gleich wenn wir nach Hauſe kommen, ſoll Brilliére die Lettre de Cachet ausfertigen. Aber nun ſage mir, mein Schatz, was werden wir heute Abend beginnen? Gibt's wieder etwas zu lachen, wie geſtern?"

„Nicht wahr," rief Frau von Dubarri, deren gute Laune ſofort wiederkehrte, „das iſt eine luſtige Operette, la Vérité dans le Vin? So voll prächtiger Späſſe und Anſpielungen? Nun wir werden ſie morgen wieder hören; für heute aber habe ich etwas Anderes veranſtaltet. Larrivée und ſeine Frau ſollen uns komiſche Duette ſingen, während wir in meinem kleinen Salon zu Nacht ſpeiſen. Dann folgt ein Miniaturballet und den Schluß macht ein Biribiſpielchen, wozu wir Punſch trinken werden."

Es mochte acht Uhr Abends ſein, als die Geſellſchaft wieder in Verſailles anlangte und man begab ſich daher ſogleich in den

kleinen Saal der Gräfin von Dubarri, wo die Tiſche ſchon gedeckt ſtanden. Ohne viel Umſtände ſetzte ſich der König mit ſeiner Geliebten nieder und lud die Andern — dieſelben Herrn und Damen, welche die Fahrt nach Lucienne mitgemacht hatten — ein, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Auch langte er alsbald mit einem Appetite zu, als ob er den ganzen Tag noch nichts über den Mund gebracht hätte, und nicht minder eifrig ſprach er dem Weine zu, wobei ihm Frau von Dubarri aufs tapferſte Beſcheid that.

„Aber wo bleibt denn Larrivée?“ fragte plötzlich Seine Majeſtät.

„Ich habe ihm geſagt,“ erwiederte Frau von Dubarri, „er dürfe erſt eintreten, wenn der Champagner ſervirt werde.“

„Hoho, Du kleine Leckerin!“ lachte Ludwig XV. „Aber mir auch recht. Lebel, Champagner her! Du haſt ihn doch längſt in's Eis ſetzen laſſen?“

Lebel verbeugte ſich und winkte einigen Lakaien, die Eiskübel mit den Champagnerflaſchen hereinzutragen. So wie aber der erſte Propf knallte, erſchien auch das verſprochene Sängerpaar, Herr Larrivée mit Gemahlin, und ſtellten ſich auf eine kleine Erhöhung oder Bühne, welche für dieſen Zweck die eine Seite des Salons einnahm.

„La nouvelle Déesse,“ ſagte Larrivée, der Bänkelſänger, indem er ſein tiefſtes Compliment machte; „ein ganz neues Lied, das ich ſelbſt gedichtet und componirt habe.“

Sofort ſtimmte er das Lied an, deſſen Inhalt nichts anderes war, als eine Verherrlichung der Frau von Dubarri. Man merkte es demſelben übrigens an, daß es einen Bänkelſänger zum Verfaſſer hatte, denn es erinnerte in allen ſeinen Wendungen an die Straße und Kneipe. Ja, ſo derb, zotig und ſchmutzig waren zum Theil dieſe Wendungen, daß von den anweſenden Damen, ſo ſehr ſie auch längſt an dergleichen Dinge gewöhnt waren, wenigſtens die Herzogin von Valentinois bis über die Stirne erröthete. Frau von Dubarri dagegen klatſchte wie verrückt Beifall und der König rief, als das Lied zu Ende war: Bis! So mußte denn das Bänkelſängerpaar die ſchmutzigen Verſe wiederholen, erhielt aber auch dafür vom Könige eigenhändig eine Belohnung von zehn Louisd'or.

Auf dieſes Lied hin folgten noch ein paar andere ähnliche, und ſo ging die Unterhaltung fort, bis Frau von Dubarri merkte, daß Ludwig XV. genug daran habe. Dann erhob ſie unbemerkt ihre Hände und auf dieſes Zeichen hin ſprangen vier in leichten Flor gekleidete Tänzerinnen hinter einem Vorhang hervor, um einen äußerſt wollüſtigen Tanz aufzuführen. „Ah! ah!“ rief die ganze Geſellſchaft im Chorus, und die ſämmtlichen Herren, den König allein ausgenommen, nahmen ihre Augengläſer hervor, damit ihnen ja nichts entgehe. Dieſen Augenblick benutzte Frau von Dubarri und huſchte unbemerkt aus dem Zimmer. Kaum aber war ſie fünf Minuten fort, ſo ſchlüpfte ſie durch denſelben Vorhang, durch welchen auch die Tänzerinnen in's Zimmer gekommen waren, wieder herein. Doch, wie ſah ſie jetzt aus! Mein Gott, man erkannte ſie kaum mehr! Um ihre Stirne ſchlang ſich ein leichter Epheukranz und ihre aufgelösten Haare flatterten in wilden Locken umher. Die Hüften deckte nachläſſig eine ſogenannte Palla von rother Seide und an den Füſſen trug ſie Sandalen, welche mit grünen Schnürchen befeſtigt waren. Das war ihre ganze Bekleidung!

Ein Moment und die vier Tänzerinnen umringten ſie. Wieder ein Moment und es begann der tollſte Tanz, denn man ſich nur denken kann. Ein Tanz übrigens, den die Fünfe offenbar vorher einſtudirt hatten, denn trotz ſeiner Wildheit lag doch eine berechnete Ordnung darin und der Zweck dieſer Ordnung konnte kein anderer ſein, als die wunderbaren Reize der Frau Gräfin im glänzendſten Lichte zu zeigen.

Lautlos ſaß der König, ſo lange der Tanz währte; doch hatte er jetzt ebenfalls ſein Augenglas hervorgezogen und ſtarrte wie verzückt auf die tolle Bacchantin. Nicht anders erging es den übrigen Anweſenden, und ſie ſtarrten Alle noch unbeweglich in derſelben Richtung hin, als die Tänzerinnen bereits wieder hinter den Vorhang verſchwunden waren.

„Hat man je ſchon Aehnliches geſehen?“ brach endlich Ludwig XV. das Schweigen. „Nein, nein, ſie iſt ein Wunderkind, wie Gott kein zweites erſchaffen.“

„Pah,“ erwiederte Frau von Dubarri, welche jetzt eben —

die wenigen Minuten, seit der Tanz zu Ende war, hatten ihr genügt, um die Bacchantintracht abzuwerfen — in aller Stille ihren Platz neben dem Könige wieder einnahm; „pah, mein Lieber, mach' mich nicht eitel, und Sie, meine Herren, sparen Sie gefälligst Ihre Komplimente. He, Lebel," rief sie dann dem Kammerdiener zu, „sind die Spieltische hergerichtet? So? Alles in Ordnung? Nun, meine Herrschaften, so denke ich, wir versuchen unser Glück im Biribi und trinken eine ordentliche Portion Punsch dazu. Bist Du mit einverstanden, La France?"

„Versteht sich," entgegnete der König, und gab seiner Geliebten den Arm, um sie in's Spielzimmer zu führen.

Punsch und Biribi! Letzteres war ein aus Italien nach Frankreich importirtes und streng verpöntes Glücksspiel, das einige Aehnlichkeit mit der jetzigen Roulette hatte; ersteren aber, den Punsch, kannte man in Paris und Versailles erst seit ganz kurzem, denn die Engländer, welche mit dessen Bereitung in Ostindien vertraut wurden, hatten das Getränk kaum vor einem Decennium in die Gesellschaft eingeführt. Nach wenigen Minuten war das Spiel im besten Gang und da die sämmtlichen Anwesenden, besonders Ludwig XV. selbst, sehr hoch pointirten, so wurden große Summen verloren oder gewonnen. Nicht minder schnell ging Lebel an die Bereitung des Punsches und bald dampfte eine große Bowle des aus Arack, Thee, Zucker, Wasser und Citronensaft bereiteten Getränkes auf einem der Nebentische, das ganze Zimmer mit seinem Dufte erfüllend.

Es mochte etwa zehn Uhr Nachts gewesen sein, als man mit dem Spiel begann, und zwei Stunden später um zwölf Uhr hatte dasselbe sein Ende noch immer nicht erreicht. Ebenso war aus der ersten Bowle eine zweite und dritte geworden, denn die Damen wie die Herren wurden nicht müde, ihre Gläser zu leeren. Auch zeigten sich die Wirkungen des starken Getränkes schon sehr deutlich, indem die Wangen sämmtlicher Anwesenden sich hochroth färbten und ihre Augen wie feurige Kohlen zu glitzern anfingen. Endlich gegen ein Uhr Morgens setzte Ludwig XV. all' sein Gold auf ein einziges Feld, gleichsam um das Glück herauszufordern, und

Jedermann ſchaute nun begierig zu, wie die Karten fallen würden. Am begierigſten der Herzog von Richelieu, der eben gerade die Bank hielt. Die Karten fielen; aber zu Gunſten des Königs und der Herzog hatte verloren.

„Da nimm," rief ſofort Ludwig XV. der Frau von Dubarri zu, indem er ihr den ganzen Goldhaufen in den Schooß ſchüttete.

„Bis," rief ſie lachend und alle Uebrigen mußten mitlachen, denn ein Dacapo, wie vorhin bei den Bänkelſängern, war natürlich nicht möglich. Weil ſie aber ſah, daß der König keine Luſt mehr habe, weiter zu ſpielen, ſtand ſie ſchnell auf und flüſterte dem Kammerdiener Lebel einige Worte zu. „La France, was meinſt Du?" fuhr ſie dann laut gegen den König zugewandt fort. „Wir können doch nicht zu Bette gehen, ohne meinen Nachttrunk gekoſtet zu haben?"

„Bei Gott, ſie hat recht, wie immer," ſprach Ludwig XV. mit etwas ſchwerer Zunge. „Meine Herren und Damen, wir bleiben noch eine halbe Stunde ſitzen, um mit der Frau Gräfin den Nachttrunk zu leeren."

Bald zeigte ſich's, was unter dieſem Nachttrunk zu verſtehen ſei, denn Lebel bereitete eiligſt eine vierte Bowle Punſch. Allein den Thee, das Waſſer, den Zucker und den Citronenſaft ließ er ganz weg und nahm dafür ein halb Dutzend Flaſchen Champagner, welche er mit ebenſoviel Flaſchen Arack, nebſt einigen Ananasſchnitten miſchte. Es war ein furchtbar ſtarkes Getränk, das wie Feuer durch die Adern floß. Dennoch ließ ſich der König ſein mächtiges Kelchglas dreimal davon füllen und bald war die große Bowle leer.

„Gute Nacht, meine Herren und Damen," lallte jetzt der Beherrſcher von Frankreich, indem er ſich nur mit Mühe erhob, „und Du, mein Schatz," ſetzte er gegen ſeine Geliebte gewandt hinzu, „komm, gib mir Deinen Arm."

Auf dieſe Weiſe pflegte Ludwig XV. ſeine Zeit hinzubringen, ſeitdem er mit der Frau Gräfin von Dubarri zuſammenlebte!

Fünftes und letztes Kapitel.

Siebenzehnhundertvierundsiebenzig oder das Ende Ludwigs XV.

Wir sind am letzten Kapitel angelangt; aber wie viel haben wir nicht erlebt! Denken wir nur zurück an den Jüngling Ludwig XIV. und seine erste wirkliche Liebe, und vergleichen wir jene Zeit mit der jetzigen, wo eine Dubarri auf dem Throne sitzt! Eine Dubarri und mit ihr die Gemeinheit, die Unwissenheit, die Verächtlichkeit, mit Einem Wort die Vereinigung aller Laster, welche einer Bordellschwester ankleben! So moralisch versunken, so ohne Gränzen sittenlos war nicht einmal der Hof eines Sardanapals gewesen und es konnte nicht fehlen, diese scheußliche Verpestung mußte nothwendig das Blut aller derer, die mit dem Hofe in Berührung kamen, in eitel Gift und Eiter verwandeln! Darum sah man überall, wo man in Versailles sich hinwandte, nichts als ein entsetzlich zerrüttetes Familienleben und eine über alles Maß gehende Verwilderung der Sitten. Man sah nichts, als Wollust, Schlemmerei, Trägheit, Luxus, Verschwendung und in Verbindung mit diesen fünf Kardinaltugenden Lüge, Gewaltthat, Diebstahl, Rechtslosigkeit, Unterdrückung!

Wie verhielt sich nun aber die große Masse der französischen

Nation und wie besonders die Bürgerschaft von Paris, der eben so mächtigen, als tonangebenden Hauptstadt von Frankreich, zu dieser niederträchtigsten aller Regierungen? Der Leser weiß es, zum Theil wenigstens, bereits aus dem Vorhergegangenen und ich werde mich der Kürze gar wohl befleißigen dürfen.

Die Einen ergaben sich mit Verzweiflung in ihr trauriges Schicksal und zu diesen gehörten besonders die Bauern auf dem Lande nebst einem großen Theil der arbeitenden Klassen. „Was hilft es, wenn wir klagen? Das Schicksal hat uns einmal dazu bestimmt, mit dem Schweiße unseres Antlitzes für Andere zu arbeiten und von Glück, Wohlstand und Unabhängigkeit kann für uns nie und nimmer die Rede sein." Solches war die Sprache von vielen Hunderttausenden und von dieser Sprache der verzweifeltsten Resignation war es der Natur der Sache nach nur ein Schritt bis zum bigottesten Bigottismus. Man mußte doch in irgend Etwas Trost suchen und selbstverständlich sorgten die Geistlichen dafür, daß dieses Etwas die Religion, oder vielmehr das, was sie Religion nannten, sei. „Der Himmel wird euch für Alles entschädigen, was ihr in dieser Welt entbehret," sagten die frommen Hirten zu ihren Schafen und insbesondere sagten so jene jesuitischen Schwarzröcke, welche von jeher ihren Einfluß auf den unwissenden Pöbel gegründet haben. Das war der Grund, warum damals der Bigottismus, das ist die Religion der äußeren Formen verbunden mit dem krassesten Aberglauben, in Frankreich auf eine so schreckenerregende Weise überhand nahm; Hand in Hand aber ging damit eine Machtentwicklung der klericalen und jesuitisch gesinnten Parthei, wie sie Frankreich seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatte.

Fast nicht minder zahlreich, als diese Vielen, waren Diejenigen, in denen das schändliche Regiment den Zorn wach rief, den Zorn in Verbindung mit dem Haß, dem Hohn und der Verachtung. Zu ihnen gehörte unter dem Bürgerstande fast Jeder, der nur einigermaßen auf Bildung Anspruch machte, also insbesondere der Stand der besseren Arbeiter, so wie der der Gewerbsleute und Kaufherrn; die Hervorragendsten unter den Bürgerlichen aber, also die Advokaten, die Aerzte, die Schriftsteller, die Lehrer und die

Gelehrten — nun ſie bildeten natürlich die Elite unter den Unzufriedenen. Auch war davon keine Rede, daß ſie dieſe ihre Unzufriedenheit in ihrer Bruſt verſchloſſen hätten; nein im Gegentheil, ſie machten ihr Luft, und die Zahl der Pasquille, der Spottgedichte und der Schmähſchriften, von denen ich ſchon früher geſprochen, mehrte ſich jetzt in wahrhaft immenſer Weiſe. Ja man begnügte ſich ſogar bald nicht mehr mit den bloßen Lettern, ſondern fügte denſelben Illuſtrationen bei, durch welche der Scandal erſt ſein rechtes Niveau erreichte!

Gegen wen waren nun aber die Libelle gerichtet? Nun natürlich gegen Ludwig XV. und ſeine Maitreſſe Dubarri. Sodann gegen den Abbé Terray, „den Dieb von einem Finanzminiſter, der den Unterthanen das letzte Hemd vom Leibe zog;“ gegen den Canzler Maupeou, „den deſpotiſchen Unterdrücker alles Rechts;“ gegen den Miniſter des Auswärtigen Aiguillon, „welcher durch ſeine ſchwachſinnige Politik Frankreich zum Geſpött Europas machte;“ gegen den Miniſter des Königlichen Hauſes Brilliére, „deſſen ganze Thätigkeit darin beſtand, Lettres de Cachet zu ſchreiben;“ gegen den Marineminiſter von St. Germain, „der das Meer noch nicht geſehen hatte;“ kurz gegen das ganze Miniſterium und alle damit verbundenen Aemter. Endlich, und dieſes Feld erwies ſich als beſonders ergiebig, gegen die „ſchwarze Rotte Korah,“ das iſt gegen den ganzen pfäffiſchen Obſcurantismus und alle in Scheinheiligkeit ſich hüllende Devoten. Da colportirte man das Bild des Pfarrers von St. Euſtache, wie er die Frau Decanin der Schweſtern von der Charité im Arme wiegte, und dort ſang man das Lied vom Biſchof von Brieux, welchen ein Offizier mit dem bloßen Degen in der Fauſt, ſo wie er ihn bei ſeiner Frau traf, alſo faſt ohne alle Bekleidung bei hellem Tage durch die Straßen der Stadt jagte. Ein drittes Libell behandelte die Geſchichte der Nonnen von St. Calvaire, welche die Liebesbriefchen ihrer Freunde in ihren Cruzifixen aufzubewahren pflegten, und wieder eine andere Brochüre verkündete dem Publikum die Geheimniſſe der Abtei Fronſac, von der ein unterirdiſcher Gang in das benachbarte Nonnenkloſter der Carmeliterinnen führte. Doch wozu dieſen Stoff

noch weiter ausmalen? Er war so überreich an Varietäten, daß immer die eine Geschichte die andere an drastischem Reiz übertraf, und so kam es bald so weit, daß nicht Wenige unter den damals in Frankreich Lebenden der Ueberzeugung wurden, die Religion selbst, deren Träger sich durch so viel Sittenlosigkeit blosstellten, sei nichts als ein Betrug des Pfaffenthums, nicht mehr werth, als mit den sämmtlichen Pfaffen ersäuft und vernichtet zu werden.

Uebrigens nicht blos Spott und Hohn waren die Waffen, mit welchen die Unzufriedenen jener Zeit zu Felde zogen, sondern es kamen auch ernste Schriften heraus, welche den Haß und die Verachtung gegen das bestehende Regime fast noch mehr steigerten, als die beißendsten Satyren und Epigramme. Wer kennt nicht jetzt noch den großen Voltaire und seine herrlichen Schöpfungen, durch welche er in der Zeit, von der wir sprechen, die Franzosen förmlich elektrisirte? Wer hat nicht gehört von Helvetius und seinem berühmten Werke: „De l'Esprit," in welchem er die damaligen Zustände mit Keulenschlägen tractirte? Wer zollte nicht die tiefste Verehrung einem Rousseau, welcher groß dastünde, und wenn er auch nichts geschrieben hätte, als seine „Nouvelle Héloise," seinen „Emile" und seinen „Contrât social?" In all den Schriften aber, welche diese berühmten Männer herausgaben, wurde dem Volke die Loosung zugeworfen: „Alle Menschen sind gleich geboren," und diese Losung faßte der höhere Bürgerstand mit Begeisterung auf, so daß die Zahl der Unzufriedenen, der Hassenden und Verachtenden, mit jedem Tag um viele Tausende anschwoll!

Doch gab es denn Niemand, der das Königthum zu retten versucht hätte? Schon weiter oben, in einem früheren Kapitel, habe ich dem Leser erzählt, daß nicht Wenige von Damen und Herren aus den höheren Ständen sich durchaus nicht darein finden konnten, die Frau von Dubarri, die Dirne aus dem Volk, als ihre Herrin anzuerkennen, und daß sie daher eine Art Gegenpartei am Hofe bildeten. Freilich, nachdem der Herzog von Choiseuil seinen Abschied bekommen hatte, standen diese Herren und Damen ziemlich isolirt, und als Parthei hatten sie nun nichts mehr zu sagen; allein siehe da, durch die Verheirathung des Dau-

phin Louis, des Enkels Ludwig XV., erwachten sie auf einmal zu neuem Leben, denn die Frau Dauphine stellte sich an ihre Spitze. Der Leser weiß, daß die Prinzessin, welche der Dauphin heimführte, eine österreichische Erzherzogin war, die Tochter Maria-Theresias, mit Namen Marie Antoinette; das aber weiß er nicht, wie sich gleich von Anfang an das Verhältniß der Frau Dauphine zu Frau von Dubarri gestaltete und hierüber muß ich ihn nothwendig aufklären. Es war am 18. Mai 1770, also am zweiten Tage nach der Verheirathung des Dauphin, da gab Ludwig XV. zu Ehren des neuvermählten jungen Paares ein großes Banquet auf seinem Schlosse La-Muette und eben bei diesem Banquette ließ er es sich besonders angelegen sein, die Frau Dauphine mit seiner geliebten Dubarri, die ihm zur Seite saß, in ein recht gutes Einvernehmen zu setzen. Auch hatte es den Anschein, daß er damit reussirt habe, denn Marie Antoinette versicherte Seiner Majestät mehr als einmal, sie finde seine Freundin ganz charmant, und eben so überfloß Frau von Dubarri im Lobe der Kronprinzessin. Den andern Morgen jedoch gestaltete sich dieß ganz anders. An diesem Morgen nehmlich machte der Herzog von Lavauguyon dem Kronprinzlichen Paare, wie ihm oblag, seine Aufwartung und bei dieser Gelegenheit kam man auch auf die Frau Gräfin von Dubarri zu sprechen. „Sie ist sehr schön," äußerte sich dabei Marie Antoinette in ihrer bekannten vorschnellen Weise, „aber diese Schönheit wird von ihrer Frechheit und Unbildung weit übertroffen." Ungefähr zu derselben Zeit, wo diese Aeußerung fiel, frühstückte Ludwig XV. mit seiner geliebten Dubarri und bei diesem Frühstücke war der Herzog von Richelieu anwesend. „Ist sie nicht recht hübsch und artig, meine kleine Enkeltochter Marie Antoinette?" fragte der König. „O gewiß," erwiederte Frau von Dubarri mit einem Achselzucken, „aber sie gefiele mir viel besser, wenn ihr Haar weniger impertinent blond und ihre Taille weniger spindeldürr wäre." Beide Aeußerungen wurden in vertrauten Kreisen gemacht und weder Marie Antoinette, noch Frau von Dubarri dachten daran, daß ihre Worte würden weiter getragen werden. Aber sie wurden doch weiter getragen und, sobald nun jede der beiden Damen erfuhr, wie die

andere über ſie geurtheilt, faßten ſie einen unauslöſchlichen Haß gegen einander. Ja recht gründlich haßten ſie ſich und bewieſen dieß bei jeder Gelegenheit! Natürlich aber konnten nun die Hofleute ſelbſt nicht neutral bleiben, ſondern ſie mußten wohl oder übel auf die eine oder die andere Seite treten und ſo bekam denn die frühere Gegenpartei der Frau von Dubarri, wie ich oben geſagt, von neuem Leben und Kraft. Doch um was war es dieſer Parthei zu thun? Etwa darum, die Würde und Majeſtät des Königthums wieder herzuſtellen? Mein Gott, ſie kannte nur ein einziges Ziel, nehmlich das, die Frau von Dubarri zu ſtürzen, in allem Andern hatten ſie nichts an dem Könige auszuſetzen! Dieſes Ziel übrigens zu erlangen, machte das Dauphin'ſche Paar die gewaltigſten Anſtrengungen und wenn es auf dieſem Wege nicht ging, ſo ſchlug man flugs einen andern ein. So brachte man die Mademoiſelle Raby, eine vornehme Creolin von wunderbarer Friſche, an den Hof und erwartete mit Beſtimmtheit, daß ſie einen tiefen Eindruck auf die Sinne Ludwigs XV. machen werde; allein ſchon bei der erſten Vorſtellung beachtete ſie der Monarch kaum, und nachher nahm er gar keine Notiz mehr von ihr. So that man zum zweiten Male mit der Baronin von Neukirch, einer deutſchen Blondine, welche für ganz unwiderſtehlich galt, allein auch dießmal blieb Ludwig XV. vollkommen gleichgültig. So bewog man die „Schweſter Louiſe," jene jüngſte Tochter des Königs, welche, wie wir wiſſen, Karmeliterin geworden war, in ihrer Nonnentracht an den Hof zu kommen, um ihrem Vater eine moraliſche Vorleſung zu halten; allein Seine Majeſtät ſtarrte ſie an, wie eine ganz fremde Erſcheinung, und entfernte ſich, ehe ſie mit ihrem Sermon nur zum vierten Theile fertig geworden war. So machte man es mit dem Abbé von Beauvais ab, er ſolle dem Monarchen einmal von der Kanzel herab recht tüchtig die Meinuug ſagen, und der Abbé, darauf bauend, daß ihn der Dauphin ſeiner Zeit dafür befördern werde, hielt ſofort eine ganz fulminente Predigt, über deren Kühnheit ſelbſt das Kronprinzliche Paar aufs tödtlichſte erſchrack; Ludwig XV. aber blieb ganz kalt, ohne eine Miene zu verziehen, und es ſtellte ſich nachher heraus, daß

derſelbe die ganze Zeit über an etwas Anderes, vielleicht auch an gar nichts gedacht hatte. Kurz alſo, die ſämmtlichen Verſuche, den König von ſeiner geliebten Dubarri abzuziehen, ſchlugen fehl und das Einzige, was das Kronprinzliche Paar nebſt ſeinen Anhängern erreichte, war der Verdruß, ſich in allen Hoffnungen getäuſcht zu ſehen. Ja noch mehr, die übermüthige Maitreſſe lachte ihnen nun, eben ihrer verfehlten Verſuche wegen, ins Geſicht und ſie ſahen ſich ſomit, wenn ſie dieſem Hohn entgehen wollten, genöthigt, ſich von allen Feſtlichkeiten und Freuden des Hofs in den Schmollwinkel ihrer Einſamkeit zurückzuziehen.

So wurde der Frau von Dubarri endlich das Feld allein überlaſſen, und wer wird ſich nun darüber wundern, daß ſie jetzt erſt recht ihren Launen die Zügel ſchießen ließ? Mein Gott, es ſtand ihr ja von jetzt an kein Hinderniß mehr im Wege, denn Ludwig XV. war ſo weit heruntergekommen, daß er gar keinen eigenen Willen mehr hatte, ſondern alles unbedingt genehmigte, was ſie ihm vorſchlug, ſelbſt wenn es geradezu lächerlich und unehrenwerth war. So ernannte er zum Beiſpiel auf ihren Wunſch den kleinen Negeraffen Zamore, alſo ein Weſen, das mehr Thier als Menſch war, zum Gouverneur vom Schloß Lucienne mit einem Gehalt von 6000 Livres und der Kanzler Maupeou mußte das betreffende Brevet in aller Form ausfertigen. Endlich, um den Triumph der Frau von Dubarri vollſtändig zu machen, machte ihr der Prinz von Soubiſe, das Haupt der hochadeligen Familie Rohan, den Vorſchlag, ihren Neffen, den Vicomte Adolph, — es iſt weiter oben von dieſem jungen Herrn bereits die Rede geweſen — mit dem Fräulein von Tournon, einer nahen Verwandtin von ihm, zu verheirathen, und hiedurch wurde — die Heirath fand zu Ende 1773 wirklich ſtatt — die frühere Mademoiſelle Lançon, die Couſine von Prinzen und Herzogen. Was konnte ſie nun noch mehr verlangen? Dennoch aber that ſie es wie ich jetzt ſogleich berichten will.

Es war am Morgen des 19. April 1774 und die Gräfin lag wie gewöhnlich noch zu Bette. Soeben hatte ſie die beiden Hofjuweliere Böhmer und Baſſange empfangen und in Folge dieſes Beſuchs befand ſie ſich in der heiterſten Stimmung. Die Juweliere

waren nehmlich zu ihr gekommen, um ihr mitzutheilen, daß der König sie beauftragt habe, für seine Favoritin ein äußerst kostbares Diamanten-Halsband — dasselbe Halsbald, welches nachher unter Ludwig XVI. zu der berüchtigten Halsbandgeschichte Veranlassung gab und dessen Werth die Kleinigkeit von 1,800,000 Livres betrug — anzufertigen, und sie wollten nun von ihr wissen, in welcher Form dieses Halsband ausgeführt worden sollte. Was Wunder also, wenn Frau von Dubarri, die putzliebendste der putzliebenden Frauen, in der Aussicht auf einen neuen, ganz einzigen Schmuck sich in der heitersten Stimmung befand? So traf sie der Kanzler Maupeou, der gleich nach der Entfernung der beiden Juveliere in athemloser Eile bei ihr eintrat.

„Ha, gnädigste Gräfin," rief er schon unter der Thürschwelle, „welch' glorioſe Nachricht habe ich für Sie, und wie schätze ich mich glücklich, daß gerade ich der Träger dieser Nachricht sein darf!"

„Alle Teufel, Maupeou," lachte ihm Frau von Dubarri entgegen, „Sie schnaufen ja, als hätten Sie den Athem eines Elephanten, und dann, wo haben Sie denn Ihre Galanterie gelassen? Sind Sie noch je bei mir eingetreten, ohne mir die Hand zu küssen?"

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," entgegnete der Kanzler, der nun schnellstens das Versäumte nachholte; „aber die glorioſe Nachricht, die ich in Petto habe — mein Gott, sie drückt mir fast das Herz ab."

„Was?" lachte Frau von Dubarri noch lauter als zuvor. „Sie haben ein Herz, Maupeou? Davon besaß ich bis jetzt keine Ahnung. Doch nun endlich heraus mit der Sprache. Worin besteht Ihre Nachricht?"

„Darin," platzte der Kanzler heraus, „daß der König Sie zur Herzogin von Roquelaure erheben will. Vor einer halben Stunde erst ließ mich Seine Majestät rufen, um sich mit mir über das auszufertigende Patent zu berathen, und natürlich eilte ich nach beendigter Audienz auf Windesflügeln hierher, um Ihnen, ob es wohl eigentlich noch ein Geheimniß sein sollte, das hohe Glück zu verkünden."

„Und das ist alles?“ war die sehr kühle Antwort der Frau von Dubarri. „Wie nun aber, wenn ich nicht Herzogin werden will?“

Der Kanzler prallte um vier Schritte zurück und seine Augen drohten ihre Höhlen zu verlassen. „Nicht Herzogin werden?“ schrie er. „Herr Gott im Himmel, sind Sie denn plötzlich..... Doch nein,“ unterbrach er sich selbst, „die Frau Gräfin treiben nur Ihren gnädigen Spaß mit mir.“

„Nein,“ versetzte Frau von Dubarri in sehr bestimmter Weise, „es ist mein vollkommener Ernst. Mein Vetter Soubise — sie betonte das Wort „Vetter“ mit offenbar großer Genugthuung — hat mir ein ganz anderes Ziel vor Augen gestellt.“

„Ah,“ sagte der Kanzler, auf einmal sehr aufmerksam werdend. „Und darf man dieses Ziel vielleicht kennen?“

„Warum denn nicht?“ erwiderte Frau von Dubarri leichthin. „Der König hat mich schon vor mehreren Tagen merken lassen, daß er mir die Herzogswürde zugedacht habe, und ich sprach sofort darüber mit meinem Vetter. Soubise aber meinte, ich solle mir Frau von Maintenon zum Muster nehmen.“

Ein Blitz zuckte über das Antlitz des Kanzlers. „Die Frau Marquise von Maintenon war mit seiner Majestät dem Könige Ludwig XIV. in geheimer, aber gesetzlicher Ehe verbunden,“ sprach er dann langsam, jedes Wort besonders betonend. „Hierauf spielten Sie wohl unbezweifelt an?“

„Natürlich,“ entgegnete die Gräfin, „und ich sehe nicht ein, warum Ludwig XV. nicht auch hierin in die Fußstapfen seines großen Vorgängers treten sollte.“

„Versteht sich, versteht sich,“ rief jetzt der Kanzler wie entzückt. „Wo hatte ich denn meinen Kopf, daß ich nicht zuerst auf diesen gottvollen Gedanken kam? Es liegt freilich ein kleines Hinderniß vor, aber.....“

„Sie meinen,“ unterbrach ihn die Gräfin lebhaft, „meine Ehe mit dem Grafen Dubarri? Aber die ist ja, wie Sie wissen, nie vollzogen worden und somit kann die Auflösung derselben keine große Schwierigkeiten haben.“

„Ganz mit Ihnen einverstanden, meine allergnädigste Frau

Gräfin," stimmte der Kanzler bei, indem er sich die Hände vor Vergnügen rieb, „und was die Unterhandlungen mit dem päbstlichen Stuhle betrifft, so....."

„So," unterbrach ihn Frau von Dubarri zum zweiten Male, „so wird Monsignore Giraud, der Cardinalnuntius Seiner Heiligkeit, sie schon glücklich zu Ende führen. Wenigstens versprach er das meinem Vetter Soubise."

„Dann," sagte der Kanzler in feierlichem Tone, indem er sich vor dem Bette der Mätresse auf ein Knie niederlies; „dann erlauben mir Eure Majestät, Allerhöchstihnen jetzt schon meine tiefunterthänigste Huldigungen darzubringen."

Es handelte sich also, wie der Leser aus dieser kurzen Unterhaltung gesehen haben wird, im Frühjahr 1774 um nichts Geringeres, als um die Verheirathung der Frau von Dubarri mit Ludwig XV. Ja, wahr und wahrhaftig, um das Maaß der Schmach voll zu machen, sollte sie, die frühere Putzmamsell Lançon und nachherige öffentliche Dirne, auf den Thron von Frankreich erhoben werden, und es würde ohne Zweifel — die mit Rom eingeleiteten Unterhandlungen hatten einen guten Fortgang — so weit gekommen sein, wenn nicht das Schicksal mit Gewalt dazwischen getreten wäre. Das Schicksal in Gestalt des Todesengels, der jetzt plötzlich seine Sense über Ludwig XV. schwang!

Am 15. Februar 1710 hatte Ludwig XV. das Licht der Welt erblickt und er war also jetzt in der Mitte des April 1774 einige Monate über vierundsechzig Jahre alt und nichts deutete darauf hin, daß ihm ein baldiges Ende bevorstehe. Da, gerade an jenem 19. April von welchem ich so eben gesprochen, sollte es schnell anders werden.

Am besagten Tage nehmlich, gleich nach Tische, fühlte Ludwig XV. sich unwohl, ohne daß er jedoch angeben konnte, was ihm eigentlich fehle. Vielmehr klagte er nur über allgemeine Schwäche und eine gränzenlose Müdigkeit. Auch war er so abgespannt, daß ihm die Glieder fast den Dienst versagten, und vor dem Essen und Trinken hatte er einen Ekel. Man ließ also, nachdem man ihn zu Bette

gebracht, sogleich den Staatsrath Sénac, den damaligen ersten Königlichen Leibarzt, rufen und dieser zog sofort noch, um ja nichts zu versäumen, den ersten Leibchirurgen, den Doctor La Martinière, eine Berühmtheit in der medicinischen Welt, bei.

„Nun, was fehlt mir?" fragte Ludwig XV., als er von einem Halbschlummer aufwachend die beiden Aerzte links und rechts vor seinem Bette stehen sah.

„Sire," sagte La-Martinière in seiner gewohnten freisinnigen Weise, „Sie werden gestern wieder einmal des Guten zu viel gethan haben."

„Nicht mehr als sonst auch," erwiderte Ludwig XV.; „aber ich spür's, ich werde alt und es wird wohl an der Zeit sein, den Radschuh ein bischen einzulegen."

„Nein, Sire," versetzte La-Martinière, „ganz ausspannen, das ist mein Rath."

Der König sah den Arzt stier an, als ob er ihn nicht recht verstanden hätte, und lehnte sich dann stumm zurück.

Den andern Morgen am 20., bestand Ludwig XV. darauf, aus dem Bette gebracht zu werden, um Frau von Dubarri zu besuchen, und man kam auch richtig seinem Befehle nach. So wie er aber angezogen war, fühlte er sich so schwach und müde, daß er augenblicklich in einen Lehnstuhl sank und den ganzen Morgen darin zubrachte. Jetzt fühlte sich Frau von Dubarri doch beunruhigt und es mußte sofort nach ihrem Befehl auch noch der zweite Königliche Leibarzt, der Doctor de La Monnier, so wie ihr eigener Arzt, der Doctor Bordeu, ins Concilium gezogen werden. Sofort kams zu langen Berathungen und Debatten; endlich aber drang Sénac damit durch, daß man dem König strenge Diät nebst einfachen Stärkungsmitteln verordnete. Allein weder die Diät, noch die stärkenden Mittel wollten anschlagen. Stumm und stier saß der Monarch da, oft ganze Stunden lang wie blödsinnig vor sich hinstarrend, und auch Nichts, gar Nichts, nicht einmal die Gegenwart der Frau von Dubarri konnte ihn aus dieser schreckenerregenden Lethargie aufwecken. Uebrigens nahm er die Speisen

und Getränke, die man ihm reichte, ohne Widerstreben und äußerte in keinerlei Weise Schmerzen.

Sechs Tage hatte nun schon dieser Zustand gedauert, da ließ am 25. April Abends die Frau von Dubarri den Doctor Bordeu, ihren Leibarzt, rufen und wollte von ihm klaren Wein eingeschenkt haben.

„Hm!" meinte der Doctor; „ich denke, ich mache mich am klarsten, wenn ich eine Gegenfrage stelle. Was wird wohl mit einer Uhr oder sonstigen Maschine geschehen, wenn man ihr kein Oel gibt?"

„Nun natürlich, sie wird stille stehen," erwiderte Frau von Dubarri.

„Wohl, wohl," versetzte der Arzt, „und so ist's auch beim Könige. Die Maschine seines Leibes entbehrt des Oeles."

„Also," rief Frau von Dubarri; „also meinen Sie, es stehe gefährlich mit ihm? Kann man denn der Maschine seines Leibes, wie Sie sich ausdrücken, nicht künstlich Oel einträufeln?"

„Hm!" fuhr der Doctor achselzuckend fort. „Der Staatsrath Sénac versuchts wirklich mit Diät und stärkenden Mitteln. Ich halte aber nicht viel darauf. Nach meiner Ansicht würde ein Sturmmittel eine ganz andere Wirkung hervorbringen."

„Bitte," sagte Frau von Dubarri, „Sie müssen deutlicher sein. Also ohne Winkelzüge, frisch von der Leber weg."

„Gut," sprach der Arzt. „Vor Allem werde ich morgen auf eine Luftveränderung bringen und wir fahren sofort mit dem Patienten nach Trianon, wo keine Aufpasser um uns herum sind. Dann setzen wir dem König gleich am ersten Abend mit starken gewürzten Weinen zu und ich füge noch einige heftige Stimulantia bei. Schließlich, wenn letztere ihre Wirkung äußern, schicken wir dem alten Herrn eine noch kaum entwickelte Rosenknospe ins Gemach, gerade wie man bei König David that, und ich stehe dafür, Ludwig XV. wird den andern Morgen als ein neuer Mensch aufstehen."

Aufmerksam hörte die Frau von Dubarri zu und da ihr die Sache einleuchtete, so ertheilte sie alsbald ihre Einwilligung; allein was den König kuriren sollte, das wurde die Ursache seines beschleunigten Todes.

Ich will es mit kurzen Worten berichten. Am 26. April fuhr man nach Trianon und dort that man ganz so, wie es Doktor Bordeu angab. Auch war das junge Mädchen, das man dem alten Sünder, nachdem man ihn überreizt hatte, überlieferte — die Tochter eines Tischlers, welchen man mit Geld gewann — eine wirkliche frische Rosenknospe und schien die Gesundheit selbst zu sein. Allein dieser Schein trügte, denn die Kleine trug den Keim der Blattern in sich, welche schon den andern Morgen auf's

heftigste — sie starb nach wenigen Tagen — bei ihr ausbrachen. Nun erschrack Bordeu furchtbar; doch es war zu spät. Der König hatte die Blattern geerbt und mußte sich schon am 27. legen. Sofort brachte man ihn im Bett nach Versailles zurück und die Aerzte hielten wieder ihre Consilien ab. Dießmal aber herrschte vollständige Uebereinkunft unter ihnen, das heißt, sie wußten, daß bei dem gründlich verdorbenen Blute des Königs an eine Genesung desselben nicht zu denken sei. Man sagte ihm übrigens nichts hievon, um ihn nicht mit der Todesangst zu quälen; und ebenso verheimlichte man der Frau von Dubarri die Größe der Gefahr. Da, in der fünften Nacht nach seiner Erkrankung, kam der Monarch bei Betrachtung der häßlichen Giftgeschwüre, mit denen sein Leib bedeckt war, von selbst auf den Gedanken, daß er die Pocken habe, und augenblicklich verlangte er nun nach dem Erzbischof von Paris. Zu gleicher Zeit kam ihm aber auch noch ein anderer Gedanke, der nehmlich, daß die Herren Geistlichen nunmehr die Scene von Metz mit ihm wiederholen würden, und um dieß unmöglich zu machen, ertheilte er sofort den Befehl, daß gleich den andern Morgen die Frau Herzogin von Aiguillon mit Frau von Dubarri nach ihrem Schloß Ruel abzureisen habe. Kaum war dieser Befehl ausgeführt, so erschien der Erzbischof mit dem Großalmosenier, um den Monarchen Beichte zu hören und ihm die Absolution zu ertheilen. Letzteres jedoch nur erst dann, nachdem Ludwig XV. vor seiner ganzen Umgebung über sein bisheriges scandalöses Leben die tiefste Reue an den Tag gelegt und zugleich feierlichst versprochen hatte, nie mehr in seine alten Laster zurückzufallen. Und in der That, der König hielt dießmal sein Versprechen, oder vielmehr er mußte es halten, denn seine Krankheit steigerte sich sofort von Stunde zu Stunde und am 10. Mai Abends gegen sieben Uhr hauchte er seinen letzten Athem aus.

Er war also jetzt todt, der König Ludwig XV., der „Vielgeliebte," wie ihn seine Schmeichler zu nennen beliebten; er war todt und merkwürdig, die Monarchie hatte, wie er richtig prophezeit, zusammengehalten, so lange er lebte. Aber nicht minder wahr war es: die Revolution donnerte bereits in der Ferne und bald sollte ihr Sturm über Frankreich hinbrausen. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat war das Königthum durch die Mätressenwirthschaft tiefer herabgewürdigt worden, und jetzt, am Schlusse der Laufbahn Ludwigs XV., gab es unter den Millionen, welche Frankreichs Nation zählte, nur noch Vereinzelte, fast nur noch Bevorrechtete, welche nicht vom tiefsten Ekel, sowie nicht minder vom tiefsten Hasse gegen das Königthum erfüllt gewesen wären. So konnte der Umsturz nicht ausbleiben, trotz des gutmüthigen Charakters und der Sittlichkeit dessen, welcher dem Könige Ludwig XV. in der Regierung folgte; das klarste Anzeichen aber

deſſen, was kommen mußte, lag darin, wie die Nation den Tod des „Vielgeliebten“ begrüßte. An ſeinem Begräbniß nehmlich — es mußte ſchnellſtens vorgenommen werden, weil der Verſtorbene ſchon faulte, ehe er noch die Augen ſchloß — ſchwenkte das Volk vor Freuden den Hut und alle Welt jauchzte zu der Grabſchrift, welche ihm ein Unbekannter erdichtete:

Remplissant ses honteux destins
Louis a fini sa carrière.
Pleurez Coquins! Pleurez Putins!
Vous avez perdu votre Père!

Noch bleibt mir übrig, mit kurzem über die letzten Schickſale der Frau von Dubarri zu berichten. Unmittelbar nach dem Tode Ludwigs XV. erſchien der Miniſter des Königlichen Hauſes, der Herzog von Brillière, mit einem von Ludwig XVI. unterſchriebenen Verhaftsbefehl auf Schloß Ruel und eröffnete ihr, daß ſie nach dem Kloſter Pont-aux-Dames in Brie, nahe bei Meaux, confinirt ſei. Sie war wüthend darüber, ſchon deßwegen, weil Brillière ihr die Lettre de cachet überbrachte — derſelbe Brillière, welcher noch vor wenigen Tagen tief demüthig Alles ausgeführt hatte, was ihr beliebte, ihm zu befehlen. Noch mehr ſteigerte ſich ihr Zorn, als man ihr nach ihrer Ankunft im Kloſter eröffnete, daß ſie ſtreng abgeſchloſſen in einer Zelle zu leben habe und nicht einmal einen Brief abſchicken dürfe, ohne daß ihn die Aebtiſſin vorher durchgeleſen hätte. Doch was half's? Sie mußte ſich fügen. Nach zwei Jahren übrigens ſchon erhielt ſie Erlaubniß, nach ihrem Schloß Lucienne überzuſiedeln, und da lebte ſie nun mit großem Glanze, denn ſie beſaß des Geldes genug, weil ſie die 180,000,000 Livres, die ſie während ihrer Herrſchaft dem Staatsſchatze nach und nach entzogen, zum Theil in Liegenſchaften, zum größeren Theile aber in Edelſteinen und Schmuckſachen angelegt hatte. Als die Revolution ausbrach, ließ man ſie im Anfang ungeſtört; wie ſie aber mit den adeligen Emigranten in Verbindung trat und dieſelben eifrigſt unterſtützte, ließ ſie Robespierre verhaften und ſofort auch zum Tode verurtheilen. Vergebens bat ſie kniefällig um Gnade; vergebens rief ſie auf dem Wege zum Schaffot das Volk um Mitleiden und Hülfe an — am 6. Dezember 1793 fiel ihr Kopf unter der Guillotine. Das war das Ende der Frau von Dubarri, der letzten dominirenden Mätreſſe Frankreichs, und damit wollen wir dieſes Buch ſchließen.

Inhalts-Verzeichniß

des

zweiten Bandes.

IV. Buch. Das Zwischenreich der Regentschaft.

		Seite
1. Kapitel.	Der Umzug nach Paris	7
2. „	Eine neue Erfindung der Herzogin von Berry	22
3. „	Die große Verschwörung	42
4. „	Die würdigen Freunde des Regenten, genannt Roué's	66
5. „	Eine Pariser Straßen-Emeute	111
6. „	Die Salbung Ludwigs XV.	130
7. „	Der Tod räumt schnell auf	148

V. Buch. Die vier Schwestern Mailly-Nesle.

1. Kapitel.	Der neue Premierminister	171
2. „	Eine Palastrevolution	186
3. „	Das Muster eines Ehemanns	228
4. „	Die erste der vier Schwestern oder die Gräfin Mailly	233
5. „	Die zweite der vier Schwestern oder die Gräfin von Vintimille	309
6. „	Aller guten Dinge sind drei oder die Herzogin von Chateau-Roux	325
7. „	Diana-Adelaide, Herzogin Laureguais-Brancas, die vierte Schwester, oder die Geliebte von einer Nacht	355
8. „	Ein kurzer Triumph der alten Liebe	394

VI. Buch. Die Zeiten der Pompadour.

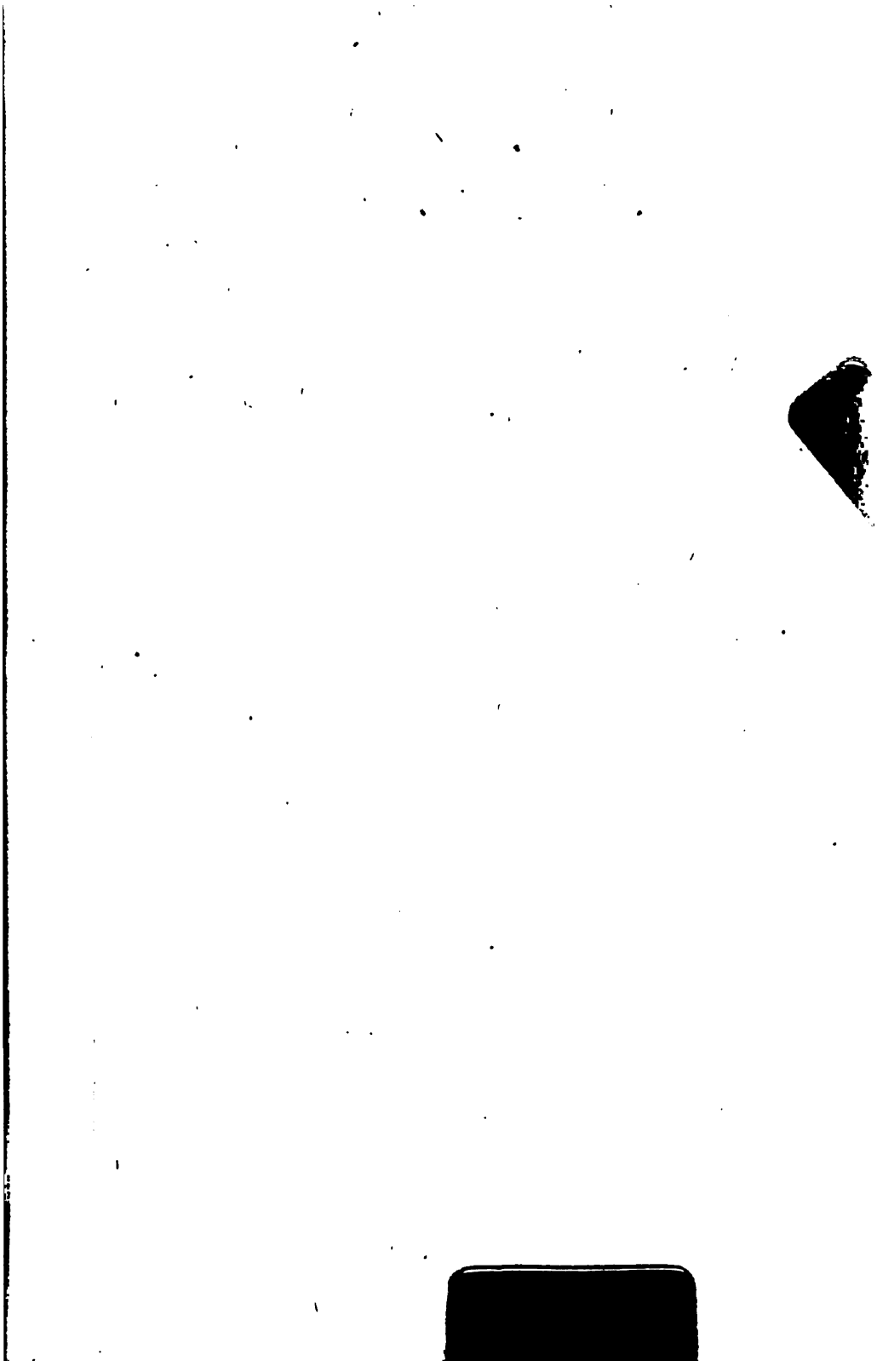
1. Kapitel.	Frau Antoinette von Etiolles, geborene von Poisson oder der Königsbissen	419
2. „	Schloß Bagneux	440

3. Kapitel.	Der Friede von Aachen	. . . . .	459
4. „	Die Familie Poiſſon	. . . . .	473
5. „	Die Pompadour und der Hirſchpark	. . . . .	484
6. „	Der ſiebenjährige Krieg und der verſuchte Königsmord	. . .	501
7. „	Das Miniſterium Choiſeuil und der Sturz der Jeſuiten	. .	525
8. „	Die Vergänglichkeit alles Irdiſchen	. . . . .	544

VII. Buch. Die Zeiten der Dubarri.

1. Kapitel.	Abermals die Herren Patres vom Orden Jeſu	. . . . .	551
2. „	Eine öffentliche Dirne wird hoffähig	. . . . .	570
3. „	Der Sturz des Herzogs von Choiſeuil	. . . . .	589
4. „	Ein Tag bei Hofe unter dem neuen Regime	. . . . .	614
5. „	Siebenzehnhundertvierundſiebenzig oder das Ende Ludwigs XV.		647

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

FORM 419